KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 8
DAS 15. UND 16. JAHRHUNDERT



rororo

ZU DIESEM BUCH Karlheinz Deschners Ermittlungen beginnen im 14. Jahrhundert mit Clemens IV. in Avignon, einem Vorläufer der berüchtigten Renaissancepäpste. Diese Stellvertreter Gottes, korrupt und geil, verschwenderisch und genußgierig, agierten als allerhöchste Schmarotzer an der Spitze einer moralisch verkommenen Hierarchie geweihter Männer ihresgleichen. Im Großen Abendländischen Schisma (1378 bis 1453) bekämpften einander gleich drei (Gegen-)Päpste dieser Sorte mit Waffengewalt. In allerchristlichster Nächstenliebe zerfleischen sich die Großmächte Frankreich und England im Hundertjährigen Krieg (1338 bis 1453), während im östlichen Mitteleuropa die Deutschordensritter unter den bereits christianisierten Slawen wüten. Das schamlose Treiben der römischen Kamarilla schrie förmlich nach einem Regimewechsel. Mit Männern wie John Wycliff, Jan Hus und Martin Luther kommt die innerchristliche Opposition zu Wort. Doch die Reformation führt nirgendwo zur Revolution, vielmehr verhindert sie den Kollaps des Papsttums. Jetzt wird die Verfolgung von «Ketzern», Hexen und Juden nur noch fanatischer. Das längste Kapitel widmet Deschner dem Leiden der Landbevölkerung, die seit Anfang des Mittelalters bis weit in die Neuzeit gleichermaßen von Adel und Klerus ausgesaugt und gequält wird.

DER AUTOR Karlheinz Deschner, geboren 1924 in Bamberg, im Krieg Soldat, studierte Jura, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 1958 veröffentlicht Deschner seine entlarvenden und provozierenden Geschichtswerke zur Religions- und Kirchenkritik. Der forschende Schriftsteller lebt in dem durchaus katholisch geprägten Frankenstädtchen Haßfurt am Main. Für seine Forschungen wurde er mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.
Weitere im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienene Bände der «Kriminalgeschichte des Christentums»: Band 1 «Die Frühzeit» (rororo 19969), Band 2 «Die Spätantike» (rororo 60142), Band 3 «Die Alte Kirche» (rororo 60244), Band 4 «Frühmittelalter» (rororo 60344), Band 5 «9. und 10. Jahrhundert» (rororo 60556), Band 6 «11. und 12. Jahrhundert» (rororo 61131), Band 7 «13. und 14. Jahrhundert» (rororo 61511). Im Buchverlag sind erschienen: «Opus Diaboli», Reinbek 1987; «Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert», Reinbek 1991; «Oben ohne», Reinbek 1997; «Memento!», Reinbek 1999.

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 8

DAS 15. UND 16. JAHRHUNDERT

Vom Exil der Päpste in Avignon bis zum Augsburger Religionsfrieden

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, März 2006

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München,
nach einem Entwurf von any.way Hamburg
(Abbildung: Joachim Blauel – Artothek/
Bayerische Staatsgemäldesammlungen)
Satz Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 13: 978 3 499 61670 9
ISBN 10: 3 499 61670 X

Gewidmet besonders meinen Freunden Alfred Schwarz und Herbert Steffen sowie allen, deren selbstlosen Beistand ich, nach dem steten meiner Eltern, dankbar erfuhr:

Joachim Ackva
Wilhelm Adler
Prof. Dr. Hans Albert
Lore Albert
Klaus Antes
Else Arnold
Josef Becker
Karl Beerscht
Dr. Wolfgang Beutin
Dr. Otto Bickel
Prof. Dr. Dieter Birnbacher
Dr. Eleonore Kottje-Birnbacher
Kurt Birr
Dr. Otmar Einwag
Dr. Sylvia Engelfried
Dieter Feldmann
Dr. Karl Finke
Franz Fischer
Kläre Fischer-Vogel
Henry Gelhausen
Dr. Helmut Häußler
Prof. Dr. Dr. Norbert Hoerster
Prof. Dr. Walter Hofmann
Dr. Stefan Kager und Frau Lena
Hans Kalveram
Karl Kaminski und Frau
Dr. Hedwig Katzenberger
Dr. Klaus Katzenberger
Hilde und Lothar Kayser
Prof. Dr. Christof Kellmann
Prof. Dr. Hartmut Kliemt
Dr. Fritz Köble
Hans Koch
Hans Kreil
Ine und Ernst Kreuder
Eduard Küsters
Robert Mächler
Jürgen Mack
Volker Mack
Dr. Jörg Mager
Prof. Dr. H. M.
Nelly Moia
Fritz Moser
Regine Paulus
Jean-Marc Pochon
Arthur und Gisela Reeg
Hildegunde Rehle
M. Renard
Gabriele Röwer
German Rüdel
Dr. K. Rügheimer u. Frau Johanna
Heinz Ruppel und Frau Renate
Martha Sachse
Hedwig und Willy Schaaf
Friedrich Scheibe
Else und Sepp Schmidt
Dr. Werner Schmitz
Norbert Schneider
Alfred Schwarz
Dr. Gustav Seehuber
Dr. Dr. Gunter F. Seibt
Dr. Michael Stahl-Baumeister
Herbert Steffen
Prof. Dr. Dr. Dr. h. c.
Wolfgang Stegmüller
Almut und Walter Stumpf
Artur Uecker
Dr. Bernd Umlauf
Helmut Weiland
Klaus Wessely
Richard Wild
Lothar Willius
Dr. Elsbeth Wolffheim
Prof. Dr. Hans Wolffheim
Franz Zitzlsperger
Dr. Ludwig Zollitsch

INHALT

1. KAPITEL

DIE ANFÄNGE KARLS IV. VON LUXEMBURG-BÖHMEN (1346–1378) UND CLEMENS VI. (1342–1352), EIN VORLÄUFER DER RENAISSANCE-PÄPSTE

«Karl verstand sich gemäß der herrschenden Königsvorstellung im Herrscheramt als Stellvertreter Christi. Darüber hinaus fühlte er sich von Gott zum Herrscher auserwählt. Bei der Ausübung der Königsherrschaft ließ sich Karl von der christlich-kirchlichen Auffassung vom Herrscheramt leiten.» «Karl IV. übervorteilte dabei, er überlistete, täuschte, sprach doppelzüngig, er betrog, stiftete Schaden, erregte Zwietracht, wiegelte auf. Karl scheute sich nicht, Vorteile aus den Verbrechen an den Juden zu ziehen ...» «Sein göttliches Sendungsbewußtsein wie sein Glaube, im Auftrage Gottes zu regieren, sanktionierten seine allgemeine und besondere Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel.»
Eckhard Müller-Mertens[1]

«Klemens' verschwenderische Hofhaltung und sein prächtiges Gefolge waren einem weltlichen Fürsten, nicht aber einem Kirchenfürsten angemessen. Er genoß Bankette und farbenfrohe Feste ... Er war ein schamloser Nepotist, der Verwandte und Landsleute mit Ämtern und Geschenken überhäufte. Die enormen Ausgaben, die der Kirche nicht nur aufgrund dieser Maßlosigkeit, sondern auch durch riesige Kredite an Frankreich, den Erwerb von Avignon (80 000 Goldstücken) und den aufwendigen Bau des Palais Neuf erwuchsen, sowie die Feldzüge in Italien und gegen die Türken, fraßen alsbald die umfangreichen Gelder auf, die Johannes XXII. und Benedikt XII. angehäuft hatten.»
John Norman Davidson Kelly[2]

Ein neuer «Pfaffenkönig»?

Hatte der Vorgänger, Kaiser Ludwig IV. der Bayer, den letzten großen Kampf gegen die Päpste ausgetragen (VII 486 ff.), so versuchte der Nachfolger, nicht ohne Erfolg, sein Glück mit ihnen. Diverse Umstände und Eigenheiten kamen ihm dabei zustatten. Vor allem die Schwäche der Päpste, die Krise des französischen Königtums, nicht zuletzt gewisse Seiten seines eignen Geistes und Charakters.

Karl IV., der künftige deutsche Kaiser, war der Urenkel König Rudolfs I. von Habsburg, der Enkel Kaiser Heinrichs VII. und wurde als ältester Sohn König Johanns von Böhmen aus dem Hause Luxemburg am 14. Mai 1316 in Prag geboren. Aus mütterlich přemyslidischer Tradition stammt sein Taufname Wenzel. Nach einer unglücklichen frühen Kindheit (durch das Zerwürfnis seiner Eltern) in Böhmen, schickte ihn sein Vater siebenjährig nach Paris; er wurde am Hof seines Onkels Karl IV. von Valois erzogen und erhielt nach diesem, seinem Firmpaten, den Namen Karl.

Der Prinz war hochtalentiert und für seine Zeit ungewöhnlich gebildet. Er sprach – «Dank der göttlichen Gnade», sagt er in seiner Autobiographie – Tschechisch, seine Muttersprache, ferner Deutsch, Italienisch, Französisch, Lateinisch (urkundete aber nur Lateinisch und Deutsch). Bald kam er in einflußreiche geistliche Hände. Sein maßgeblicher Lehrer, dies bezeugt Karl wieder selbst, wurde der Benediktiner Pierre Roger, seinerzeit Abt von Fécamp, Vertrauter des französischen Königs, später Papst Clemens VI. 1330, vierzehnjährig, aus Paris abberufen, führte sein Großonkel, der Kurfürst und Erzbischof Balduin von Trier, eine Schlüsselfigur der damaligen deutschen Politik, Karl in das politische Leben und

die territoriale Verwaltungspraxis seines Luxemburger Stammlandes ein.[3]

Karl IV., der wie kaum ein andrer mittelalterlicher Potentat die Aufmerksamkeit moderner Historiker findet, soll nicht nur klug, sondern auch heimtückisch, doppelzüngig gewesen sein, ein «abgebrüht listiger Mensch» (Diwald), energisch, zielbewußt, sparsam, doch ebenso geldgierig und auf stete Mehrung seiner Hausmacht bedacht.

Beherrscht von Sündenfurcht, von Angst vor dem Jüngsten Gericht, unterzog er sich regelmäßig Exerzitien, Bußübungen, verfaßte Predigten, betete mitunter tagelang, rief Heilige an, die Slawenapostel Kyrill und Method (V 225 ff.), deren Festtag er zum öffentlichen Feiertag erklärte. Er verehrte besonders den hl. Wenzel, den hl. Karl sowie Reliquien, deren Kult er überdies ungewöhnlich förderte, auch selbst ekstatisch vollzog. Er begünstigte religiöse Erneuerungsbewegungen, berichtete in seiner «Vita Caroli IV. ab ipso conscripta», der fast einzigen Autobiographie eines europäischen Herrschers, auffallend ausführlich über die Grundsätze eines christlichen Lebens, fühlte sich auch als Fürst von Gott geleitet und im Kampf beschützt. Nicht zufällig figurierte er gern als Priesterkönig, umgeben von religiösen Symbolen, in Anbetung der Madonna mit dem Jesuskind, ja wollte überhaupt Prag zum «Rom des Nordens» machen.[4]

Eigene militärische, finanz- und wirtschaftspolitische Erfahrungen sammelte Karl zwischen 1331 und 1333 als Statthalter seines Vaters in Oberitalien, wobei er in Pavia einem Giftattentat entging – «unter dem Schutz der göttlichen Gnade, weil eine feierliche Messe ausführlich gehalten wurde und ich dabei kommunizierte und vor dem Frühstück nichts essen wollte». Wie überhaupt der Versuch, das reiche, doch von Parteien zerrissene, von Fehden geschüttelte Land unter Luxemburger Regentschaft zu schröpfen, die «Reichssteuer» einzustreichen, trotz triumphaler Anfangserfolge so gänzlich mißlang wie einst der barbarische Kriegszug seines geldhungrigen Großvaters Heinrich VII. (VII 453 ff.!).

Auch Papst Johann XXII. war in das böhmische Abenteuer verstrickt; wollte er doch seine lombardischen Feinde durch den Böh-

menfürsten vernichten lassen, bevor er diesen selber wieder beseitigt hätte. Der junge Karl freilich mochte das Fiasko nicht blutig fortsetzen. «Als unser Vater nun sah», schrieb er später, «daß ihm die Mittel ausgingen und er nicht weiter Krieg gegen die Herren der Lombardei führen könne, dachte er an einen Rückzug und wollte uns die Städte und den Krieg überlassen. Wir aber verweigerten, was wir mit Ehren nicht behaupten konnten.» So verschwanden die beiden Fürsten schließlich ohne jeden Erfolg «wie Rauch» aus dem Land.

Karl IV. hat in der Tat, eine rühmliche Ausnahme unter den Monarchen des christlichen Mittelalters, nur selten und dann nie über längere Dauer Krieg geführt. So 1371 und 1373 je einen Feldzug gegen die Mark Brandenburg, worauf er die Wittelsbacher für den Verlust mit immerhin 500 000 Gulden abfand. So den Reichskrieg wider den schwäbischen Städtebund, wobei er 1377 einlenkte, als der Graf von Württemberg eine Schlacht verlor.

Karl, der die Bezeichnung Friedensfürst im großen und ganzen verdient, zog zur Durchsetzung seiner, herkömmlich gesehen, insgesamt erfolgreichen Politik Verhandlungen, Vergleiche, die persönliche Übereinkunft vor, wenn er auch Feinden gegenüber unerbittlich sein konnte. Er regierte jedoch nicht, wie üblich, durch Waffengänge, sondern durch Diplomatie, Privilegienvergabe, Pfand und Lehensnahme, Tausch und Erbschaftsverträge, immer wieder durch Ehevereinbarungen und, in erstaunlichem Maße, sein eigentliches Machtmittel, durch beträchtliche Abfindungen, Zahlungen. «Alles andere ist eher zu versuchen als das Eisen», schrieb er 1351 an Petrarca, «so wollen es die Ärzte und das haben auch die Kaiser aus Erfahrung gelernt», wobei er freilich besonders an sich gedacht haben mochte, den, wie man ihn auch nannte, «Kaufmann auf dem Thron».[5]

Allerdings scheute er bei seinen Friedensbemühungen keinerlei Skrupellosigkeit, dreiste Tricks, Verbrechen, wie das nun mal zum schmutzigen Geschäft der Politik seit je gehört, weit mehr jedenfalls als das Gegenteil. «Karl IV. übervorteilte dabei, er überlistete, täuschte, sprach doppelzüngig, er betrog, stiftete Schaden, erregte Zwietracht, wiegelte auf» (Müller-Mertens). Kurz, er war, feiner formuliert, «ein Meister auf dem Felde verdeckten diplomatischen

Spiels» (Pfitzner). Aus Profitsucht zögerte er auch keinen Augenblick, alle edlen Grundsätze zu verleugnen, etwa Judenblut in blankes Kapital umzumünzen. Trat er doch die Rechte über die so oft und immer wieder Gejagten an mehrere Reichsstädte ab und sicherte den neuen Nutznießern jüdischen Gutes im voraus urkundliche Straflosigkeit zu für den Fall, daß «die Juden daselbst nächstens erschlagen» werden (VII 445!).

Als Markgraf von Mähren erweiterte Karl noch seinen Erfahrungsschatz und regierte nach der Erblindung des Vaters de facto auch in Böhmen. Dabei reihte er sich in die antiwittelsbacherische Front ein und wurde bald deren bedeutendster Exponent, vor allem durch den Beistand seines einstigen Lehrers, des Papstes Clemens VI.[6]

Clemens VI. (1342–1352) und die Königin von Neapel

Wir begegneten diesem Kirchenhaupt bereits im letzten Band kurz (VII 500 f.). Doch verdient es in vieler Hinsicht ausführlichere Beachtung.

Als Sproß einer Adelsfamilie aus dem Limousin um 1291 auf Burg Maumont (dép. Corrèze) geboren, wurde Pierre Roger nach dem Studium in Paris 1326 Benediktinerabt in Fécamp und in den folgenden vier Jahren Bischof von Arras, Erzbischof von Sens und von Rouen, offizieller Propagandist auch eines wieder einmal geplanten Kreuzzugs. Er war Vertrauter König Philipps VI., wurde 1338 Kardinal und vier Jahre später Papst «wegen seiner hohen Begabung als Prediger und Theologe» (Lexikon für Theologie und Kirche).[7]

Nun ist Clemens aber nicht nur, wie auch Katholik Seppelt versichert, «ein tüchtiger Theologe», ein «vielgefeierter Redner und Prediger» gewesen, nicht nur, so heißt es, liebenswürdig, umgänglich, gütig, freigebig, ein Promotor von Kunst und Wissenschaft, ein Förderer der avignonesischen Papstbibliothek, für die er Petrarca, dem er ein Kanonikat in Pisa verlieh, Cicerohandschriften sammeln ließ.

Nein, der neue, einstimmig gewählte Pontifex war ein großer Wohltäter überhaupt, vor allem ein Wohltäter seiner selbst. Aus Rouen, der reichsten Pfründe Frankreichs, kommend und so an Wohlleben, an Luxus gewöhnt, überbot er noch vieles bisher ohnedies schon Dagewesene.[8]

So kaufte er die Stadt Avignon und das umliegende Gebiet 1348 der Königin von Neapel ab, wobei er die Skandalumwitterte auch moralisch rehabilitierte.

Johanna I. von Anjou, viermal verheiratet, hatte gemeinsam mit ihrem Liebhaber, dem Vetter ihres Vaters, Prinz Ludwig von Tarent, den sie ehelichte, ihren ersten Mann Andreas von Ungarn bereits nach zweijähriger Ehe 1345 im Schloß von Aversa erdrosseln lassen – übrigens ein auch der Kurie sehr unerwünschter Fürst; der päpstliche Legat hatte deshalb den Auftrag, nur die Königin zu krönen. Im Januar 1348 floh sie mit Ludwig in ihre Grafschaft Provence und zum Papst, während der Herr Ungarns, Ludwig I. «der Große», der Bruder des liquidierten Andreas, dem er zuvor für 44 000 Mark die neapolitanische Krone gekauft, zwei furchtbare Rachezüge gegen Johannas Reich unternahm. Doch scheiterte der König, Bekämpfer der Bogomilen auf dem Balkan, später Vertreiber der Juden aus Ungarn und auch persönlich fromm, mit seinen Thronansprüchen am Widerstand des Papstes.[9]

Mit diesem hatte sich inzwischen folgendes Geschäft ergeben. Johanna verkaufte ihm die Stadt Avignon für 80 000 Gulden, kein hoher, ja, ein fast irritierend geringer Preis, falls er überhaupt gezahlt worden ist, und Clemens sprach sie von der Mordschuld an ihrem Gatten frei, wenn auch erst nach einem Scheinprozeß in Avignon. Überdies erkannte er die neue Ehe an. Darauf kehrte Johanna nebst Mördermann und allerhöchstem Segen nach Neapel zurück, und am 23. Mai 1352 wurde Ludwig samt Gemahlin von einem päpstlichen Legaten in Neapel zum sizilischen König gekrönt. Als er, um kurz vorauszublicken, 1362 starb, heiratete Johanna Jakob III. von Mallorca und, nach dessen Tod, in vierter Ehe, 1375 Otto von Braunschweig, bis man sie 1382 ihrerseits erdrosselte, im Auftrag ihres Schwagers Karl III. von Anjou-Durazzo, des Königs von Neapel, der vier Jahre später ermordet worden ist.[10]

Luxus, Orgien und Torturen

Clemens VI., wiewohl Mönch, hielt glanzvoll, geradezu orientalisch pomphaft Hof, ja tat es an mondäner Repräsentation, «an äußerer Herrlichkeit», so selbst die Katholiken Wetzer/Welte, «allen Fürsten seiner Zeit zuvor». Er bezog Seide aus der Toskana, feines Leinen aus Reims, Paris, Flandern. Vierzig verschiedene Sorten Goldbrokat kaufte er in Syrien ein. Sein Pelzbedarf war ungeheuer: 1220 Hermelinfelle – «68 für eine Kapuze, 430 für ein Cape, 310 für einen Umhang, 150 für zwei weitere Kapuzen, 64 für noch eine Kapuze, 30 für einen Hut, 80 für eine große Kapuze und 88 für Birette oder päpstliche Capes». Doch verschwendeten die Herren Avignons, die Nachfolger des armen Jesus, an Luxusimporte überhaupt fünf bis zehn Prozent ihres Jahresetats.[11]

Für Küche und Keller ließ Clemens VI. ein Mehrfaches dessen springen, was seine beiden Vorgänger dafür verbrauchten (Clemens V. allein beinah tausend Gulden pro Woche). Nur für das Krönungsmahl zahlte der «wegen seiner hohen Begabung als Prediger und Theologe zum Papst gewählte» sechste Clemens mehr als 15 000 Goldgulden.

Freilich, ein bißchen Vergnügen, Eßlust darf wohl sein. Schließlich – bereits der hl. Benedikt hatte zwei gekochte Speisen für den Mönch gefordert, damit der, esse er die eine nicht, sich an der anderen ergötze. Auch erlaubte Benedikt als dritten Gang Rohkost. Und später kredenzte man den Benediktinern häufig mehr als zwei Gerichte. Die «Consuetudines Farfenses» schreiben drei zu jeder Mahlzeit vor, und die Reformbenediktiner aßen, außerhalb der Fastenzeit, gleichfalls stets mehrere. In vielen Klöstern aber gab es bald einen dritten, vierten, einen fünften Gang selbst an Fasttagen. Sogar der hl. Petrus Venerabilis verteidigte eine dritte, vierte Folge – mit Berufung auf Benedikt, denn, führte Petrus dessen Gedanken fort, könne ein Mönch auch das zweite Essen nicht genießen, müsse ihm ein drittes oder viertes zur Verfügung stehen.

Die Asketen fanden verschiedene Brotarten vor, Weizen-, Roggen-, Haferbrot, daneben noch Spezialbrotsorten. Und dazwischen Semmeln, Oblaten, Waffeln, Törtchen etc. Zum Dessert gab es Salate

und Obst. Fleisch hatte Benedikt verboten, jedoch nur Fleisch von vierfüßigen Tieren. So hielt man sich bevorzugt an Fisch, auch beim Fasten. Und nicht selten erlaubte man Geflügel, das noch wohlschmeckender war als Vierbeiner-Fleisch. Schon Hrabanus Maurus wertete, mit Berufung auf die Bibel, Geflügel wie Fisch, da die Vögel am gleichen Tag geschaffen worden seien wie die Fische und sie, wie diese, auch aus dem Wasser kämen. Dann betont Petrus Abaelard, die Bibel verlange auch den Fleischverzicht nicht. Und schon im späten 12. und im 13. Jahrhundert wurde in den meisten Klöstern das Fleischverbot mißachtet.

Nachsicht also mit Papst Clemens.

Auch gegenüber seinen Verwandten zeigte er sich von ungehemmter Generosität – ein halbes Dutzend von ihnen machte er schamlos zu Erzbischöfen und Kardinälen. Sein Nepotismus überschritt, wie auch Seppelt einräumt, «alles Maß» und kam die Kirche teuer zu stehen. Noch mehr wohl seine Prachtsucht.[12]

Hatte Clemens V., der erste avignonesische Papst – zusammen mit König Philipp IV. dem Schönen Ausrotter der Templer (VII 461 ff.!) –, noch bei den Dominikanern Quartier genommen, Nachfolger Johann XXII., einst Bischof von Avignon (1310–1313), dann im Bischofspalast, darauf Benedikt XII. einen größeren befestigten, turmbewehrten Wohnsitz gebaut, das Palais vieux, so fügte Clemens VI., seinen gesteigerten Bedürfnissen entsprechend, im Süden noch ein neues Bauwerk (Palais neuf) hinzu.

Die Papstresidenz (zur Zeit der Französischen Revolution Gefängnis, im 19. Jahrhundert Kaserne, im 20. Museum) war im 14. Jahrhundert Palast und finstere uneinnehmbare Wehrburg zugleich, der «feinste und stärkste Bau der Welt». Er sicherte den Stellvertreter Christi mit vier Meter dicken Mauern nicht nur vor seinen Feinden, er ermöglichte ihm auch inmitten großen Gepränges rauschende Feste, phantastische Gastmähler, wahre Orgien, wobei Frauen, Mätressen so ungehindert Zutritt hatten wie die Prälaten, auch zu den Privatgemächern seiner Heiligkeit. «Die Vorwürfe der Zeitgenossen gegen das Sexualleben des Papstes lassen sich nicht wegdiskutieren» (Kelly), «werden auch durch neuerliche Abschwächung nicht beseitigt» (Handbuch der Kirchengeschichte).

Und wie schon Clemens' Vorgänger Benedikt XII. die sehr hübsche Schwester Petrarcas, die der Papst «wie ein alter Lüstling» begehrte, deren Bruder Gerardo «gegen Zahlung einer hohen Summe» abgekauft (nachdem Petrarca selbst die angeblich im Tauschverfahren ihm offerierte Kardinalswürde abgelehnt), so bevorzugte Clemens VI., von der hl. Birgitta von Schweden «amator carnis» geschmäht, seine Nichte, die lustvolle Cécile, Gräfin von Turenne, der er so nahstand, daß man seine Gunst sehr oft über sie erlangte – Petrarca nennt sie «seine Semiramis, durch blutschänderische Umarmungen befleckt». Und in den achtzehn Briefen «sine titulo» betont er: «Ich rede von dem, was ich gesehen habe, nicht von Gehörtem».[13]

Die Heuchelei, das geistliche Verbrämen, schoß dabei wie immer mächtig ins Kraut. Denn obwohl der Papst, als kirchlicher Dionysos verhöhnt, es selbst so locker trieb, kanzelte er seine Klerisei wegen ihrer libidinösen Ungezügeltheit ab: «Ihr wütet wie eine Herde Stiere gegen die Kühe des Volkes!» Dabei ließ er sogar Prostituierte zu und bezog, gewiß nicht als einziger Stellvertreter, eine eigene Steuer von ihnen. Nicht genug, päpstliche Beamte erwarben seinerzeit von einer Arztwitwe «ein schönes, neues, ansehnliches Bordell», wie die Urkunde fromm festhält, «im Namen Unseres Herrn Jesus Christus».[14]

Die amourösen Aktivitäten wurden oft durch Bankette eingeleitet, mit denen besonders Prälaten um die Geneigtheit des Hohepriesters buhlten.

So etwa bei jenem Empfang, den anno Domini 1343 der Kardinal Annibale in Avignon gab: Prächtige, teppichverkleidete Wände, das papale Prunkbett überschüttet mit Samt, Seide, Goldbrokat. Ganze Geschwader von Knappen tischten auf, Hase und Hirsch, Wildschwein und Zicklein, Pfauen, Fasane, Rebhühner, Kraniche, immerhin siebenundzwanzig verschiedene Gerichte. (Aber – was denn! Wenn im selben Säkulum schon ein simpler Bischof von Zeitz bei Einweihung der Weissenfelser Pfarrkirche als ersten Gang vorgesetzt bekam: «Eiersuppe mit Safran, Pfefferkörner und Honig, ein Hirsegemüse, Schaffleisch mit Zwiebeln, ein gebratenes Huhn mit Zwetschken. Als zweiten Gang: Stockfisch mit Öl und Rosinen, in

Öl gebackene Bleie, gesottener Aal mit Pfeffer, gerösteter Bückling mit Senf. Als dritten Gang: sauer gesottene Speisefische, gebackene Barbe, kleine Vögel in Schmalz hart gebacken mit Rettig, eine Schweinskeule mit Gurken.»)

Der Mensch lebt nicht von Brot allein. In Weissenfels wie in Avignon.

Aus einem überbaumten, säulengezierten Springbrunnen flossen fünf Sorten Wein, vom Rhein kommend, aus der Provence sowie aus andren von Gott gesegneten Landschaften. Ein mittels Silber gefertigter Baum trug Birnen, Feigen, Pfirsiche, goldene Trauben, ein andrer prangte mit kandierten Früchten in vielen Farben. Dazwischen gab es Einlagen, Gesänge, ein Turnier. Der Chefkoch ergötzte mit seinen dreißig Adlaten durch einen Tanz. Fast alles wurde reich beschenkt, vom Laienadel über zwanzig Prälaten, sechzehn Kardinäle bis zum Heiligen Vater, der kostbare Ringe bekam, 150 Gulden wert, ein weißes Pferd, Preis 400 Gulden, und alles mit Kirchengeld bezahlt. Schließlich beendete diesen Tag der Heilsgeschichte («Selig die Augen», mit Lukas 10,23 zu sprechen, «die sehen, was ihr seht...») ein pikanter Sketch und, laut Petrarca, «die unvermeidliche Orgie».[15]

Etwas intimer ging es in jenem kleinen, mit einem Doppeldiwan – selbstredend hermelinumsäumt – ausstaffierten Turmzimmer zu, in dem sich Clemens VI. «nackt mit seinen zahlreichen Mätressen» (Cawthorne) amüsierte. Aber seine Sitten, so Wetzer/Welte, stimmten eben «nicht immer mit der Heiligkeit seines Standes und der erhabenen Würde, die er bekleidete, überein». Doch macht sich der Kontrast nicht auch ganz gut? Heilig und scheinheilig in Personalunion?

Paßte es ja auch zur professionellen Sanctitas, daß man gleichzeitig, während der Papst, von Kardinal Hergenröther «sanftmüthig» und «liebenswürdig» genannt, nackt auf nackt herumturnte, tief darunter, in der «Salle de Torture», die gleichfalls nackten Opfer der Inquisition «befragte», mitunter auch zu Tode (vgl. VII 264 ff.!), Himmel und Hölle lagen so dicht beieinander – schade nur, daß sich die Christenheit kein Bild davon machen konnte! Gelegentlich von seinem Beichtvater ernsthaft zur Keuschheit ermahnt, entgegnete

der Papst, von Jugend an gewöhnt zu sein, mit Frauen zu schlafen, und jetzt fahre er auf den Rat seiner Ärzte – was für einfühlsame Medici – damit fort. «Doch immerhin war er so großmütig, alle seine Kinder anzuerkennen» (Cawthorne).

Der Aufwand des Heiligen Vaters und seines Hofes verschlang Riesensummen; besonders auch der ehrenwerte Wandel der Kardinäle, die ja gleichfalls prächtige Paläste gebaut und, mit vielen Pfründen ausgestattet, mit wertvollen Geschenken überhäuft, ganz nach dem Beispiel ihrer höchsten Hirten würdevoll, diätenreich dem Paradies zustrebten – einer mit zehn Ställen für die Pferde, einer mit 51 Häusern, für sein Gefolge angemietet. Denn mit Geld verstand man da schon immer umzugehn, beim Einnehmen wie beim Ausgeben.[16]

INTROITUS ET EXITUS

Das begann bereits in der Antike, als sich im Frühchristentum die besitzfreundliche gegen die besitzfeindliche, die asoziale Richtung gegen die soziale glänzend durchgesetzt (III 5. Kap.); als man in Laienkreisen die bis heute so populäre Doppelmoral praktiziert und schlaumeierisch schamlos erklärt hat: «Ich mache das große Geld, meine Frau übt Wohltätigkeit»; als es schon um die Wende zum 3. Jahrhundert christliche Bankiers gab, gar einer davon, der übel beleumdete Kallist I. (217–222), Papst und Heiliger wurde (III 439); als unter den Bischöfen kein Geringerer als Augustinus das hohe Ideal der «arbeitsreichen Armut» (laboriosa paupertas) predigte und die Armen dazu verdammte, «im ewig gleichen unverändert harten Joch des niederen Standes» zu bleiben, wofür sie auch viel besser schliefen als die von Sorgen so gequälten Reichen; als der Pakt mit diesen dann auch die Kirche reich und immer reicher machte, indem sie alles erbarmungslos und wahrlich nicht selten bis aufs Blut geschröpft, von Jahrhundert zu Jahrhundert Heiden bestohlen hat, «Ketzer», Juden und nicht zuletzt den eignen Anhang.

Schon im Frühmittelalter flossen die Abgaben und Renten der

Kirchendomänen, die dationes, tributa, servitia, functiones, pensiones, all die Einnahmen von Brücken, Wegen, Toren, Märkten, von Flüssen, Häfen, Wäldern, Wiesen etc. an die Kurie, deren Geldsucht, so klagt im 12. Jahrhundert der Theologe und Kirchenreformer Propst Gerhoh von Reichersberg, seit den Tagen Gregors VII. so groß geworden sei, daß die ganze Welt sie nicht zu stillen vermöge. Zu Rom, stöhnt auch der Dichter Freidank im frühen 13. Jahrhundert, werden sogar Räuber losgesprochen, ohne Buße und Rückerstattung des Geraubten. Nach Rom kommt alles Geld, sagt ein anderer Autor, auch alle Sünde, so daß man sich wundern müsse, wo sie denn Platz finde. Kurz, die päpstliche Kammer, die all die tausend Geldströme vereinigte oder verrechnete, wurde geradezu Modell des modernen Bankwesens – «und die deutsche Reformation gewann ihre Schwungkraft durch die Empörung aufrichtig Frommer darüber, daß die Kirche ein mit allen Mitteln arbeitendes italienisches Finanzunternehmen geworden war».[17]

Mit zunehmender Expansion der Papstmacht aber wuchsen noch deren Einkünfte, wobei der großzügige Ausbau ihres Finanzsystems in Avignon einen gewissen Gipfel erklomm, zumal der damalige Wechsel von der Natural- zur Geldbesoldung auch noch neue Einnahmeposten ergab – Mißstände über Mißstände, Erpressungen, Bestechungen, Überforderungen, korrupt und korrumpierend. Und doch oder womöglich deshalb «vielleicht das brauchbarste System, das jemals zur Eintreibung von Gold aus einem ganzen Kontinent ersonnen wurde» (Chamberlin).

Schon seit dem 13. Jahrhundert hatte die Kurie ihre pekuniären Interessen häufig durch Florentiner Großkaufleute wahrnehmen lassen, durch die Bardi, Peruzzi, Acciaiuoli, Bonacorsi, Alberti, also durch solche, die ihr auch politisch nahestanden. Manche, wie die Bardi, Peruzzi, brachen gegen Mitte des 14. Jahrhunderts zusammen und rissen auch die Acciaiuoli mit in den Bankrott – bancarotta, ein Wort, das sich von dem Brauch in italienischen Kommunen herleitet, bei Insolvenz die Bank, auf der die «banchieri» auf öffentlichen Plätzen ihrem Metier nachgingen, zu zerbrechen. Freilich hatten diese und andere florentinische bzw. italienische Bankiers, bevor sie durch die Kurie Bankrott machten, oft gewaltig durch sie ver-

dient, ja ihre Söhne in Kirchendiensten wurden mit klerikalen Ehren und Einnahmen überschüttet, wie sie überhaupt selbst Einfluß auf die Vergabe geistlicher Stellen bekamen.

Bereits 1327 tätigten 43 italienische Geldwechsler ihre Geschäfte in Avignon. «Jede Möglichkeit zum Erwerb von Geld wurde rücksichtslos ausgenützt», gesteht das Handbuch der Kirchengeschichte. Der Heilige Stuhl wurde jetzt die erste Finanzmacht der Welt; was die reinen Einnahmen betraf – sie hatten sich in Avignon mehr als verdoppelt –, stand er nach den Königen von Frankreich, England und Neapel an vierter Stelle.[18]

In der päpstlichen Burg über der Rhone, dem «Babylon des Abendlandes» – Petrarca hatte keinen widerwärtigeren, unsaubereren Ort gekannt –, stauten sich die Schätze aus aller Herren Länder. Und Alvarez Pelajo, ein durchaus papsttreuer Kurialer, berichtet, niemals in die päpstlichen Gemächer gekommen zu sein, ohne die geistlichen Herren beim Zählen des Geldes getroffen zu haben. «Die Prälaten», monierte er, «belehren ihre Herden nicht, sondern plündern sie aus und zerstückeln sie. Das Brot, das den Armen zukommt, wird vergeudet an Spaßmacher und Hunde.» Doch als er selbst Bischof wird, als auch er nach Strich und Faden und papalem Vorbild ausbeutet, da insultieren, ja mißhandeln ihn seine Diözesanen nicht nur, sondern in einer König Alfons IV. vorgelegten 21-Punkte-Anklage wird Alvarez, der einst so bitter die päpstliche Geldgier gebrandmarkt, selber nun in vielen Klagepunkten der Erpressung, der Habsucht beschuldigt – ab bove majori discit arare minor (wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen).

Kardinal Hugo Roger hinterließ bei seinem Tod in einer roten Truhe einundzwanzig Säcke Gold. Nicht sein einziger Schatz. Auch fand man bei ihm anderwärts noch viele, viele Tausende von goldenen Gulden.[19]

Nein, was strömte in Avignon nicht aus allen Ecken und Enden der Welt zusammen!

Da waren zum Beispiel die Zuflüsse aus dem Kirchenstaat, Zölle, Abgaben, Strafgelder, die Übermittlungen der Verwalter u. a., durch die Zeitläufe zwar reduziert, doch keinesfalls unterbunden.

Ähnliche, wenn auch geringere Erlöse kamen gleich aus dem be-

nachbarten «Comtat de Venisse» (Venaissin), den Heiligen Vätern (mit Unterbrechungen) nach den Albigenserkriegen sozusagen zugefallen und 1317 auch durch geraubte Templergüter erweitert; ein mit unerhörten Blutopfern erkauftes Territorium von etwa 80 Städten und Burgen, das die Herren Avignons Rektoren, oft nahen Verwandten, unterstellten.

Gewaltig waren die durch staatliche, von den Päpsten abhängige Lehensträger aufzubringenden Beträge, insgesamt fast 70 000 Gulden pro Jahr: Neapel 40 000, Sizilien 15 000, Aragon (für Sardinien und Corsica) 8000, England 5000, wobei man freilich oft weniger zahlte, England wohl am wenigsten, weshalb die Rückstände manchmal ungeheuer waren. So schuldete Neapel der Kurie anno 1300 an Lehenszins 466 700, dreißig Jahre später aber immer noch 444 410 Gulden. Kassiert wurden indes auch Tribute zinspflichtiger Städte und Herrschaften, der Census exemter Bistümer, Klöster, Kirchen.[20]

Vom Lehenszins zu unterscheiden: der Peterspfennig (denarius oder census S. Petri, englisch Rompeni u. a.), ursprünglich eine freiwillige, dann eine pflichtmäßige jährliche Leistung. Britische Könige zahlten den Peterspfennig den Bischöfen Roms aus Verehrung für den «Apostelfürsten» seit dem 8. Jahrhundert. Als erster spendete ihn 786 König Offa, ein Jahrgeld von 365 Goldstücken (Mancusen) «für die Armen und die Lichter». Seit dem 12. Jahrhundert entrichteten ihn auch Skandinavien (samt Finnland, Island, Grönland), Polen, Ungarn, Istrien, Dalmatien, was jedoch viele Schwierigkeiten und Widerstände ergab. Im deutschen Osten wollte man gelegentlich sich «eher hängen lassen», als den Tribut erbringen. Das Papsttum deutete ihn seit dem Exil in Avignon als Ausdruck seiner Oberherrschaft über die weltliche Gewalt. (Zur Reformationszeit allgemein abgeschafft, wird der Peterspfennig seit der Beseitigung des Kirchenstaates in Form einer «Gottesdienstkollekte» im 20. Jahrhundert von allen katholischen Pfarreien der Welt dem Heiligen Stuhl wieder überwiesen als «jährliche freie Liebesgabe»: Lexikon für Theologie und Kirche.)

Hoch bezahlen ließ man sich auch die Verleihung und Bestätigung von Kronen. Innozenz IV. (1243–1254) empfing dafür vom

norwegischen König Haakon etwa 15000 Mark. Doch noch der Zar schickte für seine Krönung reiche Präsente. Und kein Legat durfte (wohl nicht nur bei Innozenz) von Reisen ohne Geld nach Rom zurückkommen.

WEITERE AUSBEUTUNGSVARIANTEN ODER ALLES HAT SEINEN FESTEN PREIS

Immer beliebter im Laufe des späteren Mittelalters wurde der Ablaß (S. 368), zu dem es aber Vorstufen schon im früheren Mittelalter gab, die Möglichkeit, durch Geld Satisfaktion zu leisten, Redemption oder Kommutation (Umwandlung) genannt. So konnte man zur Vermeidung eines strengen Fasttags einen Denar zahlen oder, war man arm, sich 50 Stockschläge verpassen lassen, konnte man für die Buße eines Jahres oder einer Woche eine bestimmte Zahl von Gebeten oder auch von Kniebeugen verrichten und nicht zuletzt natürlich eine bestimmte Summe zahlen. Das System machte es ohne weiteres möglich, bei genügendem Vermögen auch eine langfristige Kirchenbuße in kürzester Zeit auszuführen. Zudem schritten die christlichen Büßer bald dazu fort, einen anderen zu bezahlen, einen sogenannten justus, oft einen Mönch, der an ihrer Stelle die Buße vollbrachte, wodurch sich die Klöster nicht schlecht bereicherten. Je vermögender, desto rascher konnte man büßen. Die Bußordnung des Königs Eadgar schuf sogar eine eigene Norm für die Behandlung von Magnaten. «Eine siebenjährige Buße kann der Magnat darnach schon in drei Tagen dadurch ableisten, daß er zuerst zwölf Männer zu Hilfe nimmt, welche drei Tage bei Wasser, Brot und grünen Kräutern fasten, und dann noch sieben Mal 120 Männer, welche in gleicher Weise für ihn drei Tage fasten; auf diese Weise würden so viele Tage gefastet, als Tage in sieben Jahren seien» (Schmitz).

Die Entwicklung führte allmählich zum Phänomen der Ablässe. Bei allen bedeutenderen derselben ging ein Teil des Ertrages an die Päpste, denen schon die Ausfertigung Geld brachte. Kassierte man doch eine Taxe für das Konzept, eine weitere für die Reinschrift,

eine dritte für die Registrierung, eine vierte für die Bullierung (taxa abbreviatorum, scriptorum, registri, plumbi).

Es gab Ablässe für alles mögliche – angefangen vom Steineschleppen etwa beim Kirchenbau über den Kirchenbesuch bis zu Ablässen für Tote. Allerdings war der letztere Schwindel innerhalb der Kirche selbst umstritten. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts brandmarkte der bekannte Kanonist Heinrich von Susa (Hostiensis), Kardinalbischof von Ostia, der bei den Päpsten in höchstem Ansehn stand, Ablässe für Verstorbene als sündhaften Betrug. Aber nach Kirchenlehrer Albertus Magnus waren sie den armen Seelen im Fegfeuer sehr nützlich!

Für den Lebenden bewirkte ein Ablaß offensichtlich desto mehr, je mehr er zahlte. Gott kann rechnen. Und zumindest im ausgehenden Mittelalter soll die jeweilige Kaufsumme für Legionen von Ablässen an der Kurie in Verzeichnissen gestanden haben. Gegenpapst Gregor VIII., den Papst Calixt II. so gnadenlos ruinierte (VI 398 f.!), bewilligte im frühen 12. Jahrhundert den Bewohnern von Lucca für den vierzigsten Teil ihres Vermögens als Kreuzzugsspende einen vollkommenen Ablaß. Innozenz IV. gewährte 1253 den vollkommenen Ablaß für Überweisung eines Viertels oder noch größeren Teils des Jahreseinkommens; wer freilich weniger gab, durfte auch nur einen geringeren, einen der Gabe entsprechenden Erlaß gewärtigen. Gott ist gerecht.

Vollkommene Ablässe (nicht umsonst hießen sie so) waren am teuersten, jedoch unterschiedlich hoch – es hing von der «Wichtigkeit der Sache» (dem Vorteil für den Empfänger) ab. Für Mailand beliefen sich dafür die Kosten anno 1391 auf 1000 Gulden, 1398 auf 600 Gulden, für München im späten 15. Jahrhundert auf 245, für Trier 1515 auf 230 und (in einem weiteren Fall) auf 220 Gulden. Höher stehenden Personen scheinen Päpste gelegentlich auch höhere Ablässe gewährt zu haben. So verlieh Klemens V., der Vernichter der Templer (VII 461 ff.!), meist nur Ablässe von 10, 20, 40, 60 oder 100 Tagen, gab aber der Herzogin Blanka von Bretagne einmal einen Ablaß von 40 Jahren, der Königin Isabella von England und der Tochter Blanka Ludwigs IX. von Frankreich sogar von 100 Jahren.

Im Spätmittelalter zählten die Ablaßbriefe bereits nach Tausenden, und die Ablaßgnaden vermehrten sich geradezu ungeheuer, als bestünde da ein Zusammenhang mit dem chronischen Geldmangel, den oft immer größeren Ausgaben der Päpste. Die Stellvertreter Gottes waren völlig skrupellos. Sie versicherten in ihren Bullen zwar oft, der eben bewilligte Ablaß werde nie widerrufen, setzten sich aber bei nächster Gelegenheit darüber hinweg, ja erklärten in neuen Bullen die anderen Ablässe für ungültig trotz aller entgegenstehenden Klauseln, auch wenn ausdrücklich gesagt worden sei, daß sie nie suspendiert werden könnten!

Noch nach dem Konzil von Trient verkauften spanische Bischöfe «in althergebrachter Weise» Ablässe gegen Geld, machten sie daraus einen «pecuniären Erwerbszweig» (Kober).

Eine weitere Methode, den Mammon zu mehren, war die Exkommunikation.

Wann immer möglich, wandte man sie an und ließ die Exkommunizierten sich dann loskaufen. Da allmählich ein ganzer Hagel von Bannflüchen, vor allem aus politischen Gründen, auf die Gläubigen, auch auf Bischöfe und Äbte, niederging, da nach der Klage von Zeitgenossen im Spätmittelalter fast ein Drittel der Christenheit unter Bann oder Interdikt lag, wobei die Kirchensperre manchmal zwölf und mehr Jahre dauerte, war dies ein sehr einträgliches Geschäft, auch wenn schließlich der Bann nicht mehr so einschlug wie zuvor. Oder – eine andere Ausbeutungsvariante – man rief Laien zur gleichen Zeit vor verschiedene geistliche Gerichte. Erschienen sie dann da oder dort nicht, exkommunizierte man sie, bis sie sich durch hohe Geldbußen wieder befreit hatten.[21]

Dazu kamen all die monetären Auflagen, die man dem eigenen Klerus machte.

Zum Beispiel die nicht unbeträchtlichen Reichnisse der Erzbischöfe beim Empfang des Palliums, ursprünglich ein Geschenk, dann eine Gebühr, die schon früh beklagte Zahlungspflicht. Dabei betonte man, die übliche Heuchelei, um den Vorwurf der Simonie zu entgehen, die Freiwilligkeit der Beisteuer (subsidium caritativum), als diese schon längst erzwungen wurde.

Die Päpste fanden Geschmack daran und verlangten Präsente

oder Geld auch von den in Rom geweihten Bischöfen, den Äbten, kassierten bei der vorgeschriebenen Visitatio ad limina Apostolorum, den Besuchen der Prälaten an der Kurie, ein Drittel des Jahresertrages jeder Diözese, kassierten ebenso für Pfründen, die sie übertrugen oder bestätigten. Papst Innozenz IV., besonders begabt auch für diesen Geschäftszweig, bekam geradezu das Epitheton ornans «Pfründenkrämer». Für England erteilte er fünfmal soviel Genehmigungen wie seine Vorgänger. Und 1248 gab es allein in Konstanz 20 Domherren-Pfründen mit 38 Anwartschaften.

Eine Pfründe galt als Kapitalanlage, und auf alle mögliche Weise preßte man Geld aus den Gläubigen heraus. Es gab wahre Virtuosen der Pfründenjagd. Rudolf Losse, ein Adeliger aus Eisenach, war capellanus papalis, examinator clericorum pauperum de Alamania, Dekan von Mainz, Propst von Naumburg, Kanoniker von St. Castor und St. Florian in Koblenz sowie in Eisenach, Pfarrer von Kitzingen, Kaplan der Michaelskapelle zu Andernach, Altarist der Pfarrkirche von Beilstein, königlicher Rat und Offizial der Kurie von Trier.

Ernennungsbullen, Provisionsurkunden händigten die Päpste allerdings erst aus, nachdem der Providierte die Verpflichtungsformel unterschrieben, die Summe in einer bestimmten Zeit zu zahlen versprochen hatte. Auch die Höhe der Oblation oder, wie es dann hieß, des Servitiums betrug im 14. Jahrhundert ein Drittel des Jahreseinkommens.

Dabei hatte die Kirche den Erwerb geistlicher Ämter gegen Bezahlung bereits in der Antike verboten. Und länger als ein Jahrtausend bekämpfte sie das Spenden der Sakramente für Geld. Noch 1215 befahl Innozenz III. auf dem Vierten Laterankonzil ihre unentgeltliche Vermittlung, erlaubte aber, ohnehin längst Praxis, Gebühren hinterher zu fordern. «Denn», wie Lukian von Samosata, der griechische Voltaire, schon im 2. Jahrhundert höhnt, «das ist nun einmal der Begriff, den man sich von den Göttern gemacht hat: umsonst tun sie nichts ...; alles ist ihnen feil und hat seinen festen Preis.»

War schon der Aufenthalt in Rom oder wo immer der Heilige Vater residierte für die anreisenden Bischöfe und Äbte nicht billig,

so brachte kaum einer von ihnen die vollen erforderlichen Summen mit – «fast immer mußten sie an Ort und Stelle, oft unter demütigenden Bedingungen, meist von Florentinern, erborgt oder ergänzt werden, und die Prälaten kehrten vom apostolischen Stuhl in finanzieller Abhängigkeit von den Bankhäusern zurück» (Davidsohn). Doch in Rom ging nun mal nichts ohne Geld. Ja, kaum dort, notiert um 1100 der in vielfacher Sicht erfreulich polemische (und vielleicht nicht zufällig publizistisch so erfolglose) Normannische Anonymus, müßten die Bischöfe «sofort ihre Beutel öffnen. Denn, wenn sie die päpstlichen Offizialen nicht bestechen, haben sie keinerlei Aussichten, ihren Zweck zu erreichen.»

Konkret sah dies etwa so aus. Als gegen Mitte des 12. Jahrhunderts Tournai von Noyon sich unabhängig machen, einen eigenen Oberhirten wollte, auch Tournais Abgesandter die römische Kurie schon dafür eingenommen hatte, erschien 1143 Bischof Simon von Noyon in Rom, bestach die Kurialbeamten mit 500 Mark Silber, und Innozenz II. vertagte die Entscheidung, die erst sein dritter Nachfolger, Eugen III., zugunsten Tournais traf.[22]

Da die Sache sich als lukrativ erwies, wurde der Kreis der Servitienpflichtigen erweitert, die Zahl der allerhöchst zu vergebenden Posten erhöht und schließlich der gesamte katholische Episkopat der Welt erfaßt; begreiflicherweise war er oft verschuldet, manches Bistum bis zum Zwanzigfachen der Jahresakzepta. Und mancher Prälat konnte seine Schulden ein Leben lang nicht tilgen.

Die Abschöpfmethoden der Bischöfe

Natürlich hatte jeder Bischof auch selbst wieder diverse Schröpfmethoden, etwa eine Sondersteuer sofort nach der teuren Weihe. Oder die Quarten, Pfründeneinnahmen des vierten Jahres, später gleichsam als Fixgeschäft auf jedes Jahr verteilt. Oder die beim Sendgericht anfallenden Beträge, die Bannalien, die Bannpfennige. Oder die Zwangsgelder für Sittlichkeitsdelikte.

Auf irgendeine Weise kam jeder zu Geld, sonst wäre er kaum Bischof geworden. So gesteht einer im ausgehenden Frühmittelalter: «Ich wurde vom Erzbischof ordiniert und habe, um sein Wohlwollen zu gewinnen, hundert Goldstücke bezahlt; hätte ich sie nicht bezahlt, wäre ich jetzt nicht Bischof. Ich habe Gold gegeben und dafür die Bischofswürde empfangen. Aber ich werde daran nicht zugrunde gehen, bald werde ich meine Goldstücke wieder haben, denn ich ordiniere Priester, ich weihe Diakone, und so kommt das Gold, das aus meiner Tasche geflossen ist, wieder dahin zurück.»

Manche Bischöfe, auch Pfarrer steckten dafür Geld ein, daß sie Neuvermählten den ehelichen Verkehr schon in der ersten Nacht erlaubten, womit sich diese die weitverbreitete Sitte der Keuschheitsnächte ersparten. Auch die Einsegnung des Brautbetts war wiederum mit «Reichnissen» verbunden, die durch Gewohnheitsrecht oder schriftlich festgelegt waren. Ebenfalls forderten Bischöfe und Archidiakone Abgaben für die Heiraten von Priesterkindern. Und gerade die eigenen Kleriker schröpften sie schon früh. «Viele Gläubige erbauen aus Liebe zu Christus und den Martyrern Kirchen in den Diözesen der Bischöfe und statten sie mit Gaben aus», sagt bereits 633 ein spanisches Konzil, «aber die Bischöfe nehmen die Gaben weg und verwenden sie zu ihrem eigenen Gebrauch; die Folge ist, daß es an Dienern für diese Kirchen fehlt, seitdem sie ihre Unterhaltsmittel eingebüßt haben, und daß die zerfallenden Kirchengebäude nicht neugebaut werden.»

Es gab sogar Oberhirten, die von den Geistlichen ein volles Drittel ihres Einkommens verlangten. Kurz, auch die Bischöfe erhoben fortwährend Gebühren aller Art: cathedraticum, synodaticum, synodalia, procuratio, subsidium caritativum, hospitium, angariae ...

Doch dabei blieb es nicht, um wenigstens noch eine episkopale Verdienstmöglichkeit zu erwähnen.

Der hohe Klerus hat nämlich zwar oft die päpstliche Ablaßpraxis bedauert, vor allem aber weil sie seine eigenen Einnahmen verknappte. Denn selbstverständlich erließen auch Kardinäle und Bischöfe Ablaßbriefe und kassierten dafür – bei kleineren Ablässen nur die Taxe für die Ausfertigung, während der ganze Ertrag der «begnadeten» Kirche oder Anstalt verblieb. Bei teuren Ablässen war

allerdings ein Teil nach Rom abzuführen, wobei für die Höhe der Abgabe eine zweifache Regelung bestand. Entweder hatte man der päpstlichen Kammer ein Drittel, die Hälfte, ja gar zwei Drittel des künftigen Ertrags abzuliefern. Oder es wurde vor jeder Ablaßverleihung eine Pauschalsumme vom Bittsteller eingezahlt, die den hübschen Namen «Komposition» trug.

Bereits im 11. Jahrhundert verheißt man in echten wie in vom Klerus gefälschten Urkunden den Wallfahrern für den Besuch bestimmter Kirchen dieselben Gnaden wie für eine Wallfahrt nach Rom oder Jerusalem. Bereits im 11. Jahrhundert gewährte der spanische Bischof Ermengaud von Urgel (1010–1035) mit Zustimmung des Erzbischofs allen zum Kloster S. Peter Pilgernden einen Ablaß für sämtliche Sündenstrafen, vorausgesetzt freilich, man spendete «Brot, Wein, Gold, Silber oder andere Dinge». Hatte Bischof Ermengaud ja sowohl Sinn als auch Bedarf für Gold und Silber, war sein hohes Hirtenamt doch erkauft. Sein Onkel, Bischof Salla von Urgel, hatte dafür schon ein Jahrzehnt vor Wahl und Konsekration des Neffen mit dem Grafen Ermengaud von Urgel die Zahlung vereinbart – und schon ein Jahrzehnt nach seinem Tod wird er als Heiliger verehrt, ab 1044 das Fest des hl. Ermengaud gefeiert.

Seit dem 13. Jahrhundert aber haben Bischöfe, Äbte, hat auch der Klerus in Mengen Ablässe erteilt, sie sogar häufig, ja, wie am laufenden Band gefälscht, das heißt sich selbst im Namen früherer Päpste ausgestellt, um gewisse Kirchen attraktiver zu machen. So fälschte man Ablässe zugunsten des Domes von Aquileja, zugunsten der Abteikirche St. Viktor in Marseille, der Klosterkirche St. Pierre de Blesle, der Kirche St. Peter in Straßburg, der Stephanskirche in Besançon, des Doms in Pisa. Gleich eine ganze Reihe gefälschter Ablaßdokumente leistete sich die Abtei St. Emmeram in Regensburg, uns schon als besonders unverschämte Fälscherin bekannt (V 300 ff.).

Gefälscht ist eine Ablaßbulle vom 28. Dezember 1121 für Catanzaro, eine Ablaßbulle vom 23. Februar 1120 für das Kloster St. Jean-du-Mont, ein Ablaßprivileg vom 1. Mai 1133 für das Kloster San Salvatore in Brescia, ein Ablaß für die Abtei Königslutter um

dieselbe Zeit. Ebenso hat man für mehrere Trierer Kirchen Ablässe gefälscht, ferner für das Kloster Andechs, für die Kirche des hl. Augustinus in Orvieto, die Kirche St. Simplicianus in Mailand, die Markuskirche in Viterbo, die Markuskirche in Venedig sowie andere Kirchen dieser Stadt, den Dom in Anagni, den Dom in Vercelli, den Dom in Paderborn, den Dom in Schwerin usw. Solche Fälschungen zum finanziellen Vorteil von Kirchen geschahen hundertweise, und natürlich geschahen sie durch Priester.

Wie oft man aber den Ablaß auch guten Glaubens erteilt haben mag, «stets» wurde er «den Gläubigen *nur* dann versprochen, wenn sie nach reumütiger Beichte und empfangener Kommunion auch für das Kloster ein Scherflein gegeben haben» (Krausen). Denn wie der hohe Klerus, so nahm der niedere, nahmen auch die Mönche selbstverständlich die Laien aus.

Auch der niedere Klerus bediente sich

Fast alles «Geistliche» wurde eben – wie ja noch heute – zum Geschäft, von der Geburt über die Trauung bis zum Sterbefall und Begräbnis. Gewiß, ein Kleriker *mußte* nicht, was oft vorkam, aus Geiz oder Profitsucht, aus Existenzangst, Geld als Handwerker verdienen, als Clown, als Kneipier oder Wucherer, als Spielhöllen- oder Puffbetreiber, mußte nicht handgreiflich die eigenen Kirchen bestehlen oder Reisende als Räuber ausrauben, wobei sie «selbst Boten mit Post für den Papst nicht schonten». «Sie mischen sich», klagt ein zeitgenössischer geistlicher Kritiker, «in die Schauspielbänke und in die Gefolgschaften der Weiber, in öffentliche Gelage und in das unehrenhafte Leben mit Zinsen und schimpflichen Betrügereien, in Liebe zum Gelde, in weltliche Händel und Geschäfte.» Viele, entfuhr es Papst Honorius III. (VII 215 ff.), seien mehr Kaufleute als Kleriker.

Doch konnte man, und nur darum geht es hier, mit dem «Geistlichen», dem «Heiligen» selbst handeln, mit der Weihe ganzer Kirchen und allem «Gottesdienstlichem» darin und darum herum.

Man konnte Geld für vieles entziehen, für den Eintritt in den Klerus, ins Kloster, für das Verscherbeln von Salböl oder Hostien, für den Verkauf der Stimme auf Synoden oder vor Gericht. Man konnte Hochzeit und Begräbnis, das Abendmahl sogar verweigern, bis das Monetäre, der Nervus rerum, im voraus beglichen war.

Den Verkauf der Taufe hatte die Synode von Elvira im frühen 4. Jahrhundert verboten, ja, noch im siebten die Synode von Mérida mit dreimonatiger Exkommunikation bedroht, bereits ein freiwilliges Geschenk freilich für die Taufe erlaubt. Und im 8. Jahrhundert gestattete sogar Erzbischof Chrodegang von Metz, einer Familie doch «allerersten fränkischen Adels» entsprungen, auch «Nachfolger des Bonifatius» (Oexle), der «oberste ... Bischof des Reiches» (W. Hartmann) – und heilig, seinen Kanonikern das Beichtgeld, schon damals «confessiones» genannt, einzustecken.[23]

Vielleicht aber sprang mehr noch bei einer anderen Betätigung der Priester heraus, beim hl. Messelesen, und zwar nicht an geistlichen, an liturgischen Gnaden, das versteht sich, meine ich, von selbst, sondern schlicht finanziell. Denn war auch die Zeit noch fern, «wo Hochamt und Großmarkt», wie Karl Kraus spottet, «in dem Einheitsbegriff jener ‹Messe› verschmelzen, die die Gelegenheit für Händler und Mysterienschwindler bedeutet», ein nicht zu unterschätzender Ansatz dazu entstand einst durch das, was die historische Forschung als «Sieg des Messegedankens» herausstellt –, «Fest-, Sonntags- und Ferial(Wochentags)messen, Weihnachts- und Ostermessen, Stations- (Prozessions-) und Heiligenmessen, Kloster- und Königsmessen, Tauf- und Brautmessen, Toten- und Votivmessen, Messen gegen Viehseuchen, Dürre und schlechte Obrigkeit, für den Frieden, Gesundheit und Fruchtbarkeit der Weiber, und nachdem man einmal tägliche Messen (missae quotidianae) nötig gefunden, hatte schließlich jeder Tag seine besondere Messe» (von Schubert).

Und sein besonderes Heil. Für den Klerus wie für die schlichte Laienseele. Denn da Gottes Tempel sich stets mehrten – im Münsterland, beispielsweise, wuchs die Zahl der Pfarrkirchen von einem runden Dutzend um 800 auf 45 um 900, auf 140 um 1300 –, mehrten sich natürlich auch die Altäre. Und mit den Altären mehrten sich

die Meßpfründen. Und so lasen die Geistlichen jetzt Messen, lasen sie räumlich nebeneinander, zeitlich hintereinander, lasen sie an wechselnden Orten, zu allen möglichen Heils- und Unheilsanlässen, lasen sie für Gesunde und Kranke, Lebende und Tote, für Brautpaare, Eheleute, Pilger etc.[24]

Auch das geistliche Geschäft aber bringt, wie jedes Geschäft, Konkurrenzneid, bringt Konkurrenzkampf. Und so stritten jetzt (gewiß nicht nur) in Straßburg die Pfarrer heftig mit den Bettelmönchen, den Dominikanern, den Franziskanern, durch das ganze Spätmittelalter um die Pfarrechte, die «Seelsorge», den Sonntagsgottesdienst, die Sakramentenspendung, die Predigt. Sie befehdeten sich noch von den Kanzeln herab, besonders um das Beichthören, doch auch um Begräbnisse, da die Mönche Pfarrmitglieder, die dies wünschten, auf Klosterfriedhöfen begruben. Der Pfarrklerus verlangte deshalb von den Angehörigen aller auf einem Mönchsfriedhof Bestatteten das «Ultimum vale», angeblich 10 bis 50 Gulden. (Schon die irische Kirche der Frühzeit strich Begräbnisgebühren ein bis zum Wert einer Kuh.) Mittellose ließen manche Pfarrer mitleidlos verscharren. Andrerseits sollen selbst von Armen große Summen erpreßt und deren Tote nicht vor Erfüllung der Forderungen beerdigt worden sein. Schließlich verbot der Straßburger Magistrat 1286 den Bürgern den Sakramentenempfang in der Dominikanerkirche; ja, im nächsten Jahr mußten die Mönche wegen «Erbschleicherei» an Pfingsten die Stadt verlassen. «Der verbissene Krieg dauerte bis zum Vorabend der Glaubensneuerung» (Pfleger).

In Italien war das nicht anders. Auch da tobte häufig zwischen Klöstern und Klerikern der schönste Priesterstreit, Streit um Kirchen, um Zehnten, um Prozessionen und Oblationen – plünderten etwa die Weltgeistlichen von Badagio den Besitz der Mönche von S. Victor in Mailand; entwendeten ebendort die Mönche von S. Ambrogio den Kanonikern von S. Ambrogio die Opfergaben und raubten die geistlichen Herren aus; fielen um die Mitte des 9. Jahrhunderts der Bischof Helibert von Como, der Erzbischof Guido von Mailand, der Bischof von Bologna u. a. über Männer- und Frauenklöster her und zerstörten sie; prozessierte im 10. Jahrhundert die Abtei Montecassino gegen den Bischof Landenulf von Lucera um Grundbesitz in Be-

nevent; entzogen unter Alexander III. der Bischof und die Kanoniker von Fiesole dem Kloster Passignano seine Besitzungen und Rechte in Figline. Man könnte so fast endlos weiterfahren.

Nicht zuletzt aber balgte man sich auch im Land des Papstes immer wieder um die Einnahmen aus Sterbefällen. Die Gläubigen mußten den Beerdigungsplatz verbriefen, mußten als Käufer oder Pächter eines Grundstücks garantieren, Bewohner neu zu erbauender Häuser nur da und da begraben zu lassen. Pfarrkirchen rangen mit Klosterkirchen um «Kunden», und fortwährend führte man Prozesse, die mitunter sogar bei Beerdigungen zu Handgreiflichkeiten gerieten. Im Hochmittelalter überfielen die Geistlichen der Pfarrkirche von Poggibonsi den Leichenzug einer Frau, die dort bei den Mönchen von S. Michele das Jüngste Gericht abwarten wollte; mit Steinen jagten die Priester die Mönche in die Flucht; schließlich mußte der Witwer die Tote allein nach S. Michele schleppen. In Figline stürzten sich die Kleriker von S. Segnore auf einen Trauerzug, erbrachen den Sarg und schafften die Leiche in ihr «Gotteshaus».

Man raufte aber nicht nur um Leichen, sondern auch um schon Begrabene. Der Abt von Montescalari prozessierte mit dem Pfarrer von Cintoja um Gebeine, die er schließlich ausgraben und nach seinem Kloster überführen durfte. Der Rektor von Santa Maria Novella in Florenz stritt mit dem Prior von San Paolo und drang auf Herausgabe der Reste von drei Männern und fünf Frauen, worauf sein Gegner auf Rückerstattung anderer Toter insistierte. Blieben indes auch Leistungen und Wünsche – auf allen Ebenen – oft unvollständig und unbefriedigt, der Ausbeutungsmechanismus an sich war perfekt.

Von der religiösen Versorgung läßt sich das kaum sagen. Der Klerus war daran wenig interessiert, zum wenigsten der hohe, «denn die damit verbundenen Aufgaben wurden nicht selbst vollzogen, nur die Gebühren eingezogen; schlecht bezahlte Vikare sollten die Arbeit tun» (Kolmer):

Die Päpste halfen bei Erhebung des Servitiums mit strengsten Kirchenstrafen unerbittlich nach. So belegte der Heilige Stuhl am 5. Juli 1328 wegen unerfüllter Verbindlichkeiten nicht weniger als 36 Erz-

bischöfe und Bischöfe (darunter sieben deutsche) sowie 46 Äbte (darunter drei deutsche) mit Bann, Suspension und Interdikt. Nicht einmal der Tod des Schuldners konnte da retten – der Nachfolger mußte für ihn einspringen, den ausstehenden Rest berappen: Bischof Ademar von Metz außer seinem eigenen Servitium von 6000 Gulden noch für die beiden Vorgänger 8000 Gulden, und starb 1361, ohne sie beglichen zu haben; Bischof Friedrich von Hohenlohe (der greise, im Bamberger Dom so edel verewigte Haudegen) bei der Bistumsübernahme 1344 noch die Servitienschulden der vier Vorgänger, mehr als das Doppelte des eignen Debets.[25]

Ähnlich stand es um die Vergabung der höheren und niederen Pfründen an der Kurie. Albert Hauck kennt kaum Aktenstücke, die schwerere Anklagen gegen die kirchliche Verwaltung erhöben, als die sogenannten Suppliken. «Sie führen den schlagenden Beweis dafür, daß bei der Verleihung geistlicher Stellen am päpstlichen Hofe sachliche Gesichtspunkte nicht in Betracht kamen.» Johann XXII. ließ sich allein in seinem ersten Amtsjahr rund 3000 Ernennungen (Benefizien) bezahlen.

Das Vermögen von Klerikern, die kein Testament hinterließen, zogen die Päpste einfach ein (ius spolii, ius exuviarum). So holten sie sich die Hinterlassenschaft des Bischofs Gerard von Basel, des Erzbischofs Friedrich von Riga, des Erzbischofs Wilhelm von Gennep, Köln, des Erzbischofs Ortolph von Weisseneck, Salzburg usw. Schließlich reservierte sich Urban V. (S. 139 ff.) den Nachlaß aller Bischöfe, Äbte, Dekane, Pröpste und Rektoren. Dies Spolien- oder Heimfallrecht, auch «Rips-Raps-Recht» genannt, erreichte zur Zeit des avignonesischen Papsttums seinen Höhepunkt.[26]

Verwandt mit den Servitien waren die Annaten, «Jahresgelder» eines Amtes. Ursprünglich Geschenke eines neuen Pfründeninhabers an den Bischof, meist das erste Jahreseinkommen (fructus primi anni, annalia), wurden sie dann vom Papst beansprucht und ihm auch zugeteilt, seit dem 14. Jahrhundert von allen Pfründen.

Nuntii et collectores

Nicht zufällig kam es während des Exils von Avignon zu einer starken Vermehrung der Annaten, die gerade damals «einen außerordentlich hohen Ertrag» abwarfen (Grisar), sowie zur Intensivierung kurialer Steuerpolitik im Abendland überhaupt.

Dabei legten die Heiligen Väter auf die Eintreibung ihrer Beute natürlich das größte Gewicht. Seit Beginn des 13. Jahrhunderts entsandten oder autorisierten sie besondere Kuriere, Einnehmer, die mit der Apostolischen Kammer (S. 22 ff.) kontaktierten. Sie hatten die diversen Objekte allerwärts zu verzeichnen, einzuschätzen und die mehr oder weniger sprudelnden Quellen abzuschöpfen. Da sie viele Länder heimsuchten, auch diplomatisch tätig waren, kurz «in alle Verhältnisse hineinschnüffelten» (Grupp), ist es durchaus denkbar, daß sich aus ihrem Geschäftsbereich die Nuntiaturen entwickelten, bei denen es ja auch um «alle Verhältnisse» geht, nicht zuletzt immer wieder um Geld.

An der Spitze der «nuntii et collectores», woraus schon ihre Bedeutung erhellt, stand als Generalkollektor meist ein Erzbischof oder Bischof, dem Kollektoren, meist ebenfalls Bischöfe, unterstanden, wie diesen dann Subkollektoren, hauptsächlich die eigentlichen Kassierer, doch fast stets auch Kleriker in höheren Rängen, manchmal wieder assistiert von noch untergeordneteren Beauftragten. Die gesammelten Gelder wurden in Sakristeien der Kirchen sowie in Klöstern in Säcken und Truhen versiegelt, die Fischzüge der Jünger Christi, die meist mit kostspieligem großem Gefolge und Geleitschutz reisten, entsprechend belohnt. Von einem Einsammler wissen wir, daß ihm Papst Johann XXII. täglich drei Goldgulden als Gehalt bewilligte, ein anderer erhielt die Einkünfte eines Jahres von einer vakanten Pfründe, ein weiterer empfahl sich der geneigten Erinnerung seines Herrn – und wurde Bischof von Münster.

Das Einziehen der Gelder war alles andre als problemlos, es kam zu Klagen über Klagen. Pfründenbesitzer gaben keine Auskunft über den Ertrag ihrer Stellen. Andere Benefiziaten und ganze Kirchen weigerten sich, die Steuern zu entrichten; «ein anderes Mal nahm der weltliche Herr des Ortes die Einkünfte in Beschlag, und

der Kollektor wagte nicht, gegen denselben vorzugehen; bald waren es Kriege und Fehden, bald ungünstige Witterung, welche die Einkünfte zum Teil vernichtet hatten ... Konnte der Inhaber einer steuerpflichtigen Pfründe nicht gleich bezahlen, oder war er wegen eines Prozesses um deren Besitz nicht gleich dazu verpflichtet, so wurde durch notariellen Akt eine Zahlungsverpflichtung (obligatio) aufgenommen, und er mußte genügende Bürgschaft stellen» (Kirsch).

Man zahlte nicht nur nicht gern bei der Eintreibung, man schwindelte auch. Und ist ein Schwindel nicht des andern wert? Bei einer – nach dem Gewicht gelieferten – Einnahme aus dem Bistum Würzburg befanden sich unter 540 Pfund Heller auch fast bescheidene 17 Pfund Falschgeld.

Widerstand gegen die Kassierer war häufig, und nicht zuletzt sträubten sich manche Bischöfe. Man ging dann mit Zensuren, Strafen, Prozessen, mit Exkommunikation und Interdikt vor. Kein Wunder, daß die päpstlichen Büttel stets unter starker Bedeckung reisten. Trotzdem wurden mehrere überfallen, ausgeplündert, andere gefangengehalten, oft auch die Boten und Bevollmächtigten der Kollektoren verprügelt, beraubt, man drohte sie zu ertränken, gelegentlich zogen sie verkleidet durchs Land oder verschwanden ganz.

Mancherorts war die Renitenz allgemein.

In der Trierer Kirchenprovinz verzichtete um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein Sammler aus Todesangst auf sein Amt. Einem zweiten schlug man die Hand ab, ein dritter wurde gehängt, 1368 auch ein Eintreiber im Münsterland umgebracht, ein Chorherr von Dülmen, ein Jahr früher in Franken der Generalkollektor Bertrand de Macello samt Gehilfen gefangengesetzt, in Würzburg wurden zwei Boten des päpstlichen Kollektors Johannes Guilaberti im Dom ergriffen, im Main liquidiert. Schon zwei Hauptkollektoren Johanns XXII. waren auf dem Rhein überfallen und restlos ausgeraubt worden. Anstoß erregte vor allem «die andauernde und rücksichtslose Forderung nach Geld» (Handbuch der Kirchengeschichte).[27]

Übergehen wir weitere Maßregeln kurialer Geldschneiderei, diverse Verwaltungsgebühren, Kanzleitaxen, Bullentaxen (obventio-

nes oder emolumentum bullae), Gnadenbriefe, Visitationsgebühren, Prozeßgebühren, Interkalarfrüchte (fructus medii), Reservationen, Expektanzen, die oft so fraglichen Anwartschaften auf frei werdende Pfründen, ferner Zinsen, Rekognitionszinsen, Subsidien, Dispense von Irregularitäten, zu naher Verwandtschaft etwa, unehelicher Geburt, Strafgelder, Bußgelder, Schmier- und Bestechungsgelder, alle erdenklichen Sonderabgaben – «Wer nicht zahlte, wurde schnell exkommuniziert» (Kolmer).

Wenden wir uns statt dessen wenigstens noch den Kreuzzugszehnten zu, die gerade im 14. Jahrhundert häufig waren.

Mit Kreuzzugszehnten finanzierte man bekanntlich nicht nur die Kriege gegen Sarazenen, sondern auch gegen Christen, beispielsweise gegen die Staufer oder die zur Wiedereroberung des Kirchenstaates. Oft wurden sie völlig zweckentfremdet, dem Gusto der Päpste gemäß. So der unter Gregor X., einem eifrigen Kreuzzügler (VII 349 ff.), beschlossene sechsjährige Kreuzzugszehnt. Der Kreuzzug kam nie zustande, aber der Papst sprach einen Teil des Geldes Philipp von Frankreich zu – wie denn die französischen Könige überhaupt die meisten dieser Zehnten erhielten, und zwar ohne Rechenschaft über ihren Verbrauch geben zu müssen, wenn es nicht zum Kreuzzug kam –, und 12 000 Mark davon bewilligte er Rudolf von Habsburg für seinen Zug nach Rom (VII 349 ff).

Die Päpste Johann XXI. und Nikolaus III. verfuhren entsprechend. Martin IV. steckte Kreuzzugsgelder in seinen Kampf um Sizilien und zur Eroberung Aragons. Clemens VI. gewährte Frankreich im Konflikt mit England nicht nur Anleihen, Zehnten, Subsidien, sondern auch Kreuzzugsgelder «in jeweils sehr hohen Beträgen» (Handbuch der Kirchengeschichte). Auch die begehrlichen Fürsten wurden an Kreuzzugssteuern beteiligt, worauf sie freilich (ab bove majori ...) «oft genug dem schlechten Beispiel der Kurie folgten und diese Mittel ungeachtet ihrer Kreuzzugsversprechen für andere Zwecke verwandten» (Seppelt). Schließlich hatte Bonifaz VIII. schon einen Zehnt einfach für den Bedarf der römischen Kirche verlangt. Clemens V. forderte einen sechsjährigen Kreuzzugszehnt ein, und obwohl aus dem Kreuzzug nichts wurde, schrieb Johann XXII. neue Kreuzzugszehnten aus. Als aber keine Kreuzzüge mehr zustan-

dekamen, holte man sich Zehnten zum Kampf gegen die Türken und für sonstige Bedürfnisse.[28]

«Unsere Vorgänger verstanden es nicht, Papst zu sein»

Der gewaltige Schatz, den Clemens' VI. Vorgänger angehäuft, zumal Johann XXII. (VII 476 ff.), war in wenigen Jahren verbraucht. Und dies obwohl der Papst den Ausgaben durch Neuorganisation des Apparats, Erweiterung des kurialen Fiskalismus (wobei zusätzliche Ämter natürlich auch zusätzliche Kosten verursachten), durch Steigerung der Einnahmen zu begegnen suchte, durch Ausbeutung des Klerus wie der Laien, was die Christenheit weithin erregte; besonders auch infolge der enormen Zunahme des Provisions- und Expektanzenwesens, der Reservationen, der mit Zahlungen verbundenen papalen Stellenbesetzung, wogegen sich dann die Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts wenden. Allein die erzbischöflichen Stühle Deutschlands wurden während des Exils an der Rhone sechsunddreißigmal neu besetzt, darunter das Bistum Bamberg zehnmal; 1344 hatte sein neuer Bischof noch Außenstände für vier Vorgänger mitzubezahlen.

Clemens' Kammer, die höchste päpstliche Finanzbehörde, ehrwürdig «camera apostolica» benannt – obwohl ja die Apostel das Evangelium umsonst verkünden sollten, «kein Gold, kein Silber, kein Kupfergeld» (Mt. 10,10; Mk. 6,8; Lk. 9,3; 10,4), lang ist's her –, Clemens' Kammer kassierte schon bei seinem Amtsantritt die an der Kurie erledigten oder sonst reservierten Benefizien auf zwei Jahre, und Clemens wiederholte dies regelmäßig.

In England – nirgends, sagt Ranke, hatten die Päpste «größeren Einfluß gehabt, mit den Pfründen willkürlicher geschaltet» – führte die Praxis dieser Geldeinziehung schon 1343 zur Empörung. Allein die Summen für dem Erwerb vakanter Pfründen, so protestierte das Parlament an der Themse, überstiegen die Einkünfte des Königs um das Fünffache! Auf Vorhaltungen erklärte Clemens: «Predecessores

nostri nesciverunt esse papa» (Unsere Vorgänger verstanden es nicht, Papst zu sein). Well roared, lion.[29]

Dabei verurteilte er, wie so viele Päpste, laufend Dinge, die er selber trieb – wie in puncto sexti, so auch pekuniär gesehen. 1344 bekundete er dem Prager Bischof Arnest tiefen Abscheu vor den vielen Minderjährigen in seiner Diözese, denen durch Gewalt oder Geld kirchliche Benefizien beschafft worden waren. Der nämliche Papst aber hatte erst kurz zuvor in Frankreich fünf Kindern ein und derselben Familie – elf, zehn, neun, acht und sieben Jahre alt, die Dispens zur Übernahme von Domherrenstellen und sonstigen Pfründen erteilt. Doch da man ihn in Böhmen offenbar finanziell übergangen, befahl er jetzt Bischof Arnest, die Minderjährigen abzusetzen, sie zu zwingen, sich mit der päpstlichen Kammer über alle Einkünfte zu verständigen und, nachdem man sie genügend ausgenommen, wieder in ihre Ämter einzuführen.[30]

Natürlich gab es noch andere Erwerbsmethoden.

In Erinnerung an den großen Segen des anno 1300 von Bonifaz VIII. geschaffenen Heiligen Jahres, wobei die Priester Tag und Nacht mit Rechen das Geld einstrichen (VII 397), erlaubte jetzt auch Clemens ein solch besonderes Jahr. Ursprünglich zwar sollte es nur je zur Jahrhundertwende stattfinden, aber schon am 27. Januar 1343 rief der Papst in der Bulle «Unigenitus» für 1350 ein neues «Jubeljahr» mit reichen Ablässen unter Berufung auf Mose aus.

Dabei faßte Rom die Pilger gar nicht; kein Wunder. Statt zwei Millionen Menschen in heidnischer Zeit, bewohnten es jetzt 17 000, höchstens 20 000. Die Straßen verwüstet, die Paläste zertrümmert, überall Spuren des Bürgerkriegs. Kühe weideten in Kirchen das Unkraut ab, selbst in St. Peter grasten die Schafe. Wie die Stadt, ruiniert, verarmt, nach tausendjähriger Papstherrschaft nur ein welthistorischer Schuttplatz noch, im «Jubeljahr» aussah, schildert Petrarca, der sie – zum fünften Mal – im Herbst 1350 wiedersah. «Die Häuser liegen nieder, die Mauern fallen, die Tempel stürzen, die Heiligtümer gehen unter, die Gesetze werden mit Füßen getreten. Der Lateran liegt am Boden, und die Mutter aller Kirchen steht ohne Dach dem Winde und dem Regen offen. Die heiligen Gräber der Apostel Petrus und Paulus wanken, und was der Tempel der

Apostel war, ist ein gestaltloser Trümmerhaufen, selbst steinerne Herzen zum Mitleid rührend.»

Das alles aber tat dem Festgepränge so wenig Abbruch wie die Pest (VII 435 f.), die vielmehr die Kirche, wie jedes Menschenunglück, nur noch reicher machte, da ihr nicht wenige Infizierte vor lauter Höllenängsten Hab und Gut hinterließen. So machte St. Germain l'Auxerrois in Paris, nach 78 Erbschaften in den vorausgehenden acht Jahren, jetzt 49 Erbschaften allein in neun Monaten. Und Siena setzte im Herbst 1348 seine Zuwendungen an kirchliche Vereine für zwei Jahre aus, weil diese durch Vermächtnisse «so immens reich und wahrhaftig fett geworden».

In Lübeck legten die Christen 1347 ihre Schätze auf den Altarstufen nieder. Auch warfen sie ihr Geld den ängstlich sich einschließenden Religiosen über die Mauer. In Augsburg stiftete man im 14. Jahrhundert so viel für Altäre, Glocken, Messen, daß der Senat zugunsten der rechtmäßigen Erben eintreten mußte. Nach Jakob Twinger von Königshofen, dem geistlichen Chronisten Straßburgs, wurden dort 1381 «die Kirchen all so rich, das men die alten Kirchen ... abbebrach und nuwe witer Kirchen dar machte.»

Im übrigen gab der Klerus damals und noch im 18. Jahrhundert, als 1720 die Seuche in Marseille grassierte, diese selbstredend als Gottesstrafe aus, als Folge allerhöchster Verärgerung durch Theater, Oper, Kleiderluxus, durch die zumal in Frankreich en vogue gewordenen, geil nach oben zugespitzten Schnabelschuhe (in Deutschland Kraniche genannt).

Gottes Stellvertreter indes tröstete teilnehmend den wegsterbenden Anhang, verhieß weitgehende Indulgenzen und erteilte besonders den auf der Reise zur römischen Jubelfeier 1350 ins Gras Beißenden «völligen Ablaß ihrer Sünden», ja befahl den Engeln, «ihre Seelen sofort ins Paradies zu tragen ...» Und das in Tagen, da man witzelte: Gott will den Tod des Sünders nicht, sondern daß er lebe und zahle ...

Heiligkeit persönlich eilte gleichwohl nicht nach Rom, trotz all der dort aufgebotenen Gnadenschätze. Auch nirgends unterwegs ließ sie sich blicken, gar nicht scharf offenbar auf Engelflug und Paradieseswonnen. Auch nicht in der Grafschaft Venaissin, sonst

auf pompösen Jagden oft durchstürmt, wurde der wilde Weidmann gesichtet, nicht einmal in Avignon: Tausende von Häusern nun zugenagelt, vierhundert Tote, heißt es, täglich. Auch neun Kardinäle starben; auch Petrarcas mächtiger Gönner Giovanni Colonna starb; auch seine Geliebte Laura verschied am Morgen des 6. April 1348 – falls sie denn, seit Bocaccio bezweifelt, je gelebt hat. Die Inquisition freilich ruhte auch zur Zeit des «Schwarzen Todes» nicht. Im Pestjahr 1348 verbrannte, unweit von Avignon, der Erzbischof von Embrun, de Sarrats, zwölf Waldenser vor der Kathedrale.

Clemens VI. aber saß, während die Seuche sieben Monate lang die Papststadt verheerte, in einem Spezialgemach, einer Art hohepriesterlicher Isolierstation, saß von aller Welt hermetisch abgeschirmt, durch große Feuer rings bewehrt, gefeit zudem vermittels eines wunderherrlichen Smaragds: Gegen Mittag gehalten, schwächte er die Kraft des Gifts, gegen Morgen gehalten die Ansteckungsgefahr – Herr, welch wunderbares Gottvertrauen![31]

Die neuen Heils- und Geldströme flossen indes, gerade noch rechtzeitig gefördert durch Clemens' Lehre vom «infinitus thesaurus ecclesie» (1348), ganz gewaltig fort. Und mußte man zuerst nach Rom zu den Basiliken der Apostelfürsten pilgern, um all die großen Gaben zu erlangen, so gestattete der Heilige Vater jetzt gütig den Bewohnern Mallorcas das Gewinnen des Jubiläumsablasses zu Hause – gegen Zahlung von 30 000 Gulden an ihn.

Die Sache machte Schule.

Das nächste gnadenbringende Jubeljahr fand nicht mehr nach fünfzig, sondern nach vierzig Jahren unter Bonifaz IX. statt, der viel Geld brauchte, nicht zuletzt für seine Kriege. Dann wurden die Intervalle noch kürzer, 33 Jahre und, seit Paul II. 1470, alle 25 Jahre. Schließlich boten auch konkurrierende Wallfahrtszentren (Montmajour, Lyon, Canterbury, Santiago de Compostela) Heilige Jahre an. Und überhaupt schossen gefälschte Ablaßangebote, zumal römischer Kirchen, bald nur so aus dem Boden (VII 397).[32]

Marsilius von Padua – «nie ein schlimmerer Ketzer» – und Tod von Kaiser und Papst

Clemens VI., bereits als Benediktiner Pierre Roger ein Intimus des französischen Königs – «Grande amicó e protettapre del re Filippo» (Villani) – und zugleich Erzieher des böhmischen Prinzen Karl, des künftigen Kaisers, war auch seit langem ein entschiedener Gegner Ludwigs IV. des Bayern.

Insbesondere aber bekämpfte der Papst erbittert dessen literarische Mitstreiter, vor allem Marsilius von Padua, den einstigen Rektor der Universität von Paris, dem «Athen Europas», mit damals schon mehr als fünfhundert Dozenten. Ein knappes Jahr nach seinem Amtsantritt äußerte Clemens in einer Rede am 10. April 1343: «Wir getrauen uns zu behaupten, daß wir nie einen schlimmeren Ketzer gelesen haben als diesen Marsiglio.» Marsilius, der in seinem «Defensor Pacis» für die Souveränität des Staates focht (VII 493 f.), bezichtigte die Päpste als Anzettler gottloser Kriege, darin die Gläubigen mit «Haß und Bosheit im Herzen» sterben. «Ich will die Lügen dieser Bischöfe aufdecken», rief er. «Seht ihr nicht die ungeheure Vergewaltigung, die alle römischen Bischöfe mit ihren Scharen von Geistlichen und Kardinälen ausüben, die nur ein Ziel haben, die Lügen ihrer Zauberbücher auszusäen?»

So nahm Clemens den Kampf seines Vorgängers Johanns XXII. gegen den Bayern (VII 487 ff.) wieder auf, einen lebenslang religiösen Fürsten, den er allsonntäglich in den Kirchen verfluchen ließ. Zwar setzte er sich weiter mit ihm auseinander, doch nur um Zeit zu gewinnen, und forderte am 12. April 1343 in der Bulle «Prolixa retro» seinen Verzicht auf die Kaiserwürde innerhalb von drei Monaten. Und nach neuerlichen Scheinverhandlungen mit dem ihm entgegenkommenden, sich unterwerfenden Wittelsbacher – «er widerrief Alles, was er als Kaiser bisher verfügt hatte» (Wetzer/Welte), war aber nicht bereit, die Rechte des Reiches zu mindern – holte er am Gründonnerstag 1346 zum letzten Schlag gegen ihn aus.

Er verurteilte Ludwig jetzt endgültig, schmähte ihn «Ketzer», «Antichrist», erklärte ihn feierlich für exkommuniziert, abgesetzt,

erklärte ihn für ehr- und rechtlos, auch seine Söhne und Enkel für unfähig zu jedem kirchlichen wie weltlichen Amt. Und da Clemens seinen einstigen Zögling und Jugendfreund Karl schon länger als neuen Herrscher vorgesehen, dieser ihm auch in Avignon Versprechungen über Versprechungen gemacht – mehr als jeder seiner Vorgänger, da Karl besonders das päpstliche Bestätigungsrecht bejaht, auch den Besitzstand des Kirchenstaates eidlich verbürgt hatte –, forderte der Papst nun von den Kurfürsten seine Wahl, die auch am 11. Juli 1346 zu Rhens mit der Mehrheit von fünf Stimmen erfolgte. Mit dem neuen Gegenkönig aber und dessen einstweilen nicht großen Chancen nahm Clemens einen neuen Bürgerkrieg in Kauf, den nur Ludwigs IV. plötzlicher Tod verhindert hat (VII 500 f.).[33]

Und fünf Jahre später starb auch der Papst.

Kurz zuvor hatte er seinen Prälaten noch einmal ins Gewissen geredet, als sie ihn drängten, die Bettelorden aufzulösen. Und täte er's, sagte er, «was könnt ihr den Menschen predigen? Demut? Ihr seid der Stolz selbst, aufgeblasen, pompös, verschwenderisch. Armut? Ihr seid so habgierig, daß alle Reichtümer der Welt euch nicht zufriedenstellen könnten. Keuschheit? Davon wollen wir schweigen, denn Gott weiß, was jeder von euch tut und wie viele von euch ihre Lust befriedigen.»

Gewiß, ein redegewandter Pontifex. Doch wie mußte wohl die Moralpauke dessen wirken, der all das, was er so versiert an seinem Klerus geißelte, selbst bis zum Exzeß getrieben, der selbst verschwenderisch, selbst habgierig, selbst wollüstig wie nur irgendsonst ein geiler Bulle war?

Und genauso verpuffte sein Eintreten für die zur Pestzeit von den Christen besonders gern geschlachteten Juden (VII 435 ff.!).

Im Jahre 1348 hatte er für sie, was ihn ehrt, in mehreren Erlassen Partei ergriffen (vgl. dazu VII 440 ff.!), hatte er ihre Zwangstaufe verboten, ihre Beraubung und Tötung ohne Gerichtsverfahren, auch die Massaker als «schreckliche Dinge» mißbilligt und den Greuelmärchen über sie «keinerlei Plausibilität» zuerkannt. Was half's! Weit namhaftere Christen hatten die Judenhysterie seit der Antike geschürt. Und sollte man ausgerechnet auf diesen Hirten hören?! Schon im Januar 1349 wurde die ganze jüdische Gemeinde von Ba-

sel lebendig verbrannt, im Februar auch die ganze jüdische Gemeinde von Straßburg (VII 437!), noch im selben Jahr die Judenschaft von Antwerpen und von Brüssel ausgerottet etc.[34]

Clemens VI. starb nach kurzer Krankheit im Dezember 1352 und wurde in La Chaise-Dieu (ein ihm wahrhaft angemessener Name) bestattet. Zudem ruhte er, seinem Lebensstil gemäß, unter 44 Marmorsäulen und genoß so, zwar zurückgezogen, doch exklusiv, die ewige Ruhe bis 1562. Dann haben Hugenotten all die Pracht demoliert und Clemens' letzte Reste verbrannt.[35]

2. KAPITEL

INNOZENZ VI. (1352–1362) UND DER BEGINN DES HUNDERTJÄHRIGEN KRIEGES (1338–1453)

«Der Kreuzzug war zugleich das höchste Ziel des ernsten und frommen Papstes Innozenz VI., der aus diesem Grunde so hartnäckig versucht hatte, zwischen Frankreich und England Frieden zu stiften.»
Barbara Tuchman[1]

«Es sind jetzt mehr als tausend Jahre her, seit diese Gebiete und Städte den Priestern geschenkt worden sind, und seit jener Zeit sind ihretwegen die blutigsten Kriege ausgetragen worden, und trotzdem besitzen die Priester sie weder heute in Frieden, noch werden sie sie jemals in Frieden besitzen können. Wahrlich, es wäre besser in den Augen Gottes und der Welt, wenn diese Hirten gänzlich auf die weltliche Herrschaft (dominium temporale) verzichten würden: denn seit der Zeit Silvesters hatte die weltliche Macht unzählige Kriege und die Vernichtung von Völkern und Städten zur Folge. Wie ist es möglich, daß nie ein guter Papst aufgetreten ist, der solche Mißstände abstellte, und daß um dieser vergänglichen Besitzungen willen so viele Kriege geführt worden sind?»
Giovanni de' Mussi
Chronik von Piacenza, um 1350[2]

Innozenz VI., fünfter Papst in Avignon (das er mit einem Festungswall umschloß), entstammte wieder dem Limousin. Er war Rechtsprofessor und Richter in Toulouse, 1338 Bischof von Noyon, 1340 von Clermont und seit 1342 durch seinen Vorgänger und Landsmann Clemens VI. Kardinal. Wie denn auch er dessen Nepotismus fortgesetzt, drei Verwandte zu Bischöfen, vier zu Kardinälen gemacht, überhaupt die Limousiner begünstigt hat.

Die hl. Brigitta von Schweden, Hofmeisterin der Königin, Mutter von acht Sprößlingen und schon als Kind von Visionen heimgesucht (von der Madonna, dem Gekreuzigten, satanischen Ungeheuern, die sie per Kruzifix verscheucht), lebte zur Zeit der Papstwahl in Rom und begrüßte sie begeistert. Da Innozenz aber die Johanniter bedrängte, schlimmer noch die Franziskaner-Spiritualen, deren mehrere er in Kerker, auf Scheiterhaufen schickte, selbst in Avignon verbrennen ließ, erkaltete die Glut der Empfängerin von siebenhundert Offenbarungen als «Braut und Sprachrohr Gottes», und sie geißelte nun Innozenz als Verfolger der Lämmer Christi.[3]

«Ketzer»-Jagden

Während man die Reformbestrebungen des neuen Papstes zuweilen ungebührlich betont, übertreibt, beachtet man kaum sehr seine «Ketzer»-Jagd. Und doch hatte er, ausgezeichnet durch einen starken «Gerechtigkeitssinn und große Gewissenhaftigkeit» (Seppelt), alles verfolgen lassen, was damals zu verfolgen war: u. a. die Flagellanten, die Amalrikaner, die Anhänger des versierten Pariser Dialek-

tikers Amalrich von Bena, die man erstmals 1210 verbrannte, die Begharden, von Zeitgenossen auch Lollarden genannt, die Celliten, Matemanen, die nach den evangelischen Geboten leben wollten; ferner die ja auch schon früher observierten Fraticellen, die Franziskanerspiritualen, die weithin missionierten, die Päpste aber weithin als «Sendboten des Satans» jagten; so Clemens VI. 1344 noch in Armenien, in Persien, so 1375 Gregor XI., in Ägypten, Syrien und Asien.[4]

Bereits zu Beginn seiner Regierung ließ Innozenz zwei in Montpellier verhaftete toskanische Fraticellen vor sich bringen und schickte sie, da sie ihre «Ketzerei», die Päpste seien nicht Leiter der wahren Kirche, unerschrocken bekannten, ins Feuer. Kurz zuvor hatte man auch in Avignon einige Fraticelli verbrannt. Und weitere hielt der Papst jahrelang gefangen mit den üblichen Folgen (vgl. VII 261 ff.).

In Deutschland ernannte Innozenz den Bruder Johann Schadeland zum Inquisitor, befahl 1353 den Obrigkeiten, ihre Kerker der Inquisition zu überlassen, und den Bischöfen, den Inquisitor «auf jede Weise zu unterstützen».

Ebenso drängte er 1355 in England gegen die Häretiker, gleichfalls später in Spanien, wo er den provenzalischen Inquisitor Bernhard du Puy ermächtigte, überall die Hilfe der weltlichen Behörden zu erzwingen. Auch wies er die Könige von Aragon und Kastilien an, Bernhard jeden Beistand zu leisten, ja hetzte noch auf der Krim den Bischof Konrad von Caffa gegen missionierende Fraticellen und gebot ihre Unterdrückung «unter Anwendung des Inquisitionsverfahrens» (Lea).[5]

Stets beliebt war die Entmachtung politischer Gegner durch ihre Verketzerung.

Als sich beispielsweise die Manfredi von Faenza, eine oberitalienische Familie vielleicht germanischen Ursprungs, der päpstlichen Territorialpolitik in der Romagna widersetzten, exkommunizierte sie Innozenz zunächst. Und da die Manfredi nicht zu Kreuze krochen, erklärte sie der Papst am 10. Oktober 1354 als ungehorsame «Ketzer» all ihrer Güter und Ehren für verlustig, ließ den Patriarchen von Grado das Kreuz gegen sie predigen und stachelte auch den ungarischen König Ludwig I. «den Großen» auf, für einen drei-

jährigen Zehnten aus seiner Landeskirche die «Söhne der Verdammnis» zu vernichten. Der fromme Fürst, schon durch seine Rachezüge gegen Johanna, die Königin Neapels, hervorgetreten (S. 16 f.), schockte das Land erneut, als er jetzt mit vierzigtausend Ungarn die Manfredi unterwarf. 1405 wurde ihr bedeutendster Sproß Astorgio auf Befehl der Kardinallegaten Baldassare Cossa enthauptet und das Geschlecht ein Jahrhundert später durch Cesare Borgia, Alexanders VI. Sohn, endgültig entmachtet.[6]

Kardinal Albornoz – das Genie seiner Heiligkeit

Innozenz' VI. «Großtat» war die Rückeroberung des freilich schon durch Krieg (und Betrug) geschaffenen Kirchenstaates (IV 13. Kap.! u. a.). Dies geschah indes nicht durch ihn selbst, sondern durch den kastilischen Granden Aegidius oder Gil d'Albornoz, den zweiten Begründer des italienischen Pfaffenreichs, von Gregorovius als «der genialste Staatsmann» gefeiert, «der je im Kollegium der Kardinäle» saß.

Um 1300 in Cuenca geboren, wuchs der Verwandte der kastilischen Könige wahrscheinlich am Hof von Zaragoza auf unter der Vormundschaft erst des Erzbischofs Jimeno de Luna, seines Onkels, dann des Bischofs Pedro López de Luna, seines Vetters. Beim Tod des Onkels folgte er diesem auf dem Stuhl von Toledo und als Kanzler von Kastilien. Als Botschafter König Alphons' XI. erwarb Albornoz diplomatische Erfahrungen in Avignon; juristische beim Erlaß des Stadtrechts von Alcalá sowie der Gesetzessammlungen von Toledo und Sevilla; und militärische als päpstlicher Legat beim Kreuzzug gegen die Mauren (die Meriniden, eine geistig-kulturell hochverdiente Berberdynastie) sowohl Ende Oktober 1340 in der Schlacht vor Tarifa am Salado, wo seine persönliche Tapferkeit den Sieg gesichert haben soll, wie 1344 bei der Einnahme von Algeciras.[7]

Am 30. Juni 1353 ernannte Innozenz den Spanier zu seinem Gesandten in Italien und zum Vikar für den arg zerrissenen Kirchen-

staat, im Süden mehr vom grundherrlich lebenden Adel beherrscht, im Norden vor allem von erstarkten Städten. Der Legat sollte die der papalen Kontrolle entglittenen Gebiete wieder reorganisieren; ein Kriegszug, der ungeheure Summen, im Jahresdurchschnitt 40 Prozent des päpstlichen Haushalts, verschlang und Innozenz überdies nötigte, im November 1358 Teile seines Schatzes zu veräußern, kurz, eine «Befriedung», die die Finanzen des Papstes «an den Rand des Ruins brachten» (Lexikon für Theologie und Kirche).[8]

Mit großen Vollmachten und kleinem Heer schickte Innozenz seinen Kardinal in den Krieg. Ausgestattet mit Verhandlungskunst und «hervorragenden militärischen Talenten» (Kardinal Hergenröther) gewann Albornoz den schon fast verlorenen Kirchenstaat zurück durch «glänzende Feldzüge» (Kelly) und die Errichtung zahlreicher Zwingburgen, «Stützpunkte zur Niederwerfung lokaler Aufstände» (Handbuch der Kirchengeschichte), durch Unterjochung der dortigen Herren.[9]

Da gab es zum Beispiel die Präfekten von Vico.

Im 12. Jahrhundert war das römische Präfektenamt, die Würde des Praefectus Urbis, vordem lange von verschiedenen Sippen bekleidet, in dieser Familie erblich geworden. Allmählich erweiterte sie ihre Grundherrschaft Vico, ein heute verschwundener Ort an dem gleichnamigen kleinen See nördlich von Rom, durch Kauf und Raub und errichtete oder erwarb in der Tuscia romana eine große Zahl von Kastellen. Im 14. Jahrhundert wurden die Präfekten von Vico bei der grassierenden politischen Instabilität und Gewalttätigkeit auch zu Signoren in Viterbo (durch Brudermord 1338), in Orvieto und zu Kontrahenten der Kirche, bis Kardinal Albornoz 1354 den mächtigen Johann von Vico mit zehntausend Römern sowie den Truppen von Florenz, Siena und Perugia nach beträchtlichen Verlusten bezwang.[10]

Antipäpstlich war auch das mittelitalienische Haus Montefeltro, zumindest die traditionell kaisertreue Hauptlinie. Unter den Fittichen der Staufer und als deren Kriegstruppe zunehmend erstarkt, bekämpfte Guido da Montefeltro, ein hochbefähigter Condottiere, schon im späten 13. Jahrhundert den in der Romagna expandierenden Papst und besiegte am 1. Mai 1282 bei Forlí seinen «blutigen

Haufen» (Dante). Dann aber, in die Enge getrieben, exiliert, exkommuniziert, kroch er am Ende seines Lebens zu Kreuz, ja wurde Franziskaner (VII 360, 390).

Von Forlí aus, einem Zentrum verbannter Ghibellinen, Zufluchtsort Dantes, widersetzten sich auch die Ordelaffi dem geistlichen Regiment, am entschiedensten Francesco II., ein geschworener, bei seinen Untertanen enorm beliebter Pfaffenfeind, in der Romagna der mächtigste Opponent des spanischen Kardinals, der ganz Italien gegen ihn zum Kreuzzug aufrief.[11]

Und mit den Ordelaffi widerstrebten die Mailänder Visconti dem Papst, eine alte, wahrscheinlich auf karolingische Zeit zurückgehende, nicht von ungefähr die Viper im Wappen führende Familie. Im Spätmittelalter durch eine ausgeklügelte Heiratspolitik mit den Spitzen des europäischen Hochadels versippt, war sie, nach Gregorovius, reicher als alle Fürsten Europas.

Hauptgegenspieler der Kurie: Bernabò Visconti (1323–1385). Ursprünglich für eine kirchliche Karriere bestimmt, führte der Neffe eines gleichfalls kriegerischen Kirchenfürsten immer wieder von neuem verbissen gegen die Kirche Krieg. Doch nachdem er seiner angetrauten Regina della Scala siebzehn Kinder gemacht, ihr auch die Kirche S. Maria della scala erbaut hatte, kerkerte ihn sein Neffe und Schwiegersohn Gian Galeazzo Visconti, der erste Herzog Mailands, zu guter Letzt ein, und Bernabò starb 1385 entweder an den Haftfolgen oder Gift, an dem ja auch Bruder Matteo II. schon gestorben – «wahrscheinlich durch Bruderhand ...» (Vaglienti).[12]

Gegen Bernabò Visconti hatte Kardinal Albornoz seine gefährlichsten Schlachten zu schlagen, und zur Unterstützung des Legaten wurde bald Cola di Rienzo gesandt. Aus einfachsten Verhältnissen, als Sohn eines Schankwirts und einer Wäscherin zum Notar aufgestiegen und infolge umfassender Bildung auch von Petrarca bewundert, zählt dieser römische Revolutionär und Humanist (1313–1354) zu den seltsamsten Gestalten des Jahrhunderts.

Kraft seiner mitreißenden Reden wurde di Rienzo – bis heute mitunter Demagoge, Phantast, Psychopath, Tyrann geschmäht – zum Sprachrohr einer wohlhabenden bürgerlichen Schicht Roms, der sogenannten cavalerotti. Als Tribun des Volkes widerstand er leiden-

schaftlich der Brutalität der Barone, an deren Stelle er ein «gutes Regiment» setzen wollte, den Beginn einer von göttlicher Gerechtigkeit geleiteten Gemeinschaft. Viele hohe Adlige der Stadt bezahlten den Kampf gegen ihn mit dem Leben, darunter mehrere Colonna.

Über Rom hinaus aber erstrebte der Tribun die Italia una, die nationale Einigung des ganzen Landes unter römischer Führung. Dabei verband seine frappierende Utopie die lokale mit der imperialen und christlichen Romidee, erwartete er vom Kaiser eine Reinigung der Kirche. Karl IV. freilich nahm ihn nach seiner Ankunft in Prag 1350 fest und überstellte ihn zwei Jahre später Clemens VI., der sich wiederholt die Übergabe ausbedungen. Doch Nachfolger Innozenz wollte mit Hilfe des Tribuns Rom gewinnen; eine fürchterliche Fehlkalkulation.

Je nach Bedarf wurde Rienzo, persönlich fromm, durchaus kirchlich gesinnt, zum Ritter des Hl. Geistes geweiht, zum Familiaren des Papstes ernannt, von dessen Vikar in Rom, Bischof Raimund von Orvieto, kurz, von der Kirche gefördert und als Reformator proklamiert. Sein offizieller Titel: «Candidatus Spiritus Sancti miles Nicolaus severus et clemens, liberator Urbis, zelator Italiae, amator orbis et Tribunus Augustus». Indes wurde der Gefeierte auch exkommuniziert, als «Ketzer» verdächtigt, aller Ämter und Würden für verlustig erklärt, zwar von Albornoz wieder zum Senator erhoben, doch abermals im Stich gelassen und, nach einem neuen Tribunat von bloß neun Wochen, vergeblich verkleidet, im Oktober 1354 Opfer einer Lynchjustiz; sein Körper wurde «wie ein Sieb» durchlöchert, durch Rom gezerrt, wobei der Kopf abriß, und schließlich verbrannt.[13]

Nicht nur all die Querelen und «Kreuzzüge» in Italien hinderten den Papst, sein höchstes Ziel zu erreichen (S. 1. Motto), den Heiligen Krieg im Orient und die bedingungslose Unterwerfung der griechischen Kirche, sondern auch der Konflikt der beiden größten europäischen Königreiche. Blutig grotesk genug: Seit die abendländischen Christen kaum noch das Kreuz in den Osten führten, schlugen sie einander immer häufiger und umfassender daheim die Köpfe ein.[14]

Das zeigte sich auch während des Innozenz-Pontifikates.

Der Hundertjährige Krieg beginnt (1338–1453)

Ausgebrochen war diese Katastrophe, «Guerre de Cent ans», ein Etikett wahrscheinlich erst aus dem 19. Jahrhundert, infolge eines territorialen Problems, nach mehrmaligen Konfiskationen englischer Besitzungen durch die französische Krone, 1294, 1324 und 1337.

Dazu kam allerdings ein gewichtiger dynastischer Kriegsgrund: der französische Thronfolgestreit. Nach dem Aussterben des Hauptstammes der Kapetinger 1328 fiel die Krone an die Linie Valois. Doch der englische König Eduard III. (1327–1377) beanspruchte seit 1337 und besonders seit 1340 als Enkel (durch seine Mutter Isabella) König Philipps IV. von Frankreich den französischen Thron gegenüber Philipp VI. von Valois (1328–1350), durch seinen Vater Karl von Valois Enkel König Philipps III. von Frankreich. Den Valois aber behandelte Eduard – als Herzog von Aquitanien, diesem schönen, doch ewig umkämpften Land, einem der Hauptschauplätze des Krieges, lehensabhängig von Frankreich – als Usurpator. Und bis 1802 hielten die Könige von England formell am französischen Königstitel fest.[15]

Der größte Konflikt im spätmittelalterlichem Westeuropa, ein Krieg, dem niemand seine lange Dauer ansah, begann durch eine Reihe von Triumphen derer, die ihn verlieren sollten; begann mit dem Flottensieg der Engländer bei Sluis am 24. Juni 1340, ihrem Landsieg bei Crécy am 26. August 1346 und mit der spektakulären Einnahme von Calais am 3. August 1347. Finanziert wurde der blutige Auftakt durch Kredite des englischen Königs bei Florentiner Banken, die er, da er sie nicht bezahlen konnte, in den Ruin trieb.

Nach Vernichtung der feindlichen Flotte in der Seeschlacht bei Sluis hieß es, die Fische tranken so viel französisches Blut, daß sie französisch parliert hätten, hätte Gott ihnen Sprachvermögen geschenkt. Von zweihundert Schiffen der Franzosen entkamen nur etwa dreißig. Die Dominanz der Engländer zur See war fortan gesichert.

Bei Crécy in der Picardie, nahe Calais, wo, noch ohne große Feuerwirkung, schon einige der damals aufkommenden Kanonen ins

Gemetzel donnerten, schlachtete man bis in die Nacht. Die Briten, die bereits nach ihrer Landung weit schlimmer als Räuber gehaust, die Teppiche und Juwelen, Vieh, Männer, Frauen fortgeschleppt und gnadenlos die Dörfer verbrannt hatten, ignorierten jetzt auch die «ritterliche» Kampfesweise der Franzosen, die, den Mord auf Distanz verachtend, ihre ganze Hoffnung auf die schwere Reiterei gesetzt.

Die Engländer dagegen operierten mit ihren leichtbeweglichen Fußkämpfern, vor allem mit den schon seinerzeit berühmten Bogenschützen, die mit Langbogen, noch sehr viel effizienter als Kanonen, bis zu 12 Pfeile pro Minute auf 200 Meter treffsicher abschießen konnten. Unter diesem Pfeilhagel sollen die genuesischen Armbrustschützen der Franzosen in panische Flucht geraten sein, worauf König Philipp VI. auf die Flüchtenden einzuhauen befahl, was das Gefecht zweifellos komplizierte. Dazu wieselten die fingerfertigen Waliser Messerstecher zwischen den zur Erde gestürzten Rittern herum und gaben den oft bewegungslos unter ihren Pferden Liegenden mit ihren langen Klingen den Rest. Viertausend erdolchte Franzosen bedeckten das Schlachtfeld, darunter der Bruder des Königs und weitere Prominente, der Herzog von Lothringen, der König von Mallorca, der blinde König Johann von Böhmen, während sein Sohn Karl, der erwählte römische König und künftige Kaiser, sich noch rechtzeitig davongemacht hatte.

Und die Bürger von Calais – der Ort war seit Jahrzehnten eine Art Piratennest, mehr vom Kapern englischer Schiffe lebend als vom Handel – verzehrten bereits Mäuse, Ratten, Exkremente, bis sie sich nach elf Monaten ergaben, worauf Calais, ein wichtiger Brückenkopf, zwei Jahrhunderte, bis 1558, bei England blieb.[16]

ERBFOLGEKRIEG IN DER BRETAGNE

Feldzüge, Fehden, kleinere Überfälle mit den üblichen Plünderungen, Vergewaltigungen, Zerstörungen, die Politik der verbrannten Erde, dies alles verheerte furchtbar das Land.

Zum Beispiel der zu Beginn der vierziger Jahre aufflackernde Erbfolgekrieg in der Bretagne, der selber mit seinen späteren Auseinandersetzungen fast vier Jahrzehnte die Region erschütterte. Dabei verquickte er sich, weil die Bretagne französisches Kronlehen war, also der Oberhoheit des Königs von Frankreich unterstand, mit dem Hundertjährigen Krieg. Schlug man hier auch nur wenige größere Schlachten, wurde doch erbarmungslos gekämpft, unentwegte Waffengänge, Reitergefechte und Belagerungen, brennende Städte, ausblutende Agrargebiete, fortgesetzte Schatzungen. Zu einem Teil mußte sich ja jeder Krieg selbst finanzieren durch Raub und Lösegeld. Dazu aber kam die Ausbeutung der eigenen Bevölkerung, die das Eintreiben der Kriegsmittel mehr fürchtete als die Kriegsschäden.

Das Land war in einen französischsprachigen Teil und in die keltische «Bretagne bretonnante» gespalten, und die Hauptwidersacher rangen um den Thron des 1341 ohne legitimen Erben verstorbenen Herzogs Johann III.

Auf der einen Seite stand, vom englischen König Eduard III. unterstützt, der Halbbruder des Verstorbenen, Johann Graf von Montfort; und nach dessen Gefangennahme und Tod kämpfte seine Frau Johanna von Flandern, tapfer, verbissen, listenreich, sogar in Seeschlachten für ihren Sohn Johann IV. fort, bis sie, irrsinnig geworden, verwahrt und vergessen, noch dreißig Jahre auf Burg Tickhill in England lebte.

Auf der anderen Seite stritt Karl von Blois, der französische Aspirant auf die Herzogswürde, ein Neffe Philipps VI., dem der französische König nachdrücklich beisprang. Karl hatte Jeanne de Penthièvre, eine Nichte des verstorbenen Herzogs, geheiratet und war ein besonders guter Katholik, weshalb er auch auf dem Schlachtfeld starb und selig wurde. Nach Barbara Tuchman, der bedeutenden Historikerin, wurde er sogar heiliggesprochen, wenn auch Papst Gregor XI. die Heiligkeit nicht gelten ließ und sie – auf Betreiben des jüngeren Johann von Montfort – wieder zurückgenommen hat.[17]

Die Einleitung eines Kanonisationsverfahrens begann schon wenige Jahre nach Karls Schlachtentod. Sein Kult, besonders durch

Franziskaner angeheizt, blühte, denn schließlich stand der Blois, «Vater eines Bastards», bereits sein ganzes Leben im Ruch der Heiligkeit. Er lebte in Kleidern voller Läuse, geißelte sich blutig mittels Roßhaar und Kieselsteinen, pilgerte barfuß zu Reliquien durch Schnee und Eis, beichtete Abend für Abend seine Sünden, nächtigte auf Stroh vor dem Bett seiner (verkrüppelten) Gattin.

Fehlten dem Seligen darüber hinaus auch «herausragende Fähigkeiten», war er doch ein «hoheitsvoller, ritterlicher und frommer Fürst» (Leguay), der das Diesseits zwar verachtete, sich aber nach neunjähriger Gefangenschaft für ein immenses Lösegeld von 700000 Gulden freikaufen ließ; der es auch fertigbrachte, mit seinen Schleudermaschinen die Köpfe von dreißig Kriegsgefangenen über die Stadtmauern von Nantes zu befördern. Ja, er krönte, fromm und selig, seine siegreiche Belagerung von Quimper durch das Abschlachten von zweitausend Einwohnern jeden Alters und Geschlechts. Dann aber unterlag und fiel er selbst in der Schlacht von Auray 1364, worauf das Haus Montfort die Macht übernahm.

Die Zeit war gewalttätig, wild, und die Hierarchen des Christentums hatten die Grausamkeit abgesegnet, nicht einmal, sondern immer und immer wieder. «Die Folter», schreibt Barbara Tuchman, «war von der Kirche autorisiert und wurde regelmäßig von der Inquisition benutzt, um Ketzereien aufzudecken. Die zivile Gerichtsbarkeit belegte als schuldig überführte Angeklagte mit Strafen wie Handabhacken, Ohrenabschneiden, sie ließ ihre Opfer verhungern, verbrennen, häuten und in Stücke reißen. Es war eine alltägliche Sache, Verbrecher gegeißelt, gestreckt und am Schindanger erhängt zu sehen. Man sah abgeschlagene Köpfe und gevierteilte Körper, die auf Stangen über der Stadtmauer zur Schau gestellt wurden. In jeder Kirche gab es Bilder von Heiligen, die die verschiedensten grausamen Martyrien erlitten hatten – durch Pfeile, Speere, Feuer, Dornen –, alles war in Blut getaucht. Blut und Grausamkeit waren ein allgegenwärtiges Element der christlichen Kunst, sogar ein zentrales, denn Christus wurde zum Erlöser und die Heiligen heilig nur dadurch, daß sie unter den Händen ihrer Mitmenschen Gewalt erlitten hatten.»[18]

Die Schlacht von Poitiers

Wie sehr Frömmelei und Töten im christlichen Abendland zusammengehören, lehrt auch eine Schlacht des Hundertjährigen Krieges, die bereits in den Pontifikat Innozenz' VI. fällt, die Schlacht von Poitiers am 19. September 1356.

Gewiß eilte Kardinal Élie de Talleyrand – einst anscheinend in den Mordfall des Andreas von Ungarn verwickelt (S. 17) und ausgestattet mit nicht weniger als 31 Benefizien (darunter sieben Archidiakonate) – nebst Begleitung auf Maultieren von Heerhaufen zu Heerhaufen, um im Auftrag seines Herrn einen Waffenstillstand zu vermitteln. Der Kardinallegat und weitere Papstgesandte hatten dies schon seit Jahresbeginn versucht, wünschte Innozenz doch dringend die Beilegung des Konflikts zwischen England und Frankreich, um im Osten Krieg führen zu können.

Dies mißlang, denn die Herren führten jetzt einen Kreuzzug gegeneinander, und als gute Christen führten sie ihn, auf beiden Seiten, mit Gott. Schon den Tag vor dem Gemetzel, einem der schlimmsten dieses Krieges, hatten sie nicht nur mit Schlachtvorbereitungen, sondern auch mit einem Gottesdienst verbracht, ein ehrwürdiger Brauch vor allen größeren christlichen Abstechereien. So waren erst wenige Jahre früher, 1351, vor dem berühmten Treffen «combat des trente» in der Bretagne die Ritter gleichfalls zu einer hl. Messe versammelt und lagen dann auf dem Kampfplatz so dicht übereinander, daß manche Leiche erst Tage später entdeckt worden ist.

König Johann II. von Frankreich (1350–1364), der damals über das stärkste französische Heer des Jahrhunderts gebot, brannte auf das Blutvergießen. Denn hieß er auch später «le Bon» (was freilich bloß seine Verschwendungssucht betraf), so war Majestät, bei bescheidener Intelligenz, zuweilen etwas sprunghaft, jähzornig, brutal, alles andere als zum Beispiel ein Freund ordentlicher Gerichtsverfahren, wie schon seine erste Regierungshandlung zeigt. Ließ er doch den Grafen von Eu und Grafen von Guînes, einen allseits geliebten und bewunderten Mann, aufgrund eines bloßen Verdachts ohne Verhandlung enthaupten. Und ließ auch noch am 5. April

1356 in Rouen führende Adlige der Normandie liquidieren, wobei es ihm so pressierte, daß dies weder mit einem Gerichtsbeschluß noch an dem dafür vorgesehenen Ort und Galgen geschah. Plötzlich auf dem Weg dorthin befahl Jean le Bon anzuhalten und die Gefangenen zu köpfen. Ein eilends herbeizitierter Behelfshenker brauchte sechs Hiebe, um den Kopf Johanns von Hartcourt abzuschlagen, worauf der, samt sonstigen Häuptern, zwei Jahre, auf Lanzen gespießt, zur Schau gestellt worden ist.

Sechs Hiebe, meine Güte, bedenkt man, was sich heute noch manchmal bei Hinrichtungen im Land der Menschenrechte abspielt, sind die sechs Hiebe von Johanns des Guten Ersatzexekutor not so bad as you think. Mutet doch auch anderes unter diesem König hochmodern an. Zum Beispiel seine Steuerquoten gleich für das Jahr der Schlacht von Poitiers: vier Prozent Steuer auf die Einkünfte der Reichen, fünf Prozent Steuer auf die der Mittelschicht und auf die niedrigsten steuerpflichtigen Einkommen zehn Prozent.[19]

Auch die Mentalitätsmischung des Herrschers aus Hab- und Rachsucht und demonstrativer Pietät ist heute noch nicht ausgestorben, diesseits wie zumal jenseits des großen Meeres. Und Jean le Bon hatte sie bereits von seiner Mutter, der lahmen Königin, geerbt, trotz ihrer guten Werke eine «grausame Herrin» genannt, «denn wen sie haßte, der war ohne Gnade tot». Und auch ihr Sohn, der König, mischte auf seine Weise den Krieg mit Religion oder, anders gesagt, seine Hausmacht mit etwas Metaphysik. Er gründete den Orden vom Stern «zur Ehre Gottes und unserer lieben Frau, zur Erhöhung der Ritterschaft und der Vermehrung des Ruhms», wobei die liebe Frau sogar im sternenbedeckten Ordensbanner prangte.

Und jetzt, vor Schlachtbeginn, schrie König Johann seinen Kriegern zu: «Ihr habt die Engländer verflucht ... und wolltet eure Schwerter mit den ihren kreuzen. Da stehen sie vor euch! Erinnert euch an das Unrecht, das sie euch zufügten, und rächt euch für die Verluste und Leiden, die sie Frankreich zugefügt haben! Ich verspreche euch, wir werden mit ihnen kämpfen, und Gott sei mit uns!»

Und an der anderen Front erhob Eduard von Wales seine Stimme, der «Schwarze Prinz» (was wahrscheinlich die Farbe seiner Rüstung betraf), König Eduards III. ältester, nun fünfundzwanzig Jah-

re zählender Sohn und Thronfolger, eine der berühmtesten, die Chronisten beflügelnden ritterlichen Gestalten der Epoche, «Die Blume der Ritterschaft». Zwar ohne besonderes politisch-diplomatisches Talent, doch mutig, kultiviert, ein überragender Feldherr, auch Mäzen und um die Dynastie hochverdient.

Vor allem natürlich durch Raub- und Verwüstungszüge, Aktionen, die nichts als Terror verbreiteten, reiner Terrorismus waren, sieht man eben davon ab, daß sie den «Feind» schwächten. Erst im Herbst des Vorjahres hatte er zwischen Bordeaux und Narbonne, in dem schönen Landstrich zwischen Atlantik und Mittelmeer, einen zwei Monate langen Beute- und Vernichtungskrieg geführt, Tag-für-Tag-Blutbäder, wie dort noch nie erlitten, und dies durch den Edelsten sozusagen, die «Blume der Ritterschaft», die Zierde des Hosenbandordens, der seinerseits unter der Schutzherrschaft des hl. Georg stand.

Auch jetzt, im Spätsommer 1356, befand sich der Schwarze Prinz auf einem Streifzug, einer «chévauchéez» in den Norden. Da aber sein beutebeladenes Heer der ihm zuletzt tagelang folgenden, noch völlig unverbrauchten französischen Armee zahlenmäßig sehr unterlegen war, wollte er eine Schlacht unbedingt vermeiden, bis es einfach unmöglich war und er dem versammelten Adel zurief: «Ihr Herren, blickt auf mich! Mit Gottes Gnade denkt an den Angriff! Vorwärts im Namen Gottes und des heiligen Georg!»[20]

Viele Tausende kamen um, darunter allein 2426 Adlige. Alles andere zählte man nicht, und es zählte ja auch nicht; schon gar nicht die Pferde, in deren ungepanzerte Rümpfe die englischen Langbogenschützen befehlsgemäß ihre Pfeile jagten, worauf die zusammenbrechenden Tiere ihre Reiter unter sich begruben oder zu Tode trampelten. (Tiere dienten der mittelalterlichen Christenheit nur zur Arbeit, zum Fraß oder zum blutigen Ergötzen; indem man etwa eine angenagelte, sich in panischem Schmerz windende und kümmerlich wehrende Katze so lange mit dem bloßen Kopf berannte, bis sie tot war. Oder ein Schwein so lang Spießruten laufen ließ, bis es unter dem Gelächter der Schaulustigen entseelt zusammenbrach.)

Als bei Poitiers die Pfeile verschossen wurden und waren, flohen ganze Bataillone, andere kämpften mit Streitaxt und Schwert, mit

kurzen Lanzen, Messern, kämpften Mann gegen Mann. «Einige, denen die Bäuche aufgeschlitzt worden waren, traten auf ihre eigenen Gedärme, andere spuckten ihre ausgeschlagenen Zähne aus, einigen, die noch standen, wurde der Arm abgeschlagen. Die Sterbenden rollten im fremden Blut, die Gefallenen stöhnten, und die stolzen Geister, die ihre Körper verließen, seufzten schrecklich.»

König Johann ergab sich und landete Monate später mit dem Schwarzen Prinzen in England, wo er eine dreieinhalbjährige Gefangenschaft in Windsor verbrachte – mit vielen Würfelspielen, Jagden und Hoffesten.[21]

Ohne Zweifel ging es dem König in der Gefangenschaft um einiges besser als jenseits des Meeres seinen Untertanen in der «Freiheit». Das gilt besonders von den Bauern, außer gefangenen «Ketzern» und Tieren nicht nur seinerzeit die geschundensten Geschöpfe – und gewöhnlich mehr als 90 Prozent der Gesamtbevölkerung. Aber «das Volk» lebte anonym, starb anonym, bekam weder dauerhafte Grablegen noch Einträge ins Totenbuch.[22]

3. KAPITEL

CHRISTLICHES BAUERNELEND UND MÖNCHISCHES GLÜCK

«Bei der Ausbildung des Feudalismus spielten Gewalt, Erpressung, Druck, ideologisch-religiöser Zwang und soziale Not, spielten die oppressiones, verbunden mit dem Einsatz staatlicher und kirchlicher Machtmittel, eine tragende Rolle. Gleichzeitig war die ökonomisch-soziale Attraktion der Grundherrschaft und des Herrendienstes voll wirksam.»
Eckhard Müller-Mertens[1]

«Schon die allernotwendigsten Lebensvoraussetzungen waren prekär: die geringen Ernteerträge, die einseitige Ernährung – die Skelette frühmittelalterlicher Friedhöfe weisen auf Vitamin- und Eiweißmangel hin –, die erbärmliche Kleidung, die ungesunden Wohnverhältnisse, die mangelnde Hygiene, das gänzliche Fehlen einer medizinischen Versorgung. Die Folge war eine oft schreiende Not: Hunger und Kälte, Verelendung und Verschuldung, dazu häufig körperliche Schäden wie Blindheit, Taubheit, Gicht, Lähmung, unheilbare Wunden und nicht zuletzt Geisteskrankheiten. Jederzeit hatte man den Verlust von Haus und Hof oder der Eltern bzw. des Ehepartners zu gewärtigen, auch den Verlust der Freiheit oder Vertreibung und Verbannung. Mit einem Schlag konnten die Lebensgrundlagen verloren gehen ... Ein Heer von Heruntergekommenen, deren Leben zutreffend nur als Vegetieren bezeichnet werden kann, bevölkerte die mittelalterliche Welt: übelriechend, unansehnlich, mit Geschwüren bedeckt, von Gebrechen entstellt und notgedrungen zudringlich. Viele der Großen, selbst Bischöfe, hielten sich gelegentlich die andrängenden Bettlerscharen mit Hunden vom Leibe.»
A. Angenendt[2]

«Besondere Methoden wandten die geistlichen Feudalherren
an, um die in wirtschaftliche Not geratenen Bauern zur
Übergabe ihres Eigentums an die Kirche zu bewegen.
Sie gingen hierbei weniger mit Gewalt als vielmehr mit List
und Betrug vor, versprachen den Tradenten ewige Seligkeit,
drohten den Widerspenstigen mit Höllenpein, fälschten
Urkunden und betrogen die in Aberglauben belassenen
Bauern mit angeblich wundertätigen Heiligenreliquien,
die sie eigens dazu aus Italien und Westfranken
herbeischaffen ließen.»

L. Stern/H. J. Bartmuss[3]

Es gehört zu den großen Grotesken unserer Geschichte, daß man von der Basis der feudalen Gesellschaft, dem opus servile, der breiten Unterschicht, die alles aushält, alles trägt und erträgt, die durch das ganze Mittelalter betet «a bello, peste et fame libera nos, Domine», daß man von der übergroßen Mehrheit der Unfreien und Halbfreien am wenigsten weiß, am wenigsten erfährt, daß die Geschichtsschreiber über sie von Jahrhundert zu Jahrhundert schweigen, als wäre sie nicht existent. Alles lebt von ihr, das ganze Drama der Geschichte läuft nur durch sie und über sie, sie selbst aber spielt darin so gut wie keine Rolle. Bereits 1941 schrieb der bedeutende Historiker Heinrich Dannenbauer über die Grundlagen der mittelalterlichen Welt: «Die Taten und Untaten dieser weltlich-geistlichen Aristokratie machen die Geschichte jener Jahrhunderte aus; mit ihnen füllen die Chronisten jener Zeit die Blätter ihrer Bücher. Von anderen Leuten ist nichts zu vermelden. Das Volk auf dem Lande ist zum größten Teil abhängig, unfrei in mannigfaltigen Abstufungen. Es hat zu gehorchen, zu arbeiten und Abgaben zu entrichten. Zu sagen hat es nichts. Es hat im Grunde keine Geschichte.»[4]

«Seid nicht traurig – wir sind alle Brüder in Christo»

Die frühmittelalterliche Welt hat die tradierte spätrömische Verwaltungsstruktur, hat insbesondere das spätantike Wirtschaftssystem in allem Wesentlichen übernommen, die Sklaverei ebenso wie das Kolonat, die Anbaumethoden ebenso wie den Lebensstil. Und als das

Römische Reich zusammenbrach, setzte die christliche Kirche, schon im 5. Jahrhundert größte Grundbesitzerin in diesem Reich, dessen Agrarkapitalismus, die Despotie der Cäsaren, die alten menschenunterjochenden Mechanismen in noch gewaltigeren Dimensionen fort. Zwar gab es weiter ein freies Kleinbauerntum, zwar waren die Arbeiter auf den riesigen Landgütern der grundbesitzenden Adelsschicht rechtlich frei, faktisch aber waren sie schollengebundene Leibeigene. Der Großgrundbesitz saugte auch die bisher freien Dörfer auf, ihre Existenzgrundlage wurde ruiniert, jede Verbesserung der sozialen Verhältnisse verhindert, die Abhängigkeit unüberwindbar.

Das 5. Jahrhundert, es ist das Jahrhundert, an dessen Anfang Seelsorger Augustin die Sklaven durch die Gottgewolltheit ihres Loses tröstet und ihren Herren den Nutzen vorstellt, der ihnen aus dieser Pastoral erwächst. Es ist das Jahrhundert, an dessen Ende Rom «einen sozialen und wirtschaftlichen Tiefstand erreicht», so Walter Ullmann, «der sich kaum von Chaos unterschied.»

Und am Ende des 6. Jahrhunderts bekämpft kein Geringerer als Papst Gregor I., Heiliger, Kirchenlehrer und «der Große», den Gleichheitsgrundsatz in der sozialen Welt. Der Herr gigantischer Güter – im geschätzten Umfang von 4500 bis 5000 Quadratkilometern (offiziell schon seit Jahrzehnten «Gut der Armen» genannt, eine von Gregor brieflich oft bemühte Bezeichnung) –, dieser heilige Papst kennt viele gute, gewissenhafte Reiche, weiß aber auch von vielen schlechten Armen, und trifft sich da wieder gut mit Augustinus, der einerseits einmal einen Armen apostrophiert: «Schau auf den reichen Mann, der neben dir steht. Vielleicht hat er eine Menge Geld bei sich, aber keine Habsucht in sich, während du, der du kein Geld hast, eine Menge Habsucht in dir trägst» – und andererseits konsequent der vornehmen Proba, Erbin einer riesigen, durch Raub erworbenen und mit rücksichtsloser Selbstsucht erhaltenen Grundherrschaft erlaubt, selbstverständlich wie immer inmitten ihres Reichtums zu bleiben; nur innerlich sollte sie sich davon befreien und der Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge bewußt werden! Beide, Augustin wie Gregor, halten Reichtum für ein Gut und treten entschieden für die Ungleichheit der Menschen wie der Stände ein.

Von Natur zwar, wie Gregor erklärt, seien alle Menschen gleich, aber eine «geheimnisvolle Fügung» habe für Unterschiede in der Gesellschaft gesorgt (IV 7. Kap., bes. 183 ff.).

So dachte und schrieb fortan jedwedes Kirchenlicht. Von Natur alle gleich. Und ebenso vor Gott. Obwohl es doch auch im Jenseits wieder Unterschiede gibt, bessere und schlechtere Plätze, wie im Diesseits. Dieser Trost zieht sich durch die Heilsgeschichte. Also rechtfertigt Erzbischof, Heiliger und Kirchenlehrer Isidor von Sevilla, der große Judenhasser, nicht nur die Judenpogrome (VII 406 f.), sondern auch die – ja schon von Kirchenlehrer Ambrosius bejubelte – Sklaverei: notwendig, um die schlechten Anlagen einiger Menschen durch «terror» (!) zu zähmen.

Das Konzil von Aachen (816), das lehrt, Gott habe die «servitus» verhängt, um die Ungezügeltheit der «servi» durch die Autorität der Herren einzudämmen, knüpft ebenso deutlich an den hl. Isidor an wie im 11. Jahrhundert die Ständelehre des Bischofs Burchard von Worms (S. 73): «Wegen der Sünde des ersten Menschen ist dem Menschengeschlecht durch göttliche Fügung die Strafe der Knechtschaft auferlegt worden, so daß [Gott] denen, für die, wie er sieht, die Freiheit nicht paßt, in großer Barmherzigkeit die Knechtschaft auferlegt. Und obgleich die Erbsünde durch die Gnade in der Taufe allen Gläubigen genommen ist, hat der gerechte Gott das Leben der Menschen so unterschieden, indem er die einen zu Knechten, die anderen zu Herren einsetzte, damit die Möglichkeit zu freveln für die Knechte durch die Macht der Herren eingeschränkt würde.»

Als hätten die Herren nicht allzeit unvergleichlich mehr und gewaltiger gefrevelt! Gleichwohl verwarfen schon die frühchristlichen Theologen resolut jede «Gleichmacherei», betrachteten sie «Frauen, Sklaven oder Barbaren als Menschen niederer Art» (Dassmann).

Ergo verriet man den «Liebeskommunismus» der Apostel, die sozialen Traditionen der alten Christenheit. Ergo ergriff man, erst einmal selber reich, auch die Partei der Reichen. Ergo tritt die Catholica, die im Frühmittelalter über mehr Land als der Adel verfügt, die ganze Sklavenheere zur Bestellung ihrer Güter braucht, für Erhaltung der Sklaverei ein, die ja schon Paulus verteidigt, Kirchen-

lehrer Ambrosius ein «Gottesgeschenk» nennt. Ergo steht die Kirche seit den frühen christlichen Sozialaufständen in Afrika, Spanien und Gallien bei allen Auflehnungen der Unterdrückten auf Seite der Unterdrücker – oft mit nackter Gewalt, vielleicht öfter noch mit sauer-süßen Sprüchen, um nicht Zynismen zu sagen, etwa nach Art Bischof Rathers von Verona, der um 935 Sklaven (servi) apostrophiert: «Seid nicht traurig – wir sind alle Brüder in Christo».[5]

Eine Rechtsnatur wie Vieh

Als im 5. und 6. Jahrhundert Chlodwig, dieser Starbandit der Weltgeschichte, das fränkische Raubreich begründet (IV 2. Kap.!), als er mit seinen Haufen Frankreich erst bis zur Seine, dann zur Loire, dann zur Garonne überrollt, da entsteht mit Hilfe des Katholizismus ein neuer feudaler Staat. Die Besitzer geringer Güter, die freien Bauern, die Bauernkrieger schrumpfen dahin, werden allmählich von der Mitbestimmung, vom aktiven Heeres- und Gerichtsdienst ausgeschlossen und die coloni geflohener Herren verknechtet.

Vom 7. bis zum 9. Jahrhundert verschwinden die kleinen Bauern und Betriebe gegenüber den großen Grundherrschaften immer mehr. Die Sozialstruktur ändert sich profund, die städtische Kultur bricht zusammen, der Handel geht zurück, und es kommt zu einer reinen Agrar-, einer Kolonen- und Sklavenwirtschaft. Nur Grundbesitz bedeutet jetzt Reichtum. Adel und Klerus teilen sich das Land, haben allein das Bodenmonopol, die Verarmung ist fast allgemein, der freie germanische Bauer aus der frühmittelalterlichen Feudalgesellschaft bald weithin verdrängt. Es gibt, grob geurteilt, nur zwei Klassen: Herren und Knechte. Das Volk ist deklassiert, ist abhängig, es sitzt als mancipia, servi, coloni casati in armseligen Dörfern riesiger Territorien, in Fronhöfen, über sich einen sogenannten Edelmann, der es von seiner Burg herab drangsaliert und kujoniert, darüber größere Herrengeschlechter, und schließlich über allen die Fürsten, die Könige, vom Zürichsee bis nach Sachsen hinein, in England, in Frankreich, in Spanien. «Im Staat und in der Gesellschaft gibt die

Aristokratie den Ton an, andere Leute haben nichts zu sagen. Sie hat das angeborene Vorrecht den König zu beraten, sie nimmt Kraft ihrer Geburt die Bischofsstühle des Landes in Anspruch und auch die alten reichen Klöster sind für ihre Angehörigen bestimmt, ihr gehören Grund und Boden und die Leute im Land... Das ist die Gestalt des Staates und der Gesellschaft in ganz Europa bis zur Französischen Revolution» (Dannenbauer).

Nur wer Grund hat, ist frei. Nur wer viel Grund hat, ist mächtig, gebietet Tausenden von Hintersassen. Wer nichts hat, tritt in ein Subalternitätsverhältnis zu einem weltlichen, einem geistlichen Herrn, zu dem possessor. Er wird ihm zinspflichtig, hörig, leibeigen (was sich nicht begrifflich, aber sachlich überschneidet). Im 8. Jahrhundert ist die persönliche Knechtschaft schon alltäglich. Und je mehr auf der einen Seite der kirchliche, der weltliche Grundbesitz anschwillt, desto größer wird auf der andren die verknechtete Bauernschaft.

Ein Bauer ist normalerweise leibeigen. Fast das ganze Landvolk und damit das Volk überhaupt ist weitgehend leibeigen, wenn es auch innerhalb des niedrigsten Standes noch Unterschiede gibt. Und mag die Menge eigentlicher Sklaven allmählich abnehmen, mag die Sklaverei mit den sozioökonomischen Mutationen beim Übergang ins Hochmittelalter enden, das heißt in der Hörigkeit bzw. servage aufgehn, die Zahl der Abhängigen wächst ununterbrochen, nicht zuletzt durch Freie, die, meistens mehr nolens als volens, den «Schutz» der Grundherren suchen.[6]

Den Bauern freilich, den Bauern im Rechtsinn, gab es im Frühmittelalter nicht mehr. War doch das kleine freie Bauerntum in Europa mit der Rezeption des römischen Rechts, der fortschreitenden Feudalisierung, den alles überwuchernden Zwangswirtschaften von Adel und Klerus, weitgehend vernichtet, von den weltlichen wie geistlichen Domänen aufgesogen – auch wenn, sehr begrenzt, bäuerliches Eigentum noch lange bestand.

Erst im Hochmittelalter erscheint der Bauer (agricola, rusticus). Aber dieser Bauer ist gewöhnlich nicht frei, sondern durch einen Vergrundholdungsprozeß grundherrlich gebunden (colonus, censualis), ist dienst- und abgabenpflichtiger Höriger, Hintersasse, der

mit fortschreitender christlicher Zivilisation sogar wieder zum Leibeigenen (servus) gemacht, der vererbt, verkauft, vertauscht, verpfändet, verschenkt werden kann, «rechtlich dem Vieh fast gleichstehend» (Davidsohn). So erhält auf der Mainzer Synode 1007 durch den großen königlichen Schurkenstreich Heinrichs des Heiligen (VI 67 ff.!) der Bischof von Würzburg für die Abtretung eines Teiles seiner Diözese «150 Bauernhöfe mit eben so vielen Geschlechtern von Leibeigenen». «Von einer allgemeinen Tendenz der Kirche, den Status der servi abzuschaffen oder seine Daseinsbedingungen zu erleichtern, kann keine Rede sein, verfügte diese doch selbst über die größte Zahl von servi» (Hägermann).

Im 12. Jahrhundert gibt es in Europa zwar eine neue Schicht freier Bauern, die von bestimmten Lasten und Beschränkungen entbunden, am Ende des Mittelalters aber wieder so gut wie verschwunden ist. Auch sind Fälle mehr oder minder «freiwilliger» Verknechtung durch das Früh-, das Hochmittelalter nicht selten. So klagt eine Zinserin aus Altusried, die vordem als frei galt: «Als mein Mann gestorben ist, hat man mich und mein Kind ins Gefängnis geführt, meinen Sohn wie einen Dieb an einem Strick, und das Haus offen stehen lassen. Da habe ich mich mit meinen Kindern verschreiben müssen: Sollte ich oder meine Kinder abschweifen, so soll alles dem Gotteshause verfallen». Und noch im 11. Jahrhundert bietet im Anjou eine freie Bauernfamilie dem Kloster Saint Florent in Saumur zwei ihrer Kinder, die sie nicht ernähren kann, als Sklaven an. (Die französischsprachige Mediävistik spricht, wie der Althistoriker, von «Sklaven», die deutschsprachige von «Knechten» oder «Unfreien».)

Die Landbevölkerung ist im Hochmittelalter weithin verarmt und während des ganzen Mittelalters, ungeachtet aller landwirtschaftlichen Wechsellagen, gewisser Expansions- und Regressionsphasen, chronisch unternährt – bei einem Durchschnittsalter von knapp über dreißig Jahren; die Könige desselben Zeitraums werden durchschnittlich fast fünfzig (einige Päpste beinah neunzig Jahre alt). Die Masse Mensch ist gefangen in einem Netz von «Banngebühren», von blutsaugerischen Diensten und Abgaben. Sie haust in Holz-, in Erdhütten mit dem Vieh zusammen, lebt am Rand des physischen

Überlebens, lebt zeitweise von Baumrinden und verelendet immer mehr. Sie sinkt mit dem beginnenden Spätmittelalter «in eine allgemeine Leibeigenschaft» (Bosl).

Das landbebauende Proletariat aber, die ihren Besitzern ausgelieferte Unterschicht bildet fraglos den weitaus größten Teil des Volkes und wird ganz brüderlich überall mit dem schönen Namen «familia» umfaßt. Das Wort bezeichnet seinerzeit freilich nicht, wie dann in der Moderne, die Lebensgemeinschaft von Eltern und Kindern, die hieß damals «hous», sondern die unter einem gemeinsamen Hofrecht stehende und regelmäßig zum Hofgericht zitierte Gesamtheit der einem Herrn gehörenden Unfreien. Man sprach dann von der familia eines nobilis, der familia episcopi oder abbatis. Oder man setzte einfach statt «familia» – mancipia.

Der gefeierte Kanonist Bischof Burchard I. von Worms (gest. 1025), nebenbei ein skrupelloser Fälscher (V 522), nennt den Hörigenhaufen seiner Domkirche (mit grundherrlichem Besitz in Worms, im Neckarraum, Odenwald, um Heidelberg, Weilburg) familia sancti Petri und läßt in einem «Hofrecht» (Lex familiae Wormatiensis ecclesiae) erkennen, daß auf der untersten Stufe der bischöflichen familia die «mancipia» stehen, unfreie, wie eine Sache zu behandelnde Menschen. Der ausführlichste Paragraph dieses Hofrechts betrifft nicht die christliche Nächsten- und Feindesliebe, sondern vielsagenderweise Mord und Totschlag, «die gleichsam täglich innerhalb der Gemeinschaft des heiligen Petrus nach Art wilder Tiere» geschehen, wobei in einem einzigen Jahr 35 Grundholde (Knechte) schuldlos von Grundholden derselben Kirche getötet worden seien – familia sancti Petri.

Im übrigen traf jener Engländer ins Schwarze, der da unterschied «those who pray, those who fight and those who work». Natürlich bleiben allmählich die Stimmen nicht aus, die den Armen selber die Schuld an ihrer Armut geben, die erklären – auch wir kennen diese Töne doch – jeder könne reich werden, stellt er es bloß «richtig» an. Auch sei gar nicht arm, wer sich mit dem Seinen zu begnügen wisse. Andere sehen nur Faulpelze in den Armen, Leute, die sich um die Arbeit drücken, die alles, was sie verdienen, verfressen, versaufen, Mißgünstige, Neider, Habgierige, Gotteslästerer etc.[6a]

Das mittelalterliche Europa baut gänzlich auf dem Bauerntum auf, dem opus servile, der Knechtsfron. Mindestens 90 Prozent seiner Bevölkerung, wenige Ausnahmen beiseite, leben auf dem Land, noch im Spätmittelalter mehr als drei Viertel, und fast alle diese Menschen unterstehen einer Grundherrschaft (villicatio, dominatio, seigneurie), das heißt, die meisten sind leib- und grundherrlich gebunden, sind mehr oder minder versklavt. Sie sind nicht nur pauperes, sondern dediticii, inquilini, auf der tiefsten Stufe: mancipia (servi, ancillae). Sie galten ursprünglich als Sache, als rechtlos; ein durch Geburt (nach dem Stand der Mutter oder der «ärgeren Hand») oder durch Kauf, durch Raub, Handel, Schuldknechtschaft, Gefangenschaft oder Autodedition (Selbstversklavung) erworbener Status.

In Landschenkungsurkunden wurden diese Elenden, wie gelegentlich in Kärnten, zuletzt genannt, «mit dem Vieh gemeinsam» (Fresacher). Aber auch in Skandinavien oder in Osteuropa hatte der Sklave eine Rechtsnatur wie Vieh oder bewegliche Habe.

Die Homines proprii, die Eigenleute, gehörten «mit ihrem Leib und Gut» ihren Herrn, waren ohne jeden Besitz und jedes Vermögen, ohne Freizügigkeit und eigenen Willen, waren unbegrenzt dienstpflichtig. Und ein Teil der deutschen Mediävisten bestritt in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Existenz eines freien Bauerntums im frühen Mittelalter sogar prinzipiell. Zwar vermochten Unfreie im Lauf der Zeit die ehedem kaum überschreitbaren Schranken ihrer Abhängigkeit zu durchbrechen, konnten Unfreie freigelassen werden, konnte mancher Knecht und Knechtssohn selbst bis in hohe Ränge des Staatsdienstes aufsteigen; doch diese Chance war äußerst gering.

Gewiß änderten sich auch die Standesverhältnisse je nach Landschaft, Lehnsrecht, Sachsenspiegel, Schwabenspiegel etc.; aber sie änderten sich eben auch zum Schlechteren. Standen ja die Freigelassenen, im Sozialgefüge den Freien nachgeordnet, in mancher Hinsicht auf der Stufe der Sklaven. Und auch wenn zwischen antiken oder karolingischen servi und spätmittelalterlichen Leibeigenen zu unterscheiden ist, auch wenn diese ihr Schicksal durch den langwierigen Übergang des Frondienstes in eine «Rentengrundherrschaft»

– spät genug – verbessern können, unterjocht doch die Bauern in den ostelbischen Gebieten noch in der Neuzeit eine «zweite Leibeigenschaft» schwer. Sie wird in Preußen durch König Friedrich Wilhelm I. teilweise, durch Friedrich II. 1773 in erweiterter Form, endlich durch das allgemeine Landrecht 1794 insgesamt aufgehoben, womit alle Unfreiheit indes noch längst nicht endet. Wo man sie aber im Mittelalter abschafft, geschieht es nicht aus menschenfreundlichen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen.[7]

«Jacques Bonhomme à bon dos, il souffre tout»

In aller Regel wurde der Landsklave, besonders der am meisten geschundene Unfreie (mancipia, servus), bis zuletzt von seinen weltlichen wie geistlichen Despoten nach Strich und Faden ausgenutzt. Sie forderten Frondienste, die erst im späteren Mittelalter zurückgingen und dann häufig durch Abgaben ersetzt wurden, die man freilich auch früher schon verlangte, weshalb der Bauer erheblich – vielleicht ein Drittel oder gar die Hälfte – über den Eigenbedarf produzieren mußte.

Gewiß, auch Adel, Klerus, Stadtbürger hatten für die Fürsten Dienste zu erbringen, bei der Heerfahrt etwa, der Hoffahrt, dem Steueraufkommen. Doch diese Leistungen waren angesehen und oft mit Privilegien verbunden – wenn auch mit allem Nachdruck daran erinnert sei, daß es im 13. und 14. Jahrhundert allein in Deutschland mehrere hundert gewaltsame Unruhen gab.

Der unfreie Bauer aber hatte jahraus, jahrein eine außerordentliche Fülle und Vielfalt an Auflagen zu bewältigen, wofür er in der Regel nur ein Minimum an Gegenleistung bekam und obendrein verachtet wurde. «Jacques Bonhomme à bon dos, il souffre tout»; auf deutsch: «Der Bauer ist an Ochsen Statt, nur daß er keine Hörner hat.»

Man wird fast schwindlig beim Blick auf die Vielzahl der Abgaben, ja nur auf deren Hauptformen, die Werner Rösener im Lexi-

kon des Mittelalters ausbreitet, wenn auch diese Lasten sicherlich weniger katalogartig daherkamen und selbstverständlich nicht alle Bauern mit sämtlichen Forderungen behelligt wurden. Das hing besonders von der Rechtsstellung der Knechte und der Machtposition des Grundherrn ab.

Immerhin finden sich da für Überlassung des Bodens: ein Grundzins (census) in Form einer Geld- und Naturalabgabe. Ein Rekognitionszins (Fastnachtshuhn, Herbsthuhn, Martinszins etc., auch Herdgeld, Rauchhuhn oder Wurstzins genannt). Ferner, zahlbar beim Gutsantritt, das Einzugs-, Einfahrts-, Gewinngeld oder die Handänderungsgebühr (laudemium, honorarium).

Als Leibzins für die persönliche Unfreiheit wurde ein Kopfzins (census capitalis) erhoben, eine Heiratsabgabe (maritagium) aber oft bloß von den Frauen. Doch bekam der Leibeigene eine Frau aus einer anderen Grundherrschaft nur mit Erlaubnis seines Herrn. Zum Leibzins rechnete man die schwerste Taxe, das Todfallrecht (mortuarium) beim Tod eines Leibeigenen, auch Sterbefall oder kurzweg Fall genannt: meist das beste Stück Vieh (Besthaupt, Hauptfall) oder das beste Kleid (Bestkleid, Gewandfall); zum Teil auch Bettzeug und Tücher – übrigens, zumindest im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, ein auch von Nicht-Leibeignen zu leistendes Servitium.

Zu den relevanten Verbindlichkeiten zählte ferner der Zehnt (S. 87 ff.), eine Naturalienabgabe an die Kirche; Zehnten an Laien wurden verboten – Laien sollten nur zahlen, zahlen, um den Zorn Gottes zu befrieden, wie 567 die Synode von Tours lehrt, indem sie ihre Forderung mit dem Beispiel Abrahams begründet. Zum großen Zehnt gehörten Getreide und Wein, zum kleinen oder grünen Zehnt Gartenfrüchte, aber auch, zumindest da und dort, Flachs, Hanf, Rüben, Bohnen, Hopfen u. a.

An Blutzehnten heimste man die Früchte von Tieren ein, Wolle, Milch, Lämmer. Es gab wenig, was man nicht wollte, schon «weil Gott sein Teil von allem geschuldet war.» Und bereits Erzbischof Caesarius von Arles, Heiliger und nicht von ungefähr Spezialist für «Landseelsorge» (IV 30), fragt: «Ist es denn zu viel, wenn Gott ein Zehntel verlangt?» Und fährt fort, «er könnte neun Zehntel verlan-

gen. Gar oft schickt er Geißeln und Unglück, er entzieht die neun Teile, weil du nicht ein Zehntel geben wolltest.»

Ja, sie verstehen, mit Verdummten umzugehen. Und reichte das Jungvieh nicht für einen Zehnt, sollte der Bauer für jedes Tier ersatzweise Geld berappen, «ob es sich nun um Füllen, Kalb, Schwein, Gans, Lamm oder Zicklein handelte. Es sollte auch ein Zehnt von Fischen und Eichhornfellen abgeliefert werden» (Nylander) – gelegentlich wurde selbst die Biene einbezogen. (Die Erklärung der Frankenbacher, die Imme sei ein freier Vogel [!], rettete nicht vor der Abgabe an ihren Pfarrer.)

Wichtige Leistungen waren auch die Vogtei- und Gerichtsgebühren und, seit dem 12. Jahrhundert, die Besteuerung durch den Landesherrn (petitio, exactio, Bede, Steuer, Schatz u. a.).

Daneben gab es weitere Belastungen. So mußten die Bauern auch für Waldnutzung Geld bezahlen, Weidegelder, Holzzinsen. Und für die Fronen-Ablösung Dienstgeld, Fuhrgeld, Pfluggeld. Hatte aber ein an Geld Bestrafter weder Geld noch Besitz, durfte im Hochmittelalter im Bistum Salzburg ein Pfleger (ein Sachwalter in den verschiedensten, nach Zeit und Gegend differierenden Belangen) die Frau des straffälligen Bauern schänden. Reizte den Pfleger die Frau nicht, durfte er ihre Entehrung dem Gerichtsschreiber überlassen, und mochte auch der nicht, konnte dieser sie dem Amtmann abtreten – «auferladen».[8]

Um wenigstens pars pro toto eine konkrete Vorstellung von den Pflichten dieser Landsklaven zu vermitteln, folgen ein paar Beispiele.

Zunächst eine Zusammenstellung aus dem Herrschaftsbereich des Bamberger Domstifts im 12. Jahrhundert, eines Stifts, dessen Besitz, weit größer als man lange angenommen, vom Rhein bis nach Österreich reichte. Die Unfreien hatten also aus zwölf verschiedenen Orten des Umlands den etwa 40 Bamberger Domkanonikern jährlich an Festtagen und Apostelfesten zu liefern: 65 Mastschweine, 58 Läuferschweine, 106 Ferkel, 18 Schafe, 1045 Hennen, 17260 Eier, 5694 Käse, dazu noch diverse Quanten Milch, Wein, Bier, Getreide etc.

Die ehemalige Benediktinerabtei Prüm (Rheinland-Pfalz) bezog im späten 9. Jahrhundert von ihren Hintersassen jährlich 2000

Doppelzentner Getreide, 1800 Schweine und Ferkel, 4000 Hühner, 20000 Eier, 4000 Eimer Wein, 1500 Goldsolidi beziehungsweise 18000 Silberdenare u.a. Auch mußten die Unfreien Frondienste leisten, Spinn- und Weberzeugnisse herstellen, landwirtschaftliche Geräte, sie mußten an etwa 35 Tagen auf dem Herrenhof helfen, mußten Transportdienste, Botengänge tun und im Winter zur Waldarbeit.

Das Benediktinerkloster Blaubeuren, das nie mehr als ein bis zwei Dutzend Mönche, im 14. Jahrhundert zeitweise überhaupt keinen Mönch hatte, besaß im frühen 16. Jahrhundert (außer den im Kloster selbst liegenden Gutsgebäuden und Gewerbebetrieben, wie Mühlen, Bäckerei, Küferei) 16 Kirchen und 457 Bauerngüter und erhielt in den Jahren 1477 und 1534, laut Rechnungslegung des Abtes: 470 bzw. 436 Hühner, 888 bzw. 963 Hähne, 10777 bzw. 12143 Eier, weiter Hunderte Stück Käse, Öl, Bohnen, Wachs, Pfeffer, Gänse und Kapaune, Wein aus Hunderten von Morgen Weinbergen, weiter 7289 bzw. 7420 Imi Früchte, endlich auch 1318 Pfd. (etwa 940 Gulden) bzw. 1507 Pfd. Geld. Dazu kam noch der gesamte Zehnte.

Je nach Form und Entwicklung der Unfreiheit wie der oft bis ins 12. Jahrhundert fortbestehenden Fronhofwirtschaft (servitia, opera servilia, manoperae, carroperae) waren deren Arten, Ausmaße und Dauer in den einzelnen Epochen, Territorien, Herrschafts- und Agrarverfassungen sehr unterschiedlich. Doch machte man, ohne hier systematisieren zu können und zu wollen, für das Frühmittelalter drei Hauptformen von Frondiensten aus: Für den Leibeigenen, der stets der Jurisdiktion des Grundherren unterstand, das tägliche servitium, das härteste, das zeitlich unbeschränkt zu erfüllen und auch inhaltlich nicht festgelegt war.

Für den nicht voll leibeigenen und strafrechtlich oft staatlicher Gewalt unterworfenen Bauern, der auch Abgaben, meist in Naturalien, zu liefern hatte, eine wöchentliche, zunächst an drei, erst im 12. Jahrhundert an zwei Tagen oder an einem Tag zu besorgende Fron. Endlich gab es noch jene noctes genannten, hauptsächlich im Frühjahr und Herbst fälligen Dienste, die zwischen zwei und zehn Wochen beanspruchen konnten. Dieser (nicht voll leibeigene) Hörige verdiente «sehr wenig oder nichts» (Pirenne) und konnte seine

Hufe (Hof) nicht nach seinen Vorstellungen bewirtschaften; seine jüngeren Kinder mußten Taglöhner oder Landstreicher werden.

Häufig, zumal in der binnenfränkischen Region, war die sogenannte corvada, ein jährlich mehrmals während der Pflugzeiten zu erledigender Tagesdienst. Auch kam zu den regelmäßigen Fronen die Bauhilfe, der Weg-, Brücken- und Burgbau, das Holzfällen, Holzholen, Dachdecken, Zäuneflechten, das Düngen, Eggen, Ernten, Dreschen.[9]

Bei einem Bauernaufstand in Frankreich brachten die Geknechteten folgende Beschwerden vor: «An St. Johann müssen wir die Wiesen mähen und das Heu in die Scheune fahren, dann die Gräben ausbessern. Im August beginnt die große Fron, die Kornernte, und von einigen Feldern müssen wir den Zehnten abliefern. Im September ist der Schweinezins zu erlegen: von acht Schweinen nimmt der Herr die zwei schönsten, und für die übrigen muß je ein Pfennig erlegt werden. An St. Dionys folgt ein neuer Zins, dann einer für das Recht, die Felder einzuzäunen. Zu Beginn des Winters müssen wir das Herrenland bestellen, an St. Andreas ist eine Küchengabe, zu Weihnachten sind Hühner fällig, und so geht es weiter. An Ostern müssen wir Hämmel abliefern, und auf die Holzfällung folgt die Saatfron.»[10]

Außer dem Tötungsrecht stand dem Grundherrn, zumal wenn er im Besitz der Gerichtsgewalt war, über seine Hörigen fast alles zu. Er durfte ihnen nach Belieben nicht nur Arbeiten und Lasten auferlegen, durfte sie nicht nur weidlich schlagen, zur Verehelichung zwingen oder verkaufen. Er konnte ihnen auch von ihren Erwerbungen die Hälfte oder zwei Drittel abnehmen, ja die volle Erbschaft nach der «toten Hand» (main-morte) – ein Ausdruck, der angeblich daher kommt, daß man dem Grundherrn mit der abgeschnittenen Hand des Toten auch dessen Nachlaß übergab. All die Hörigen Hände sollen dann – welch erlesener Geschmack der Zeit! – zusammen mit Bärentatzen und sonstigen Tiertrophäen an die Turmmauern genagelt worden sein.

Die Frau, vom Klerus durch das ganze Heilsgeschehen (in meiner Sexualgeschichte eingehend belegt) scheußlich herabgesetzt, ohne Gottesebenbildlichkeit, laut Augustinus, ein Mißgriff der Na-

tur, «ein verfehltes Männchen» (mas occasionatus), nach Thomas von Aquin, die unfreie Frau wird teils in den aufreibenden Arbeitsprozessen des Mannes, teils in eigenen Tätigkeitsbereichen verbraucht.

Früh verheiratet und meist schon strapaziert durch viele Kinder, die allerdings aus Not, durch Hygienedefizite oft, auch früh hinwegsterben, wie sie selbst, oblag ihr nicht nur die Hauswirtschaft, sondern auch Spinnen, Weben, Brotbacken, die Butter- und Käsezubereitung, das Bierbrauen, Viehfüttern, die Getreidemahd, jedenfalls solang sie mit der Sichel geschah und noch nicht, wie seit dem späteren Mittelalter, mit der Sense.

Die unfreie Ehefrau genoß im übrigen, wie die freie, eine geringere Rechtsstellung als der Mann. Sie unterstand seiner Muntgewalt, seinem Züchtigungsrecht. War doch das Peitschen der Gattin, das Verhauen jeder katholischen Ehefrau, ihrem Mann durch das Corpus Juris Canonici, das Gesetzbuch der römisch-katholischen Kirche, kanonisch verbrieft – bis 1918! (Ebenso, beiläufig, ihr Fastenlassen, Binden und Einsperren.)[11]

Im Frühmittelalter schufteten leibeigene christliche Frauen und Mädchen sogar in eigenen Häusern, in Gynäceen. Nahe bei Fronhöfen gelegen, gingen sie da dem Spinnen und Weben, der Tuchproduktion nach, ja fast jeder Arbeit, vom Waschen bis zum Getreidemahlen, von der Schafschur bis zum Stallreinigen. Auspeitschen war alltäglich. Nach der «Lex Salica», im 6. Jahrhundert von Mönchen aufgezeichnet und unter den Stammesrechtssammlungen von besonders nachhaltiger Wirkung, schwankten die Schläge für eine «ancilla» zwischen 120 und 240.

In seinem um 1202 geschriebenen «Iwein» brandmarkt Hartmann von Aue, der erste der drei großen Epiker der Stauferzeit, die Ausbeutung dieser Arbeiterinnen, die er klagen läßt: «Von unserem Verdienst sind sie (sc. die Herren) reich geworden, und wir leben aufs dürftigste.» Der Dichter behauptet, die Frauen bekämen von einem Pfund (240 Pfennige), das ihr Arbeitgeber auf dem Markt für ihre Produkte erzielt, vier Pfennige.

Die christkatholischen Gynäceen, die auch von den Klöstern (in Staffelsee etwa) und von Kirchen unterhalten und im Hochmittelal-

ter durch das städtische Textilgewerbe abgelöst wurden, dienten aber jahrhundertelang ihren Besitzern und deren Gästen auch als Harem, als privater Puff und waren die Vorläufer des kasernierten Bordellwesens.[12]

Hungersnöte: Menschen getötet und in Salz gelegt

Zum fortgesetzten Ausnützen, Schröpfen, zur ständigen Bedrükkung durch die Herrenschicht – die Bischöfe selbstredend eingeschlossen, die «Väter der Armen», die zumal in Notzeiten gelegentlich Hundemeuten auf die Bettler hetzten – kam das Elend durch Naturkatastrophen; durch Unwetter, Überschwemmungen, Mißernten, Seuchen, Wurmplagen, Dürren, harte Winter; immer wieder auch durch all dies bedingte Hungersnöte, und gerade in den «größten» Geschichtsepochen, unter Karl «dem Großen» (der bereits die Kleidung der hörigen Bauern reglementierte), wobei 784 ein Drittel der Bevölkerung Galliens und Germaniens hinwegstarb, die Armen sich von Farn ernährten, Gras und von ihresgleichen, Brüder ihre Brüder aßen, Mütter ihre Kinder – «Manche holten die Verhungernden ins Haus, töteten sie und legten sie in Salz ...» (IV 490).

Alle Naturgewalten trafen, wie immer, die Armen zuerst und gewöhnlich auch allein. Die herrschende, sehr schmale aristokratisch-klerikale Klasse wurde davon, jedenfalls direkt, kaum berührt. Die regierte und kommandierte. Die große Menge aber hatte bloß zu dulden, zu darben, zu leiden, hatte nur den Rücken hinzuhalten, auf dem sich die Geschichte, das gebietende Pack, ausagieren konnte, ganz nach Lust und Laune und aller Gier. Schützte man das Volk wenigstens nach außen? Man schützte es im Eigeninteresse, aus nacktem Egoismus. Und es zitterte, zitterte vor den Beschützern wie vor Feinden. Die «Beschützer» waren seine Feinde. Das Volk hatte Hunger und es hatte Angst. Angst: geradezu «eine Grunderfahrung des bäuerlichen Daseins» (Rösener), eine Grunderfahrung somit der meisten mittelalterlichen Menschen.

793 berichten die Lorscher Annalen den Hungertod vieler, die Annales Mosellani melden Menschenfresserei. 805, 806, 807 und 809 erfolgen neue Hungersnöte – im Jahr 806 offenbar mit ausgelöst durch Karls Heeresaufgebot und dessen Versorgung. Der karolingische Chronist und Abt von St. Riquier, Nithard, kann gleichwohl prahlen, Karl «der Große» habe «das gesamte Europa» in Frieden und Wohlstand hinterlassen. Ja, späteren Generationen gilt seine Ära als goldenes Zeitalter. Tatsächlich jedoch melden zwischen 763 und 843, also unter seiner und seines Sohnes Herrschaft, die Annalen und Kapitularien von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, zuweilen von Jahr zu Jahr, ausgedehnte Hungerkatastrophen – aber die Massen zählen ja nicht.

In Wirklichkeit war die Not, zumal in den zwanziger Jahren des 9. Jahrhunderts, im fränkischen Reich fast unbeschreiblich. Ein großes Sterben unter Mensch und Tier ging um, es kam zu unerhörten Teuerungen. Und Bischöfe selber klagten 829 bei Ludwig dem Frommen über weltliche wie geistliche Wucherer, durch deren Machenschaften Ungezählte verhungert, viele ausgewandert sind. Doch all dies trat rasch in den Hintergrund «vor der die Kirche bald ausschließlich beschäftigende Frage der Unverletzlichkeit ihre Gutes» (Sommerlad, vgl. S. 84 ff., 93 ff.).

Das Elend der Massen nämlich bedeutet dem Klerus noch weniger als dem Staat – und nützt ihm wunderbarerweise, weil die Frömmigkeit der vom Schicksal Geschlagenen stets wächst. Auch 868 haben Menschen bei einem entsetzlichen Nahrungsmangel im fränkischen Reich, wie wohl glaubwürdig bezeugt, da und dort nicht nur Hunde, sondern wiederum Menschen geschlachtet und gegessen. Im 11. Jahrhundert nimmt ein Haufen Hungriger dem Trierer Erzbischof Poppo samt Begleitern auf dem Ritt zur Kirche gleichsam unterm Hintern die Reittiere fort und zerreißt, verschlingt sie vor aller Augen.[13]

1097 kommt es zu einer Nahrungsmittelnot im Anjou, 1099 auch außerhalb. 1122 beginnt eine Hungersdrangsal in Portugal, 1124 in Frankreich, ebenso in Deutschland, 1126 in Flandern, wobei wieder viele sterben. Südfranzösische Kaufleute fahren enorme Getreidemengen mit Schiffen heran. In Brügge kaufen der Ritter

Lambert van Straet, ein Bruder des Propstes von St. Donatus, und sein Sohn nicht nur dieses Getreide, sondern alle Zehntabgaben umliegender Stifter und Klöster zu niedrigen Preisen: «Ihre Speicher», schreibt Mönch Sigebert von Gembloux, einer der großen mittelalterlichen Chronisten, Autor der berühmten «Weltchronik» (Chronica universalis) und im Investiturstreit brillanter Parteigänger des Kaisers, «ihre Speicher waren gefüllt mit allen Arten von Getreide; aber sie verkauften sie so teuer, daß die Armen nichts davon kaufen konnten.»[14]

Die ritterlichen Gangster hätten sich auf ein illustres Vorbild berufen können: auf den Heiligen Vater Papst Sabinian, der 605 bei einer Hungersnot in Rom alle ihn anflehenden Christgläubigen kaltblütig hungern und zugrundegehen ließ, um dann sein Korn zu Wucherpreisen loszuschlagen (IV 335).

Selbstverständlich hoffte auf diese Weise noch mancher zu mehr Geld zu kommen. Raoul von Wanneville, zum Beispiel, Bischof von Lisieux und Kanzler des britischen Königreiches, angesichts der Hungergeißel von 1194. Deshalb redete ihm Petrus von Blois, selbst reich bepfründet, brieflich ins Gewissen: «Bereits sind Tausende von Armen an Hunger und Not gestorben, und noch nicht auf einen einzigen hast du deine wohltätige Hand gelegt ... Die Ernte verdirbt bereits auf den Feldern und du, du hast noch nicht einen einzigen Armen getröstet. Du hast zwar vor, deine Speicher zu öffnen, aber nicht um das Elend der Bedrängten zu lindern, sondern um teuer zu verkaufen ...»[15]

So wurden die Ärmsten stets die frühesten Opfer einer Gesellschaftsordnung, von der Müller-Mertens sagt, sie habe «die ursprüngliche Freiheit vernichtet und die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zum herrschenden sozialen Prinzip» gemacht, habe die ökonomisch-kulturelle Höherentwicklung «durch grundsätzlich ethisch-moralische Substanzverluste in den menschlichen Beziehungen erkauft».

Die Ärmsten wurden die ersten Opfer von Spekulationskäufen, skandalösen Preissteigerungen, von Wucher, falschen Maßen, Raub und Krieg mit seinen flächenhaften Zerstörungen der Felder, der Ressourcen des Gegners. Verzweifelte veräußerten ihr Eigentum und

ihre Freiheit. Andere wanderten ab, flohen in die Wälder, wurden «Räuber», «Banditen», Bewegungen, Reaktionen, die zeitweise große Ausmaße annahmen, die Dorf um Dorf entvölkerten, das Land verödeten, die in den Kapitularien des fränkischen Reiches bis zum Jahr 843 mehr als 25 Kapitel beschäftigen, während zugleich die Heeresfolge nachläßt, die Fahnenflucht sich häuft, Vorgänge, die Karls «des Großen» immer von neuem wiederholte Rufe zu Frieden und Fürsorge, zur Unterstützung der Hungernden hinreichend erklären. Oder sollte ausgerechnet ein Mann, der fast Jahr für Jahr Krieg, fast fünfzig Feldzüge geführt, der gelassen über Tausende und Abertausende von Sterbenden, von Leichen schritt (IV 497 f.), Mitleid gefühlt haben? Rief er nicht nach Frieden – wie dann die Päpste, wenn sie zum großen Kreuzzug trieben?

Karl war Christ und abgebrüht wie wohl all diese Edlen, über die Rhabanus Maurus, Abt in Fulda und Erzbischof von Mainz, klagt, daß viele sich mehr um ihre Hunde kümmerten als um ihre Knechte, daß ihre Hunde gut gefüttert und fett waren, indes ihre Bauern darbten, ihre servi hungerten und verhungerten. F. Curschmann, Erforscher des Hungerelends zwischen dem 8. und 13. Jahrhundert, kommt zu der Feststellung: «Daß die Not einen Kaiser, einen Herzog oder Bischof jemals irgendwie berührt hat, hören wir nicht ...»[16]

Nein. Wir hören anderes, das Gegenteil. Nicht zuletzt von Bischöfen, Äbten, von einer Kirche, die den Feudalismus kraft ihrer Erdengüter, ihrer nie nachlassenden Herrschsucht fortgesetzt gestützt, gefördert, glorifiziert und selbst praktiziert hat.

REICHTUM DER BISCHOFSKIRCHEN

Der Reichtum der «Kirche der Armen» begann, noch verhältnismäßig bescheiden, bereits in den frühesten Jahrhunderten (III 5. Kap.) und wuchs beträchtlich seit dem ersten christlichen Kaiser (I 224 f. 235 ff.). Die wohl größte Rolle, besitzmäßig gesehen, spielte dann während des Niedergangs der kaiserlichen Macht, der römischen generell und der byzantinischen in Mittelitalien, die Entstehung des

sogenannten Patrionum Sancti Petri, aus Landzuweisungen vor allem der Herrscher und durch private Vermächtnisse. Es kam aber auch zu Käufen und «in vielen Fällen zu ungesetzlichem und erpresserischem Erwerb» (Finley).

Über das anfängliche Wachstum des Patrimoniums, der Haupteinnahmequelle des Papsttums, dessen Güter sich von Gallien über ganz Italien bis Afrika erstreckten, ist fast nichts bekannt. Doch allein auf Sizilien, der Kornkammer Roms, überstiegen im 6. Jahrhundert die Besitzungen des römischen Bischofs, rund 400 Gutsbezirke (massae), vermutlich die dortigen des Kaisers. Die Pächter aber, die Bauern, coloni, mußten sich nicht nur «mit vielfachen Sonderauflagen (zum Beispiel Abstandssummen bei der Heirat eines Sohnes oder einer Tochter) und unablässigen Ausbeutungsversuchen» abfinden (Finley), sondern sollten auch Pachtzins und Steuern in Gold bezahlen. Tatsächlich bezogen die Päpste im frühen Mittelalter allein von ihren sizilianischen Domänen 350 Pfund Gold. Und auf dem Festland enteigneten sie, etwa im 9. Jahrhundert, ganze Landgüter widerrechtlich und derart, daß die Franken eingreifen, die Verwaltung beaufsichtigen und die Unabhängigkeit des Kirchenstaates aufheben mußten.

So kam es 815, als Papst Leo III., ein Heiliger (sein Fest: neuerdings gestrichen!), nach einer Verschwörung Hunderte von Menschen zum Tod verurteilt hat, zu einem Bauerntumult. Neu errichtete päpstliche Gutshöfe wurden geplündert, niedergebrannt, die Aufständischen aber, als sie nach Rom marschierten, vom Papst ihr Eigentum zurückzufordern, durch den fränkischen Herzog von Spoleto aufgefangen.[17]

Immer gewaltiger wurde gleichfalls der Reichtum der fränkischen Kirche.

Bereits unter den Merowingern, als die in Gallien eingefallenen Fürsten alles Land des kaiserlichen Fiskus geraubt (IV 2. Kap.!), stieg der klerikale Grundbesitz stark an, erst recht in der folgenden Epoche – die Frucht blutiger Kriege, königlicher Schenkungen und der Verdrängung der eigenen freien Bauern von Grund und Boden, mit dem die Prälaten auch schon ihre Verwandtschaft beglückten. Sie hatten in den neuerstandenen Staaten, so der katholische Theo-

loge Kober, «unermeßliche Einkünfte», hatten mehr Land und Immunitäten schließlich als die weltliche Aristokratie, hatten bereits zu Anfang des 8. Jahrhunderts rund ein Drittel des gesamten fränkischen Territoriums in ihren Händen. Der Staat sah schon seine militärische Schlagkraft gefährdet, und so holte zumal Karl Martell, Großvater Karls I., allerlei zurück und lebt als der im Jenseits verdammte Kirchenräuber fort. In Wirklichkeit war sein Zugriff keine Säkularisation, keine «Enteignung der Enteigner», sondern eher eine Art Zwangsanleihe. Denn während der Staat kirchlichen Boden seinen Anhängern zum Nießbrauch überließ, blieb das Jus ad rem der Kirche anerkannt, wenn auch der hl. Bonifatius, Apostel der Deutschen, jeden, der so vorging, Kaiser, Könige, Beamte, als wütende Wölfe im Schafstall Christi, als Räuber und Mörder beschimpfte.

Indes suchte Bonifatius selbst den Besitzstand seiner Klöster, zum Beispiel Fuldas, wo ihm Hausmeier Karlmann und mehrere Adlige großzügig Land zur Verfügung gestellt, zu vermehren, suchte er selbst die Güter immer weiter auszudehnen und bejammerte dann – Taktik der Kirche, der Päpste bis heute – das «ärmliche Leben» seiner Schützlinge! Schon unter dem Nachfolger Lul aber waren Fuldas arme Mönche so reich, daß sich der Mainzer Bischof am Geld des Klosters vergriff und Liegenschaften im Wormsgau und zu Truhtmaresheim kaufte. Dabei gehörte ihm bereits schätzungsweise ein Sechstel des gesamten Grundes und Bodens von Mainz, dem «Nabel der Teutschen Nation», und immer wieder trat dort der hl. Martin, Patron der Kathedrale, urkundlich erneut als Grundstückseigentümer auf.

Mitte des 8. Jahrhunderts gewann der Klerus sein Gut de jure ganz, de facto zum Teil zurück. Es kam zu einer großen staatlichen Schuldentilgung, einer Restitution des Kirchengutes auf dem «Germanischen Konzil» von 742, doch auch im nächsten Jahr, auf dem königlichen Landgut Lestinnes im Hennegau, «auf den Rat der Diener Gottes» zu dem Beschluß, «wegen der drohenden Kriege und Verfolgungen unserer Nachbarvölker unter der Form der Prekarie gegen Zins einen Teil des Kirchenvermögens zur Beihilfe für unser Heer mit Gottes Nachsicht noch einige Zeit zurückzubehalten». Dafür aber kassierte die Kirche den jährlichen Tribut von einem

Goldsolidus (12 Denare) für jeden Hof. Und jeder Besitz sollte nach dem Tod des Beliehenen an sie zurückfallen. Zwar behielt sich der Staat vor, notfalls das Gut weiter zu verleihen. Doch hatte der Klerus bei einer eigenen Notsituation sofort Anspruch darauf.

Überdies schuf Pippin III., vielleicht zur Entschädigung, den Kirchenzehnten (decima, dezem, dîme, tithe), im Westen von geistlichen Kreisen erstmals um 500 gefordert, eine Steuer, durch die fortan aller Grund und Boden unmittelbar mit der Kirche zusammenhing. Doch nicht nur von jeder Ernte, auch von jedem Verdienst eines Händlers oder Handwerkers bekam der Klerus schließlich zehn Prozent. Im 13. Jahrhundert erbrachte ein allgemeiner Zehnt aus der Gesamtkirche rund 300000 Pfund, das Dreifache der Einnahmen der französischen Krone.

Zehnt und Doppel-Zehnt für den armen Klerus

Der Zehnt war eine aus dem Rohertrag jeder Wirtschaft zu den anderen Abgaben des Bauern für die Klerisei hinzukommende Leistung, ein sich schon bald durch Kauf, Verpachtung, Belehnung, Schenkung, Verpfändung verselbständigendes Wertobjekt, das in kaum einer mittelalterlichen Urkundensammlung fehlt.

In den ersten vier Jahrhunderten forderte die Kirche im allgemeinen keinen Zehnt. Er war ursprünglich eine freiwillige Gabe, im übrigen schon zuvor bei Juden wie Heiden weit verbreitet. Bei den Christen wurde er vor allem von Hieronymus und besonders von Augustinus verlangt, auf den sich der Klerus bei Einschärfung des Zehntgebotes häufig berief.

In der Merowingerzeit wird erstmals 567 auf dem Konzil in Tours vom Zehnt gesprochen, 585 auf der Synode von Mâcon, sehr bezeichnend, jeder, der ihn verweigert, mit immerwährender Exkommunikation bedroht, was spätere Synoden, in Pavia, in Valence u.a., wiederholen. Noch 1322 bestimmt die Synode von Valladolid durch den Mund des päpstlichen Kardinallegaten Wilhelm von Go-

din und «mit Zustimmung des heiligen Concils» den Ausschluß von Gläubigen, «die Pfarrer und Prälaten in Betreff des Blut- und Novalzehnten betrügen». Die Synode von Toledo (1323) mahnt: «Der Zehnte soll ganz entrichtet werden». Die Synode von Salamanca (1335): «Es wird verboten, daß die Kirche um den Zehnten betrogen, daß ihre Einkünfte weggenommen werden».

Anfangs brachte man offenbar die «Decima» zur Kirche, wobei der Zehntpflichtige häufig schwören mußte, das richtige Maß ausgehändigt zu haben. Später wurde es üblich, die Zehnten durch Einsammler (Decimatoren), die wiederum eidlich zur gewissenhaften Ausübung ihres Amtes verpflichtet waren, unmittelbar auf dem Feld zu erheben. Doch gab es auch eine Ablieferung in barem Geld (redemptio decimae), wobei meist die Kirche die Form der Zehntleistung entschied; bei Geldentwertung dürfte sie, war die Zahlung nicht der Entwertung entsprechend zu erhöhen, auf Abgabe in natura bestanden haben.

Die neben der Dreiteilung kanonisch gewöhnlich geforderte Vierteilung – an Bischof, Pfarrer, Pfarrkirche und Arme – stand mehr auf dem Papier und wurde weder von Päpsten noch Bischöfen befolgt, die das meiste einheimsten, bereits zu den reichsten Großgrundbesitzern gehörten, während die Armen zweifellos am wenigsten bekamen (in Frankreich oft bloß den zehnten Teil).

Liest man freilich die Lebensbeschreibungen mittelalterlicher Bischöfe, findet man deren Armenfürsorge oft über die Maßen gepriesen, erscheint selbst ein Mann wie der hl. Anno von Köln – ein Brutalist, der nur an sich, an die eigene Macht denkt, der seine Diözesanen geißeln, verstümmeln, blenden läßt (VI 217 ff!) – nicht bloß «von bewundernswerter Heiligkeit», «staunenerregender Tugendhaftigkeit», als «Verächter alles Irdischen» etc., sondern natürlich auch als «Diener der Armen» (pauperum servus). Tatsächlich sind das Worthülsen, schamlose Übertreibungen, sind die meisten Beteuerungen großer bischöflicher Armenbetreuung mit der gleichen Skepsis aufzunehmen wie die mittelalterlichen Wundergeschichten. Und wo man wirklich half, selbst über das Normale hinaus, war es doch nur wie ein Tropfen auf dem heißen Stein, war es nicht zuletzt gut für die Reputation, für die auch (andere) christli-

che Geschäftsleute sorgten, Augsburger Weltfirmen etwa, die dann Stiftungen, eigene Konten einrichteten; die Höchstetter nannten das «unseres Herren Hauptgut», die Welser «Konto unseres Heilands und seiner Armen», die Fugger «Konto St. Ulrich».

Ganz beiseite, daß zu den Armen auch Mönche und Nonnen zählten, die seit ottonischer Zeit als Zehntempfänger nicht unbeträchtlich hervortraten. Und Rom erhob den Zehnten noch in Dänemark, Island, ja im armen Grönland (anno 1326 in Form von Walroßzähnen). Man forderte, zumindest zeitweise, den Zehnten – gelegentlich sogar auf das kärgliche Ährenlesen ausgedehnt – selbst von den Sklaven, ja noch von den gänzlich isolierten, aus der Gesellschaft verstoßenen «lebenden Leichnamen», den Leprosen!

Alle Reichsbewohner hatten unter den Karolingern den zehnten Teil ihrer landwirtschaftlichen Erträge der Kirche zu geben, die unter Karl – der erstmals 779 in Herstal für Zehntverweigerer auch weltliche Strafen festsetzt – und unter Ludwig dem Frommen noch das Recht auf einen «Neunten» (nona), also auf einen zweiten, einen Doppel-Zehnten (dezima et nona), auf ein Fünftel des gesamten Ertrags bekam. Noch im Frühmittelalter wurde so die Kirche, auch infolge zahlreicher steuerlicher Immunitäten sowie dank der Vergabungen von Gläubigen und der Pilgerspenden die erste Finanzmacht im Reich.

Auch in Italien, wo der Klerus seinerzeit eine außerordentliche Machtstellung gewann (auch durch Verdrängung der Grafen in vielen Städten) und die Immunität bald derart mit den Kirchengütern verbunden war, daß man diese geradezu immunitates nannte. Die Bischöfe, gegen die sich die Städte erhoben, Cremona, Mailand, Pavia, Bergamo, Brescia, erhielten zudem immer neue Regalien, das heißt dem König zustehende Gerechtsamen wie Forstbann, Wildbann, Münzrecht, Marktrecht, Zölle, bekamen Häfen und Hafenabgaben, bekamen schließlich ganze Grafschaften und endlich die Territorialhoheit.[18]

Während die orthodoxe Kirche den Zehnt bis zum späteren Mittelalter nur selten erhob, wurde er für die römisch-katholische, der er fast als Mindestleistung galt, die wichtigste, für die Zahlungspflichtigen die schwerste Abgabe, eine häufig bloß äußerst widerwillig er-

brachte Kontribution, wogegen sich im Westen wie im Osten des Reiches oft beträchtlicher Widerstand erhob, was sich aus Kapitularien, Synodalberichten, aber auch aus damaligen Beichtspiegeln ergibt. Immer wieder wird der Klerus angehalten, die Notwendigkeit der Zehntentrichtung zu betonen, immer wieder wird pünktliche, genaue Leistung eingeschärft, wird bei Vernachlässigung mit Mißernte, Pest, Unwetter, mit Verlust des Seelenheils gedroht. Und nicht von ungefähr dringt die Kirche durch Jahrhunderte darauf, Zehntstreitigkeiten vor den geistlichen Gerichten auszuhandeln, womit sie sich bis ins ausgehende Mittelalter auch durchsetzt.

Im 9. Jahrhundert schreibt Rhabanus Maurus, Abt von Fulda, niemand dürfe eine Kirche betreten, die Messe hören, die Sakramente empfangen, der nicht zuvor den Zehnten erbracht. Im 13. Jahrhundert geißelt Berthold von Regensburg, größter (franziskanischer) Volkspropagandist der Zeit, Agitator für Kreuzzüge und «Ketzer»-Hetze, zwar leidenschaftlich die Geldgier (gîtekeit), tröstet aber auch die armen Arbeiter, die vor lauter Arbeit nicht oft Messe hören können, weil «wo der rechte Mensch an seiner rechten Arbeit sei, er auch teilhaftig werde an den Messen», und treibt nicht minder eifernd zur gewissenhaften Zehntabgabe. Dabei suchten sich die frommen Christen gegenseitig zu hintergehn: die Maße der Zehntpflichtigen waren oft kleiner, die der Zehntempfänger – und sie wurden meist gebraucht – größer. Hat man doch überhaupt durch die Jahrhunderte ungezählte Zehntprivilegien gefälscht.

Seit der Karolingerzeit galt Zehntverweigerung als Apostasie, als Glaubensabfall. Der Zehntverweigerer wurde nicht als gewöhnlicher Dieb, sondern als Gottesräuber bestraft; im Normalfall erst durch Geldbuße, Zahlung des Königsbannes, schließlich durch Exilierung und Vermögensentzug. Zuweilen führte die Zehntlast zu Aufständen oder sie spielte da wenigstens eine erhebliche Rolle, etwa 841 beim Aufruhr der Stellinga (V 116 f.!) oder 1229 beim Krieg gegen die Stedinger (VII 191 ff.!). Dazwischen rebellierten der Zehnten wegen zum Beispiel die Thüringer gegen den Mainzer Erzbischof. 1069 hängten sie einige seiner Ministerialen auf und bedrohten ihn 1074 auf einer Synode in Mainz auch persönlich.

Doch gab es um dieser Steuer willen nicht nur zwischen Kirche

und Laien Krawall. Die Kleriker befehdeten deshalb auch selber einander, die Bischöfe die Bischöfe und am schärfsten diese die Mönche, da die Mönche ihr Land zehntfrei haben, die Bischöfe aber den Zehnt kassieren wollten. So stritt um die «decima» schon um 800 der Prälat von Freising mit dem Abt von Tegernsee, im 9. Jahrhundert der Mainzer Erzbischof mit dem Kloster Hersfeld, im 10. der Bischof von Orléans mit dem Abt Abbo von Fleury, im 11. wieder der Mainzer Metropolit mit den Hersfelder Mönchen oder das Bistum Osnabrück mit der Abtei Corvey, letzteres ein Zehntkampf, der sich über mehr als zweihundert Jahre hinzog, bis ihn endlich Bischof Benno II. von Osnabrück mit acht gefälschten Urkunden gewann. Der Streit zwischen Bischöfen und Klöstern aber dauerte fort, ohne daß ihn eine Seite für sich entscheiden konnte; was weniger an den streitenden Parteien lag als an den Päpsten, deren Stellungnahmen, je nach ihrer Herkunft, ständig wechselten.

Sogar Mönche untereinander führten erbitterte Zehntfehden, selbst Mönche derselben Ordensregel, wie Zisterzienser und Cluniacenser. Als sich so das 1130 neugegründete Zisterzienserkloster Le Miroir kraft eines Privilegs weigerte, dem Cluniacenserkloster Gigny in der Champagne den bisher bezogenen Zehnt zu zahlen – ein Streit, in den so prominente Kirchenführer wie Papst Eugen III., Bernhard von Clairvaux und Peter von Cluny eng verflochten waren –, überfielen im Jahr 1152 Zinsleute und Mönche des Klosters Gigny die Abtei Le Miroir, plünderten, brandschatzten und «zerstörten alles bis auf den Grund» (Hoffmann). Den Schaden schätzten die Äbte von Clairvaux und Cluny auf 30000 Solidi.

Da infolge des Eigenkirchenwesens in der nachkarolingischen Zeit auch der Adel die Zehnteinkünfte seiner eignen Kirchen voll begehrte, ergaben sich deshalb mit Königen, Landesfürsten und einer großen Zahl sonstiger Zehntherren gleichfalls häufig Zusammenstöße, wie, beispielsweise, im 13. Jahrhundert in Schlesien zwischen dem Herzog und dem Breslauer Oberhirten Lorenz, den reichsten Grundbesitzern des Landes.

Bei solchen Auseinandersetzungen gewährte allerdings der Adel, ein in die Augen springender Unterschied, gegenüber den harten Forderungen des Klerus oft wesentliche Zehntnachlässe, etwa in der

Mark Meißen, in Brandenburg, Anhalt, wahrscheinlich auch in Thüringen. Sicher verfuhren so die Grafen Schwarzenburg und die von Schweinfurt. Diese bewilligten in Ostfranken ihren deutschen wie slawischen Bauern Entlastungen bis zur völligen Befreiung von Kirchenzehnten. Doch als man nach dem Tod des mächtigen Grafen Otto von Schweinfurt (1057) dessen großes Erbe zerschlug, suchte der Bamberger Bischof die Zehnterleichterungen wenigstens der Slawen zu beseitigen und beschloß auf der Ortssynode 1059, hartnäkkige slawische Zehntgegner so lange vertreiben zu lassen, bis sie sich zur Zahlung bereitfanden. Ähnlich erhob seinerzeit der Bischof Gebhard von Salzburg statt des bisher für Slawen gültigen weit geringeren «Slawenzehnt» den vollen Ertragszehnt.

Durch die Jahrhunderte reißen die Tumulte, Klagen, Wirren wegen der Zehnten nicht ab und stehen im krassen Kontrast zum überquellenden Reichtum der Klöster, der Bischofs- und nicht weniger Adelssitze.

Doch auch die Armen, die nur von der Hand in den Mund leben, sind nach dem hl. Thomas zur Abgabe verpflichtet. Der Aquinate, neben Augustinus, auf dem seine Soziallehre vielfach fußt, größter Kirchenvater der Catholica, ist vehementer Verdammer des Kommunismus sowohl der Produktions- wie der Verbrauchsgüter und eifriger Verteidiger des Privateigentums, u. a. weil es die Tugend der Freigebigkeit ermöglicht. Ja, ermöglicht! Nicht genug: durch einen gerechten, wohlwollenden Güteraustausch werde erst ein wahrer «Kommunismus» etabliert!

Nach Carlyle schwebten bei Ausbruch der Französischen Revolution 60000 Zehntverfahren vor den Gerichten. Die Revolution schaffte allerdings diese Art der Ausbeuterei noch am 2. November 1789 ab, das übrige Europa erst im 19. Jahrhundert. Doch ist die einstige Zehntpflicht in einigen Gebieten, besonders Deutschlands, «noch heute Rechtsgrund für eine subsidiäre Baulast» (Lexikon für Theologie und Kirche).[19]

Reichtum der Klöster

Reicher sogar als viele Bischofskirchen – von denen zur Zeit Karls I. Augsburg etwas über 1500 (zu einem Drittel von Leibeigenen bestellte), Salzburg etwas über 1600 Höfe hatte – waren viele Klöster, wirtschaftliche Größen ersten Ranges. Sie fügten sich famos in den florierenden Feudalismus ein und vermehrten sich einfach ungeheuer, und mit ihnen ihr Besitz.

Die Dominikaner, ein Bettelorden, die 1220 das Gelübde der Armut ablegten, deren Gründer Dominikus im selben Jahr auf dem Generalkapitel das strikte Gebot der Besitzlosigkeit in die Konstitutionen aufnehmen ließ, besaßen schon im nächsten Jahr, 1221, sechzig Klöster. Und nicht von ungefähr hieß es immer wieder von den Mönchen, zumal von den Zisterziensern, sie verdrängten Bauern, Ritter, ja den Klerus. In England war dies geradezu sprichwörtlich – «Böse Nachbarn wie die weißen Mönche». Allein Bernhard von Clairvaux (der «geistliche Schuft», sagt Schiller und sagt zu wenig), der Zisterzienser-Propagandist eines großen Marktes (VI 464 ff.!), gründete rund 70 Klöster. 1153, in seinem Todesjahr, zählte der Orden bereits 350, um 1200 schon 530, um 1500 gar 1600 Klöster. (Die Abtei Clairvaux selbst wurde 1792 aufgehoben, 1808 Zuchthaus, die Kirche 1819 abgebrochen.)[20]

Im Mittelalter erreichte der Grundbesitz der Orden – bevor er oft wieder auf diverse Art verschwand – nicht selten immense Ausdehnungen.

Die Benediktinerabtei Werden an der Ruhr, ihr Landgut wurde um das Jahr 880 auf 22 Fronhöfe und 200 Bauernhöfe (Hufen) geschätzt, stand im Ruf eines armen Klosters. (Eine Hufe, deren Bemessung je nach Gegend stark schwankt, hat eine durchschnittliche Fläche von 13 Hektar. Ein Großgrundbesitz mittlerer Größe umfaßte etwa 300 Hufen, also rund 4000 Hektar.)

Das Kloster Hersfeld, kurz vor 775 von dem geschäftstüchtigen Mainzer Bischof Lul gegründet, erhöhte innerhalb einer Generation seine ursprünglich 20 Höfe auf 1097 Höfe und 675 Hofstellen (Mansen) in 195 Ortschaften.

Das Reichskloster Lorsch, in der Reformation mehrfach die Kon-

fession wechselnd, je nach seiner Zugehörigkeit zu Mainz oder zur Pfalz, hatte Besitz von der Schweiz bis in die Niederlande und zu den friesischen Inseln, vermutlich 2000 Höfe.

Das Kloster St. Gallen, auf 4000 Hufe taxiert, besaß im Frühmittelalter im heutigen Württemberg an fast hundert Orten Land, noch zahlreichere Schenkungen bzw. Erwerbungen aber im Gebiet der heutigen Schweiz sowie in anderen alemannischen Gegenden.

Dem Kloster St. Blasien, das sich im 12. Jahrhundert Privilegien durch mehrfache Fälschungen sicherte, gehörten damals nicht weniger als 62 Kirchen, die sich über drei Bistümer, Augsburg, Konstanz und Straßburg, erstreckten.

Allein die Aufzählung der Güter, Einkünfte und Rechte des Stifts St. Florian zu Koblenz umfaßt nahezu fünfzig Druckseiten.

Ein im früheren 11. Jahrhundert in Tegernsee aufgestelltes Verzeichnis beziffert die Zahl der dem Kloster gehörigen Höfe auf 11 860.

Das Bonifatiuskloster Fulda soll in weiter Streulage zwischen den Alpen und der Nordseeküste 15 000 Höfe besessen haben; ebensoviele die große Benediktinerabtei Luxeuil am Fuße der Vogesen.

Saint-Germain-des-Prés bei Paris verfügt im 9. Jahrhundert unter dem Abt Irmino über 221 080 Hektar, davon nur 1172 Hektar Sumpf, Hunderte von Hektar Weide, Wiese, Weinberge, 22 129 Hektar Ackerland und 197 927 Hektar Wald. Zu den 24 Herrenhöfen und 1646 Zinshöfen des Klosters kamen noch 71 Fremdenherbergen. Und wie in Deutschland, in Frankreich, so war es auch in England, dessen Kirche im späten Mittelalter vielleicht gar die Hälfte des Bodens besitzt.[21]

Im Osten, wo schließlich der Klerus die treibende Kraft der Germanisierung wird und vor allem mit dem deutschen Adel die Westslawen unterjocht, erheben die im 11., 12., 13. Jahrhundert neugegründeten Klöster Abgaben in rund 800 sorbischen Dörfern. Allein die Klöster Bosau und Nienburg saugen mehr als 300 fast rein sorbische Ortschaften aus. Allein Bosau bezieht um 1200 die Zehnten aus 180 Dörfern, wobei jedes Dorf durchschnittlich zehn Hufen zählt. Außer den Zehntrechten und anderen Vergünstigungen besaß

das Kloster (1256) fünf komplette Dörfer, zwei Mühlen, sechs Wirtschaftshöfe (allodia), sechs Kirchen und 224 Hufen.

Dieser große Klosterbesitz wurde meist mit Leibeigenen betrieben, die sich die Mönche oft viel länger leisteten als die weltlichen Grundherren. Hörte nämlich im allgemeinen die Leibeigenschaft bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts häufig auf, gab es sie beispielsweise im Kloster Blaubeuren noch am Ende des 15. Jahrhunderts, und zwar in der gleichen Form, wie sie das Wormser Hofrecht von 1024 spiegelt! Gewiß hatte der Abt die «Schutz- und Fürsorgepflicht» für seine Leibeignen. Doch wie sah die aus? Nun, er mußte etwa beim Tod der Eltern deren Kinder verpflegen, bis sie selbst «muß und brot» verdienten; das heißt, diese Leibeigenen mußten ihm geloben, auf immer Leibeigene seines Klosters zu bleiben und keinen anderen Herrn anzunehmen.

Natürlich bestand der Reichtum der «Kirche der Armen» nicht nur im Grundbesitz. Gerade aus ihm aber kamen, zumal der Geldumlauf unendlich beträchtlicher als vordem war, größere Summen durch bessere Bewirtschaftung, durch Verkauf der Produktionsüberschüsse, durch Zinsen. Weitere monetäre Einnahmequellen waren Vermächtnisse, Spenden. Selbst die Gräber innerhalb der Kirchenmauern und die Vergütung von Kirchenstühlen brachten Geld. Ebenso die Kirchenstrafen, die bei allen kaum vorstellbaren Gelegenheiten gezahlt werden mußten, bei versäumten Terminen, bei Nichtzahlung, bei Exkommunikation oder Interdikt oft für ganze Kommunen.

Schon im 7. Jahrhundert besaß man anscheinend den sogenannten Schatz von Guarrazar, eine «der größten Kostbarkeiten des mittelalterlichen Abendlandes» (Culican), erst 1858 nach Überschwemmung eines spanischen Friedhofs wieder ans Licht gekommen: Kronen, Brustkreuze, Anhänger; ein Stirnreifen des Abtes Theodosius. Sämtliche Stücke – vermutlich einst Eigentum einer Kirche bei Toledo, Hauptstadt der Westgotenkönige, aus deren Zeit das alles stammt – sind aus Gold und mit Saphiren, Perlen, Achaten, Bergkristallen übersät.

Viele Fürsten waren spendabel. Und bevor Wilhelm der Eroberer, kraft zahlreicher Kriege sich als «Gottesstreiter» fühlend, Stifter

auch der Abteien St-Étienne und St-Trinité, am 9. September 1087 vor den Toren von Rouen verschied, vermachte er seinen ganzen ungeheuren Geld- und Edelmetallhort den Kirchen und Klöstern seines Reiches.

Auch die Bischöfe geboten oft über bedeutende Privatguthaben und hatten, aus ihren Testamenten ersichtlich, neben anderen Werten Bargeld in manchmal enormer Höhe, durch Erbschaft, Schenkung, Kauf, Raub, Erpressung. Vielleicht am seltensten infolge Sparsamkeit. Schon häufiger durch schmutzige Wuchergeschäfte, wie Robert von Bamberg, Abt der Reichenau, der sich derart ein gewaltiges Vermögen ergaunert und deshalb von dem zeitgenössischen Chronisten Lampert von Hersfeld «Geldgauch» geschmäht wird, «Küßdenpfennig». Doch war er, der selbst dem König für die Vertreibung von Fuldas Abt Widerad und die Klosterverleihung an ihn, Robert, hundert Pfund Gold offeriert haben soll, keine Ausnahme. Vielmehr grassierten beim höheren wie niederen Klerus, betont Katholik Kober, «*Geldgier und Habsucht.* Alle Arten und Formen des *Wuchers* wurden aufs Schwunghafteste betrieben».

In der christlichen Kirche lebte man stets gern auf großem Fuß. Schon 642 mußte die 7. Synode von Toledo verbieten, daß der Visitator einer Pfarrei mit mehr als fünfzig Wagen im Gefolge erscheine! Zu Synoden kamen manche Prälaten, wie beispielsweise im Hochmittelalter Erzbischof Albero von Trier, «mit solcher Pracht, daß alle Mund und Augen aufrissen» (quod omnium oculos in se et ora aperuit). Und noch zu Beginn der Neuzeit wohnt der Hochmeister des Deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg – bei seiner Wahl einundzwanzig Jahre alt – im Königsberger Schloß mit mehr als vierhundert Bediensteten um sich.

Die Mönche aber, zur Armut verpflichtet, entwickelten ein besonders inniges Verhältnis zum Mammon, bedienten sich bei ihren Finanzgeschäften versierter Juden und wurden geradezu die Bankiers des frühen Mittelalters genannt. Ein Ruf, den sie wahrscheinlich weniger dem Bargeld verdankten als ihren Edelmetallschätzen, all den goldstrotzenden, smaragdbesetzten Kultobjekten, Leuchtern, Kelchen, Monstranzen, Reliquienschreinen etc., die ein riesiges Spargut waren, Kredit sicherten, jederzeit eingeschmolzen und zu

harter Münze gemacht werden konnten. Bischof Otbert von Lüttich kaufte sich derart 1096 die Schlösser von Bouillon und Couvin. Schon die lothringischen Klöster des 10. und 11. Jahrhunderts haben mit ihrem Besitz an Edelmetall die Geldwirtschaft verbreitet, haben bereits als Leihinstitute, als Banken fungiert, allerdings, heißt es, noch ohne Wucherei.

«To troste miner selen» oder «rechtmässige Erben um ihr Erbe bringen»

Der Hauptteil des Segens kam offenbar durch Schenkungen zusammen, durch Donationen von Fürsten ebenso wie von unübersehbaren Scharen mittlerer und kleiner Grundbesitzer. Und mochte bei den Zuwendungen der Könige, der Kaiser, der Hocharistokratie oft politisches Kalkül mitspielen, ein sehr realer weltlicher Nutzen, ungezählte Christen statteten nur um ihres Seelenheiles willen Kirchen und Klöster mit Gütern aus, natürlich entsprechend befeuert durch himmlische Verheißungen, durch Höllenqualen.

Die typische Form des Seelgeräts («donatio pro remedio animae»), die Güterübertragung an eine Kirche zwecks ständiger Gebetsfürbitten oder einer alljährlichen Seelenmesse am Sterbetag, kam Ende des Frühmittelalters auf. Sie sicherte gegen einen freiwilligen Vermögensentzug die Vornahme bestimmter liturgischer Handlungen, war also ein gegenseitiges, von Bestandteilen des Kaufvertrags durchsetztes ordentliches Rechtsgeschäft (an dessen Stelle später das Testament trat) und erlaubte als entscheidender Part aller materiellen Zuweisungen ad pias causas, die Gier des Klerus nach einem «Kopfteil des Erbes» zu stillen (Kroeschell).

War ein Gläubiger krank, in Sorge, in Gefahr, hegte er Furcht oder Reue, nahte gar der Tod, so spendete er der Kirche Bares, Häuser, Grund und Boden. Unzählige Klosterurkunden in allen Gegenden Europas, besonders im 8., 9. Jahrhundert, doch lang darüber hinaus, belegen dies, bezeugen unermeßliche Vergaben an Geld, Gü-

tern, Land – kleine und große Geschenke, riesengroße. Und stets geschah es um des Seelenheiles willen, geschah es mit den magischen Formeln «pro redemptione animae», «pro mercede animae», «pro anima sua» oder wie später in jedem Testament stand: «to troste miner selen».

Der englische Historiker William Edward Hartpole Lecky nannte die Behauptung, mehrere Jahrhunderte sei es der erste Artikel des christlichen Moralkodex gewesen, das Geld den Priestern zu geben, keine Übertreibung. Es war ja so einfach. Man zahlte, spendete, man überschrieb pro redemptione animae – und bekam dafür. Man stiftete wörtlich «zur Abkühlung im Fegfeuer». Und selbst die Weide noch in seinem Eichwald gestattete ein Heilsbegieriger 200 Klosterschweinen «zum ewigen Nachlaß seiner Sünden» (pro aeterna remissione peccatorum suorum). Ja, nur um den Lebensabend in einem Kloster und den Rest da in «geweihter Erde» verbringen zu können, vermachten oft ältere Leute den Mönchen ihr ganzes Vermögen.

Im Urkundenbuch von Lorsch (Lauresham), das ab 766 ca. 100 Schenkungen pro Jahr erhielt, liest sich das so: «Ich Wolfbodo gebe an den hl. Nazarius zu Lorsch im Maingau meine Güter in Turincheim (Dornigheim), und die Kirche, die erbaut ist zu der Ehre St. Mariä und anderes.» – «Ich Imma gebe in Turincheim neben unserer Kirche 6 Tagewerk. Geschehen im Kloster Lorsch im 13. Regierungsjahre des Kaisers Ludwig.» – «Ich Engeltrud und Engelfreind wir geben dem hl. Nazarius eine Kirche, die errichtet ist (in Nievern an der Lahn) zu Ehre St. Mariä und was zu dieser Kirche gehört.» – «Im Namen Gottes; Ich Isinar gebe fürs Heil meiner Seele an den heiligen Märtyrer Nazarius in Quirnheim ... die Kirche, welche zu der Ehre der heiligen Gottesgebärerin Maria und des hl. Martinus erbaut ist, nebst Hof, Weinberg usw. ...»

Oder betrachten wir die Zuwendungen an das Frauenkloster Kapellendorf in Thüringen durch ein einziges Geschlecht, die Burggrafen von Kirchberg, im Lauf eines einzigen Jahrhunderts.

Im Jahre 1200 übergeben Dietrich der ältere und jüngere mit Gutheißung ihrer Erben «den Ort sowohl, auf dem das Frauenkloster steht, als auch alles, was dazu gehört, sowie alle Güter frei»

dem Kloster mit der einzigen Verpflichtung, die Stifter an den Gebeten und guten Werken der frommen Frauen «auch in Zukunft teilnehmen zu lassen».

Im selben Jahr schenkt dem Kloster ein Heinrich von Gornewiz 4 Hufen, ein Heidenreich 4 Hufen, eine Frau Gela von Toubeche 4 Hufen, in Umverstedt 3 Hufen, in Sulzbeche 2 Hufen, in Schwabhausen 40 Morgen Holz und ein Feld am Ende des Ortes, die Pfarrei mit 7 Hufen, die Kapellen mit ihren Zehnten, den Garten und den Hof des Marienaltars mit den anderen Feldern in Kapellendorf und Hustorf, den Zehnten vom Allod in Kapellendorf, den Weinberg beim Kloster, den Weinberg des Bruders Kristan mit den anderen Weinbergen usw.

1256 erhält das Kloster durch Dietrich IV. zu Ehren der Muttergottes, zum Wohle seines eigenen Seelenheils wie seiner ganzen Sippe, Lebender und Toter, 3 1/2 Hufen in Toubeche mit den dazugehörigen Bauern und Gütern sowie noch verschiedene Bauern des Dorfes Umverstedt. 1273 überläßt Burggraf Otto den Ordensfrauen 2 Hufen «zu Ehren der Jungfrau Maria und des Apostels Bartholomäus». 1279 vermacht er den Gottesbräuten eine Hufe und zwei Leibeigene, 1281 eine halbe Hufe mit allen daran haftenden Rechten samt drei zusammenliegenden Äckern. 1283 stiftet Otto zum Andenken an seine verstorbene Gattin eine Hufe am Kapellendorfer Kirchhof und drei Weinberge in Closwiz «zu Ehren Gottes, seiner Mutter Maria und des Apostels Bartholomäus und damit in den täglichen Totenmessen der abgeschiedenen Burggräfin gedacht und eine immer brennende Lampe unterhalten werde».

Denn nicht nur – um weitere Gaben des generösen Grafen (darunter eine Mühle, ein ganzes Dorf sowie eine Unzahl von Verkäufen zugunsten der armen Nonnen) zu übergehen –, nicht nur für sich konnte man sorgen, für eine ganze Ewigkeit mit so wenigem, so Banalem. Auch dem Seelenheil seiner Nächsten, seiner Verwandten und Freunde, Erben und Nachkommen durfte man unglaublich preiswert zu Hilfe eilen, ein rettendes Gedenken verschaffen, Jahrtage pro remedio animae stiften. Zum Beispiel so viel Wachs, Korn, Silber oder Gold geben, wie der wog, um dessen Heil man bat. Und war man selber tot, dann mochte – ein buchstäblich wunderbares

Geschäft – der eigne Anhang, der Freundes-, der Sippenkreis einem für ein bestimmtes Dotationsgut, eine Natural-, eine Geldgült, kurz für weitere Zahlungen die Qualen des Fegefeuers lindern.[22]

Nun wäre der Laie, dieser in spiritualibus so arglose, unklare, oft unwissende Kopf, nie von sich aus auf all die subtilen metaphysischen Optionen katholischer Seelensalvierung gekommen. Dazu bedurfte es erst gelehrter Theologen, die genau wußten, wie leicht man Geist und Materie, Seele und Besitz zusammenbringen konnte, wie unschwer sich Schutz vor diesseitigen wie jenseitigen Gefahren, Rettung vor Sünden und Sündenstrafen, ja wie mühelos sich immerwährender Himmelslohn für schnöde Temporalien erkaufen ließ.

Überall wiesen die Guten Hirten darauf hin, reizten sie Unschlüssige an, rieten sie Zaudernden zu, in Schriften, Predigten, in Beichtgesprächen, ganz besonders aber an den Sterbebetten, wo ihr Einfluß, ihre Argumentationskunst (nicht nur damals) auf die von Todesangst, von Höllenfurcht Gefolterten stets am stärksten war, immer ermahnten sie nicht nur zum Almosengeben, Opfern, zur Zehntleistung, nein immer und immer wieder riefen sie eifrig dazu auf, wenigstens, wenn schon nicht alles – das Beste, gewiß, das Sicherste! –, so doch einen Teil des eigenen Besitztums der Kirche zu hinterlassen und sich derart gleichsam selbst zu erlösen.

Es war ja so leicht ... es bedurfte nur der bewährten geistlichen Agitation, sei es in Worten oder Werken, etwa immer wirksamer Reliquientranslationen. Schon in der Antike hatte man dadurch falsche und «wahre» Wunder (bei den saeculares) bewirkt, mit den Kapitalstücken einer Heiligenleiche nicht nur, auch mit ihrem Barthaar, ihrem Staub (III 241 ff.!). Und die «Nachfrage» war, dank christlicher Wissensbildung, bei den Gläubigen geblieben, noch gewachsen. «Seit der h. Veit im sächsischen Korvey ruhte (836) ging der Klosterbesitz rapid in die Höhe» (von Schubert).[23]

Diese Kleruspraxis erregte schon Zeitgenossen.

Selbst Kaiser Karl «der Große» warf den Prälaten unnötige Kirchenbauten, Bereicherungen, maßlose Habgier, Erpressungen, Wucher, Betrug, Entwendung des Armengutes durch Androhung jenseitiger Strafen vor, aber auch erzwungene Landschenkungen Wohlhabender u. a. Scharf herrschte er auf dem Aachener Reichstag

811 Bischöfe und Äbte an, wandte er sich gegen alle, die in Gottes oder eines Heiligen Namen Reiche wie Arme, «einfältige Seelen, unwissende und unklare Köpfe ihres Eigentums berauben und deren rechtmäßige Erben um ihr Erbe bringen». Kinder, Waisen, Verwandte, Arme sah er so in Not gestürzt, zwangsläufig auf den Weg des Widerstands, zu flagitia et scelera, furta et latrocinia getrieben, zu Bettlern, Dieben, Räubern gemacht.

Nach den karolingischen Erlassen grassierte die Bettelei, das Wegelagerer-, das Räubertum im Frankenreich. Wiederholt verurteilen die Kapitularien das Schenkungsgebaren, die (letztwilligen) Vermächtnisse, den Eigentumsverlust, die daraus resultierenden Mißstände. Aber es sind selbstverständlich keine Interventionen gegen das feudale System. Es sind «Schutzmaßnahmen» pro domo. Sie gelten vor allem den kleinen freien Bauern, deren Anteil am Heeresdienst, für Karl gewiß das Wichtigste, ständig abnahm. Durch eine Befragung anno 811 erfährt er, die Ärmeren seien ebenso durch Bischöfe, Äbte und deren Vögte wie durch Grafen um ihr Eigentum gebracht worden. «Sie sagen auch, wer dem Bischof, Abt, Richter oder Unterbeamten sein Eigentum nicht geben wolle, gegen den suche man Gründe, ihn zu verurteilen, und lasse ihn fortwährend zu Heereszügen einrücken, so lange, bis er gänzlich verarmt ist und gutwillig oder unter Zwang sein Eigengut übergebe oder verkaufe; andere, die das schon getan hätten, säßen in aller Ruhe zu Hause ...»[24]

In den «Capitula de causis cum episcopis et abbatibus tractandis» aus dem Jahr 811 stellt Karl deutlich fest, «daß Geistliche in betrügerischer Weise Freie zur Aufgabe ihres Eigentums brachten, wobei sie Meineide, falsche Zeugnisse, den Heiligenkult und Reliquien einsetzten.» «Und was soll man erst von jenen sagen, die, gleichsam aus Liebe zu Gott und den heiligen Märtyrern und Bekennern, die Gebeine und Reliquien der heiligen Leiber von Ort zu Ort schleppen, überall neue Kirchen bauen und dringend, soviel sie können, auffordern, ihr Gut dahin zu übertragen?» (Die Gesamtzahl der Kirchen in Deutschland um die Mitte des 9. Jahrhunderts wurde auf 3500 geschätzt.) Karl wollte nicht viel von dem verweltlichten egoistischen Treiben der Mönche wissen, wollte sowohl die

Zahl der Kongregationen wie deren Angehörige beschränkt sehen. Nur ganz wenige Klöster hat er beschenkt und kein einziges selbst gestiftet. Erstaunt es, daß der heiliggesprochene Monarch (IV 504) noch in seinen letzten Lebensjahren verbietet, dem König an die Kirchen zinspflichtigen Grund und Boden zu übertragen?

Freilich, Karl war noch nicht lange tot, da verordnete Ludwig der Fromme 819: «Weil wir nach der Tradition der Väter wissen, daß die Güter der Kirche Gelöbnisse der Gläubigen, Lösegelder von den Sünden und das Vermögen der Armen darstellen, so wünschen wir nicht nur einer jeden Kirche das Ihrige zu erhalten, sondern mit Gottes Hilfe noch vieles hinzuzufügen.»[25]

Doch dafür sorgten diese Kirchen auch selbst, hatte die Kirche seit je gesorgt, indem sie in den Schädeln der ihr Hörigen jenes dumpfe geistferne Klima schuf, das die Unterjochten in der aufgebürdeten Herrschaft und ihren Schrecken eine Prüfung durch Leid, eine Verheißung auf jenseitigen Lohn, eben die berühmte gottgewollte Ordnung wähnen und dies lange, lange unbeirrt auch glauben ließ. Natürlich kannte nicht nur ein wacher, Leben und Leistung der feudalabhängigen Bauern bemerkenswert realistisch beurteilender Kopf wie im 11. Jahrhundert Bischof Adalbero von Laon den Nutzen der Unfreien. «Sie sind es», gesteht der treffliche Karikaturist des cluniazensischen Mönchtums unter dem hl. Abt Odilo, «die allen Nahrung und Kleidung liefern; denn kein freier Mann ist fähig, ohne sie zu leben.» Auch Adalberos Zeitgenosse Abbo I., Abt von Fleury, 1004 bei Inspektion des Priorats La Réole (Gironde) durch aufsässige Mönche erschlagen, versichert von den unfreien Bauern, durch ihre Arbeit werde «die gesamte Kirche unterhalten».

Aber dies hatte die allerhöchste Weisheit seit Ewigkeit so vorbestimmt, hatte gewollt, «daß unter den Menschen die einen Herren, die anderen Knechte seien». So lehrt es die Catholica seit je, so lehren ihre Päpste noch im 20. Jahrhundert, und so läßt das Gewissen sich, wenn es sich denn regt, doch nicht regen soll, wunderbar beruhigen. Es war gottgewollt, daß die Armen, mit Jakob von Vitry, diesem First-class-Kreuzzugs-Fahrer (VII 218 f.), zu sprechen, «ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit verdienen, ihnen aber nichts übrig bleibt, wenn sie gegessen haben». Dies konnte man, wie

der Bischof von Rennes, Étienne de Fougères, beklagen, doch gleichzeitig den Nutzen der körperlichen Arbeit preisen und alle, die sie verrichteten, verachten.

Ackerbau galt im Mittelalter als servilia opera, als Knechtsarbeit und unehrenhaft.[26]

Der hl. Isidor

Der christliche Bauer, kein Zweifel, wurde von weltlichen wie geistlichen Herren verachtet, und er verachtete, verabscheute sie auch seinerseits. Erzbischof Bezelin Alebrand von Hamburg-Bremen, «geschmückt mit Vorzügen aller Art ... ein Vater des Vaterlandes, eine Zierde der Geistlichkeit und des Volkes Heil», ein bei Adam von Bremen überschwenglich gepriesener Hierarch, der kaum ein übles Wort über den Klerus ertrug, ließ Bösewichter vor seinen Augen mit Ochsenziemern prügeln. Ja, sein Nachfolger Erzbischof Adalbert traktierte jene derart manchmal sogar selbst.

«Der Bauer haßt die Kirche», sagt lapidar ein französischer Text, und «Der Winsbecke», ein deutsches Lehrgedicht aus dem 13. Jahrhundert, bekundet dasselbe. Nur zu begreiflich der Seufzer jenes freien Landmanns beim Anblick eines hohen Herrn, den er zur Kirche eilen sieht: «Dieser da ißt heut abend ein fettes Huhn, das genügen würde, alle meine Kinder zu ernähren.»

Dem Bauern wurde der Reinigungseid verwehrt, das Waffenführen verboten. «Am Sonntag», befiehlt die stark verbreitete Kaiserchronik aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, «soll er zur Kirche gehen und in der Hand einen Stock haben. Trägt er aber ein Schwert, so soll man ihn binden, ihn zum Kirchenzaun führen und ihm Hut und Haar abschlagen.»[27]

Wohl ließ sich auch, und besonders durch die Geistlichkeit, Gutes über den Geplagten kolportieren, durfte man die «pauperes et miserabiles» viel fleißiger nennen «als die Mönche in ihren Klöstern und die Kleriker in ihren Kirchen», durfte man sagen: «Alles, was ein Bauer in einem ganzen Jahr mit unverdrossener Arbeit gewon-

nen hat, verschwendet der Herr in einer Stunde.» Aber das stand doch bloß auf Papier, in Bullen, Statuten. Die Praxis sah anders aus, und gewöhnlich auch die Predigt. Immer und immer wieder nämlich hieß es da: Pflicht zum Gehorsam, Pflicht zu Fron, zu Mühsal, Pflicht zur immerwährenden Arbeit für den himmlischen, den irdischen Herrn. Schicke Gott ja alle, weiß 816 das Konzil von Aachen, für die er keine Freiheit bestimme, aus Barmherzigkeit in die Knechtschaft, um so die «servi» durch die Autorität des Herren zu zügeln.

Ja, dienen solle der Bauer, Buße tun. Doch habe er nicht weniger Verdienst – bei Gott, natürlich – «als der Kleriker, der den ganzen Tag in der Kirche singe und nachts zur Mette wache». Auch Belästigungen solle man ertragen, selbst Unrecht, und bloß nicht den Zehnt verweigern, denn das heiße Gott betrügen, sei nicht gewöhnlicher Diebstahl, sei Gottesraub. «Gute Leute», eifert ein Pfaffe, «gebt eurem irdischen Herrn, was ihr ihm schuldig seid. Ihr schuldet ihm Zinse, Dienste und Steuern. Gebt sie am rechten Ort und zur rechten Zeit vollständig und unverkürzt.» Und Thomas von Cantimpré, Albertus-Magnus-Schüler, wahrscheinlich Generalprediger auch der Dominikaner, berichtet von einem Bäuerlein, einem oft nächtelangen Beter, der sich's selbst vom Mund absparte, um anderen Armen helfen zu können.[28]

Gut, gut, so hat es Mutter Kirche gern. Und erinnert's denn nicht bereits an jenes Idol, das sie schuf? Jenen gar wackeren, so tugendhaften wie strebsamen Helden der Arbeit, den hl. Isidor (Fest 15. Mai), Stadtpatron von Madrid und Patron der Bauern? Attribute: nicht Hammer und Sichel zwar, doch Sense schon, Mistgabel, Dreschflegel, Rosenkranz «und manchmal auch ein Kruzifix» (Keller). Der heilige Bauer stirbt um 1130, und selbstverständlich stirbt er «eines heiligen Todes», wird aber, Gott weiß warum, erst ein halbes Jahrtausend später kanonisiert.

Und alles, was die Welt von ihm weiß, stammt aus der «Vita et miracula auctore Johanne diacono» des 13. Jahrhunderts. Zu Beginn und am Schluß erscheint darin der Bauernstand als das notwendigste Geschäft der menschlichen Gesellschaft, und von Anfang bis Ende ist die krasse Propagandafunktion dieser Figur evident. Als

Kind armer, doch frommer Eltern zu Madrid geboren, wächst Isidor gleichfalls arm und gleichfalls fromm heran, lindert noch die Not anderer Armer, indem er mit ihnen Lohn und Schüssel teilt. So ist's recht. Als sie einmal leer ist, füllt «ein Wunder der göttlichen Liebe den Topf ...» Doch wunderbarer noch: Vom Morgengrauen an schuftet er und macht seine Sklavendienste «zu gottseligen Handlungen, zum Gottesdienste». Und am allerschönsten: «Je schwerer und mühesamer die Arbeit war, desto freudiger unternahm er sie, und desto mehr Geduld hatte er, um sich dadurch gute Werke zu sammeln. Wollte es ihm gar zu hart ankommen, so stellte er sich Jesum am Kreuze vor, wie sauer Er es Sich habe werden lassen, um die Schuld und die ewige Strafe unserer Sünden zu büßen. Während seine Hand den Pflug führte, unterhielt sich sein Herz mit Gott.»

Ja, die Hand am Pflug, das Herz beim Herrn, bei dem im Himmel und, wer weiß, vielleicht noch mehr bei dem auf Erden. Und das Lexikon für Theologie und Kirche, das sich mit knappen sechs Zeilen über den hl. Isidor bescheidet, schließt: «Schon zu Lebzeiten wundertätig. Sein unversehrt erhaltener Leib ruht noch heute in der Kathedrale von Madrid ...»[29] Nun, da mache man denn bald eine Bußwallfahrt guten alten Stils dorthin, vergewissere sich aber erst der Authentie der Ablaß-Taxen, damit man nicht am Ende auch noch düpiert dasteht.

«JEDER MUSS SEIN EIGENER OCHSE SEIN»?

Die Massen waren somit bestens metaphysisch präpariert. Sie ermöglichten es der Elite, ringsum heilige Kriege zu führen, indem sie dafür zwar nicht heilige, doch höchst heilsame Hilfe leisteten, die «Mitwirkung an Gottes Heilsplan» – ein wahrer Segen, zumindest für die Führer; ansonsten, was die Arbeit angeht, steht's bei Hiob 7 anders.

Im Laufe des Frühmittelalters hatte sich der Feudalismus immer mehr entwickelt, der weltliche wie geistliche Großgrundbesitz noch

gesteigert. Die Kirche war Adelskirche, der Episkopat mit der Aristokratie eng verwandt, versippt, verfilzt (IV 9. Kap.!), und mit dem ständigen Wachsen des Besitzes wuchsen natürlich auch die Scharen der Arbeitenden, Abhängigen. Denn nahm auch die Sklaverei im strengen Sinn, die alte «Latifundien-Sklaverei», ab (obwohl sie gerade im mediterranen Europa bis tief in die Neuzeit bestand), die Zahl der Unfreien und Halbfreien nahm zu. Eine große Kirche hatte hunderte, eine Bischofskirche tausende von Höfen mit 12000 bis 48000 botmäßigen Leuten. Die Bischofsstädte aber lebten überwiegend von ihrem Landproletariat, und in mancher Bischofsstadt waren sogar die Bürger grundhörig und leibeigen.[30]

Noch glänzender als den Kirchen ging es den Klöstern. War das Mönchtum doch überhaupt ein besonderes Macht- und Propagandainstrument der Kirchenführer, der Päpste und Patriarchen, schon seit dem 5. Jahrhundert, seit dem späteren Bilderstreit (IV 349 ff.) und in der ganzen mittelalterlichen Geschichte. Ja, das Mönchtum hatte eine größere Bedeutung im öffentlichen Leben als der Weltklerus, mit dem es oft zu blutigen Tumulten kam (S. 125 f.).

Nach der altfranzösischen Dichtung resultierte der Reichtum der Klöster aus vielen Quellen: aus der Bewirtschaftung der Güter durch Leibeigene, aus kirchlichen Benefizien, aus Einkünften durch den Gottesdienst. Jeder opferte, goldene Gefäße darunter, Kelche, Waffen und Geld, kostbare Tücher; nicht zu opfern fiel unbedingt auf. Weitere Einnahmequellen waren u. a. Begräbnisse, Absolutionshonorare, Testamentsvollstreckungen. Am meisten aber profitierte man ohne Zweifel aus den Schenkungen der Laien. Und seit dem Aufblühen der Städte stieg der Einfluß der Kuttenträger noch, traten sie überall mehr hervor, nicht zuletzt bei Festen, bei Taufen, Hochzeitsfeiern, Totenschmäusen, aber auch bei Beratungen auf dem Schlachtfeld, kurz, die Religiosen spielten im Leben der damaligen Kirche «auf allen Gebieten eine beherrschende Rolle» (Parisse).

Als im 6. Jahrhundert die irischen Mönche in West- und Mitteleuropa erschienen, entstand rasch ein Kloster nach dem anderen, besonders in Austrasien, im Elsaß, in Lothringen und Mittelfrankreich. Und bereits nach Mitte des 6. Jahrhunderts gab es im Merowingerreich rund 200 Mönchshäuser.

Im 13. Jahrhundert indes soll allein Florenz 156 Klöster, Mailand (anno 1287) 10000 Mönche – doch nur 200 Ärzte und nur 80 Schulmeister – gehabt, der Benediktinerorden im frühen 15. Jahrhundert mehr als 30000, zur Zeit seiner größten Blüte etwa 37000 Klöster besessen haben.

Wie aber dem Bischof, so ging es auch dem Abt meist weniger um «Seelsorge» als um Politik, um Einfluß, Besitz, Vermögen, Macht. Und wie jede Kirche, so brachte auch jedes Kloster, selbst das kleinste, Geld, war es immer auch und vor allem von ökonomischer Bedeutung, war es mehr Gutshof als Kirche, «Wirtschaftskörper» (Haller). Und zumindest in Italien wurde seit dem Hochmittelalter die Bezeichnung «abbas et yconomus» immer häufiger. Petrus von La Celle nannte Klöster «Schatzhäuser, Geheimkammern Gottes».

Gewöhnlich gehörten zu einem Kloster Ochsen-, Pferde-, Ziegen-, Schweineställe, aber auch Dreschdielen, Kornspeicher, Bäckereien, Brauereien, Gesindestuben etc. Und da manche Herrscher die Klöster mit Marktprivilegien reich bedachten, besonders Otto I. etwa, Otto III., Heinrich II. der Heilige, hielt man Märkte auch im Kloster- oder Kirchhof ab.

Später expandierte man. Das 1146 gegründete Kloster Raitenhaslach hatte in mehreren bayerischen und österreichischen Städten seine eigenen Verkaufshäuser, auch seine speziellen Reibereien und Streitigkeiten deshalb mit den Bürgern. In München besaß das Kloster eine Fleischbank, in Krems eine Weinschenke, den Klosterherren gehörten Waldungen, zahlreiche Mühlen, Dorfschmieden, ein Salinenbetrieb, sie handelten mit Salz, Bauholz, Bausteinen, Ziegeln.

Askese, Kontemplation, rigorose Weltentsagung waren längst und immer mehr ökonomischer Aktivität gewichen, überhaupt aufsehenheischender Agitation in der Öffentlichkeit. Und die Geschäfte florierten desto besser, als den Mönchen, wie dem Klerus, bald zum Ärger weltlicher Großer, ungeheure Ländereien stets von neuem zugekommen und durch Gewährung der Immunität zahlreiche staatliche Lasten teilweise oder ganz erlassen worden sind.[31]

Die Arbeitswut der alten Mönche von Wales, gemäß der Parole «Jeder muß sein eigener Ochse sein», war wie weggeblasen, von

Handarbeit – «mit eigener Hand», «ohne Unterstützung von Sklaven» – bei Mönchen längst nicht mehr die Rede, weder auf dem Feld noch im Garten.

Alle Klöster hatten Grundbesitz, dazu ihre Sklaven, ihre abhängigen Bauern, und jede Leistung war oft bis ins einzelne festgelegt.

So mußten im 10. Jahrhundert die Unfreien des Klosters Weißenburg aus vielen Dörfern je «einen Ochsen gegen den Feind stellen», aus manchen Dörfern aber auch «fünf Ochsen mit zwei Leuten», andere einen bestimmten Fahrdienst zwischen den Ortschaften gewährleisten. Die Bauern dieser weißenburgischen Mönche hielten Wache auf dem Herrenhof, sie hatten Pflug- und Erntedienst, hatten Weinbau zu treiben, Linnen und Wolltücher, Bier und Brot herzustellen, sie hatten Abgaben von Dinkel und Roggen zu liefern, von Pferden, Frischlingen, Hühnern, Eiern, auch Geld. Und im 11. Jahrhundert brauchte man wohl nicht bloß in Ungarn zur Ernährung eines Mönchs sechs bis acht Ackerknechte.

Es gab indes nicht nur die Leibeigenen, die Hörigen, sondern auch die fratres conversi, die Laienbrüder, auch laici, exteriores, illiterati, idiotae genannt.

Seit dem 5. Jahrhundert belegt und in den mittelalterlichen Schriften oft erwähnt, kontrastiert die Häufigkeit ihres Vorkommens wohl nicht ganz zufällig mit dem, was wir über sie wissen. Denn gab es auch verschiedene Formen von Konversen, im allgemeinen waren diese ohne klerikale Weihen und von der Abtwahl ausgeschlossen. Ihr Verhältnis zu den Mönchen, denen sie natürlich unterstanden, zu denen sie nicht aufsteigen konnten, war heikel, gespannt, nicht ohne Neid, Tücke. Es herrschte strenge Distanz. Man wohnte getrennt, aß getrennt, schlief getrennt, und auch für die Kranken beider Seiten gab es getrennte Räume. Gelegentlich kam es sogar zu Aufständen. Kurz, die Konversen waren eine Art «Klosterbrüder zweiter Klasse», erbrachten aber «eine erhöhte Arbeitsleistung» (Rüther), weshalb man dafür gern kräftige Leute aus niederem Stand nahm, Söhne von Bauern, Handwerkern.[32]

Die Mönche freilich, mit deren Kulturtätigkeit und sonstigen «Verdiensten» man bei uns bereits Kindern jahrhundertelang die Ohren vollbläst, führten immer häufiger ein ausgesprochen beque-

mes, faules und oft genug auch liederliches, im Mittelalter vielbeklagtes Leben. Selbst von den Cluniacensern, stets als führende Reformer herausgestellt, schreibt im 11. Jahrhundert ihr hl. Abt Petrus Venerabilis (natürlich aus dem Feudaladel; drei seiner Brüder sind ebenfalls Äbte, ein vierter ist Erzbischof von Lyon): «Müßiggang hat so sehr einen großen Teil der Unsrigen, am meisten aber die Bartbrüder in Besitz genommen, daß sie im Kloster und draußen mit Ausnahme von einigen, die lesen, und ganz wenigen, die schreiben, an den Wänden des Klosters herumlehnen und schlafen oder von Sonnenaufgang bis zum Niedergang, ja bis in die Nacht hinein, wenn sie es ungestraft können, den ganzen Tag mit leeren, müßigen Worten oder mit Schmähreden vergeuden.»[33]

Mußten die Herren jedoch nachts ihren Schlaf unterbrechen, holten sie ihn gewöhnlich tagsüber nach. Man schlief den «Nachtschlaf», etwa fünf bis neuneinhalb Stunden, sehr häufig auch einen «Morgenschlaf» und oft noch einen «Mittagsschlaf», den der hl. Benedikt für den Sommer ausdrücklich vorgeschrieben. In Schlössern residierte allerdings noch kaum ein Abt, wie nicht selten später. Und obwohl es unter den Religiosen inzwischen meist mehr Laienbrüder, handfeste Männer für die Arbeit, als Mönche gab, ihr Verhältnis betrug etwa 3:2 oder 3:1, hielt man sich zusätzlich noch ganze Scharen weltlicher Diener (famuli), und auf Reisen wurden sogar einfach Mönche von einem Diener begleitet.

Man lebte herrschaftlich, feudal. Die «demokratische» Mönchära mit Aufstiegschancen aus allen Schichten war vorüber, für Äbte und Äbtissinen jetzt Reichtum und hohe Geburt wichtig. Sie wohnten in Palästen. Sie schätzten den Zuzug Wohlhabender, der Leute mit Besitz und Vermögen, versprachen ihnen ein angenehmes, standesgemäßes Leben, während man andere Mönche gelegentlich vertrieb, wie unter dem adligen Fuldaer Abt Ratgar, dessen Grab die deutschen Bauernkrieger 1525 demolierten. Unter Innozenz III. hatte Abt Wilhelm von Saint Omer zwei Abteien verschwelgt und sich gewaltsam in eine dritte gedrängt. Bernhard von Clairvaux eifert gegen Eitelkeit und Überfluß vieler Klöster, gegen das Unmaß an Essen, Trinken, an Kleidung, Bett- und Reitzeug, an Bauten. Und in einem altfranzösischen Text rät man einem reichen Grafen-

sohn zum Klostereintritt ebendeshalb, weil er dann noch reicher werde.[34]

Die frommen Herren – und Damen – separierten sich gern. Man liebte es, unter seinesgleichen zu beten. Schon die Regel Isidors von Sevilla erlaubte nur Freien die Klosteraufnahme. Später entstanden reine Adelsklöster, freiherrliche Klöster wie Zürich, Einsiedeln, Verden, Corvey, Quedlinburg. In der berühmten Benediktinerabtei St. Gallen sind aus der Zeit zwischen 1200 und 1419 der Familie nach 54 Mönchen bekannt, von denen 53 dem freiherrlichen Stand angehörten. Unter den Mönchen Reichenaus traf man im 14. Jahrhundert nur Söhne von Grafen und Freiherren. Erst seit dem frühen 16. Jahrhundert wurden dort auch Bürgerliche zugelassen. Viele kleinere Klöster hat der Adel sogar mit der Absicht auf Kinderversorgung gestiftet.[35]

Vom feudalen Status, vom Standesdünkel waren auch die Frauenkonvikte oft geprägt.

Das Nonnenkloster Buchau im Bistum Konstanz nahm von seiner Gründung im Frühmittelalter bis ins 17. Jahrhundert nur Frauen aus gräflichem oder altfreiherrlichem Geschlecht auf. Das um 959 gegründete Kanonissenstift Gernrode, von Damen fast durchweg aus dem höheren Adel geleitet, hatte adlige Kanonissen, deren persönliche Dienerinnen nicht selten gleichfalls aus dem Adel kamen.

Selbst die schon zu Lebzeiten als prophetische Mystikerin gefeierte hl. Hildegard drückte dem von ihr um 1150 bei Bingen erbauten Frauenkloster den noblen Stempel auf. Ja, die Tochter eines Edelfreien erklärt dies der Äbtissin von Andernach brieflich so: «Niemand werde sein Vieh zu einer Herde und in einen Stall vereinigen: Ochsen, Esel, Schafe; diese Vermischung führe zum Hasse, wenn die Hochgeborene vor der Niederen weichen müsse; auch Gott unterscheide das Volk auf Erden, wie er im Himmel Engel, Erzengel, Throne, Herrschaften, Cherubim und Seraphim unterscheide ...»[36]

Es gab Frauenkonvente, die nichts waren als die Versorgungsanstalten, die Ausstattungsgüter der Töchter Vornehmer. Es gab Frauenklöster mit großen Dienerschaften; gab Äbtissinen, die sich adlige Herren als Kämmerer, Truchsesse, Schenke hielten; gab Äbtissinen (im 13. Jahrhundert in den Diözesen Burgos und Palencia), die nicht

nur predigten, sondern ihren Nonnen auch die Beichte abnahmen. Und schließlich gab es Äbtissinnen, die sich trefflich aufs Bauernschinden verstanden. Die Äbtissin von St. Walburg im Bistum Eichstätt steckte ihre Hintersassen häufig ins Gefängnis, und in einer Bittschrift an den Bischof fürchtet eine ganze Gemeinde, man werde sie «stocken, blocken und dazu nit wissen wir wie hoch strafen».

Das Gebot persönlicher Armut wurde in vielen Klöstern völlig mißachtet. Nicht wenige Mönche und Ordensschwestern hatten Eigenbesitz, ihre «privata repositoria». «Sie tragen Kleider», klagt Gerhoh, der im 11. Jahrhundert so eindringlich wie vergeblich die Feudalisierung der Kirche bekämpfende Propst von Reichersberg, «die sie nicht aus der gemeinsamen Kammer erhalten, sie essen Speisen, die sie nicht aus dem gemeinsamen Keller haben; jede treibt ihr eigenes Werk, sie arbeiten nicht für die Gemeinschaft, sondern wie sie wollen, für wen sie wollen und so lang sie wollen.»

Bei den Nonnen von Nimbschen in Sachsen war Sondereigentum zwar nicht Bedingung, aber, wie freilich weithin, geradezu üblich. Auch die Klosterfrauen von Marienthal bei Zittau hatten – zum Teil recht bedeutenden – Privatbesitz, nicht nur Renten, auch Kapitalvermögen. Die Klarissen, deren Stifterin doch mit aller Energie das Prinzip der Besitzlosigkeit gepredigt, trugen zu Ribnitz in Mecklenburg ebenso Schmuck und kostbare Kleider wie die Breslauer Klarissen, die mehr Gold und Silber im Portemonnaie hatten als Nächstenliebe im Herzen. Die Breslauer Äbtissin Margareta Herzogin von Tost beschwerte sich 1515 sogar, daß ein Beichtvater die widerspenstigen Schwestern im Beichtstuhl und außerhalb aufgehetzt habe, ihr, der Äbtissin, nach dem Leben zu trachten, sie zu erdrosseln oder wenigstens fortzujagen.

Der Reichtum machte die Frommen übermütig.

In Sonneberg, einem Zisterzienserinnenkonvent Oberfrankens, verprügelten die Ordensfrauen ihre Äbtissin in der Kirche. Und vor den Zisterzienserinnen von Ichtershausen, adligen Nonnen, erschien der Beichtvater, der ihre Moral verbessern sollte, gar mit einem Panzer unter der Kutte. Auch im Haus der Dominikanerinnen von Cronschwitz, zwar den Bettelmönchen unterstellt, doch reichstes Kloster im Vogtland, verfügten die Gottesbräute über Privatbesitz.

Sie behielten Leibgeding (vitalitium), was generell lebenslängliches Nutzungsrecht an Ländereien oder sonstigen Ertrag bringenden Objekten bedeutete, behielten Schenkungen und schlossen Käufe ab. Die geschäftstüchtigen Nonnen von Heiningen, die nicht nur mit dem Kloster Wöltingerode stritten, sondern auch jahrhundertelang um Zehnten mit dem Kloster Dorstadt, handelten im 14. Säkulum schwungvoll mit ihrem eigenen Haus, indem sie ganze Höfe und Gärten desselben kauften. Waren aber die Klostergüter auf diese oder jene Weise verschleudert, befahlen manchmal Potentaten kurzerhand die Rückerstattung, wie 999 Otto III. gegenüber dem hochadeligen Frauenkloster Buchau.

Das war nicht ungewöhnlich. Auch als die Bamberger Oberhirten Hermann und Rupert zahlreiche Schätze und Güter der Diözese vergeudet, machte Kaiser Heinrich IV., von Rupert 1089 über «den elenden Zustand des Stiftes mit lebhaften Farben» informiert, «neue Schenkungen». Oder als im 12. Jahrhundert in Italien reichstreue Bischöfe und Äbte riesige Besitzungen verkauft, verpfändet, vertan hatten, ließ Kaiser Friedrich I. all ihre oft lange zurückliegenden Veräußerungen kurzweg annullieren, und der Heilige Stuhl suchte durch Androhung des Kirchenbanns die Rückgabe der seit Jahren in anderen Händen befindlichen geistlichen Güter zu erzwingen, was ungezählte Prozesse nach sich zog.[37]

Wie auch immer, der Unterschied zwischen arm und reich bestand noch in den Klöstern fort. Mit vornehmen Insassen ging man anders um. Bereits Augustinus, dessen Kirche sich kaum zufällig in unmittelbarer Nachbarschaft der Paläste der Reichen erhob, hatte Statussymbole, die Bedeutung der Kleidung betont, «die man zur Unterscheidung des Ranges braucht». Und schon zu Beginn des Frühmittelalters gestattet die Ordensregel des hl. Leander, Erzbischofs von Sevilla, die Beibehaltung weltlicher Rangunterschiede im Kloster. Danach durfte auch dort nicht mit einer Prinzessin wie mit einer Sklavin umgegangen werden. Und noch im Spätmittelalter verordnet über die «Behandlung einer reichen Dame im Kloster», in diesem Fall einer generösen Gräfin, 1289 der Ordensgeneral der Dominikaner, daß sie bei Bedarf aus ihrem Besitz zu unterstützen sei. Sie könne, wolle sie nicht mit der klösterlichen Gemeinde spei-

sen, die Vergünstigungen des Krankenraumes genießen, «Sie soll nicht zu Verrichtung von Diensten aufgeschrieben werden, sie soll auf Polstern schlafen dürfen, werde in den täglichen Kapiteln nicht vorgerufen und mit Arbeiten nicht beschwert. Solches soll ihr und allen, die von einer feineren Lebensführung herkommen, erlaubt werden, ohne als Regelverletzung zu gelten.»

Wer freilich nicht von einer feineren Lebensführung herkam, wurde schon als flüchtiger Gast anders abgespeist. So gab es in St. Gallen eine einfache Unterkunft für Arme, außerdem aber ein komfortables, heizbares Gästehaus für die bessere Welt, nebst Bedienstetenkammern und Ställen für die Pferde. Selbst Cluny, zeitweise vielen Klöstern in der «Liebestätigkeit» voran, hatte ein Vornehmenhospitz mit der Versorgung für Reisende der höheren Klassen und ein Armenhospitz für die Abfertigung Unbemittelter, Notleidender, ein Geschäft, das dem Eleemosynarius zufiel, dem Almosenverteiler.[38]

BAUERNLEGEN DER ZISTERZIENSER

Dies ganze, wenig asketische Leben der Religiosen aber ruhte, wie der gesamte Feudalismus, auf den krumm gerackerten Rücken der Bauern. Und je größer die Latifundien der Kirche werden, desto größer wird auch ihr Sklaven-, ihr Hörigenbesitz. Diese unübersehbaren Scharen wachsen ständig schon durch den Grundsatz «Luft macht eigen», der viele Freie, die Knechtshöfe übernehmen, auch zu Knechten macht. Noch mehr aber nimmt die Unfreiheit wohl durch Mischehen zu, durch Ehen zwischen Freien und Unfreien, wonach die Kinder kraft des Prinzips der «ärgeren Hand» gleichfalls leibeigen werden.

Nicht wenige Bischöfe und Äbte haben ihre Abhängigen noch über das gewohnte Maß hinaus bedrückt, ihre Lasten noch vermehrt; Bischof Heinrich I. von Augsburg zum Beispiel im 10. Jahrhundert; oder im 11. Bischof Hermann I. von Bamberg, dieser «Wolf», den das eigne Domkapitel bekämpft (VI 320); oder Erzbischof Albert I.

von Hamburg-Bremen, der seine Leute am liebsten täglich verdroschen hätte (VI 323). Wie denn auch Norbert, Abt des Klosters Iburg, von dem Osnabrücker Bischof Benno II., dem versierten Fälscher (VI 335), bemerkt: «Nicht selten zwang er die Bauern durch eine Tracht Prügel, ihre Schuldigkeit zu tun»; was Bischof Benno wie der Abt, sein Biograph, «für eine dringend notwendige Maßnahme» (pro summa necessitate) hielten – und war doch Bennos «innerstes Anliegen ..., zu vermitteln und zu versöhnen» (Kallfelz).

Nicht aus Pappe gegenüber den Seinen war auch Hermann von Augsburg (1096–1133). Durch 500 von den Veronesern geborgte und dem Kaiser gezahlte Talente sowie durch Waffengewalt auf den Bischofsstuhl gelangt, beraubte er zur Begleichung dieser Schuld die eigne Domkirche und sein Domkapitel, mit dem er überdies fast dauernd im Streit lag, laufend mit Bestechung, Fälschung, Lüge befaßt, zwischen Päpsten und Gegenpäpsten lavierend, mehr auf Heerfahrt dabei als in der Kirche, wo er mit der Frau des angesehenen Augsburgers Adilbert auch Ehebruch getrieben haben soll.[39]

Das Benediktinerkloster Blaubeuren, das seine Leibeigenen, freilich üblicherweise, wie Sachen verschachert, sie etwa mit dem Kloster Ochsenhausen vertauscht, mit dem Kloster St. Blasien, dem Kloster Zwiefalten, erlegt Abhängigen außer den gewöhnlichen auch allerlei zusätzliche Lasten, Fuhr- und Spanndienste, Handdienste auf. Bei Widersetzlichkeit droht der Abt Zwangsgeld an, bei schweren Verstößen, wobei er nach Gutdünken vorgeht, wirft er in den Turm.

Auch den Grundsatz «Stadtluft macht frei» ignorierte die Abtei und ließ 1267 ihren städtischen Leibeigenen und Zinsleuten eine Reihe von Rechten urkundlich aberkennen; ließ erhärten, daß Dorfleute, die Kinder in die Stadt verheiraten wollen (!), vom Abt bestraft werden; ja, daß sie selbst, falls sie dort «in böswilliger Absicht» Bürger werden, um bei ihrem Tod dem Kloster zu entziehen, «was ihm gebührt», ihr ganzes Vermögen an dieses verlieren. Die Rechte der Abtei hält die Formel fest: «Gericht, Zwing und Bann, Gebott und Verbott und alle Herrlichkeit und Obrigkeit in Dorf und Feld». Übten doch viele Klöster die Gerichtsbarkeit aus und besaßen einen eigenen Galgen.[40]

Es gab nicht wenige Geistliche, die mit äußerster Härte Leistungen erzwangen, wobei sie gegen Verstöße barbarisch vorgingen, auch mit Kirchenstrafen, zum Beispiel zur Eintreibung des Zehnts. Hatte ja schon 589 die 3. Synode von Toledo gerügt: «Viele Klagen zeigen, daß Bischöfe in ihren Sprengeln nicht priesterlich, sondern tyrannisch verfahren und den Ihrigen schwere Erpressungen und Lasten auflegen. Nur was die alte Sitte hier zuläßt, soll gestattet sein». Es gab weiter Bischöfe und Äbte, «die auf jede Art und mit den verschiedenartigsten Künsten die Leute um ihren Besitz brachten» (Fichtenau).

Wurde doch zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert nicht nur die Ausbeutung der Hörigen verschärft, sondern auch versucht, oft mit Erfolg, noch freie Bauern herabzudrücken, dem Großgrundbesitz einzugliedern, sie abhängig, leibeigen zu machen. Im Stift Kempten beriefen sich die Äbte dabei auf eine gefälschte Urkunde Karls «des Großen». Mit einer Freien verehelichte Eigenleute kerkerte man gern ein, bis die Frau den Stand ihres Mannes annahm. Leicht erniedrigte man wohl auch Verwaiste und nötigte sie durch einen Schwur, sich nirgends darüber zu beschweren.[41]

Eine spezielle Technik unter Mönchen entfalteten die Zisterzienser.

Diese von Citeaux (Cistercium, daher der Name) ausgegangene Reformbewegung, die mit den Mönchsidealen des hl. Benedikt wieder ernst machen wollte, verdankte vieles, vor allem den Beginn ihres Siegeszuges, einem geistlichen Draufgänger von besonderen Gnaden, dem hl. Bernhard von Clairvaux (VI 464 ff.!), aber auch der Gunst zahlreicher gekrönter Häupter, wie Kaiser Friedrich II. und seiner langen Regierung, den kapetingischen Königen von Ludwig VIII. bis zu Ludwig dem Heiligen, den Königen von Kastilien, Aragón, Portugal, dem schottischen, dem ungarischen Königshaus. Sie verdankte manches dem allgemeinen Wirtschaftswachstum, auch dem Ignorieren ihrer eigenen ursprünglichen Ordenssatzungen und nicht zuletzt eben ihren oft rigorosen Bauernattacken.

Im 12. Jahrhundert hatten die Zisterzienser – meist in eremitischer Abgeschiedenheit – in Portugal 13 Klöster, in Belgien 18, in Spanien 58, in Italien 88, in Deutschland über 100, in England und

Irland 125. Allein in Clairvaux lebten zeitweise 700 Mönche, und andere Abteien hatten fast ebensoviel. (Ein Kloster mit hundert Mönchen galt im Hochmittelalter als klein.)[42]

Nach den ersten Statuten ihres Ordens sollten die Zisterzienser selbst das Land bestellen, sollten sie, worauf die Stifter großen Wert gelegt, «von ihrer Hände Arbeit, Ackerbau und Viehzucht leben», sollte somit jeder wieder «sein eigener Ochse sein». Doch waren ihnen von Anfang an «Konversen oder Lohnarbeiter» als «notwendige Mithelfer unter unserer Leitung» zugeordnet. Die Konversen sollten wie «Mitbrüder» gehalten werden, «teilhaftig unserer geistlichen wie zeitlichen Güter gleich den Mönchen». Doch fast unmittelbar darauf liest man, ein Konverse könne auf keinen Fall Mönch werden, «vielmehr bleibe er in dem Berufe, in welchem er berufen ist (1 Kor. 7,20)». Der Sklave soll Sklave bleiben – wie schon bei Paulus, so noch nach mehr als einem Jahrtausend Christentum. «Sollte er vielleicht anderswo, durch Einflüsterung des Teufels (!), von irgendjemand, einem Bischof oder Abt das Mönchs- oder auch Kanonikergewand annehmen, so darf ihn keines unserer Klöster mehr aufnehmen.»[43]

Wie fast überall, überwogen auch bei den Zisterziensern die Laienbrüder; trafen etwa im 12. Jahrhundert in Potigny auf 100 Mönche 300 Konversen, in Rievaulx (England) anno 1165 auf 140 Mönche 500 Konversen, in Himmerod im Jahr 1224 auf 60 Mönche 200 Konversen. Die Abtei von Dunes hatte 1150 erst 36 Laienbrüder, fünf Jahrzehnte später jedoch schon 1200. Und selbst die Zisterzienser müssen heute zugeben, daß ihr Orden seine wirtschaftliche Hochblüte gerade den Konversen schuldet.

Die Konversen aber lebten gedrückt, untergeordnet, es gab Reibungen, die sich häuften, steigerten. Die Herren waren, wie in den anderen Religionsverbänden, die Mönche. Sie befahlen, die Konversen leisteten die Arbeit, indem sie vor allem auf den Grangien – Agrarbetrieben von durchschnittlich 150 bis 200 Hektar, vorzugsweise Ackerhöfe, doch auch Viehhöfe, Schafhöfe, Weinhöfe – die Lohnarbeiter (mercennarii) beaufsichtigten, dabei freilich meist selber Hand anlegten; «sie waren Knechte und sollten Knechte bleiben» (Hauck).[44]

Die eigentlichen Opfer aber wurden die Bauern.

Zwar rühmt man seit je die Zisterzienser als Kulturträger, preist ihre Baukunst, streicht zumal ihre «Kolonisationsarbeit» heraus, ganz besonders im Osten Deutschlands und Europas, ihre Klöster Walkenried, Amelungsborn, Loccum, ihre Abteien Doberan und Dargun in Mecklenburg, Zinna bei Jüterbog, ihre Zisterzen in Pommern, Brandenburg, Dänemark. Diese Klöster hatten Grund- und Mühlenbesitz, Salinenanteile, Bergbau- und Hüttenbetriebe, hatten jede Menge Grangien, Stadthöfe, hatten manche «Berühmtheit» auch, wie den Mönch Berno von Amelungsborn, den ersten Bischof von Schwerin, «führend im Wendenkrieg» (Lexikon für Theologie und Kirche), oder den Abt Berthold von Loccum, der als Bischof und Feldherr 1198 bei der blutrünstigen Missionierung Livlands fällt (VII 174).

Man verherrlicht das Urbarmachen von Sumpf-, von Waldgebieten, die großen Obstgärten-, Weinberg- und, für die Zisterzienser charakteristisch, Fischteichanlagen, die Schaf-, Rinder-, Pferdezucht. Man rühmt die landwirtschaftlichen Musterbetriebe, lobt auch ihr Klostergewerbe. Man erinnert sogar an die vielen ihrer Mönche, die zu Kardinälen aufstiegen – «und die Päpste fanden in den Zisterziensern ihre zuverlässigsten Gehilfen» (Kawerau). Ja, erinnert an den Zisterzienser Arnald von Citeaux, der Innozenz' III. Kreuzzug gegen die Albigenser anführt, berüchtigt für alle Zeiten durch seinen Befehl beim Massaker von Beziers: «Tötet sie alle, Gott erkennt die Seinen schon!» (VII 150 ff.!)[45]

Vom Bauernlegen sprechen zumal katholische Autoren selten und dann meist mehr beiläufig, verhalten; man versteht darunter die Umwandlung von Bauernland in Gutsland, Klosterland, die oft entschädigungslose Beseitigung bäuerlicher Betriebe zugunsten großer Wirtschaftshöfe (grangiae, curiae) vor allem der Zisterzienser, aber auch der Prämonstratenser, im Hoch- und Spätmittelalter. Doch begegnet diese relativ bequem kapitalbildende Praxis zuweilen auch bei anderen Orden oder kirchlichen Institutionen, selbst bei Klosterfrauen, wie den Zisterzienserinnen vom Kloster Wald (Hohenzollern), die planmäßig und möglichst vollständig die Besitzer aus den benachbarten Ortschaften verdrängten. Auch die norddeutschen

Nonnen zu Bersenbrück an der Hase hatten die Bauern des nächsten Dorfes gelegt. Doch später kehrten Enkel der Vertriebenen, die gleichfalls Bauern geworden, zurück und steckten das ganze Kloster in Brand. (Wiedererstanden wurde es schließlich ein «Stift für Töchter verdienter Staatsbeamten».)

Das Bauernlegen kulminierte indes nicht bei den mittelalterlichen Religiosen, sondern erst in der frühen Neuzeit als kirchlich sozusagen längst abgesegnete Methode adliger Gutsherren besonders im östlichen Mitteleuropa.

Die Zisterzienser, nicht selten schon bei Gründung ihrer Klöster mit umfangreichen Gütern, Zinsdörfern, Zehnten ausgestattet, liebten es, sich systematisch auszudehnen, ihren Besitz zu vervielfachen und räumlich geschlossen abzurunden. Gut zu beobachten an vielen böhmischen Abteien, u.a. an Kloster Königsaal mit zirka 30 Dörfern, an Kloster Chotieschau mit etwa 48 Dörfern, Kloster Sedletz mit etwa 51 Dörfern, Kloster Plaß mit rund 70 Dörfern (wurde 1826 Besitz der Familie Metternich). Und trotz der Kriege und Verheerungen im Osten, trotz aller Rückschläge, besaßen die schlesischen Zisterzienser noch im 17. Jahrhundert nicht nur große Ländereien, sondern auch «die lukrativsten Unternehmungen» (Grüger).

Nun erreichten aber die Zisterzienser die Arrondierung ihrer Agrarbetriebe keinesfalls nur durch das hochgelobte Roden und Kultivieren von Ödland, sondern eben auch durch das Bauernlegen. Sie brachten die Eigentümer oft um ihre Güter, sie kauften, ertauschten, erpreßten oder raubten diese, sie zerstörten die Häuser, Wohnstätten und vertrieben häufig die dort ansässigen Menschen. «Nirgends im Mittelalter ist der Bauernstand so ausverkauft, nirgends sind wohl so viel Dörfer zu Wüstungen gemacht worden, wie in der Nachbarschaft der Zisterzienserklöster» (Hölscher).

Tatsächlich führt die Gründung von Zisterzienserabteien und der Aufbau sowie die Erweiterung ihrer großen Eigenwirtschaften, der Grangien, nicht selten zum Verschwinden ungezählter Orte. Die Bauernstellen nehmen von Mal zu Mal ab, schließlich ist das ganze Dorf wüst. So in der Umgebung Kloster Pfortes die Ortschaften Wenzendorf, Cuculau, Scobkowe. Das Dorf Osfurt versinkt bei

Wendelstein an der Unstrut. Das Dorf Coze verschwindet durch die Mönche von Altzelle (westlich von Dresden). «Als Bestandteil der staufischen Kloster- und Siedlungspolitik entsprachen die Leistungen Altzelles dem für den Orden Üblichen» (Lexikon für Theologie und Kirche). Bei seiner Auflösung 1540 besitzt das Kloster Altzelle drei Städte, 75 Dörfer, 11 Wirtschaftshöfe sowie das Patronat über 23 Kirchen. Das Kloster Chorin – ein bedeutendes Werk früher Backsteingotik, literarisch von Theodor Fontane gewürdigt – läßt um 1274 alle Bewohner der slawischen «Villa» Ragösen verjagen. Das Kloster Maulbronn vertreibt die Bauern des Ortes Elfingen und bildet eine Grangie daraus. Manchmal hören dabei auch Priesterdienste und Kirchen auf, wie gleich in Elfingen. Oder wie durch das Kloster Bebenhausen 1211 im Schwarzwald die Kapelle zu Vesperweiler oder die Kirche von Geisnang.[46]

Fast unentwegt kam es so zwischen Bauern und Zisterziensern zu erbitterten Auseinandersetzungen. Zum Beispiel im mittelrheinischen Raum mit den Abteien Himmerode, Eberbach, Karden. Zum Beispiel in Schweden, wo der Abt von Varnhem (Västergötland) mit einigen Genossen nach Dänemark fliehen muß. Zum Beispiel im Osten, wo die Äbte der Zisterzen Zinna, gegründet um 1170, und Lehnin, gegründet um 1180, kurz nach der Gründung ermordet werden.[47]

Im Spätmittelalter gerieten, gleich so vielen Orden, auch die Zisterzienser, Männer- wie Frauenzisterzen (deren Zahl zuweilen die der Männerklöster weit überstieg), trotz Anhäufung großer Vermögen, in eine Krise; vor allem wohl, weil sie weder genügend Laienbrüder noch Laienschwestern zur Bearbeitung ihrer Güter fanden. So verpachteten sie im 13. und 14. Jahrhundert allmählich fast ihre gesamten Ackerböden an Bauern, freilich auch deshalb, weil die klösterlichen Fronhöfe und Grangien immer wieder feindlicher Soldateska und (anderen) Räubern ausgesetzt waren, zu schweigen vom wirtschaftlichen Niedergang, von Klimaverschlechterung, schweren Mißernten und Pestepidemien. Schließlich entartete der Zisterzienser-Orden derart, daß die Mönche in der Gegend von La Trappe den Namen «Banditen von La Trappe» bekamen.[48]

Die Kirche schmückte sich, wie stets, mit ganz anderen Benen-

nungen, trat gar als Befreierin der Bauern in Erscheinung, ja, da sie schlechthin alles auf den Kopf stellt, als Propagandistin der Freiheit überhaupt.

DIE SOGENANNTE FREILASSUNG IN DER KIRCHE

Es ist unbestreitbar, daß die Freilassung Unfreier jederzeit möglich war, zum Beispiel kraft besonderer Verdienste, was immer man darunter verstand. Oder durch Freikauf. Oder durch einen Akt der Kirche. Es ist ebenso unbestreitbar, daß diese die Freilassung (manumissio) den christlichen Tugenden, den Werken der Barmherzigkeit zugezählt und sie als gottwohlgefällig hingestellt, die weltlichen Grundherren sogar zur Freilassung ihrer Hörigen aufgerufen hat. Die Heiligenlegenden strotzen geradezu von Geschichten über Loskauf und Gefangenenbefreiungen.[49]

Was steckt dahinter?

Nun, der Klerus propagierte zwar eifrig die Freilassung, aber er propagierte die «manumissio in ecclesia», die Freilassung in der Kirche. Er propagierte sie nicht nur, er bestand darauf. Und dieses Insistieren spiegelt sich noch in den Volksrechten aus dem früheren 8. Jahrhundert. So heißt es in der stark klerikal geprägten Lex Alamannorum: «Wenn ein ‹liber› ‹res suas› oder sich selbst der Kirche übergeben will, habe niemand die Erlaubnis, ihm zu widersprechen, weder der Herzog noch der Graf noch irgendeine Person, sondern es sei einem jeden erlaubt, nach freiem Willen Gott zu dienen und sich mit ‹proprias res suas› selbst auszulösen.» Ganz ähnlich verfügt die gleichfalls aus derselben Zeit stammende, gleichfalls stark kirchlich bestimmte Lex Baiuvariorum: «Wenn eine ‹liber persona› das will und ihre ‹res› der Kirche zum Heil ihrer Seele gibt, habe sie die Erlaubnis hinsichtlich ihrer ‹portio›, sobald sie sich mit ihren Kindern auseinandergesetzt hat. Niemand hindere ihn, weder König noch Herzog noch irgendeine Person habe die Macht, ihn zu hindern.»[50]

Warum aber drängte die Kirche so auf Freilassung in ihrem Schoß? Warum trat sie als eine Art Schutzmacht für den Freigelassenen auf? Warum drohte sie jedem mit strengen Strafen, der einen Freigelassenen wieder zu verknechten suchte? Weil sie selber, natürlich zu seinem Seelenheil, seine Abgaben und Dienste erlangen, ihn auch ihrer Rechtssprechung, ihrer Gerichtsbarkeit unterstellen, kurz, weil sie den Freigelassenen wieder abhängig und unfrei machen wollte.

Nicht von ungefähr hütete sich die Klerisei gewöhnlich selbst vor Freilassungen.

Ihr riesiger Besitz, ihre Liegenschaften, ihre Werkstätten, ihre zahlreichen sonstigen Geschäfte, das alles verschlang Heere von Unfreien. Deshalb hatte sie schon im frühesten Mittelalter die Freilassung von Sklaven auf ihren Gütern als Schädigung des «patrimonium Dei» ausdrücklich verboten, so durch die Konzilien von Sevilla 590, Clichy 625, Reims 627/630, Toledo 633 und 655, Merida 666. Ja, schon 506 untersagte die Synode von Agde dem Klosterabt das Freilassen der den Mönchen geschenkten «mancipia». «Wir halten es für unrecht, daß die Mönche die tägliche Arbeit der Bauern (cotidianum rurale opus) verrichten, indessen die ‹servi› ihre Freiheit genießen.» Offensichtlich suchte man hier nur überspitzt vorzubauen: entscheidend blieb das Verhindern der Freilassung.[51]

Gewiß, auch die Freilassung von Kirchensklaven war möglich; das erforderte schon das «moralische» Ansehen des Klerus. Aber es durfte nicht auf Kosten der Arbeitskräfte und Einkünfte gehen. Es mußte Ersatz gestellt werden an Grund und Boden, an Personen, an Geld. «Niemand wage es», so droht wieder ein Volksrecht, die Lex Ribuaria, «einen Kirchenknecht (servus ecclesiasticus) ohne Stellvertreter zum Freigelassenen zu machen.» Ein solcher Freigelassener, ein «tabularius», bleibt auch nach der Lex Ribuaria der Kirche zinspflichtig. Nichtleistung des Zinses aber konnte manchmal schon die Freiheit kosten. Macht jedoch jemand diesen «tabularius» durch Schatzwurf vollfrei, muß er als Strafe zweihundert Schillinge abgeben. Und stirbt der «tabularius» kinderlos, wer beerbt ihn? Natürlich die Kirche.

Als St. Gallen einmal fünfzig «mancipia» freiließ, hatten diese

dafür dem Kloster jährlich zwei Denare zu zahlen, neben einem beträchtlicheren Grundzins. Kassierte die Kirche ja schon für das Ausüben ihrer «Schutzherrschaft» (mundaburdem, patrocinium) von den Freigelassenen einen Zins. Mit all dem und ähnlichem mehr aber gab man zu erkennen, «daß nur dann eine Freilassung zum Seelenheil gereichen könne, wenn die Kirche selbst dabei an irdischen Dingen gewänne. Mit der Freilassung allein war es nicht getan. Sie mußte der Kirche nutzen, sollte sie gottwohlgefällig sein. Sie mußte der Kirche die Abhängigkeit des Freigelassenen bringen» (Epperlein).[52]

Immer wieder geschah es, daß Bischöfe und Äbte Freilassungen anfochten. Rücksichtslos prozessierten sie im 8. und 9. Jahrhundert in den verschiedensten Regionen des fränkischen Reiches, wenn «homines», zu Recht oder Unrecht, ihre Freiheit behaupteten, die Herren aber eine Möglichkeit sahen, Menschen zu versklaven oder weiter in Sklaverei zu halten; so etwa ein Abt aus dem Gebiet von Sens, ein Abt aus der Gegend von Angers, das Kloster St. Emmeram, Bischof Waltrich von Passau, Bischof Hitto von Freising u. a. West- wie ostfränkische Urkunden belegen den leidenschaftlichen Freiheitsanspruch der Bauern und den erbitterten Widerstand ihrer Gebieter, zumal der Prälaten. «Die kirchlichen Feudalherren waren die grausamsten Ausbeuter der Bauernschaft. Sie hielten hartnäckig am Leibeigenenrecht und am Frondienst fest» (Kosminski).

So kommt es schon verhältnismäßig früh und immer häufiger zur Flucht der Unfreien und Hörigen, auch zu ihrer Flucht aus den Klöstern, schließlich eine ganz alltägliche Erscheinung mit freilich oft erschütternden Begleitumständen, wobei die Äbte das Einfangen auch mit Hilfe des Staates betreiben. Führen einzelne Klöster aber einen Rechtsstreit, ein förmliches Gerichtsverfahren, so endet dies «bemerkenswerterweise stets mit der Ablehnung des bäuerlichen Freiheitsanspruches bzw. mit der Konstatierung der Hörigkeit. Damit hatte im Grunde genommen das jeweilige Kloster sein Ziel erreicht und seinen Anspruch auf die Abhängigkeit des Hintersassen und dessen Leistungspflicht durchgesetzt» (Epperlein).[53]

DAS KIRCHENGUT WAR HEILIG

Der Klerus klebt am Besitz (possessio, ahd. bisez, eigan, lehan); an seinem lebenden wie an seinem toten. Es verhielt sich wie beim weltlichen Adel. Und die mittelalterliche Kirche wurde nicht müde, das gar schreckliche Geschick jener, die sich an ihrer Habe vergriffen, die sich der «Beraubung» schuldig gemacht, auszumalen. Karl Martell, Verteiler großer kirchlicher Ländereien (IV 366), wurde im Mittelalter ebenso zum Inbegriff eines gottverdammten Fürsten wie Herzog Arnulf von Bayern, dem die Klerisei wegen seiner Säkularisationen ihrer bayerischen Güter geradezu den Beinamen «der Böse» anhing – vordem: «von Gottes Gnaden» (V Register).

Die Pfaffen erfanden die greulichsten Schauermären. Selbst der hl. Bonifatius, ein doch nüchterner Angelsachse und «gewandter Börsenmann», einer der «ersten Repräsentanten des Kolonialtalentes» der späteren Briten (Sommerlad), berichtet, daß die Seele König Ceolreds von Mercien (709–716) im Jenseits von bösen Geistern gepeinigt werde, von jubelnden, frohlockenden Teufeln, «die sich aus allen Teilen der Welt versammelt hatten, in einer größeren Menge, als ... die aller Lebewesen auf Erden sein konnte, und zerfleischten ihn mit verschiedenen Marterwerkzeugen in unvorstellbarer Weise bis zur Erschöpfung» (inaestimabiliter fatigantes lacerabant). Und der hl. Eucherius hatte den mächtigen Hausmeier Karl Martell, man sollte es nicht glauben, just bei seiner Einfahrt in die Hölle erspäht. Um der Authentie dieser Vision sicher zu sein, untersuchte der skeptische Bischof sogar das Grab des Fürsten, woraus aber nur ein Drache fuhr.

Die Mönche wußten sich zu helfen, entwand man ihnen Besitz. Da raubte einer im 11. Jahrhundert der Abtei Fleury Grund und Boden. Prompt wurde er vom «Teufel» erwürgt. Doch selbst des Mannes Leiche in einem Klosterfriedhof fand nicht Ruhe. Die Erde warf sie wieder aus. Da gab die entsetzte Witwe das Klostergut zurück, und nun blieb der Tote, wo er hingehörte.[54]

Es gibt wohl kaum einen synodal häufiger thematisierten Komplex als das Kirchengut und seine Sicherung. «Für nichts opferten die Bischöfe mehr Zeit» (Thompson). Erzbischof Hinkmar von

Reims, berühmt als Kirchenfürst wie als Fälscher von hohen Gnaden (V 181 f.!), verteidigt das Kirchengut mit aller Entschiedenheit als gottgeweiht und will es auch von allen weltlichen Großen verteidigt sehen. Denn da sich die «Sendung» der Ecclesia auf dieser Welt vollzieht, bedarf ihr «Sendungsvollzug» eben auch der Güter dieser Welt (Temporalia, Bona temporalia). Beide gehören zusammen, untrennbar, das eine so heilig wie das andere, das Kirchengut als Heilsgut «Gotteslehen», von Christus allein verfügbar, unveräußerlich, unantastbar, sakrosankt – theoretisch! Praktisch versorgten Päpste und Bischöfe, Äbte und Äbtissinnen ihre unehelichen Kinder damit, ihre Mätressen, verschleuderten sie es wahrhaft generös an die Verwandtschaft, ihr engstes Gefolge, an wen sie wollten.

Nicht zuletzt rauften sie auch selbst durch zwei Jahrtausende darum, die Bischöfe mit den Mönchen, diese mit jenen, jeder mit jedem, quer durch das Abendland, vom Süden bis in den Norden, vom Atlantik bis in die Weiten des Ostens so häufig, immerwährend fast, daß es beinah überflüssig scheint, dies noch zu belegen.

So stritt im 8. Jahrhundert Bischof Sidonius von Konstanz gegen den ersten Abt St. Gallens, den Alemannen Otmar. Aus politischen wie wirtschaftlichen Gründen erstrebte der Bischof, dessen Bistum arm war, die auch später oft umkämpfte Abtei, und der Abt unterlag. Verurteilt zunächst zum Hungertod auf der Pfalz Bodman am Rand des Bodensees (er ist nach ihr benannt), starb Otmar eingekerkert auf der besser kontrollierbaren Flußinsel Werd bei Stein am Rhein 759 – und wurde heilig.

Im 10. Jahrhundert vergriff sich Bischof Adalbero I. von Metz, «‹Vater› der lothringischen Reformbewegung» (Lexikon für Theologie und Kirche), auch – aus strategischen Gründen – Zerstörer der Kapelle von Diedenhofen (939), an der südlich von Metz gelegenen Benediktinerabtei Gorze. Bischof Adalbero, nicht nur Reformer, auch Simonist, hatte das für seine Wahl von Verwandten vorgeschossene Geld wieder beizubringen und verging sich mittels seiner «fideles» (Dienstmannen) derart an der (durch «Gorzer Reform» und «Junggorzer» Reform bekannten) Abtei, daß sie völlig zerfiel und die Kirche zum Stall wurde.

Ebenso verfuhr Bischof Balderich von Lüttich mit dem Kloster Laubach.

Über episkopale Heimsuchungen Sankt Emmerams schreibt im späteren 11. Jahrhundert der dortige Leiter der Klosterschule und Dekan Otloh, seinerseits freilich auch wieder mehrfacher Urkundenfälscher: «Ich sah unser Kloster in Regensburg durch verschiedenartige Verfolgung der Bischöfe zu Grunde gehen, hoffte aber während meines dreißigjährigen Aufenthalts daselbst auf bessere Zeiten. Leider kam es anders.» Wurde doch, wie Otloh kurz darauf fortfährt, «alles, was das Kloster nach innen und außen Gutes besaß, dem Ruin nahe gebracht».

Anno 1182 überwältigten die Bischöfe von Metz und Lüttich in einem Streit um die Abtswahl die reiche Abtei St. Trond, verbrannten sie samt Stadt und töteten die Einwohner, worauf sich der Konflikt noch lange hinzog.

Das bayerische Benediktinerkloster Weißenohe (bei Forchheim) soll Bischof Timo von Bamberg zu Beginn des 13. Jahrhunderts so geschädigt haben, daß sich jahrelang kein einziger Mönch mehr darin ernähren konnte.

Jahrhundertelang stritten die Würzburger Oberhirten um den Besitz des im heutigen Württemberg gelegenen Klosters Murrhardt, dessen Äbte ihre Selbständigkeit zu wahren suchten, wobei beide Seiten, angebliche königliche und kaiserliche Urkunden fabrizierend, hemmungslos drauflosfälschten.

Natürlich war die Situation anderwärts nicht anders. Und nicht zufällig hieß es in Deutschland schon vor Luther im Volk: Je näher Rom, je böser Christ!

Werfen wir also noch einen Blick dorthin, wo uns zu Beginn des Hochmittelalters Kardinal Humbert, Berater von immerhin vier Päpsten, die halb oder ganz ruinierten Klöster vorführt, Kirchen, viele menschenleer, aber voller Tiere, Unkraut, Kirchen, in denen man ackert, sät, die als Ställe dienen. Ging doch selbst in Rom im Kloster St. Paul, in der Peterskirche das Vieh ein und aus ...

Auch und gerade in Italien also schlugen sich die Geistlichen mit den Mönchen durch die Zeiten. Das reicht von relativ kleinen Kämpfen etwa des Weltklerus von Empoli, der dort im Spätmittelalter

nachts eine Siedlung der Augustiner überfällt, plündert, demoliert oder sich 1325 mit Waffengewalt einer von Pistoieser Benediktinern abhängigen Kirche bemächtigt, bis zu langen, langen Auseinandersetzungen um viele Klosterliegenschaften. So wurde das landreiche San Niccolò am Tordino über Jahrhunderte Objekt heftiger Waffen- und Rechtsstreitereien (Fälschung wieder inklusive) zwischen der Abtei Monte Cassino und den Bischöfen von Teramo. So plünderte Erzbischof Guido von Mailand den Besitz des Turiner Klosters S. Constantius, so griff Bischof Helibert von Como S. Ambrogio zu Mailand an.

In der Emilia Romagna sah sich Nonantola, zeitweise eine der größten Abteien Europas, den verschiedensten Attacken ausgesetzt, nicht nur solchen größerer Kommunen, auch den Gewaltstreichen des Bischofs Alberich von Como, der zudem gegen das hochbegüterte Leno in der Lombardei vorging, jahrhundertelang eine der bedeutendsten Abteien des Landes. Noch schlimmer fiel man über Bobbio (Provinz Piacenza) her, eines der traditionsreichsten und reichsten Ordenshäuser überhaupt, dessen Anfänge freilich auch durch zahlreiche Fälschungen verdunkelt sind. Gegen Ende des Frühmittelalters aber verlockte sein über das ganze Land verstreuter Güterstand die Nachbardiözesen zur Bereicherung, und die Bischöfe von Piacenza, Pavia, Tortona zerstörten das Kloster völlig.

Natürlich beteiligten sich auch päpstliche Legaten an der Ausbeutung der Mönche, und dies von Italien, wo etwa Kardinal Giovanni degli Orsini als Legat Johanns XXII. drei Viertel der Einkünfte der Badia, des ältesten, fürstlich reichen, doch jetzt zum zweiten Mal schon ruinierten Klosters von Florenz, für sich behielt, bis hinauf in den Norden, wo in Dänemark Kardinal Fidentius als Gesandter Cölestins III. (VII 16ff. 39f.) barbarisch brandschatzte, besonders Klöster plünderte und Äbte suspendierte, die auf ihren Schätzen saßen.[55]

Wehe aber, vergriffen sich Laien am Kirchengut!

Es hatte, wie es hieß, eiserne Zähne. Sogar was die Knechte der Kirche besaßen, fiel unter die Steuerfreiheit. Galt doch im 4. Jahrhundert der Klerikerstand schon als «Steueroase» (Vgl. I 235 ff.). Ende des 7. Jahrhunderts verbot auch der englische Staat jeden Ein-

griff in Kirchenbesitz und befreite den angelsächsischen Klerus von Staatssteuern. Und unter den Merowingern drohten diverse Volksrechte jedem, der Schenkungen an die Kirche anfocht, die Exkommunikation an.

Um dieselbe Zeit befahlen manche Bußbücher (Libri paenitentiales), also die damals aufkommenden Sündenkataloge des westlichen Klerus, daß jeder, der Laien Geld wegnahm, es doppelt, jeder, der es aus Kirchen stahl oder raubte, vierfach zurückgeben müsse. Außerdem wurde der Dieb mit einer siebenjährigen Buße belegt, drei Jahre davon bei Wasser und Brot. Und unter Karl «dem Großen» stand auf Einbruch in eine Kirche nebst Diebstahl unbedingt Todesstrafe.[56]

Das kanonische Recht untersagte jede Alienation des Kircheneigentums, nicht nur Entäußerung, Entfremdung, Verschenkung, Tausch, sondern schon jede wesensmäßige Veränderung, «jedes Rechtsgeschäft, das eine dauernde Belastung des Kirchenvermögens zur Folge hatte» (Nylander). Entsprechende Verfehlungen, zumal von Laien, ahndete man mit Kirchenstrafen, auch mit schwersten, wie dem Kirchenbann, der Exkommunikation. Und dies nicht bloß bei Gebietsentfremdungen, bei Zehnt- oder Pachtverweigerungen, sondern schon bei Zinsversäumnissen innerhalb von vierzehn Tagen, wie Urbare, Liegenschaftsverzeichnisse von St. Pantaleon zu Köln, des Stifts Xanten, Befehle der Bischöfe von Münster belegen. Überall wird da mit Exkommunikation gedroht oder sie verhängt, damit, wie es urkundlich heißt, «der Gerechtigkeit gewillfahrt» werde, damit «die Gefährdung ihres Seelenheils kein Ende nähme».

Exkommunikation kann aber bereits bei Aufsässigkeit erfolgen, bei contumacia (rechtsversmehunge, widerspanigkeit, vorsmechnisse), also bei Trotz, Aufbegehren, Eigensinn – ein weites Feld, das man auch nutzte. Und natürlich wirkte auf einfache Bauerngemüter ein Kirchenausschluß anders als auf Fürsten. Ja, die abgestraften Unfreien mußten davon desto tiefer getroffen und betroffen sein, als der Ausschluß aus der «communio fidelium» (Gemeinschaft der Gläubigen) teilweise sogar das Verkehrsverbot nach sich zog, wodurch der Verfluchte noch zum Ausgestoßenen wurde. Überdies setzte die Kirche ein eindruckschindendes Brimborium in Szene. So

sollte die Exkommunikation der Bauern von Ostholte (wegen Zehntverweigerung u.a.) auf Befehl des Vicedominus (eine Art rechte Hand des Bischofs in der Bistumsverwaltung) von Münster 1299 «an jedem Sonntag und Festtage bei Kerzenschein und Glockenklang mit Namensnennung öffentlich ausgesprochen werden». Und die Genannten waren von jedem Gläubigen zu meiden.[57]

Alle Vergünstigungen, Vorteile, alles Recht, das heißt Unrecht, jedwede Macht und Gewalt lagen eben in den Händen der weltlichen und geistlichen Herren. So mußte man selbst im katholischen Lager schon vor längerem zugeben, daß die Privilegienfülle des Klerus besondere Erbitterung erzeugte: seine Freiheit von Steuern, von anderen öffentlichen Lasten, seine profitablen, den Laiengewinn begrenzenden Geschäfte, die «zahllosen Erwerbungen liegender Güter durch die ‹tote Hand›», «die verhaßten Zehnten», «die Geldstrafen bei den Sendgerichten usw.» (Löhr)[58]

Bauernrevolten in der Normandie, in Dänemark, Norwegen und Ungarn

Je nach Zeit, Ort und Umständen kommt es so zu den mannigfachsten Formen bäuerlichen Protests und Widerstandes: vom passivem Verhalten gegenüber den Forderungen und Übergriffen der Grundherren, von der nachlässigen Leistung der Dienste und Abgaben über deren Verweigerung, über Abwanderung und Flucht bis zu gewalttätigem Aufruhr, der häufigen Beraubung, Verwüstung von weltlichen und klösterlichen Wirtschaftshöfen bis zu längeren Bauernaufständen und -kriegen besonders im Spätmittelalter, als die Agrardepression sowie der geringere Verkaufserlös für Agrarerzeugnisse die soziale Situation der bäuerlich Tätigen offensichtlich verschlechtert haben.[59]

Die Erhebungen beginnen spärlich (wobei allerdings die Quellenarmut zu berücksichtigen ist) in der Merowinger-, Karolingerzeit, deren bekannteste Revolte die Stellinga ist (V 116f.!). Doch seit dem 9. Jahrhundert kommt es in Europa immer wieder zu Bauernunru-

hen. Sie mehren sich im Hochmittelalter und führen nicht selten zu einer schichten- und ständeübergreifenden Beteiligung. Allein auf deutscher Seite gibt es vier Bauernrebellionen größeren Ausmaßes im 14., vierzig im 15. Jahrhundert, ja diese grassieren nun derart, daß sie die Historiker bis ins 20. Jahrhundert übersehen.

Ein offener Aufstand infolge der wachsenden Feudalisierung, der zunehmenden Lasten bricht unter König Chilperich I. 579, also schon zu Beginn der fränkischen Geschichte aus. Die Bauern verlassen die Güter, verbrennen in Limoges die Steuerbücher und werden brutal zusammengeschlagen. Auch unter Karl «dem Großen» und seinen Nachfolgern kommt es durch harte Bedrückung zu bäuerlichen Schwurbünden, zu «coniurationes», «conspirationes», «adunationes», «obligationes», zu Dienstverweigerungen und Wirren. Bei einer Empörung der Landarbeiter zwischen 782 und 785 in St. Amand, einer Abtei des Salzburger Erzbischofs Arn, empfiehlt Abt Alkuin, Kirchenexperte Karls und sein «wichtigster Berater», so das Lexikon für Theologie und Kirche, «bei der Wiedergewinnung eines höheren Bildungsniveaus», Stockhiebe auf den Rücken der Rebellen. 786 zerschlägt der Herrscher eine Verschwörung in Thüringen. Bei einem Krawall im frühen 9. Jahrhundert der durch teils unbeschränkte Fron malträtierten Hintersassen der «villa Celtus», die zu St. Remi von Reims gehört, muß Karl selber eingreifen. Die Anführer werden hingerichtet, ihre Genossen exiliert. Während des ganzen 9. Jahrhunderts erwähnen karolingische Kapitularien Bauerntumulte. Immer wieder verfolgt man «fugitivi», flüchtige Knechte. 848 und 866 melden auch die Fuldaer Annalen Erhebungen von «homines» im Erzbistum Mainz.[60]

997 revoltieren die normannischen Landleute. Der Chronist Guillaume von Jumièges berichtet: «Die Bauern begannen sich allgemein in den verschiedenen Grafschaften der Normandie zusammenzurotten und wollten nach ihrem Willen leben, um die Waldungen und Gewässer nach ihren Gesetzen zu nutzen und durch keinerlei Verbote des früher festgesetzten Nutzungsrechtes beschränkt zu sein. Und um diese Beschlüsse durchzusetzen, wählten sie auf jeder Versammlung des wütenden Volkes zwei Bevollmächtigte, die ihre Beschlüsse einer allgemeinen Versammlung innerhalb des Lan-

des zur Bestätigung vorlegen sollten. Als der Herzog davon Kenntnis erlangte, sandte er sogleich den Grafen Raoul mit seinen zahlreichen Rittern gegen die Bauern aus, damit sie der dörflichen Vermessenheit und der Zusammenrottung der Bauern ein Ende bereiteten. Und er ließ sofort insgeheim alle Bevollmächtigten (der Bauern) zusammen mit einigen anderen festnehmen und sandte sie, nachdem er ihnen Hände und Füße hatte abhacken lassen, als Verstümmelte zu ihren Gesinnungsgenossen zurück, um sie vor solchen (Streichen) zu warnen und den übrigen auf diese Weise ein abschreckendes Beispiel zu geben ...»[61]

In Friesland und Holland kommt es im ganzen 11. Jahrhundert zu Bauernauflehnungen. Auch in Dänemark, wo damals durch Schenkungen der Könige ein äußerst umfangreicher Kirchenbesitz entsteht, zudem der Zehnt eingeführt wird, erhebt sich das Landvolk. Und als Anfang des nächsten Jahrhunderts neue Unruhen ausbrechen, geht ihnen gleichfalls der Protest gegen die Kirchenlasten voraus. Verfügte aber Mitte des 13. Jahrhunderts auch die Hälfte der dänischen Bauern frei über ihre Höfe, setzte die Bauernbefreiung im Geist des aufgeklärten Absolutismus doch erst 1788 Außenminister Graf Bernstorff durch.

Auch in Norwegen führte das Interessengeflecht von Kirche und Krone, die Unterdrückung der Bauern und zumal die Erzwingung des Zehnten vom gesamten Volk zu einem langjährigen Bürgerkrieg, zum Aufstand der «Birkebeiner» (so nach ihrer Beinbekleidung aus Birkenrinde benannt), das heißt «armseliges Pack».

Sverrir Sigurdarsson, der Führer, konkurrierte trotz etwas suspekter Thronansprüche erfolgreich mit dem von Erzbischof Eysteinn Erlendsson von Nidaros (Drontheim) an Ostern 1163/1164 in Bergen zum König gekrönten Magnus V. Erlingsson. Weder die Hilfe seines Adels nützt diesem noch die der Dänen oder des Erzbischofs und des Bischofs Eirik von Stavanger, die ihm beide auch militärisch beistehen, selbst wiederholt in den Krieg mitziehen. Freilich schließt Eysteinn 1183 mit dem bisherigen Feind Sverrir einen Vergleich, und 1184 ertrinkt König Magnus in der Schlacht bei Fimreite im Sognefjord.

Der Erzbischof aber, der 1180 für drei Jahre nach England flieht

und in Norwegen in stetem Kontakt mit Rom systematisch die Unterwerfung des Königtums unter die Kirche betreibt, stirbt 1188, von einem Drontheimer Provinzialkonzil trotz aller Mühen schließlich vergebens zum Heiligen erklärt. Dabei hatte der martialische Prälat doch auch die «Passio Olavi» verfaßt, die Legende jenes heiligen Helden, der 1030 gegen ein Bauernheer umgekommen, nachdem er ganze Scharen von Heiden hatte zu Tod schinden lassen (VI 156f.!).

Sverrir, Norwegens neuer Herrscher, einer der stärksten und umstrittensten des Landes (gest. 1202), hob sämtliche Privilegien des Klerus auf, so daß er Innozenz' III. Kirchenbann auf sich zog. Gleichwohl bestimmte sein antiklerikales Konzept mehr oder minder alle Könige der Sverrir-Dynastie länger als ein Jahrhundert.[62]

Während der Katholizismus so, ungeachtet einiger Erfolge, in Norwegen seinen politischen Einfluß verliert, das freie Bauerntum dort aber im wesentlichen bestehen bleibt, verläuft die Entwicklung im Südosten, in Ungarn, eher umgekehrt.

Denn da zwingen König Stefan I. der Heilige (VI 147ff.), der Krieg auf Krieg führt, und seine Nachfolger im engen Verein mit der Papstkirche die im Jahrhundert zuvor noch weitgehend freien Bauern in die Leibeigenschaft. Und wie fast immer gehen auch hier Unterjochung und Mission Hand in Hand. Besonders in den großen Erhebungen der sechziger Jahre des 11. Jahrhunderts wehren sich die ungarischen Bauern, primitiv bewaffnet, gegen deutsche Haudegen und Pfaffen, werden aber bis gegen Ende des Jahrhunderts jämmerlich zusammengeschlagen. Doch kommt es später in der Moldau, Walachei, in Siebenbürgen zu neuen Tumulten, die sich im 14. Jahrhundert noch verschärfen, im 15. geradezu den Charakter eines Bauernkriegs annehmen, eines blutigen Aufbegehrens wider ungarische und deutsche Feudalherrn sowie gegen die wegen ihrer Härte verhaßte katholische Kirche.[63]

In Frankreich, wo fast bis gegen Ende des Frühmittelalters die spätantiken Verhältnisse, vor allem Leibeigenschaft und Kolonat, fortdauern, wo im 11. Jahrhundert ein Knecht 38, ein Pferd 100 Sous kostet, bricht 1024 ein Aufstand in der Bretagne aus, ein wirklicher Bauernkrieg, sagt Friedrich Engels, und weitere Revolten der

Landbevölkerung folgen. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts verbrennen Bauern in Beauvaisis die Waldungen ihres Bischofs, im Bray die Fortifikationen von Poix, im Ponthieu besetzen sie Saint-Riquier, im Cambrésis steinigen sie einen Schloßherrn. Ein namhafter zeitgenössischer Chronist schreibt: «Allen ist bekannt, wie die Seigneurs ihre unfreien Bauern, ihre Knechte und Mägde, unterdrücken. Sie geben sich nicht mit den gewohnten Pflichtleistungen zufrieden, sondern erheben ständig und unbarmherzig Anspruch auf deren Besitz mitsamt ihrer Person und auf ihre Person zusammen mit dem Besitz. Über die festgesetzten Pflichten hinaus plündern sie so die Bauern jährlich dreimal, viermal und so oft es ihnen eben einfällt aus, bedrücken sie durch zahllose Dienste und auferlegen ihnen eine schwere untragbare Bürde, so daß die meisten gezwungen sind, ihren Boden zu verlassen und in die Fremde zu gehen.»[64]

Zwar setzt im Hochmittelalter ein agrarökonomischer Aufschwung ein, wird die Marktverflechtung erweitert, die soziale Situation stabiler, ja eine solch einzigartige bäuerliche Leistung erreicht, daß man noch die Blüte der damaligen Kultur darauf zurückgeführt hat. Doch vertiefen sich auch die Unterschiede, spaltet sich die landbebauende Bevölkerung Frankreichs in zwei sehr ungleiche Klassen, in die zehn bis fünfzehn Prozent der Gesamtpopulation umfassende Schicht sozusagen wohlhabender, über größeren Landbesitz verfügender «laboureurs», der Bauern mit Pfluggespannen, und in die Unterschicht, die große Masse der landarmen und landlosen «manouvriers», der Tagelöhner (servi cottidiani), die den Boden bloß mittels Handarbeit bestellt und wieder zu Unfreien (serfs) wird; ganz beiseite, daß sich in manchen Gegenden sogar die alte Leibeigenschaft (servage) noch erhält.[65]

Eine Untersuchung der Bevölkerungsstruktur um 1300 für das Cambrésis kommt zu folgender Einstufung: 12 Prozent der Bevölkerung sind Bettler, Besitz- und Obdachlose, 33 Prozent Taglöhner, 36 Prozent Kleinbauern am Rand des Existenzminimums, 16 Prozent sind Bauern mit durchschnittlich drei Hektar Besitz, drei Prozent sind größere Bauern und Kleinadel. Dabei ist zu bedenken, daß der Adel als Stand nicht abgeschlossen war, daß manchmal Großbauern Adelsrang bekamen.

Viel häufiger allerdings die Abstiegsbewegung. Um 1300 unterschieden sich zum Beispiel die meisten Aristokraten der Île-de-France in ihrem materiellen Status kaum mehr von den Bauern. Ja, von 60 zu Beginn des 13. Jahrhunderts bekannten Adelsfamilien im Gebiet Bar-sur-Aube in der Champagne sind hundert Jahre später nur noch 25 übrig, die anderen meist in der Bauernschaft aufgegangen.[66]

Der flandrische Bauernkrieg und die Jacquerie

Während es in Deutschland im 13. Jahrhundert zu längeren Bauerntumulten und -kriegen in Drente, Westfriesland, Ostfriesland, Dithmarschen oder zu der grauenhaften Abschlachtung der Stedinger kommt, treten im 14. Jahrhundert die Bauernerhebungen in Flandern, Frankreich und England (S. 235 ff.) hervor.

Die flandrische Insurrektion, die erste große Volksempörung Westeuropas, beginnt im Winter 1323 in der Umgebung von Brügge, umfaßt vor allem die selbstbewußten Gemeinden der Küstengebiete und zieht sich bis 1328 hin. Die Bauern bestanden auf ihren alttradierten Rechten, bekämpften besonders den Adel, den Grafen von Flandern, die Ämterkorruption, Steuerwillkür, die überzogenen Gerichtsgebühren und ignorierten die kirchlichen Zehntforderungen. Sie verlangten die Kornvorräte der Klöster, und einige hätten am liebsten die Priester aufgeknüpft. Auch die Städte engagierten sich, mit Ausnahme Gents. Burgen wurden geplündert, zerstört, Adlige gezwungen, ihre eigenen Verwandten vor allem Volk zu töten. Es gab wenig Widerstand, die Grausamkeit war groß, doch nach Verstoßung der gräflichen Ressortinhaber und der Neubesetzung ihrer Stellen funktionierte die Verwaltung jahrelang.

Graf Ludwig II. von Nevers, am Pariser Hof erzogen, verheiratet mit einer Prinzessin von Geblüt, vermochte sich von Anfang an bloß mit dem Beistand Frankreichs durchzusetzen, wofür er Wallonisch-Flandern abtrat. Auch gegen die Bauern, für deren Mißernten er er-

höhte Abgaben begehrte – eine häufige feudale Praxis –, konnte er am 23. August 1328 bei Cassel nordöstlich von St-Omer nur mit massiver französischer Hilfe siegen; ein kurzes, doch gnadenloses Gemetzel, ein Vernichtungsakt. Man verzeichnete insgesamt 1072 gefallene Landbesitzer, von den Kommunalmilizen Flanderns aber soll, nach begründeten Schätzungen, mehr als die Hälfte getötet worden sein. Ein Reiterstandbild Ludwigs von Nevers zierte seitdem die Kathedrale von Paris.

Freilich bezahlte der Graf seine profranzösische Position. Im Hundertjährigen Krieg, in dem schweren, 1338 beginnenden handelspolitisch bedingten Konflikt mit den englandfreundlichen flämischen Städten, allen voran jetzt Gent, wurde Ludwig allmählich entmachtet; er floh nach Frankreich und fiel 1346 in der Schlacht von Crécy (S. 57 f.).[67]

Zwölf Jahre später kam es zur ersten großen französischen Bauernrevolte, forensisch gesprochen zur «commotion des non nobles contre les nobles».

Am 28. Mai 1358 hatte man in St-Leu-d'Esserent, einem kleinen Dorf im Beauvaisis, vier plündernde Edelmänner (chevaliers) samt ihren Knappen abgestochen und sich beinah blitzartig im Beauvaisis, im Pariser Becken erhoben sowie in Gebieten der Picardie, Normandie und Champagne. Nach dem Spottnamen des Bauern «Jacques Bonhomme» kurz «Jacquerie» genannt, erfaßte die Bewegung auch Bürger, Handwerker, Krämer, ganze Städte, Senlis, Montdidier, Amiens, Laon, Rouen u. a. Auch einige Adlige stießen zu den Insurgenten, die Guillaume Cale, ein militärisch erfahrener Grundherr, reich, gebildet, unbestritten führte, doch augenscheinlich nicht zu einem umfassend organisierten Angriff bringen konnte. Zwar vermochte er bischöfliche Burgen einzunehmen, große Schlösser, selbst Chantilly und Courteuil, aber die Bauern verzettelten sich, stürmten ihrerseits Adelssitze, brachen Kastelle, ohne freilich die des Königs anzugreifen, stritten sie doch unter Lilienbannern und himmelweit entfernt von allen revolutionären Gedanken. Nur die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der Aristokratie, das System der Seigneurie rurale bekämpften, beschuldigten sie, das grundherrliche Netz von Diensten und Abgaben, in dem sie zappel-

ten, die durch die Pest hervorgerufene Teuerung, die unbezahlt herumstreichenden und sie heimsuchenden Söldnerhorden, vor denen sie ihre «Schutzherren» nicht schützten, die zunehmenden Belastungen, der vermehrte Burgenbau; sogar die Zahlungen für die nach der Schlacht von Poitiers (S. 61 ff.) auszulösenden Herren hatten letzten Endes die ständig für sie schuftenden Jacques zu erbringen.

Während die Bauern sich in planlosen Einzelaktionen um einen großen Erfolg brachten, sammelte sich die Oberschicht um Karl II., König von Navarra. Er hatte 1354 Charles d'Espagne, den Freund und Favoriten des französischen Königs, ermorden lassen, hatte gefährlich mit England paktiert und schlug, erst Ende 1357 aus der Haft entlassen, die Bauern am 10. Juni nächsten Jahres mit einem Ritterheer vernichtend nieder. Plündernd, brennend, unbarmherzig tötend wurde die Erhebung vom Adel unterdrückt, sein (lokales) Regiment mächtig gestärkt und die Gegner, selbst am Aufstand Unbeteiligte, noch über Jahre hin verfolgt und bestraft. Doch: «Besiegt wurden am Ende nicht nur die Bauern, sondern die ganze nichtadlige Bevölkerung des Landes» (Ehlers).[68]

Mit der Jacquerie sind wir zur Zeit Innozenz' VI. (1352–1362) zurückgekehrt und wenden uns nun der Regierung seiner Nachfolger zu.

4. KAPITEL

DIE PÄPSTE URBAN V. (1362–1370), GREGOR XI. (1370–1378) UND DAS ENDE DES AVIGNONESISCHEN EXILS

«Er stand im Rufe der Heiligkeit.»
Kardinal Hergenröther über Urban V.[1]

«... doch wurde er erst 1870 durch Pius IX. seliggesprochen.»
J. N. D. Kelly[2]

«Die Vorgänge in Italien versetzten Gregor in tiefe Bestürzung. Er hatte am Anfange des Jahres 1376 Friedensunterhändler nach Florenz geschickt und blickte jetzt voll Angst auf Bologna, welches er um jeden Preis zu erhalten suchte. Doch diese mutige Stadt erhob sich am 19. März mit dem Ruf: ‹Tod der Kirche!› Die Florentiner brachen die Unterhandlungen ab und schickten Bundestruppen in die befreite Stadt, die ihren Kardinallegaten verjagt hatte. Da sprach der Papst am 31. März über Florenz als die Urheberin der ganzen Revolution den furchtbarsten Bannfluch aus, der je aus eines Papstes Munde kam. Hab und Gut und Person eines jeden Florentiner Bürgers erklärte er für vogelfrei; er gestattete der ganzen Christenheit, Florentiner, wo sie immer lebten und sich befänden, auszuplündern und selbst zu Sklaven zu machen. Florenz war schon damals die schönste Blüte der italienischen Nation. Dies edle Volk, aus dem bereits Dante, Giotto und Petrarca hervorgegangen waren ... wurde durch den Papst zum Range einer Negersklavenhorde herabgesetzt und der raubgierigen Welt preisgeben.»
Ferdinand Gregorovius.[3]

Fortgesetzte «Ketzer»-Jagd

Der um 1310 auf Schloß Grisac (Lozère) geborene Guillaume de Grimoard lehrte in Montpellier und Avignon Kirchenrecht, bevor er Benediktinerabt wurde, 1352 in Auxerre, 1361 in Marseille. Dazwischen wirkte er, beauftragt von Clemens VI. und Innozenz VI., auf vier Legationen in Italien.

Obwohl nie Kardinal, wurde Grimoard im Oktober 1362, gerade als Nuntius am Hof der Königin Johanna in Neapel weilend, zum Papst gewählt. Und obwohl dieser «wahre ... Reformpapst» (Lexikon für Theologie und Kirche) den Luxus seiner Umgebung verdammte und eine Menge Kuriale entließ, machte er wieder zahlreiche seiner Landsleute und Ordensbrüder zu Vertrauten, auch Anglic de Grimoard, seinen Bruder, zum Bischof (von Avignon) und Kardinal, ihn freilich «nur auf inständige Bitten der Cardinäle» (Wetzer/Welte).

Und obschon oder weil Urban V. auch als Papst sich mehr als menschenscheuer Mönch denn als Gewaltpolitiker gab, somit das «tiefreligiöse und weltabgewandte Leben eines Benediktiners» fortsetzte (Kelly), feuerte er nicht nur ihm unliebsame Kuriale, er verfeuerte euch gern «Ketzer», als habe er sich an dem Wort seines Vorgängers, des erst 1881 seliggesprochenen Massenmörders Urban II. (VI 380 ff. bes. 383 f.!) orientiert: «Wir halten jene nicht für Mörder (homicidas non arbitramur), die, brennend gegen Exkommunizierte, voll Eifer für die katholische Mutter, die Kirche, einige von ihnen totgeschlagen haben (trucidasse)», was auch mit «schlachten» übersetzt werden kann; jedenfalls ein Grundsatz, der die Lehre von der legalen «Ketzer»-Hinrichtung vorbereitet, ins kananonische Recht eingeht und dort durch ein Jahrtausend steht.

Der «tiefreligiöse und weltabgewandte» Papst appellierte jetzt der «Ketzer» wegen an die Bischöfe und Inquisitoren von ganz Frankreich, nicht versäumend mitzuteilen, «wo sie zu finden seien», und viele wurden daraufhin verbrannt. Nach Neapel schickte «der edle Urban» (Gregorovius), der «milde, rechtschaffene Urban» (Chamberlin), der «Mann von ehrlicher Frömmigkeit» (Tuchman), zusätzlich einen «Spezial-Inquisitor» gegen die Fraticellen. In Viterbo warf man nach seiner Agitation neun «Sektierer» auf die Scheiterhaufen. In Deutschland machte er vier Dominikaner zu seinen Feuerteufeln, Bischöfe und Städte mahnend, «die Inquisitoren tatkräftig zu unterstützen». Sein besonderer Günstling, der Dominikaner Walter Kerlinger, Hofkaplan, ein Freund des Kaisers, und andere ließen «Hunderte verbrennen» (Grundmann).

Karl IV., neben Friedrich II. vielleicht eifrigster Förderer der Inquisition, befahl am 9. und 10. Juni 1369 von Lucca aus den deutschen Obrigkeiten bei Strafe der Vermögenskonfiskation, die Begharden und Beguinen als schlimmste Reichsfeinde zu behandeln, als «Ketzer», Exkommunizierte, Geächtete.

Unter Zustimmung der Fürsten verlieh er der Inquisition in Deutschland «alle Privilegien, Rechte und Freiheiten, welche sie je durch seine Vorgänger im Reich, dann durch die Könige von Frankreich, Böhmen, England, Sizilien, Spanien, Ungarn, Polen, durch alle Herzöge, Fürsten und Gewalthaber der ganzen Christenheit je erhalten». Dabei bediente sich der Kaiser der «maßlosesten Ausdrücke, um seine Verehrung für die Inquisition und die Inquisitoren auszusprechen» (Wilmans).

Mit der Machtsucht florierte die Geldgier ungebrochen fort. Ebenso, selbst gegenüber dem hohen Klerus, die Härte der Eintreibung. Hatte etwa Johann XXII. am 5. Juli 1328 einen Patriarchen, viele Dutzende von Erzbischöfen und Äbten mit dem Bannstrahl getroffen, hatte er sie suspendiert und exkommuniziert, nur weil sie nicht rechtzeitig bezahlt, so erklärten, aus demselben Grund, unter Urban V. allein drei Urkunden der Jahre 1365 bis 1368 nicht weniger als sieben Erzbischöfe, 49 Bischöfe, 123 Äbte und zwei Archimandriten als schwer straffällig, als eidbrüchig und schlossen sie aus der Kirchengemeinschaft aus.[4]

Gescheiterte Rückkehr nach Rom und missglückte Kirchenunion

Unter dem Wutgeschrei der Kardinäle auf den «bösen Papst», den «gottlosen Bruder» zog Urban V. als erster der avignonesischen Kirchenhäupter 1367 für drei Jahre nach Italien zurück. Trotz starken Militärschutzes aber konnte er in Rom nicht bleiben. Er floh, wieder von vielem Kriegsvolk eskortiert, nach Viterbo, wo eben seinerzeit der für ihn unersetzliche Kardinal Albornoz starb (S. 53 ff.). Zudem sah sich Urban auch in Viterbo von Unruhen bedroht, ebenso zunächst von den Feindseligkeiten Perugias und der Visconti, welch letztere er zwar durch die ungeheure Summe von 500 000 Gulden vorläufig zu befrieden vermochte. Doch bald begann der Krieg mit den Perugia offen gegen ihn beistehenden Visconti von neuem.

Auch mit Kaiser Karl IV. gerieten die Dinge nicht, wie dies der Papst gewünscht. Schließlich war Karl, «die größte Herrscherfigur des deutschen Spätmittelalters» (Moraw), den Päpsten gewachsen wie keiner seiner Vorgänger seit langem.

Schon zu Karls Lehrer Clemens VI., dem Promotor seiner Königswahl 1346, hatte sich das Verhältnis abgekühlt. Und wenn dessen Nachfolger Innozenz VI. auch sofort bessere Beziehungen erstrebte und Karl selbst stets als fromm katholisch und Mann der Kurie zu erscheinen wußte, es grundsätzlich auch war, er verlor seinen Vorteil nie aus den Augen.

So empfing er, das wohl eklatanteste Beispiel aus dem Innozenz-Pontifikat, mit Einverständnis des Papstes 1355 die italienische Königskrone zu Mailand von Erzbischof Roberto Visconti und aus der Hand des Kardinalbischofs Peter von Ostia die Kaiserkrone in Rom, wobei er in vielen Kirchen betete, da das Schweißtuch der Veronika verehrte, dort die Geißelsäule oder das Täuferhaupt, alles so «echt» wie das derart meiste in Rom, wo er auch jeden der Kurie geschworenen Eid noch einmal öffentlich wiederholte, wenn auch vielleicht, wie man einmal meinte, nur zähneknirschend.

Schon im folgenden Jahr aber setzte der Kaiser nach Beratungen auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz die Goldene Bulle

durch, nach K. Hampe das «umfassendste und am genauesten durchdachte und am sorgfältigsten redigierte Gesetzeswerk des gesamten deutschen Mittelalters». Die Goldene Bulle regelte erstmals und endgültig reichsrechtlich für Jahrhunderte, bis zum Ende des alten Reiches, das Recht der Königswahl, das sie dem siebenköpfigen Kurfürstenkolleg übertrug; drei geistlichen und vier weltlichen Herren, den Erzbischöfen von Mainz, Köln, Trier, dem König von Böhmen, dem Pfalzgrafen bei Rhein sowie den Herzögen von Sachsen und Brandenburg. Doch das Bestätigungsrecht des Papstes wird hier überhaupt nicht erwähnt, wird mit voller Absicht totgeschwiegen; somit hatte er auch kein Recht, während einer Thronvakanz Reichsverweser zu sein. Innozenz nahm dies, entgegen anderslautenden Behauptungen, ohne jeden Protest hin.[5]

Bereits bei seiner ersten Romfahrt hatte sich Karl IV. kaum in die inneren Verhältnisse Italiens, die miteinander ringenden Machtgruppen gemischt, dafür aber, manche Zumutung, manche Häme schluckend, seine Ziele erreicht, auch allerlei rückständige Leistungen, Tausende, Hunderttausende von Gulden kassiert, freilich einmal, das gehörte zum Geschäft, auch sieben Anführer eines Aufstandes öffentlich köpfen lassen. Und im Prinzip ganz ähnlich verhielt es sich bei seiner zweiten Romfahrt. Wieder nahm er, virtuos zwischen den Parteien manövrierend, das Land aus, strich Steuern, Strafgelder, Geschenke ein. Wieder mischte er sich kaum ins Kriegsgeschehen der Lombardei, der Toskana; so manche Hoffnung des Heiligen Vaters blieb unerfüllt. Und da ihn auch die (französischen) Kardinäle, enttäuscht vom italienischen «Exil», von der «Wüste Babylons», süchtig nach dem Pomp des Hofes in Avignon, immerzu bedrängten, reiste er im September 1370 wieder dorthin, worauf man noch einmal sieben Jahre in Frankreich residierte. Natürlich hatte Urban, laut Selbsteinschätzung, kein banaler politischer Grund oder der Druck der Kardinäle zurückgebracht, sondern «Sanctus Spiritus», der Heilige Geist, der ihn auch hergeführt, wie er vor seiner Abfahrt erklärte, alles «ad honorem Sancte Ecclesie», zur Ehre der heiligen Kirche.

Das Unternehmen war ebenso mißglückt wie seine sogenannte Kirchenunion, die Wiedervereinigung von Ost und West.

Zwar unterwarf sich ihm der byzantinische Kaiser Johannes V. Palaiologos, bedroht durch dauernde Bürgerkriege, durch Gegenkaiser (Sohn und Enkel), vehemente Religionsquerelen (Hesychasmus), nicht zuletzt durch die türkische Gefahr, den «übermüthigen Halbmond» (Kardinal Hergenröther), der am 2. März 1354 Gallipolis gewonnen hatte, den ersten festen Brückenkopf in Europa.

Auf den Stufen von St. Peter kniete der Kaiser im Oktober 1369 dreimal vor dem Hohenpriester nieder, küßte ihm Fuß, Hand, Wange und wurde persönlich – aus purer Verzweiflung am Schicksal seines Reiches – katholisch. Am 18. Oktober 1369 unterschrieb er ein entsprechendes Glaubensbekenntnis – und mußte noch im Januar nächsten Jahres nachträglich versichern, mit der «katholischen Kirche» die römische gemeint zu haben; wurde auch auf der Rückreise wochenlang in Venedig im Schuldturm festgehalten und schließlich zu einem tributpflichtigen Vasallen des Osmanenherrschers Sultan Murad I. erniedrigt, dem er Heeresdienst zu leisten hatte.

Kein byzantinischer Kleriker aber war bei des Kaisers Kapitulation zugegen, keiner konvertierte, und Urban schmeichelte sich vergebens, Stifter der Kirchenunion zu sein. Dabei hatte er am 6. November nicht weniger als 23 Bullen mit entsprechenden Mahnungen an Griechen wie Lateiner geschickt, allerdings ohne jedes Hilfsangebot für die griechische Hauptstadt. Und als er zu Beginn des Jahres 1370 den Westen zur Befreiung des jetzt katholischen Monarchen von Byzanz und seines Reiches aufrief, da folgte ihm auch im Westen niemand, kein einziger Lateiner kam. Im übrigen freilich versprachen die Päpste den Griechisch-Orthodoxen oft Hilfe, ohne aber je nennenswerte zu leisten. Sie hielten diese Kirche nicht nur für schismatisch, sondern für häretisch, «für in allem minderwertig» (de Vries), und stellten sich eine Union kaum anders denn als Angleichung, als Unterwerfung vor.[6]

Auch ein Abenteuer Urbans, den eine Mainzer Chronik «Licht der Welt» (lux mundi) nennt, ist nur scheinbar geglückt und wurde das blutigste, der Kreuzzug gegen die Türken.

«... ein glücklicher Handstreich» Massenmord in Alexandria

Schon die Anstrengungen seiner Vorgänger um einen Kreuzzug, diesen immer wieder geplanten, immer wieder begehrten großen Kampf, waren gescheitert. Und Urban, auf dessen «tiefer persönlicher Frömmigkeit» das Lexikon für Theologie und Kirche insistiert, drang vom Beginn seiner Amtszeit an bei den abendländischen Herrschern auf einen solchen Krieg; freilich, man hatte genug davon.[7]

Dabei tat Urban vieles für sein hehres Ziel, suchte er Frieden, Frieden überall, Frieden im Hundertjährigen Krieg wie Frieden im partikularistisch zerrissenen Italien. Kam er ja selbst Bernabò Visconti, der 1359 Bologna, inzwischen von der Kirche vereinnahmt, zurückzuerobern begann, entgegen. Und hatte noch 1363 gegen ihn Gift und Galle gespuckt, Flüche und Verdammungen geschleudert, die Exkommunikation ausgesprochen, das Kreuz gepredigt. Doch plötzlich begann der «weltfremde Mönch» hinter dem Rücken seines Feldherrn Geheimverhandlungen mit dem verhaßten Geschlecht, löste er Kardinal Albornoz ab durch seinen Gegner Kardinal Androin de la Roche. Er schloß Frieden mit dem bisherigen Feind und zahlte ihm riesige Summen für die Räumung Bolognas – aber nicht aus Friedenssehnsucht, nein, in Erwartung eines großen, eines größeren Krieges.[8]

Im lateinischen Osten operierte damals Peter I. von Lusignan (1358–1369) in abenteuerlichen Aggressionen gegen die Türken, Christliches und Geschäftliches verbindend. Der König von Zypern, von Jerusalem, schließlich auch von Armenien geriet dabei mit dem Mamlukensultan von Ägypten in Konflikt. Jahrelang, von 1361/1362 bis 1365, zog er darauf zwischen England und Venedig, Frankreich und Polen durch Europa, sammelte Geld und propagierte seinen Krieg (schließlich waren die Lusignan schon seit Urban II., seit 1096, auf den Kreuzzügen präsent).

Also rief Urban V., politisch ohnedies im Orient ambitioniert, im April 1363 einen neuen Kreuzzug gegen die Türken aus, wobei er auch hoffte, ein frommer Wunschtraum, die durch den Frieden in Oberitalien freiwerdenden Söldnerbanden als «Kreuzritter» gegen

die «Ungläubigen» werfen zu können.

Ein vereinigtes Europa!

Wie mancher Stratege wünschte es schon. Bereits unter dem hl. Kaiser Karl gab es einen schönen Ansatz dazu und mehr als das. Immer wieder hegte man auch im Spätmittelalter Kreuzzugsprojekte, für Friedrich Heer de facto politische Vorhaben einer militärischen Förderation Europas, Vorschläge gleichsam für dessen nahezu radikalen Umbau. Der bedeutende österreichische Historiker sieht darin – im Jahre 1969 – «Vorstufen der Entente von 1914, des Völkerbundes, der UNO und der NATO ... Der gemeinsame Grundgedanke ist: Die Nationen (West-)Europas sollen militärisch und politisch unifiziert werden und nach innen eine Friedensgemeinschaft bilden, um nach außen gegen die ‹Ungläubigen›, die ‹Friedensbrecher›, die ‹Nichtdemokraten› einen ständigen Abwehrkampf führen zu können.»

Einen Abwehrkampf? Deutet denn zu Beginn des dritten Jahrtausends christlicher Katastrophenrechnung nicht alles eher auf eine Serie der verwegensten Offensiven, Überfälle und Raubzüge allein rechtgläubiger Gottesstreiter hin, selbsternannter Krieger für das «Gute» gegen das «Böse», im Grunde gar nicht so verschieden von ehedem, das heute unvergleichlich gefährlichere Risiko mal beiseite?[9]

Im Sommer 1365 stach Peter von Lusignan mit einhundertfünfundsechzig Schiffen von Venedig aus in See – die größte Expedition seit dem Dritten Kreuzzug (VI 11. Kap.). Und das «erfolgreichste» derartige Unterfangen des ganzen Jahrhunderts.

Begleiter des Königs: der Kanzler Philippe de Mézières, seit langem in militärischen Diensten und gleichfalls ein Propagandist des Heiligen Krieges, sowie dessen Freund Peter de Thomas (Pierre Thomasius), Titularpatriarch von Konstantinopel, apostolischer Legat für den Kreuzzug und gleichermaßen «durch Heiligkeit des Wandels, wie durch Rednergabe und Geschäftsgewandtheit ausgezeichnet» (Kardinal Hergenröther), in der Tat – ein Heiliger; Fest 15. Februar. (Der für dieses Amt ursprünglich vorgesehene Kardinal Elie de Talleyrand (S. 61), der bereits, gemeinsam mit dem französischen Regenten Philipp VI., 1336 das Kreuz genommen, war 1364 verstorben.) Nur König Peter und seine zwei Hauptberater kannten das

streng geheimgehaltene Ziel, alle übrigen erfuhren es, um jedem Verrat vorzubeugen, erst auf hoher See.

Am 9. Oktober 1365 sichtete man das Opfer, landete am folgenden Tag und überfiel, so schreibt der katholische Papsthistoriker Kühner, «mit einem Heer von Marodeuren das ahnungslose Alexandria, wo beispiellose Mordorgien verübt wurden, obwohl das Sultanat der ägyptischen Mameluken seit langem in Frieden mit den Christen lebte und nie etwas gegen das Königreich Zypern unternommen hatte. Die Kultur Alexandrias ging zugrunde wie hundertsechzig Jahre zuvor die Kultur von Konstantinopel. König und Legat sahen ungerührt zu, wie mit dem unermesslichen Plündergut auch weit über fünftausend Christen, Juden, Moslems verschleppt und als Sklaven verkauft wurden. Papst und Abendland ignorierten diese Untaten, der Papst äußerte sich sogar triumphierend.»

Kein Wunder. «Er stand im Rufe der Heiligkeit» (Kardinal Hergenröther).

Eine andere Quelle: «Der Sieg wurde mit noch nicht dagewesener Wildheit und Grausamkeit gefeiert. Zweieinhalb Jahrhunderte Heiliger Krieg hatten die Kreuzfahrer keine Menschlichkeit gelehrt. Nur in Jerusalem im Jahr 1099 und in Konstantinopel im Jahr 1204 war es zu ähnlichen Massenmorden gekommen. Die Muselmanen selbst waren in Antiochia oder Akkon nicht so grausam vorgegangen. Der Reichtum Alexandriens war ungeheuerlich, und die Sieger verloren beim Anblick von so viel Beutegut ganz einfach den Verstand.»[10]

Sieben Tage lang töteten und raubten die Ritter Christi, angeführt von einem katholischen König (wenige Jahre später ermordeten ihn die eigenen katholischen Barone), von einem katholischen Kanzler und einem katholischen Heiligen. Sie schonten nicht Moslems, nicht Juden noch dort beheimatete Christen. Die ganze Stadt stank nach den Leichen von Menschen und Tieren – «ein glücklicher Handstreich», notiert Katholik Seppelt, der «im Abendland große Freude» erweckte, und erspart uns dezent Details, die Kollateralschäden sozusagen: geplünderte Moscheen, Kirchen, vernichtete Grabmäler, niedergebrannte öffentliche Gebäude, Speicher, auch zerstörte Faktoreien ortsansässiger Europäer. Wichtig allein: das Diebesgut. Die

christlichen Horden versenkten viel davon noch unterwegs, die überladenen Schiffe und sich selbst zu retten. Ja, ein glücklicher Handstreich. Alexandria wurde rasch wieder verloren und Zypern selbst bald das «äußerste Land der Christenheit».

Nur diesen Verlust bedauern viele Römlinge älterer und neuerer Zeit. Nichts von dem Massaker, dem Riesenraub. Bei Kardinal Hergenröther wechselt kein Objekt den Besitzer, fließt kein Tropfen Blut. Gedenkt er doch – welch klassisches Paradigma katholischer Geschichtsklitterung –, man bedenke, eines einzigen Toten damals – und wessen?: «des vortrefflichen Legaten, der, aufgerieben von seinen Mühsalen und Sorgen, (6. Januar 1366) verschied». Und fügt, den Fall abschließend, sogleich hinzu: «Der Papst hatte es nicht an Bemühungen fehlen lassen, dem Unternehmen die gehörige Unterstützung zu verschaffen.» Er hatte es, versichert viel später noch und wiederholt, als hätte er etwas Gutes zu vermelden, auch Seppelt, «eifrig» gefördert, hatte «schon seit Beginn seines Pontifikates sich um den Kreuzzug eifrig bemüht».

Zwei weitere Standardwerke katholischer Historiographie, das alte elfbändige Lexikon von Wetzer/Welte und das neue, kaum minder bänderreiche Handbuch der Kirchengeschichte, verschweigen auf je drei Seiten über Urban V. sowohl das Gemetzel in Alexandria als auch den Kreuzzug komplett, den «erfolgreichsten» doch, so Aziz S. Atiya, aller Kreuzzüge des 14. Jahrhunderts. Dagegen betont das jüngere katholische Werk – «endlich wieder eine Geschichtsschreibung großen Stils» (Johannes Spörl) – das Mönchische an Urban, seine, wie wichtig, beibehaltene Mönchstracht, «mehr noch seine mönchische Lebensweise», und daß er ein «stark innerlicher Mensch» gewesen, der bloß, ja, leider, «dem Reiz der politischen Macht» verfiel. Blut aber floß auch demnach seinerzeit nicht. Und 1870 spricht Pius IX. den Schreibtischmörder selig.

So macht man Heilsgeschichte.

Oft hat man Urban V., dessen Grabdenkmal die Französische Revolution liquidierte, ein «heiligmäßiges» Leben nachgerühmt – obwohl einem kaum Schlimmeres nachgerühmt werden kann. Und zumindest seliggesprochen wurde auch ein gewiß viel gewaltigerer Massenmörder, Urban II. (VI 339 ff., 380 ff. bes. 383 f.), wenngleich

erst nach einer Scham- und Schonfrist von fast achthundert Jahren. Doch durchaus folgerichtig mochte Leo XIII. 1881 schließen: wenn schon Urban V., dann allemal erst recht Urban II.

Die Heiligsprechung beider steht noch aus.[11]

Gregor XI. bekämpft John Wyclif und andere «Ketzer»

Nach dem Tod Urbans wurde der neue Papst, der 42jährige Kardinal Pierre Roger de Beaufort, der sich Gregor XI. nannte, in nur zwei Tagen einmütig zum Nachfolger gewählt. Der 1329 zu Rosiers-d'Egletons (dép. Corrèze) als Sohn des Grafen Guillaume de Beaufort Geborene machte wieder schnell Karriere. Mit elf Jahren wurde er Kanonikus von Rodez und Paris, mit neunzehn Jahren, nach manchen mit achtzehn, siebzehn schon, durch seinen nepotistischen Onkel Clemens VI. Kardinal und auch gleich mit vielen Benefizien begabt. Und unter den 21 von ihm ernannten Purpurträgern befanden sich, durchaus typisch, 16 engere Landsleute oder doch Franzosen, nicht zuletzt seine Verwandten. (Insgesamt kreierten die avignonesischen Päpste von 1305 bis 1375 113 Franzosen zu Kardinälen, 14 Italiener, 5 Spanier und 2 Engländer.)

Nach jahrzehntelanger Beschäftigung an der Kurie in Avignon setzte Gregor, von dem man ein langes und «gesegnetes» Pontifikat erhoffte, vieles seiner Vorgänger einfach fort.

Natürlich gehörte dazu wieder die «Ketzer»-Jagd, das «von ihm veranlaßte scharfe Vorgehen der Inquisition» (Seppelt). Der nach seinen Apologeten fromme, gütige, sanftmütige, demütige Papst ernannte am 23. Juli 1372 für die Bistümer Köln, Mainz, Utrecht, Salzburg, Magdeburg fünf Dominikaner zu Inquisitoren und verbot jedwede Behinderung derselben durch die Fürsten. Der Orden hatte sich in Deutschland bewährt, Kaiser Karl IV. 1369 über das wieder «gesegnete» Wirken des Dominikaner-Inquisitors Kerling, der etwa in Nordhausen sieben «Ketzer» verbrennen ließ, seine hohe Freude bekundet und befohlen, die Häuser der Häretiker in Inquisitions-

kerker umzuwandeln. Gregor erteilte ihm dafür in einer Bulle vom Juni 1371, also wenige Monate nach seinem Amtsantritt, höchstes Lob.

Auch in Frankreich, so berichten Annalen zum Jahr 1373, habe der Papst gegen die «Ketzer» die Sichel der apostolischen Strenge geschwungen und mit «frommem Eifer» die «Kräfte zur Ausrottung dieses Unheils» angestachelt. Der von ihm entsandte Franziskaner-Inquisitor Lorelli, «unser geliebter Sohn», soll in den Alpentälern Savoyens und der Dauphiné die Waldenser «zu Hunderten» getötet, in Grenoble an einem einzigen Tag 150 Menschen zu Asche gemacht haben.[12]

Als erster Papst wandte sich Gregor XI. gegen den englischen Philosophen und Theologen John Wyclif, wohl der schärfste Kirchenkritiker seines Jahrhunderts. Um 1330 in der Nähe von York geboren, dann an der Universität Oxford tätig, wurde der «greatest heresiarch of the later Middle Ages» von britischen Protestanten noch im 16. Jahrhundert als «Morgenstern der Reformation» gefeiert. In der Tat wirkte er weit, schon früh auf Böhmen (wo sich mehr seiner Handschriften befinden als in England), wirkte er nicht zuletzt auf Luthers Vorläufer Jan Hus, der Wyclifs Werk in seinen Universitätsschriften verteidigt und lange Passagen daraus zitiert, während der Prager Erzbischof die Bücher des Radikalreformers zu verbrennen befiehlt (S. 192 f.)

John Wyclif, der schon früh die offizielle Kirche «Religion der fetten Kühe» schimpft, wird mit zunehmender Einsicht, gleich manchem Kirchenwidersacher, immer radikaler. «Wenn es hundert Päpste gäbe», lehrte er, «und alle Bettelmönche Kardinäle würden, man dürfte ihnen in Glaubenssachen doch nur insoweit beipflichten, als sie mit der Heiligen Schrift übereinstimmen.»

Gestützt auf die Bibel, der allein er höchste Autorität zuerkennt, die er auch ins Englische übersetzen läßt, und getragen von der Zustimmung des Hofes, des Adels, des Bürgertums, brandmarkt der «Doctor evangelicus» die ungeheuere Verweltlichung des Klerus, seine Machtsucht, Habgier, chaotische Verwaltung, den Niedergang des Mönchtums; er bekämpft die meisten Sakramente, die Lehre vom Fegefeuer, von der Unfehlbarkeit des Papstes, der für ihn kein

Nachfolger Petri, sondern Konstantins ist, das heißt der wahre Antichrist. Wyclif erklärt das Zölibat für unbiblisch, dito die Priesterweihe, die Ordensregeln, Ohrenbeichte, die Heiligen- und Reliquienverehrung, das Wallfahren und Ablaßwesen. Er fordert die Auflösung des Kirchenbesitzes, die Enteignung der Klöster, die Besteuerung der Geistlichen, er verwirft Krieg und Gewalt. Kurz, leidenschaftlich propagiert er die Rückkehr zu den Idealen der apostolischen Zeit, des Urchristentums.

Noch bevor der militante Moralist, Pazifist und Philanthrop seine Polemik gegen die Orthodoxie stetig verschärft und den Katalog seiner Schuldsprüche vollendet hatte, schmetterte der Papst dagegen fünf Bullen an König, Bischöfe und Universität. Dann verdammt er am 22. Mai 1377 achtzehn Thesen Wyclifs als häretisch und verfügt seine Festnahme samt Ladung vor das römische Inquisitionstribunal.

Gedeckt aber durch Oxford, die Universität, durch seinen mächtigen Schutzpatron John of Gaunt, Herzog von Lancaster, und die einflußreiche Königinmutter Johanna von Kent, wurde dem «Ketzer» das Schlimmste erspart. Doch erfolgten Verhöre, Verurteilungen auf Synoden in London (Erdbebenssynode), in Oxford. Und nach seiner Vertreibung aus der Stadt 1381 und der Verbrennung seiner Schriften lebte er gelähmt in seiner Pfarre in Lutterworth (Lincolnshire), bis er einem zweiten Schlaganfall am 31. Dezember 1384 erlag. Nach fortgesetzter Verwerfung seiner Sätze von London bis Prag, nach Zusammenstellung von 267 Irrtümern 1411 in Oxford, nach Inkriminierung aller seiner Werke 1413 durch Johann XXIII., nach wiederholter Verbrennung auch seiner Bücher wurde auf Geheiß Papst Martins V. 1428 sein Skelett ausgegraben und verbrannt, der Rest in den Fluß Swift gestreut.[13]

RÜCKKEHR NACH ROM, BLUTBÄDER UND BLUMEN

Gregor XI., wiewohl Franzose, hatte sich schon bald, wahrscheinlich seit Beginn seiner Regierung, zur Rückführung des Papsttums nach Rom entschlossen. Seit 1372 mehren sich entsprechende Hinweise darauf, auch offizielle. Zwar der König, der Herzog von Anjou, die zahlreichen Verwandten und die meisten Kardinäle mühten sich ihn abzuhalten. Aber die Römer mahnten, und die hl. Katharina von Siena, diese so Hochbegnadete, Außerordentliche, die einen Kreuzzug propagierte, die Befreiung Jerusalems, aber auch (seit ihrem sechsten Jahr) Visionen hatte und Jesu Vorhaut, von ihm selbst gespendet, zwar unsichtbar, doch unaufhörlich von ihr wahrgenommen, als Ring am Finger, so daß sie, Katharina, neben Franz von Assisi, noch heute Schutzpatronin Italiens ist, diese junge Frau also umwarb den Papst schriftlich von Siena her und mündlich monatelang in Avignon. Und auch die hl. Birgitta drängte, drängte von Rom aus, prophezeite Gregor im Falle seines Verbleibens in Frankreich den Tod, und starb selbst im Sommer 1373.

In Ober- und Mittelitalien aber hatten inzwischen die Kriege, die Belagerungen und Eroberungen, die Vormärsche und Rückmärsche einander abgelöst, waren ein Waffenstillstand, ein Feldzug dem andern gefolgt, wechselten die Bündnisse, Fronten, Abhängigkeiten.

Die Vorherrschaft der Visconti hatte Einbußen erlitten, als die Päpstlichen unter Kardinal Albornoz vor allem in der Mark Ancona und in der Romagna mächtig an Boden gewannen, nicht zuletzt dank großer, vom Papst zur Verfügung gestellter Gelder. Weitere Kriegsgewinne gegen die mit den Wittelsbachern verschwägerten Visconti hatte die Kurie von dem Luxemburger Karl IV. erhofft. Doch weder bei seiner Krönung 1355 noch bei seinem Italienzug 1368 löste er diese Erwartungen ein. Er war kaum in der Lage dazu und auch zu klug, sich mit den Visconti anzulegen, gegen die sich im Oktober 1370 in Viterbo zahlreiche Geschlechter und Städte formierten, darunter auch Königin Johanna I. von Neapel und der Papst; ein Bündnis, aus dem allerdings das bisher papsttreue, ja der Kurie besonders verbundene Florenz im Juli 1372 wieder ausge-

schert ist, um dann seinerseits eine Allianz vieler Kommunen der Toskana sowie von Teilen des Kirchenstaates gegen die Papstmacht anzuführen, fortgesetzt und leidenschaftlich zur Freiheit aufzurufen, empört u.a. über die Ausfuhrsperre von Lebensmitteln aus der benachbarten Romagna durch den Kardinal-Legaten während der Hungersnot von 1374/1375. Statt den Hunger zu bekämpfen, schickte der Heilige Vater ein bretonisches Söldnerheer zur Bekämpfung von Florenz.[14]

Mit Gregors Regierungsantritt hatte sich eine zunehmend antiklerikale Stimmung verbreitet, wie gewöhnlich von der Kirche selbst verursacht, infolge der schweren Bedrückungen durch die päpstlichen Gesandten und Rektoren, damals «Pastoren der Kirche» genannt, vor allem durch unverschämte Ausbeutung, maßlos überhöhte Subsidienforderungen, unablässige Kriegssteuern.

In Perugia beispielsweise, seit dem Spätherbst 1370 wieder päpstlich, führte der Legat Gérard von Puy, Abt von Montmajeur, ein Willkürregiment. Er terrorisierte die Menschen, schickte sie zum Festungsbau, ins Exil, erpreßte Geld, vergoß Blut. Und wie er zu expandieren, wie er Arezzo und Siena an sich zu bringen suchte, so operierte der Kardinallegat Wilhelm Noellet von Bologna aus mit einer Söldnerbande, seiner «heiligen Kompanie», gegen Florenz, das diese heilige Bande allerdings für 130000 Goldgulden abkaufte, unter dem Ruf «Freiheit! Freiheit!» die Revolution ausrief und rund achtzig Städte der Toskana zu einer antikurialen Liga vereinte. Und während das Feuer des Aufstands auch auf den Kirchenstaat übersprang, fast alle seine Burgen das blutrote Banner der Revolte zeigten, während in Perugia das Volk schrie: «Tod dem Abt und den Pastoren!», während man in Bologna brüllte: «Tod der Kirche!» und den Kardinallegaten vertrieb, schleiften die Florentiner das Inquisitionsgebäude, verkauften das konfiszierte Kirchengut durch ein achtköpfiges Kollegium, vom Volkswitz «Otto Santi» (die Acht Heiligen) genannt, und brachten Priester in den Kerker oder an den Galgen.[15]

Der Papst, der schon angesichts der aggressiven Politik der Visconti über diese das Interdikt verhängt und einen Kreuzzug gegen sie gepredigt, auch einen Papstzehnt, den auf die Länder Deutsch-

land, Böhmen, Ungarn, Polen, Skandinavien sich erstreckenden sogenannten Visconti-Zehnt ausgeschrieben hatte, schleuderte nun den Bannstrahl auf Florenz. Er hob den Bischofssitz auf, die Stadtrechte, er verbot allen Klerikern den Aufenthalt. Nicht genug. Jedem Christen gestattete er, jeden Florentiner, wo immer er sich aufhalte, auszurauben, zu versklaven, und in Frankreich wie in England machte man von dieser generösen Erlaubnis zur Befriedigung der Raubgier gern Gebrauch, während Pisa und Genua sich weigerten und ebenfalls dem Interdikt verfielen. Der Handel und das Bankgeschäft der toskanischen Kapitale kamen darauf in den meisten Ländern zum Erliegen, viele florentinische Vermögen wurden konfisziert.

Auch in Italien gingen Gregors Büttel barbarisch vor.

Zwei seiner Haudegen veranstalteten Blutbäder. Der Kardinal von Ostia, Graf der Romagna, hetzte eine ungelöhnte Söldnerbande auf Faenza, den Bischofssitz an der via Emilia in der Romagna, wo sie sich schadlos hielt, gräßliche Greuel beging, die Stadt ausraubte, die Bewohner teils umbrachte, teils vertrieb.

Das zweite, schlimmere Massaker noch veranlaßte der Kardinal Robert von Genf, den der Bischof von Florenz mit Herodes, mit Nero verglich und der bald Gegenpapst Clemens VII. werden sollte. Gregor hatte den Prälaten vor seinem eigenen Aufbruch mit 6000 Reitern und 4000 Fußsoldaten losgeschickt, worauf sie furchtbar den Raum von Bologna verheerten. Und indes er, Gregor, schon in Rom residierte, der Kardinal von Genf in Cesena, einer Stadt, die bereits mehrmals wider die harte Knute päpstlicher Rektoren aufbegehrt hatte, erhob sie sich verzweifelt erneut am 1. Februar 1377 und erschlug einen Teil der Besatzung, 300 Söldner des Kardinals. Der rief die Bande von Faenza, befahl blutige Rache und ließ 4000 Cesenaten niederstechen.[16]

Gregors Reise nach Rom 1376/1377 hatte unter keinem guten Stern gestanden. Allerlei üble Vorzeichen begleiteten sie. In Avignon weigerte sich das Pferd, ihn zu tragen, später wütete die See, verschluckte Schiffe und den Bischof von Luni. Die Florentiner warnten nicht nur einmal und dringend Rom davor, den Bedrücker der Freiheit aufzunehmen, den Bringer von Kriegen. Aber am 14. Ja-

nuar 1377 landete Gregor XI. in Ostia, drei Tage darauf zog er triumphal in Rom ein, allerdings nicht nach den Vorstellungen Petrarcas und der hl. Katharina, nur mit Kruzifix und Psalmengesang, sondern hoch zu Roß, mit 2000 Kriegern unter Raimund von Turenne, von edlen Römern flankiert, von weißgekleideten Possenreißern umtanzt, umjauchzt vom Volk, überschüttet mit Blumen, besungen von Pfaffen, ein Papst, der das siebzigjährige Exil beendete, der endlich kam, so Ferdinand Gregorovius, «der Stadt das Papsttum für immer zurückzugeben und die Freiheit für immer zu nehmen».

Nach dem Blutbad in Cesena schlug die Empörung in Italien hohe Wellen. Das Volk, notiert ein zeitgenössischer Chronist, wolle weder an Papst noch Kardinäle mehr glauben, «denn das seien Dinge, um den Glauben zu verlieren». Florenz, die kämpferische Republik, appellierte an die Fürsten der gesamten Christenheit. Doch unter den emsigen Machenschaften Gregors, der da zum Frieden, dort zum Krieg trieb, begann die Florentiner Liga zu bröckeln. Die Kriegskosten freilich bedrückten beide Seiten enorm, wenn auch Florenz weniger als den Papst, der jedoch im selben Monat, in dem unter dem Vorsitz von Bernabò Visconti ein Friedenskongreß zusammentrat, starb, am 27. März 1378, nachdem er noch auf dem Totenbett die Rückkehr nach Rom, beeinflußt von «den Prophezeiungen frommer Weiber», bereut haben soll.

Wie auch immer, sein Ende hatte den erbitterten Streit der französischen und italienischen Kardinäle zur Folge sowie den Ausbruch des die ganze Kirche spaltenden großen Schismas.[17]

5. KAPITEL

DAS GROSSE ABENDLÄNDISCHE SCHISMA (1378–1417 BZW. 1423) KRIEG DER PÄPSTE GEGENEINANDER

«Das Doppelpapsttum spaltete die Christenheit teils nach politischen Aspekten, teils nach rechtlichen Überlegungen in zwei Obödienzen ... Daß sich in beiden Lagern anerkannte religiöse Persönlichkeiten, auch Heilige, fanden, die sich mit aller Energie für ihren Papst einsetzten, zeigt, daß es eben keinen papa indubitatus (K. A. Fink) gab, daß sowohl die historische Frage nach den Umständen der Wahl und Anerkennung wie die kanonistischen Probleme schon für die Zeitgenossen unlösbar waren. So gehörte das Schisma zu den schwersten Krisen der mittelalterlichen Kirche ...»
Hermann Tüchle[1]

«Die Folge des Schismas war eine ungeheure Verwirrung und Unordnung: gegenseitige Exkommunikation der Päpste samt deren Anhang, erhöhte Bedürfnisse für 2 päpstliche Hofhaltungen, noch größere finanzielle Bedrückung der Christenheit, Streit um Bischofsstühle und andere kirchliche Stellen, die vielfach doppelt besetzt wurden, beängstigende Zweifel, wer der rechtmäßige Papst, Bischof usw. sei.»
E. Krebs[2]

«Gregor und Benedikt ignorierten die Konzilssentenz und der neue Papst Alexander V. (1409/10) wurde zwar vom größeren Teil der Christenheit, doch nicht allgemein anerkannt: Aus der ‹verruchten Zweiheit› war eine ‹verfluchte Dreiheit› geworden.»
Heribert Müller[3]

Ein Monstrum und ein Massenmörder werden Papst

Anders als die Papstschismata unter Heinrich IV. oder Friedrich I. ist das Große Abendländische Schisma keine durch weltliche Fürsten entstandene, keine von außen aufgezwungene, sondern eine aus der Kirche selbst hervorgegangene Spaltung; sie entbrennt an keinem dogmatischen Problem, sondern allein an der Frage nach dem rechtmäßigen Papst. Und anders als das durch die Doppelwahl von Innozenz II. und Anaklet II. ausbrechende verhältnismäßig kurze Schisma 1130 (VI 428 ff.), das erstmals das gesamte Abendland in Mitleidenschaft zieht, doch nach acht Jahren mit dem Tod Anaklets endet, dauert das gleichfalls ganz Europa ergreifende Große Abendländische Schisma fast vierzig, nach manchen sogar zweiundfünfzig Jahre mit dann nicht weniger als sieben Gegenpäpsten – eine der schwersten kirchlichen Erschütterungen im ganzen Mittelalter, eine Zeit mitunter beinah beispielloser Krisen und Krawalle, wobei oft kaum einer weiß, wer Papst, wer Gegenpapst ist, ja einmal drei Päpste zugleich regieren.[4]

Der Tumult begann bald nach Gregors XI. Tod, begann mit dem am 7. April 1378 im Vatikan zusammentretenden Konklave, dem ersten in Rom seit 75 Jahren. Die Miliz war aufmarschiert, die Stadt abgeriegelt, um die Kardinäle an der Flucht zu hindern. Sechs hatte man ohnedies in Avignon belassen. Die übrigen 16 waren in drei Gruppen gespalten, doch mehrheitlich Franzosen. Das römische Volk aber, eine Rückkehr der Kurie nach Frankreich befürchtend, wollte keinen Franzosen mehr als Oberhaupt der Christenheit.

So lag Unheil in der Luft, buchstäblich Gewitterstimmung. Ein

Blitzschlag hatte kurz zuvor den auserwählten Versammlungsort des hohen Kollegiums getroffen. Die Leute lärmten, drohten, schrien «Romano o Italiano lo volemo!», die Glocken läuteten Sturm. Die Menge drang schließlich in das Konklave ein, wo die verschreckten Prälaten in der Nacht auf den 8. April nach mehreren, nicht mehr sicher rekonstruierbaren Wahlgängen unter anhaltendem Volksdruck Bartolomeo Prignano, den sechzig Jahre alten Erzbischof von Bari und Vizekanzler der Kurie, gewählt hatten. Sie brachten aber nicht den Mut auf, dies zu gestehen, weil die Römer als Papst einen der Ihren begehrten. So steckten die Kardinäle den greisen Tebaldeschi eiligst in Papstgewänder, setzten den Zitternden auf den Papststuhl und brachten sich, nach allen Seiten, manche bis in die Campagna, auseinanderstiebend, in Sicherheit, während der eindringende Pöbel sich zu Füßen des zwar durchaus echten Römers, doch durchaus unechten Papstes wand und ihn vor Begeisterung fast erdrückt hätte.[5]

Anderntags aber inthronisierten die in Rom gebliebenen Purpurträger im Vatikan den Calabresen Bartolomeo Prignano, und die Römer, inzwischen gelassener, waren nun mit ihm, dem Italiener immerhin, einverstanden.

Nur die Kardinäle zeigten sich schon bald nicht mehr mit ihrer Wahl zufrieden.

Erzbischof Bartolomeo Prignano, jetzt Urban VI. (1378–1389), aus einer nur mittelmäßigen Position in der Klerikalhierarchie völlig unverhofft an die Spitze der Christenheit gelangt, hatte ganz offensichtlich erhebliche Probleme, den kolossalen Karriereschub zu verkraften.

Bisher ein brauchbarer Funktionär, ein administratives Talent, sparsam, gewissenhaft, dienstwillig, offenbarte er nun jäh einen ganz andren Charakter, ein hypertrophes, keinerlei Widerspruch duldendes Selbstbewußtsein. Er zeigte immer häufiger psychopathische Züge, extremen Jähzorn, rücksichtslose Überheblichkeit. Er sprang selbst mit Fürsten verletzend um, beleidigend, ebenso mit seinen Kardinälen, die sich nicht weniger als Fürsten fühlten, auch wahrhaft fürstlich lebten, fast jeder pars pro toto mit hundert Pferden und Einnahmen aus bis zu zwölf Bistümern, Klöstern.

Bereits im ersten Konsistorium geißelte Urban – trotz langer Kurientätigkeit nie Kardinal geworden – sowohl von obsessiven Haßgefühlen wie von seinem reformerischen Rigorismus her den Lebensstil der ihm bislang Vorgesetzten, ihre Selbstsucht, ihren Reformunwillen, ihr eitel-pompöses Treiben, kurz, er stieß sie derart vor den Kopf, daß der Kardinal Robert von Genf mit der Bemerkung an ihn herantrat: «Ihr habt heute die Kardinäle nicht mit der Achtung behandelt, welche sie von Euern Vorgängern empfingen. Ich sage Euch in Wahrheit, wie Ihr unsere Ehre mindert, so werden auch wir die Eure mindern.»

Mit seinem starren, selbstherrlichen Konfrontationskurs brachte Urban VI. die meisten Kardinäle rasch wider sich auf, obwohl sie ihn ja erst gewählt, gekrönt, auch aller Welt als kanonisch eingesetzt angezeigt und entsprechend respektiert hatten. Doch bald fanden sie ihn unerträglich, hielten ihn für unfähig, wenn nicht für geistesschwach. Sie übersiedelten, die sommerliche Hitze vorschützend, Ende Mai, Anfang Juni, nach Anagni, schimpften dort den Papst, der seinerseits nach Tivoli ging, Eindringling, einen Tyrannen, Apostaten, Antichristen und kündigten ihm die Gemeinschaft. Sie nannten seine unter dem Druck der Römer erzwungene Erhebung ungültig, erklärten den apostolischen Thron für vakant und wählten am 20. September 1378, auf den Rückhalt des französischen und neapolitanischen Hofes vertrauend, in der Kathedrale zu Fondi (Königreich Neapel) den Kardinal Robert von Genf, den «Blutmann», den «Henker von Cesena», zum Papst.[6]

Clemens VII. (1378–1394), wie sich der 36jährige nannte, hinkte und schielte, tendierte zu Militär und Krieg, versierter wohl zur Politik. Er liebte verschwenderischen Lebensstil, die pompöse Hofhaltung, sprach Französisch, Italienisch, Deutsch, Latein. Als Sohn des Grafen Amadeus III. von Genf dem Hochadel entstammend, war er mit vielen Fürsten, mit dem französischen König, dem deutschen Kaiser verwandt und wurde schon als Kind von seinem Onkel Gui de Boulogne, dem Kardinalbischof von Porto (der seinem Haus das Königreich Neapel zu gewinnen suchte), pfründenreich gefördert. Mit 19 Jahren Bischof, mit 29 Kardinal, veranstaltete Robert als Legat Gregors XI. mit dessen bretonischen Söldnertruppen einige

Massaker im Krieg gegen Florenz, besonders die Bluttat von Cesena (S. 153). Und mit seiner Wahl zum Papst beschwor die Kirche selbst das Große Abendländische Schisma herauf, den fast vierzig Jahre dauernden, die sogenannte moralische Autorität des Papsttums weiter mindernden Kampf der Stellvertreter Christi gegeneinander, der durch die Parteinahme der Landesherren auch hochpolitisch wurde.[7]

Die einzelnen christlichen Länder traten dabei entweder nahezu gleich oder nach längerer Neutralität, nach eingehenden Untersuchungen, Prozeßverfahren, dem Befragen von Universitäten und Juristen, auf die eine oder andere Seite; manche wechselten auch die Partei, einige sogar mehrfach, wie Neapel und Portugal.

Frankreich bekannte sich unter Karl V. bald zu Clemens VII., dessen Anerkennung der König allen Untertanen zur Pflicht machte, da Clemens nicht zu Unrecht als gefügiges Werkzeug galt, «Knecht der Knechte der französischen Herrscher», wie Nikolaus von Clémanges höhnt, Theologe und Reformer, der später freilich auch die Seite wechselt. Im Norden erklärte sich Schottland, als Gegner Englands Freund Frankreichs, für Clemens, im Süden das von Frankreich abhängige Burgund, ebenso Savoyen, auf Zypern das französische Fürstenhaus der Lusignan (S. 144 ff.). Lange zögert man auf der Pyrenäenhalbinsel, dann aber schlagen sich auch die Königreiche Kastilien, Aragon, Navarra zu Clemens VII.

Urban VI. blieb durch das Überlaufen der Kardinäle zu seinem Gegner fast allein. Kurz vor dessen Wahl aber ernannte er 29 neue Kardinäle, und nun hielten der größte Teil Italiens wie auch der des deutschen Reiches zu ihm, sowohl unter Karl IV., der im Spätherbst 1378 stirbt, wie unter seinem Sohn und Nachfolger Wenzel, der mit den vier rheinischen Kurfürsten einen «Urbansbund» gründete. Auch Frankreichfeind England ergriff für Urban Partei, ebenso Ungarn, ferner der Osten und Norden, somit mehr als die Hälfte Europas.[8]

Nun waren die Obödienzen beider Päpste aber nicht nur nach Staaten geteilt, der Riß ging manchmal durch diese selbst. So standen Deutschlands südwestliche Grenzgebiete, darunter die Bistümer Straßburg, Basel, später insgeheim auch Salzburg zu Clemens, eben-

falls Herzog Leopold III. von Österreich mit Steyermark, Kärnten, Krain, Tirol, mit der Windischen Mark, Istrien, Feltre und Belluno, auch mit seinen schwäbischen und elsässischen Besitzungen, während sein Bruder Herzog Albrecht III. mit Nieder- und Oberösterreich sich an Urban VI. anschloß und nach dem (im Haus Österreich unvergessenen) Schlachtentod Leopolds 1386 gegen die Eidgenossen bei Sempach auch dessen Länder zur römischen Kurie brachte.

Die Spaltung ging also selbst durch die Familien des Adels. Sie erfaßte aber auch die Universitäten, die Orden. So hatten die Franziskaner einen Ordensgeneral, der für Urban VI., einen, der für Clemens VII. eintrat, und dementsprechend ihre jeweiligen Nachfolger. Ebenso stritten im Dominikanerorden ein Generalmagister für Urban, ein anderer für Clemens.

Doch auch Diözesen wurden zerrissen, so daß zwei Bischöfe um ein Bistum kämpften, jeder Oberhirte Paladin eines andren Papstes. 1382 bestätigte nach einer Doppelwahl in Basel Clemens VII. Werner Schaler als Bischof, Urban VI. aber Imer von Ramstein. Um das Erzbistum Mainz rangen zwei Erzbischöfe von Mainz, Ludwig von Meißen als Kandidat Urbans, Adolf I. von Nassau als Protegé von Clemens – «und so erhob sich ein schwerer Krieg ...» Und es blieb nicht bei einem. Man raubte, vertrieb, konfiszierte Güter und Einkommen, verheerte mit Feuer und Schwert. «Wenn man alle Leiden und Qualen beschreiben wollte, welche die Länder an Rhein, Main, Neckar, Tauber und ihre Nachbarlandschaften ertragen mußten durch diese Kriege, das wäre ein langes Geschäft» (Chronicon Moguntinum).

Kurzum, wiewohl an Wirrsal, Konfusionen, an Gift und Galle, Not und Tod im Weinberg des Herrn seit je reichlich gewöhnt, dieses Schisma erwies sich als besonders fruchtbare Fatalität, wobei es die Pikanterie oder Peinlichkeit erhöhte, daß an jeder Front edle Kirchenlichter, ja veritable Heilige fochten. Urban VI. wurde von der schon Gregor XI. beratenden hl. Katharina von Siena unterstützt (S. 151), einer mehr als schillernden Figur. Visionärin seit früher Kindheit, geilten sie mitunter, in ihrer Zelle, sogar in der Kirche, ganze Scharen von Teufeln auf. Zwanzigjährig feierte sie auch eine

«mystische» Vermählung mit Christus, mit dem sie ihr Herz tauschte – und auf das Wort, den Rat dieser Person hörten Tyrannen, Häupter von Banden, von Republiken, Könige; es war eben eine inspirierte, eine tief christliche Zeit. Die Kardinäle von Clemens schimpfte sie Teufel in Menschengestalt. Mit 33 Jahren starb sie und wurde von Pius II., dem Vater etlicher verschollener «natürlicher» Kinder (S. 270) und, mehr noch als sie, bis zum letzten Atemzug vom Kreuzzugswahn beherrscht, heiliggesprochen.

Der hl. Vicente Ferrer, Generalprediger der Dominikaner, angesehener Antisemit und überhaupt einer der maßgeblichen Kirchenköpfe während des Großen Schismas, engagierte sich leidenschaftlich für Clemens VII. Er stritt Seite an Seite mit dessen spanischem Legaten Pedro de Luna, dem späteren Papst Benedikt XIII., und beeinflußte Johann I., König von Aragón, zum Anschluß seines Reiches (1387) an Urbans Gegenpapst, an dessen Rechtmäßigkeit zu glauben er geradezu für heilsnotwendig erklärte.[9]

Krieg um Neapel
Urban VI. lässt die eignen Kardinäle foltern und ermorden

Inzwischen hatten beide Päpste längst begonnen, einander mit allen Mitteln und Möglichkeiten und mit ganzer apostolischer Kraft fertigzumachen. Sie hatten der Christenheit mittels apostolischer Schreiben ihre Rechtmäßigkeit demonstriert, hatten sich auch durch ihre Kardinäle, durch Gesandte als Petri legitime Nachfolger verkünden lassen und natürlich, samt dem ganzen Anhang, gegenseitig exkommuniziert, endlich, stets das Heilswirksamste, ihre Söldnerheere einander auf den Hals geschickt.

Als Clemens' bretonische Truppen unter seinem eigenen Nepoten, dem Grafen Montjoie, im April 1379 zum Entsatz der Engelsburg auf Rom vorrückten, wurden sie von Urbans Scharen unter Alberico da Barbiano, dem Gründer der Kompanie St. Georg, einer Ziehschule der Condottieri, bei Marino zusammengeschlagen – die

Schlacht zweier Heiliger Väter angesichts der Ewigen Stadt. Im selben Monat kam auch die Engelsburg, im ganzen mittelalterlichen Rom von beträchtlichem militärischem Belang, an Urban, das Mausoleum Kaiser Hadrians (gest. 138), von dem und auf das jetzt erstmals Kanonen gefeuert und es so schwer ruiniert hatten, daß man seinen Abbruch erwog.

Während aber Urban einen Aufstand in Rom niederzwang, konnte sich Clemens in Anagni nicht mehr halten. Er suchte Schutz bei der Königin von Neapel, floh dann, auch dort von Urbans Anhang bedrängt, Ende Mai über Gaeta nach Avignon, wo ihn am 20. Juni 1379 die verbliebenen Kardinäle huldigend empfingen und er seitdem residierte.[10]

In Italien verband sich der Machtkampf beider Päpste mit dem der ungarischen und der französischen Anjou um das Königreich Neapel, einem Erbfolgekrieg.

Auf der einen Seite standen Clemens VII. und der Bruder des französischen Königs (Karl V.), Herzog Ludwig von Anjou, den die kinderlose Königin Johanna von Neapel adoptierte, während ihm Clemens für ein projektiertes Königreich Adria (regnum Adrie) fast den ganzen Kirchenstaat übertrug. Auf der anderen Seite agierten Urban VI. und der Schwager der Königin, Karl III. von Anjou-Durazzo, ein 35jähriger, kunstbegeisterter, doch auch politisch ehrgeiziger Mann, den König Ludwig von Ungarn unterstützte, da er Karl, aus dem Zweig der ungarischen Anjou, als Nachfolger wünschte, und damit die Vereinigung von Ungarn und Neapel erhoffte.

Auch Papst Urban wollte als Oberherr Karl von Durazzo das Königreich Neapel geben, dessen Königin Johanna, aus dem Zweig der französischen Anjou und Anhängerin Clemens' VII., ihm, Urban, grenzenlos verhaßt war – «er zitterte vor Ungeduld, sie von ihrem blutbefleckten Thron zu stoßen» (Gregorovius) –; zumal er auch wenigstens ein Drittel ihres Reiches als eigenes Fürstentum Salerno-Capua einem Neffen zugedacht hatte. Beim Verfolgen seiner Ziele ließ der Papst mehr als dreißig Bischöfe und Äbte absetzen, einige foltern, den Erzbischof von Salerno als «Ketzer» verbrennen.

Die dabei ausbrechenden jahrelangen Kriege finanzierte er u.a. mit kirchlichen Kunstschätzen – nicht nur ganze Heilige aus römi-

schen Gotteshäusern verflossen im Schmelzofen zu Gold. Und natürlich gab er seine Kriege als Kreuzzüge aus, gewährte auch einen Kreuzzugsablaß, sogar mit erstaunlich hohem Sündenstrafennachlaß. Ein Zeitgenosse meldet: «Eine unglaubliche Menge von Geld, Gold, Silber kam zusammen, Juwelen, Halsketten, Becher und Löffel, besonders von der Frauenwelt. Reiche und Arme gaben, je nach Stand und über ihren Stand hinaus, damit sowohl ihre lebenden wie die verstorbenen Lieben und sie selbst von ihren Sünden erlöst würden. Denn Absolution wurde verweigert, wenn sie nicht nach ihrem Vermögen und ihrer Stellung gaben.»

Urbans Günstling Karl von Durazzo gewann zunächst. Er wurde König, in Rom gekrönt, ließ im Juli 1382 seine Schwägerin, die Königin, im Schloß Muro mit einem Seidenstrick erdrosseln (vgl. S. 17) und die Leiche – ein vieltausendfach erprobter politischer Anschauungsunterricht – sieben Tage lang in der Kirche Santa Chiara zu Neapel ausstellen, womit der Neapolitanerpapst seine Obödienz um ein Königreich erweitert hatte. Später entzweite sich Karl III. von Anjou-Durazzo selbst mit Urban, der auch gegen ihn einen Kreuzzug verkündete. Der König wurde exkommuniziert, seines Reiches für verlustig erklärt und nun seinerseits liquidiert; im Februar 1386 erlag er den Folgen eines brutalen Attentats, wobei ihm Gift den Rest gab.[11]

Zuvor hatte König Karl allerdings mit einigen Kardinälen ein Komplott gegen den Papst geschmiedet und diesen wegen Unfähigkeit einem Regentschaftsrat unterstellen, vielleicht auch absetzen oder gar als «Ketzer» verbrennen wollen. Urban aber, der nur wenige Tage vor Ausführung des Vorhabens Wind davon bekam, ließ am 11. Januar 1385 in dem nun seinem Nepoten gehörenden Stauferschloß Nocera bei Salerno, wo er residierte, sechs Kardinäle in eine Zisterne stecken – alle (nach dem Geschichtsschreiber des Schismas Dietrich von Niem, unter Urban, der ihm nahestand, Beamter der päpstlichen Kanzlei) unbescholten. Tagelang schlotterten sie vor Hunger und Kälte und wurden unter der Oberaufsicht des für seinen Pfaffenhaß bekannten Genueser Piraten Basilio torturiert, während der Heilige Vater, auf der Terrasse des Kastells lustwandelnd, laut gebetet hatte, um so durch seine Präsenz die Folterknechte zu mehr Eifer anzustacheln.

Als der Papst dann mit den angeketteten Prälaten aus Nocera floh, wo König Karl ihn mit Truppen hatte einschließen lassen und 10000 Goldgulden dem versprach, der ihm Urban lebend liefere oder tot, ließ dieser, der bekanntlich als rechtmäßiger Papst gilt, den Bischof von Aquila, der sein Mißtrauen geweckt, am Weg niedermachen und liegen. Und als seine Kardinäle ihrem Elend zu entrinnen suchten, ließ er auch sie am 15. Dezember 1386 in Genua umbringen, vielleicht gesäckt im Meer oder, eine andere Version, in einer Grube mit ungelöschtem Kalk.

Urban VI. setzte den Kampf um Neapel auch aus nepotistischen Gründen noch in seinen letzten Jahren unvermindert fort, und dies so sehr, mit solch pathologischer Störrischkeit, daß er kaum einen anderen Gedanken hatte, daß er das meiste, was ihn als Papst und Priester hätte interessieren sollen oder müssen, fast völlig aus den Augen verlor. Noch im Jahr vor seinem Tod wollte er mit einem Heer nach Neapel, kam aber mit nur 200 Reitern bloß bis Ferentino und starb am 15. Oktober 1389 in Rom, möglicherweise an Gift. Bis zuletzt hatte er alle Versuche, das Schisma zu beenden, abgelehnt.[12]

Auch die folgenden Päpste fühlten sich sämtlich im Recht und wollten, ob in Avignon, in Rom oder sonstwo, sehr gern Papst bleiben. Es muß doch schön sein, für die Menschheit, wie man heute sagt, Verantwortung zu tragen, zumal hohe, höchste.

Papst Bonifaz IX. (1389–1404) lässt Geld und Köpfe rollen

Er hieß Pietro Tomacelli, war äußerlich stattlich, aus neapolitanischem Adel und seit 1381 Kardinal durch Urban VI., dessen Nachfolge er antrat. Das Schisma setzte er fort. Er schützte Neapel gegen die französische Annexionslust, sicherte den vom Zerfall bedrohten Kirchenstaat, liquidierte das republikanische Regiment, warf das rebellische Rom nieder und kontrollierte auch das Gebiet rundum. Als Politiker bekommt der ungebildete, aber realistische, energische,

auch redegewandte und kontaktfreudige Papst häufig gute Zensuren, hatte er doch, zumal gegenüber seinem Vorgänger, sogenannten Erfolg.[13]

Für «Geistliches» blieb da, wie bei Urban und so vielen, kaum Zeit. Bonifaz erschien mehr im Kreis von Leibwächtern und Militärs als von Priestern, und Regierungsgeschäfte, Unterschriften, meist Finanzielles betreffend, soll er sogar während der Messe erledigt haben – carpe diem!

Seine Vetternwirtschaft erreichte einsame Rekorde.

Die beiden Brüder versorgte er fürstlich. Sie erhielten die bedeutendsten und lukrativsten Ämter im Kirchenstaat. Bruder Johann machte er zum Rektor des Patrimoniums, des Herzogtums Spoleto sowie der Sabina mit der «Hauptstadt» Rieti (neben Viterbo und Anagni im Spätmittelalter reguläre Sommerresidenz der Päpste). Außerdem bekam Bruder Johann das Lehen Sora übertragen, das unter Karl I. von Anjou (VII Register) Königsstadt geworden war. Bruder Andreas Tomacelli, seine rechte Hand, avancierte zum Rektor und Markgrafen Anconas. Er befestigte seine Lehen Narni und Orte, erpreßte rücksichtslos eine weitere Kriegssteuer aus den gänzlich verarmten Menschen und ließ 1391 den Kommandeur seiner eigenen Truppen, den Condottiere Boldrino da Panicale, bei einem Gastmahl, zu dem er ihn geladen, meuchlings ermorden. Derartige Ruhmestaten lagen offenbar in der Familie.

Mehr als fünfzig seiner Neffen wurden nun reich ausgestattet; allein 25 Tomacelli stehen in den päpstlichen Registern, weitere 25 lassen sich noch zu Lebzeiten des Heiligen Vaters nachweisen. Nicht genug. Noch zahlreiche, mit den Tomacelli verwandte Familien werden in die Betreuung einbezogen. Auch die Verwandten der Mutter natürlich, «La madre», die in Rom einen eigenen Hof hielt, rührend selbst für den unehelichen Sippennachwuchs sorgte und, wie die beiden Brüder des Papstes, dauernd Geld zusammenscharrte. Eine Nichte bekam als Mitgift venezianische Kirchenkollekten, offenbar in verlockenden Mengen; ihr Mann jedenfalls, seines Zeichens Herzog, kassierte und ließ die Frau liquidieren.

Man bedachte noch die Kleinsten, unmündige Kinder, sogenannte Bastardsöhne. So wurde Aloisio, filius naturalis von Papstbruder

Johann, mit sechs Jahren Propst zu Mainz und Prior von S. Sisto in Viterbo. Giacomo, unehelicher Sohn des Papstbruders Andreas, war als Siebenjähriger schon Mitglied des Johanniterordens und bezog damals bereits Pfründen. Der vierzehnjährige Jacobus III. wurde Kanoniker von Ravenna und Osnabrück, Archidiakon von Friesland; fünfzehnjährig wird er Archipresbyter der Kathedrale von Gaeta, Kanoniker von Patras, Domherr in Todi und Assisi, er erhält Pfründen an drei Kirchen in Rieti u. a. Ein Sechzehnjähriger wurde Kommendatarabt der großen Benediktinerabtei S. Salvatore bei Rieti. Ja, im August 1397 bekamen in einer einzigen Woche drei unmündige Tomacelli zehn verschiedene Pfründen.[14]

Unter solchen Umständen fällt es schwer, Kardinal Hergenröther zu glauben, daß Bonifaz IX. «für seine Person sehr genügsam war»; ein Papst, der immerhin nicht weniger als neun – wohlprivilegierte – Leibärzte hatte; ein Papst, den die Zeitgenossen als «grenzenlos habsüchtig und gewissenlos» schildern, der auch wenige Goldstükke nicht verschmähte, da ein kleiner Fisch in der Hand, wie er sagte, besser sei als ein Walfisch im Meer; ein Heiliger Vater, von dem der katholische Papsthistoriker Kühner schreibt, daß er «fast ausschließlich mit der eigenen Bereicherung und der seiner Verwandten beschäftigt war.»[15]

Auch seine Finanzwirtschaft insgesamt war selbst für damalige Begriffe skandalös. Doch brauchte er enorme Summen für seine Kriege, zumal für die Kämpfe im Kirchenstaat. So saugte er mit System und ohne Skrupel jede mögliche Geldquelle aus. «Erst kommt ein caritativum subsidium, dann eine Zehntsteuer, dann Kollekten und andere Belastungen», beklagt Pandolfo Malatesta gegenüber dem Papst im Jahr 1397 die immer unerträglichere Schröpfung des Klerus.

Sieht man von den Gewalttaten ab, schien es an der Kurie fast nur um Märkte und Geschäfte zu gehen. Von Anfang an zog Bonifaz die Hälfte der höheren ersten Jahreseinkommen aller von ihm verliehenen Benefizien an sich. Er erhöhte nicht nur die Anzahl der päpstlichen Provisionen ungeheuerlich, sondern erteilte oft auch mehrere für dieselbe Pfründe. Jede Petition ließ er sich bezahlen, jeder Posten kostete Geld. Dabei entschied bei Zuteilungen nie die

Tauglichkeit des Bewerbers, sondern die Höhe des Angebots. Man verschacherte gegen bar an die Meistbietenden. Alles wurde finanziell genutzt, kommerziell abgeschöpft, alles war käuflich.

Die Kirchensteuer trieb dieser Papst derart hoch, daß die «Annaten des Bonifatius» sprichwörtlich wurden. Seinen ziemlich verlotterten, fast aufgelösten Staat verpachtete er, in kleinere oder größere Landstriche gegliedert, an zahlungskräftige Kunden, sogenannte Vikare, die ihm den Treueid leisten und Zinsen zahlen mußten.

Pekuniäre Gründe spielten auch bei den vielen, von ihm vorgenommenen Inkorporationen mit. Um das Geschäft damit anzukurbeln, annullierte er 1402 alle von früheren Päpsten wie von ihm selbst gewährten, doch noch nicht faktisch vollzogenen Eingliederungen und bewilligte schon bald darauf neue; «eine Finanzoperation großen Stils, aber auch übelster Art» (Seppelt).

Nicht minder übel war sein Ablaßhandel, einfach schamlos. Seine Gewährung unvollkommener Ablässe stieg fast ins Ungemessene. Dabei dehnte er ursprünglich oft nur für bestimmte Kirchen genehmigte Ablässe («ad instar») auch auf den Besuch anderer Kirchen aus, wobei er besonders den Jubiläumsablaß noch besser und häufiger als bereits früher zu melken verstand und die Mißbräuche immer mehr überhandnahmen. Aus manchen Gebieten erpreßten seine Agenten über 100 000 Goldgulden. Gewährte er doch die Vergünstigung eines Jubeljahres nicht nur weit über Rom hinaus, sondern ermöglichte sie auch ganzen Ländern ebenso wie Diözesen, Korporationen, einzelnen Christen gegen Erstattung der Reisekosten nach Rom sowie eines Betrages, den der Pilger in den römischen Basiliken gespendet hätte. Bonifaz IX. kassierte die Hälfte dieser Gelder, die andere Hälfte die jeweils begünstigte Kirche – falls ihr nicht gierige Fürsten oder Gemeinden zuvorgekommen sind. Ja, Bonifaz bot sogar strategisch wichtige Plätze im Kirchenstaat feil.[16]

Der Papst dehnte die Vorteile des Jubeljahres aber nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich aus. Vorgänger Urban hatte das Jubiläumsjahr noch wenige Monate vor seinem Tod in der Bulle «Salvator noster» auf das Jahr 1390 festgesetzt. Und Bonifaz IX. ließ es dann andauern, Jahr um Jahr, ein ganzes Jahrzehnt lang, durchaus

gewinnbringend, obwohl die Christen aus den Clemens VII. anhängenden Ländern ausbleiben mußten. Für das Jahr 1400 sagte Bonifaz zwar ein weiteres Jubeljahr ausdrücklich ab, im März dieses Jahres. Bereits im Mai aber verkündete er einen neuen Jubeljahrablaß bei sechstägiger Teilnahme am Feldzug gegen die Colonna. Zum Geldopfer kam jetzt noch das Kriegsopfer, endete freilich oft nicht in Jubel, sondern in Jammer, vor allem wegen der Pest, die ebendamals im Kirchenstaat wütete und gerade in Rom infolge des großen Menschenandrangs nach einer Chronik Tag um Tag bis zu 800 Opfer gefordert haben soll; wozu noch jene kamen, die bei Volksaufläufen, von Räubern oder marodierenden Kriegshaufen erschlagen worden sind.[17]

Großzügig sprang Bonifaz IX. mit dem Kirchengut um, war es nötig, seine Kriege zu bezahlen, und dies war sozusagen immer der Fall. Hatte der Vorgänger bis zu seinem Todesjahr gerüstet, begann er damit schon 1390, bald nach seiner Thronbesteigung. Dabei erlaubte er sich, sämtliche Einkünfte der Kirche in der Terra di Lavoro zu verpfänden oder zu verkaufen; ebenso den Klosterbesitz um Benevent.

Mittlerweile hatte Clemens VII. bereits in den acht vorhergehenden Jahren eine Million Gulden in die Eroberung Neapels investiert und dafür Herzog Ludwig II. von Anjou ausersehen, den er am 1. November 1389 in Gegenwart Karls VI. in Avignon zum König von Sizilien krönte. (Obwohl nämlich der Begriff «Regno di Napoli» zur Bezeichnung der süditalienischen Monarchie um die Mitte des 14. Jahrhunderts aufgekommen war, hieß sie offiziell zunächst weiter «Regno di Sicilia», auch wenn sie die Insel selbst nicht mehr umfaßte – was Bonifaz natürlich nicht hinderte, Inquisitoren auch für Sizilien zu ernennen, wie für Deutschland.)

Neapel war im Spätmittelalter mit 60 000 Einwohnern (Rom hatte, zum Vergleich, allenfalls 25 000) die weitaus wichtigste Stadt des Königreiches: ein glanzvoller Hof, Anziehungspunkt für die größten Künstler der Zeit, Giotto darunter, Simone Martini, Petrarca, Boccaccio, eine führende Handelsmetropole und Messestadt auch; ganz zu schweigen davon, daß am 17. August 1389 im Dom erstmals das Blutwunder des hl. Januarius (S. Gennaro) belegt wird.

Fast genau ein Jahr später, am 14. August 1390, landete Ludwig II. von Anjou in der Stadt, in der und um die auch sonst noch einiges Blut fließen sollte. Nur ein knappes Jahr zuvor, im November, hatte Bonifaz, im schroffen und erfolgreichen Frontwechsel zur Italienpolitik seines Vorgängers, den jungen Ladislaus, den Sohn des Karl von Durazzo, als König anerkannt, dieser im Februar einen Giftanschlag seiner Gegner nur knapp überlebt. Am 29. Mai 1390 krönte ihn Bonifaz' Kardinallegat Angelo Acciaiuoli in Gaeta zum König. Und nun begann mit der Landung Ludwigs II. in Neapel eine zehnjährige Auseinandersetzung, ein langer Krieg, in dem gelegentlich auch Bonifaz' Brüder fochten, bis Ladislaus mit Hilfe der Gelder und Söldner des Papstes, der auch durch gecharterte Schiffe den Nachschub aus Avignon zu unterbinden suchte, das gesamte Königreich gewann, seinen Gegner nach der Provence zurücktrieb, am 10. Juli 1399 seinerseits in Neapel einzog und im August 1403 auch König von Ungarn wurde. – Als im Sommer 1400 der Gesandte Giovanni da Ravenna Bonifaz besuchte, sah er im ganzen apostolischen Palast außer einem Bischof und dem Papst nur Soldaten.[18]

Krieg gab es auch im schwer zerrütteten Kirchenstaat, wo die beiden Brüder des Papstes operierten, indes Bonifaz, unentwegt von Geldbeschaffungssorgen umgetrieben, zum Zweck intensiverer Rüstung, kirchliche Einkünfte im In- und Ausland mit Beschlag belegte, Anleihen bei bedeutenden Banken aufnahm, überall Geld flüssig machte, sogar durch Geiselnahmen oder durch die allgemeine Erneuerungspflicht für alle papalen Gnaden bei deren drohendem Verlust in Jahresfrist. Durch immer neue Mittel und Wege suchte der Papst das Militärbudget zu erhöhen – von der Besteuerung des Klerus in Rom und dem Ausverkauf des dortigen Klostergutes, was die Konvente an den Rand des Ruins brachte, über die beschleunigte Einziehung des Jubeljahrablasses in Deutschland, die immer härtere Belastung der Untertanen im Patrimonium und besonders, wie es scheint, in der Mark Ancona, bis zur Verpfändung der Weinstöcke unter seinen Audienzsaalfenstern oder der seiner Mitra an Kardinal Stefano Palosi; und dabei waren noch nicht einmal die Soldschulden Urbans VI. beglichen.[19]

Das Verhältnis von Bonifaz IX. zu Rom war dank der kommerziellen Effizienz des Jubiläums zunächst freundlich. Bald aber erkannte die Republik in ihm den Feind, fühlte sich übertölpelt, die Römer erhoben sich 1392, der Papst floh nach Perugia und, als dort im folgenden Sommer die Revolution ausbrach, nach Assisi. Zwar holten ihn die Römer wieder, gaben ihm gar für die Rückkehr einen Geleitschutz von tausend Reitern und 10 000 Goldgulden Reisespesen obendrein. Doch in Rom wiederholten sich bald die Zerwürfnisse, die Verschwörungen, die er nur mit Hilfe des jungen Königs Ladislaus niederringen konnte, wobei die Köpfe der Konspirateure über die Stufen des Kapitols rollten.

Bonifaz ließ das ruinierte Castel Sant'Angelo (S. 163) wiederherstellen und zusätzlich bewehren, ließ den Vatikan nach avignonesischem Beispiel zu einer Festung und das Kapitol, den Senatspalast, wie die Römer klagten, zu einer päpstlichen Zwingburg machen, kurz er tat alles, um ihre in den letzten Jahrzehnten behauptete republikanische Selbständigkeit beiseite zu fegen. Er kontrollierte nicht nur die höchsten Justizorgane, er besetzte auch jedes Amt der Kommune «bis hinab zu dem des Türwächters im Sitzungssaal auf dem Kapitol» (Esch). Und vor allem ging er daran, seine letzten großen Feinde in und um Rom auszuschalten.

Besondere Beachtung schenkte er dabei dem Feldzug gegen den Grafen von Fondi, Onorato Caetani, im Jahre 1399 im Süden Roms. Der Caetani war nicht nur der erste und entschiedenste Förderer von Clemens VII., der auf dem Konklave in Fondi gewählt worden war. Er bekämpfte auch Karl III. von Durazzo nach dessen Einfall 1381 in das Königreich Neapel und stieß seit 1395 wiederholt in die römische Campagna vor. Er suchte durch Intrigen auch den Papst zu vertreiben, der seinerseits wieder einziehen, verpfänden, Kircheneinkünfte im In- und Ausland sich reservieren ließ, der allein das Bistum Köln mit 12 000 Gulden belastete, wohl auch den aus England kassierten Kreuzzugszehnt heranzog. Ja, er rief selbst gegen den 1399 exkommunizierten Gaetani zum Kreuzzug auf und zwang ihn 1400 zur bedingungslosen Kapitulation, worauf dieser noch im selben Jahr starb.[20]

Damals wurden auch die sich am längsten widersetzenden Co-

lonna unterworfen, Verwandte des Caetani und, wie dieser, hartnäckige Anhänger der avignonesischen Päpste. Doch Mitte Januar 1400 mißglückte die von Nikolaus Colonna mit dem Schrei «Tod dem Tyrannen Bonifatius» und einem Sturm auf die Senatsburg beabsichtigte Revolution. Der Papst floh in die Engelsburg, belegte die Colonna mit dem Bann, ihre Güter mit dem Interdikt und führte einen Kreuzzug auch gegen sie – mit 2000 päpstlichen Reitern, militärisch unterstützt durch Rom und König Ladislaus, bis die Colonna für diesmal Frieden schlossen.

Bonifaz IX. aber ließ 31 seiner Gefangenen die Köpfe abschlagen und starb seinerseits im Oktober 1404 in Frieden im Vatikan. Freilich, noch sterbend quälte ihn der «Durst nach Gold». Und war er auch Herr des ganzen Kirchenstaates geworden, die Kirche selbst hatte er weiter ramponiert. «Seine und seiner Verwandten Habsucht, die Konfirmationen und Annaten, der schamlose Verkauf der Indulgenzen und hundert andere Mißbräuche häuften den Stoff für die Reformation immer höher auf ...»[21]

Statt der verruchten Zweiheit eine verfluchte Dreiheit

Schon ein Jahrzehnt früher, am 16. September 1394, war Clemens VII. in Avignon gestorben, damit das Große Schisma freilich nicht beendet. Hatten doch alle 21 avignonesischen Kardinäle bereits am 28. September Pedro de Luna, einen Adligen aus Aragón, Professor des Kirchenrechts und seit Ende 1375 Kardinal Gregors XI., einstimmig zum Papst gewählt. Er nannte sich Benedikt XIII. (1394–1417, gest. 1423) und empfing erst jetzt, neunzehn Jahre nach seiner Kardinalsernennung, die Priester- und Bischofsweihe.

Als Legat Clemens' VII. hatte der selbstsichere, eloquente und hochgebildete de Luna die Natio Hispanica, Kastilien, Aragón und Navarra gewonnen, seinen Erfolg allerdings 1393 als Gesandter in Frankreich, den Niederlanden und England nicht wiederholen können. Auch war er in Paris für eine Beendigung des Schismas einge-

treten, für einen Amtsverzicht beider Päpste (via cessionis), den er, wäre er Papst, auch leisten würde. Noch im Konklave unterschrieb er, wie die meisten Wählenden, eine cedula, auch zurückzutreten, falls die Kardinäle dies für nötig hielten. Als de Luna aber Benedikt XIII. war, kümmerte er sich nicht mehr um seinen Schwur. Eine Gesandtschaft nach der anderen, aus Frankreich, aus England, aus Deutschland, prallte mit allen Rücktrittsforderungen, allen Erinnerungen an sein Gelöbnis an ihm ab. Er wich aus, plädierte für Verhandlungen, die von ihm bevorzugte «Methode des Gesprächs», die via discussionis, fast mehr noch für die via facti, die Beseitigung seines Widersachers in Rom. Ja, im Mai 1398 erklärte der einst scheinbar so Verzichtbereite, Rücktrittswillige den Rücktritt eines rechtmäßigen Papstes geradezu als Sünde. Und natürlich hielt er sich für rechtmäßig und begründete in mehreren Werken seine Legitimität.

Frankreich kündigte Benedikt XIII. schließlich offiziell den Gehorsam, beraubte ihn der finanziellen Mittel, belagerte seinen in eine Festung verwandelten Palast in Avignon von 1398 bis 1403, unterminierte diesen, bis Benedikt auch von seinen meisten Kardinälen und ganzen Ländern verlassen, im März 1403 verkleidet abenteuerlich in die Provence entkam. Doch nun kehrten die Kardinäle, kehrten auch Frankreich und Kastilien zum Gehorsam ihm gegenüber zurück, allerdings nur gegen das Versprechen seines Rücktritts bei Ableben oder Abdankung des Rivalen in Rom.[22]

Dieser Fall trat bereits im folgenden Jahr mit dem Tod Bonifaz IX. und der Nachfolge Innozenz' VII. ein (1404–1406), des dritten Papstes der römischen Obödienz im Abendländischen Schisma.

Cosimo Gentile de' Migliorati, zuvor Rechtsprofessor in Perugia und Padua sowie zehn Jahre lang Steuereintreiber Urbans VI. in England, hatte vor seiner Wahl, wie die ihn erkürenden sieben Kardinäle, hoch und heilig beschworen, alles einschließlich der eigenen Abdankung zu tun, um die Spaltung zu beseitigen. Nach der Wahl freilich verspürte auch er zum Rücktritt keine große Lust. Überdies war sein Pontifikat nur kurz und durch einen Aufstand der Römer gestört. Er mußte Ladislaus von Neapel zu Hilfe rufen. Auch Neffe Ludovico Migliorati stand dem Papst wacker bei, ermordete im Hospital von S. Spirito elf römische Gesandte, zwei Governatoren

der Republik darunter und mehrere Regionenkapitäne, und ließ sie alle aus dem Fenster auf die Straße schmeißen. Der Heilige Vater aber gab dem blutbesudelten Nepoten eine geistliche Buße und ernannte ihn zum Markgrafen von Ancona und Grafen von Fermo. Schließlich war der Papst «in allen Geschäften gereift und friedfertigster Art» (Gregorovius).

Innozenz VII. mußte bei dem Aufstand in Rom samt Kardinälen, deren Paläste lichterloh brannten, in der Nacht nach Viterbo fliehen, verfolgt von den Römern, die einen Kurialen niederstachen, den Abt von St. Peter (Perugia) erschlugen, indes dreißig weitere Papstbegleiter infolge der Strapaze des Rückzugs tot auf der Strecke blieben. Zwar konnte der Pontifex bei einem Stimmungsumschwung im März 1406 nach Rom zurück, starb dort aber bereits im November. Wie es hieß, ließ ihn Kardinal Baldassare Cossa, der nachmalige Papst Johann XXIII., durch den Bischof von Fermo vergiften.

Der Sekretär und Nachfolger des Verstorbenen, Angelo Correr, aus venezianischem Adel, bereits achtzig Jahre alt und bekannt für seinen Unionseifer, hatte vor der Wahl seine eventuelle Bereitschaft zum Rücktritt beschworen. Nach der Wahl beteuerte er als Gregor XII. (1406–1415, gest. 1417) dies abermals. Da jedoch Benedikt XIII., trotz aller Beteuerungen des Gegenteils, keine Neigung zur Resignation zeigte, vielmehr seinen römischen Gegner durch einen von ihm finanziell sehr geförderten Feldzug des Herzogs Ludwig von Orléans (1407 in Paris auf der Straße ermordet) beseitigen wollte, fühlte sich auch Gregor XII. nicht zu gehen gedrängt; zumal es ihm offenbar gefiel, die angeblich für die Kirchenunion erpreßten Zehnten mit seinen Nepoten zu verprassen, während in Rom die Waffen sprachen und im Kapitol wieder einmal papstfeindliche Barone enthauptet wurden, Galeottus Normanni etwa, der «Kavalier der Freiheit», oder Konradin von Antiochia, ein Stauferabkömmling.

Ein geplantes Treffen beider Päpste unterblieb. Man wechselte monatelang lust- und erfolglos Noten. Dann wurden die seit Ende 1406 geführten Einigungsverhandlungen im Frühjahr 1408 abgebrochen. Gregor erließ jetzt gar ein Verhandlungsverbot, verdamm-

te den «Weg der Abdankung» als «ketzerisch» und erklärte, als Papst sterben zu wollen. Und während die erzürnte französische Regierung sich erneut von Benedikt zurückzog, ja seine Verhaftung befahl, der er durch die Flucht nach Aragón entging, kreierte Gregor im Mai 1408 vier Kardinäle, darunter seine beiden Neffen Anton Corrario und Gabriele Condulmer (später Papst Eugen IV.: S. 224 ff.). Jetzt floh die Mehrheit seiner Wähler nach Pisa, wo auch enttäuschte Kardinäle Benedikts erschienen und bald ein großes Kirchentreffen stattfand.[23]

Das Konzil von Pisa, kanonisch gesehen eine Rebellion, von den abgefallenen Kardinälen beider Päpste einberufen und stark besucht, tagte vom 25. März bis zum 7. August 1409. Versammelt waren 24 Purpurträger, vier Patriarchen, 80 Bischöfe, noch mehr Vertreter abwesender Bischöfe, 87 Äbte und Vertreter von 200 abwesenden Äbten sowie Hunderte von Doktoren der Theologie und der Rechte. Die Päpste, selbstverständlich geladen, fehlten. Sie suchten den Dingen in Pisa durch eigene, freilich kläglich frequentierte Synoden in Perpignan und Cividale del Friuli bei Aquileja zuvorzukommen, von wo Gregor verkleidet nach Gaeta floh, unter den Schutz von König Ladislaus.

Ihre Gegner aber schmiedeten eine Anklageschrift in 37 Artikeln, ließen 63 Zeugen aufmarschieren und setzten beide Oberhäupter der Christenheit in der fünfzehnten Sitzung am 5. Juni als notorische Schismatiker und Häretiker ab. Sie schlossen sie aus der Kirche aus und präsentierten nach einem Konklave am 26. Juni mit 14 Kardinälen der römischen, 10 der avignonesischen Obödienz einen neuen Heiligen Vater, den Mailänder Kardinal Petros Philargos (Pietro di Candia/Kreta), jetzt Alexander V.

Da aber Gregor und Benedikt ihre Absetzung nicht annahmen, hatte man vermittels der schon lange ventilierten via concilii das Schisma nicht beseitigt, sondern vergrößert, hatte man, so eine zeitgenössische Quelle, statt der «verruchten Zweiheit» (dualitatem infamem) eine «von allen verfluchte Dreiheit» (trinitatem ... ab omnibus maledictam), hatte man nicht einen Papst, nicht zwei Päpste, sondern drei, von denen ein jeder den andern exkommunizierte. Denn jeder der bisherigen beanspruchte natürlich weiter, wenn auch

mit stark geschrumpfter Obödienz, das legitime Haupt zu sein, nicht anders als nun der Papa Pisanus.[24]

Alexander V. (1409–1410), nach sieben Jahrhunderten wieder der erste griechische Papst, war ausnahmsweise einfacher Herkunft, früh verwaist, Franziskanerzögling, dann selbst Franziskaner mit theologischer Lehrtätigkeit in Pavia und Paris. Gefördert von Gian Galeazzo Visconti, wurde Petros Philargos nacheinander Bischof von Piacenza, Vicenza, Novara und verschaffte dafür seinerseits dem Visconti bei König Wenzel 1395 die Investitur mit dem Herzogtum Mailand (1397 Herzogstitel der Lombardei). 1402 wurde Petros Philargos Erzbischof von Mailand, 1405 durch Innozenz VII. Kardinal.

Zusammen mit Baldassare Cossa hatte er das Konzil von Pisa mit vorbereitet und dort eine führende Rolle gespielt; auch geschworen, im Falle seiner Papstwahl, für die sich Cossa stark gemacht, das Konzil nicht aufzulösen, bis die Kirche reformiert sei. Doch hielt er den Eid nicht und vertagte die Reformen. Schließlich hatte er Wichtigeres zu tun. Er stattete – seine erste Regierungshandlung – seine Günstlinge großzügig mit Bistümern aus, mit Benefizien, exkommunizierte alsbald König Ladislaus von Neapel und schickte dem päpstlichen Widerpart in Rom unter Ludwig II. von Anjou, den er als König von Sizilien investierte, und dem Kardinal Baldassare Cossa von Bologna ein Heer auf den Hals.

Nach der Einnahme des wiederholt gestürmten Rom residierte der Konzilspapst allerdings nicht dort, sondern, gedrängt von Cossa, in Bologna, wo der Kardinal einen starken Einfluß auf ihn gewann, bis Alexander, durch eine Gesandtschaft nach Rom geladen, am 3. Mai 1410, noch bevor er recht über die Offerte nachdenken konnte, überraschend das Zeitliche segnete – einem lauten, vielleicht aber eher unwahren Gerücht zufolge von dem Kardinal vergiftet, der jedenfalls schon vierzehn Tage später sein Nachfolger war.[25]

Papst Johann XXIII. «So werden Füchse gefangen»

Über die Jugend von Johann XXIII. (1410–1415, gest. 1419) ist wenig Stichhaltiges bekannt. Er entstammte verarmten neapolitanischem Adel und hatte seine Karriere als Krieger, manche meinen als Pirat, der Unterschied ist ohnedies gering, im Seekrieg zwischen Ladislaus von Neapel und Ludwig von Anjou begonnen. Nach dem Studium der Rechte in Bologna wurde er durch Bonifaz IX. gefördert, an die Kurie geholt und dort durch Wuchergeschäfte reich. 1402 erhob ihn der Papst zum Kardinallegaten in Bologna, wo er ebenso durch brutale Herrschsucht wie stupende Geilheit berüchtigt war, nicht nur die Frau seines Bruders, sondern auch Witwen, Jungfrauen und Ehefrauen reihenweise begattet haben soll, deren einige dann angeblich durch ihre Männer oder Verwandten umgebracht worden sind, ohne daß dies den Kardinal beeindruckt hätte.[26]

Trotz des mehr oder weniger vagen Verdachts, Mörder zweier Päpste zu sein, wurde der so arglistige wie skrupellose, bisher noch nicht mal zum Priester geweihte Cossa, von dem die Zeitgenossen überdies glaubten, daß er vordem nie gebeichtet, nie das Abendmahl empfangen habe und die Unsterblichkeit der Seele leugne, durch das Bologneser Konklave 1410 einstimmig Papst.

Vieles half dabei mit. Er unterließ nicht, «seine Kollegen mit allen Mitteln, die ihm seine Stellung bot, zu bearbeiten. An geldgierigen und bestechlichen Elementen fehlte es im Kolleg nicht. Und so werden Ströme von Geld geflossen und Belohnungen jeder Art ohne Maß versprochen worden sein, um die Stimmen der Wähler zu erkaufen!» Auch die Furcht vor ihm spielte eine Rolle und ließ selbst die Widerspenstigen kapitulieren. «Denn sie wußten, draußen harrte eine Menge, die Cossas Wahl ungestüm verlangte, die Kampfgenossen und Spießgesellen des Kardinals bewachten als Konklavehüter den Zugang ... Es bedurfte nur eines Winkes vom Balkon des Hauses, von wo er oft seine Todesurteile hatte verkünden lassen, und ein Sturm brach los, der ihnen allen Tod und Verderben bringen mußte» (Souchon).

Aber auch die Erwartungen, die man in seine militärischen Ta-

lente setzte, wirkten sich aus. Denn im Bunde mit Ludwig von Anjou zog man weiter gegen König Ladislaus, den Beschützer Gregors XII. Im April 1411 führte Cossa ein Heer, mit Kirchengeldern aufgerüstet, nach Rom, und trotz eines mit vom Papst geweihten Fahnen, mit 12000 Reitern und vielem Fußvolk errungenen, doch nicht ausgenutzten großen Sieges bei Roccasecca am 19. Mai 1411 wurde der Vorstoß gegen Ladislaus ein Mißerfolg. Zwar ließ Papst Johann die erbeuteten Fahnen des Königs von Neapel und Papst Gregors wie berauscht auf St. Peter hissen, hinabstürzen und bei einer Prozession durch Rom im Straßenstaub hinter sich herschleifen; zwar exkommunizierte er Ladislaus abermals und predigte das Kreuz gegen ihn; zwar ließ er aufmüpfige Römer durch Strang und Beil töten, geriet aber dennoch in die Enge und war nun bereit, Ludwig von Anjou zu verraten, wenn König Ladislaus Papst Gregor verriet. «Er erbot sich, ihn als König anzuerkennen, ihn zum Bannerträger der Kirche zu machen, ihm für die Freilassung der Cossa, seiner Verwandten, große Summen zu zahlen und Ascoli, Viterbo, Perugia und Benevent als Pfänder zu überliefern. Dafür sollte Ladislaus ihn selbst als Papst anerkennen, tausend Lanzen in den Dienst der Kirche stellen und Gregor XII. zur Abdankung bewegen oder doch aus dem Königreich verbannen» (Gregorovius).[27]

Der schmähliche Handel kam wirklich zustande, wenn Ladislaus auch bloß zum Schein darauf einging, nun Gregor XII. für unrechtmäßig, für einen «Ketzer» erklärte und Johann XXIII. als rechtmäßig. In Wirklichkeit aber brannte er auf Rache gegenüber einem Papst, der ihn fast vernichtet hatte. Er zog im Sommer 1413 erneut gegen Rom, wo seine Soldaten barbarisch hausten, wo sie brandschatzten, Kirchen ausraubten, mit Frauen besoffen aus geweihten Kelchen zechten und St. Peter zum Pferdestall machten. Und indes Papst Johann mit seinem Hof Hals über Kopf floh, vom Feind verfolgt, von den eigenen Knechten geplündert, indes der König im Lateran hauste, konfiszierte und viele Römer gefangen fortschleppen ließ, feierte das römische Volk Feste und schrie: «Es lebe König Ladislaus.»

Freilich sollte er nicht mehr lange leben.

Während Johann XXIII. und Gregor XII. durch Italien irrten,

während sie da und dort Asyl fanden, Johann in Florenz, Gregor nach besonders abenteuerlicher Flucht in Rimini bei Carlo Malatesta, der auch nach dem Schisma noch intensiv im Dienst des Papsttums stand, stieß der Neapolitaner, der insgeheim sich ganz Italien zu unterwerfen suchte, mit Heeresmacht nach Norden vor, kam bis Perugia und wurde von den Florentinern gestoppt.

Angeblich durch Exzesse erschöpft, erkrankte er schwer, gelangte auf einer Sänfte nach Rom, von dort zu Schiff nach Neapel, wo er am 6. August 1414 im Castel Nuovo unter fürchterlichen Qualen starb; beerbt von seiner einzigen Schwester Johanna, einer schönen, lebensgierigen Frau, deren von Schuld und Leidenschaften geschütteltes Dasein etwas dem ihrer gleichnamigen Vorgängerin glich (S. 16 f.). Die Florentiner feierten den Tod des Königs mit großen Festen, das Concistoro von Siena mit Psalm 118,23: «Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen.»[28]

Papst Johann aber, durch die Attacke des vertragsbrüchigen Neapolitaners in Bedrängnis geraten, hatte sich inzwischen an den deutschen König um Hilfe gewandt, forderte jedoch jetzt auch Ludwig von Anjou auf, das neapolitanische Reich mit Waffengewalt zu gewinnen.

Sigismund (1410–1437), der letzte Luxemburger in männlicher Linie, war der Sohn Karls IV. und der jüngere Bruder Wenzels IV. (1363–1400, gest. 1419), jenes böhmischen und römisch-deutschen Königs, der, sorgfältig erzogen, vielseitig gebildet und politisch wenig talentiert, was nicht gegen ihn spricht, es schließlich vorzog, mehr zu Prag oder auf seinen geliebten Burgen im Böhmerwald zu sitzen als das Reich zu regieren. 1410 von den rheinischen Kurfürsten in Oberlahnstein als «unnützer» König abgesetzt (formal rechtswidrig und von ihm nie anerkannt), wurde sein ehrgeizigerer, fast schon altmodisch ringsum Kronen auf sein Haupt sammelnder Bruder Sigismund – seit 1387 König von Ungarn, nach dem Tod König Ruprechts I. 1410 und des Gegenkönigs Jobst von Mähren 1411, seines Vetters – zum römisch-deutschen König gekrönt (später kamen noch zwei Kronen hinzu).

Bald darauf vollbrachte Sigismund durch Beseitigung der Kirchenspaltung auf dem Konstanzer Konzil, so die Communis opinio,

seine größte Leistung. Doch war dies wirklich ein historisches Verdienst? Oder wäre nicht ein endgültiger Kollaps des seit je so korrupten wie überflüssigen Papsttums weit besser, eine wahre Wohltat für die Welt gewesen?[29]

Sigismund hatte sich zunächst, wie sein Vater und Bruder, zu Gregor XII., zum römischen Papst bekannt, wechselte aber 1409 zum Pisaner, zu Alexander V. und seinem Nachfolger Cossa über, offenbar weil Gregor nach seiner Absetzung in Pisa große Teile seiner Obödienz verlor, Cossa aber mächtiger wurde.

Mit Johann XXIII. kontaktierte Sigismund sofort, wobei ihre Ansichten anscheinend am meisten über den Ort des Konzils auseinandergingen. Alles liegt am Ort, sagte der Papst zu seinem Geheimschreiber, wollte natürlich innerhalb seines Einflußbereichs tagen und wünschte Bologna als Konferenzstadt. Doch Sigismund, der im ganzen Abendland für das Konzil warb, besonders an England herantrat, an Frankreich, auch an den oströmischen Kaiser, hatte sich schließlich für Konstanz entschieden, Papst Johann mußte sich beugen und berief die Versammlung auf den 1. November nächsten Jahres ein; wobei allerdings die Umstände der Konzilsberufung (Konvokationsbulle vom 9. Dezember 1413) nicht eindeutig sind. Weil Cossa aber nichts Gutes ahnte, am meisten Sigismund selbst fürchtete, erkaufte er sich unterwegs, in Meran, für 6000 Gulden Jahressold noch den Beistand des Herzogs Friedrich IV. von Österreich, den er mit der Bulle «Dum intuitus» vom 15. Oktober 1414 zum Generalkapitän aller päpstlichen Truppen ernannte, und meinte dann, gegen Ende des Monats von den Bergen zum Bodensee hinunterreichend: «So werden Füchse gefangen.»[30]

DAS KONZIL VON KONSTANZ (1414–1418) ENTMACHTET DREI PÄPSTE

Zunächst nur schwach, bald jedoch außerordentlich zahlreich besucht, wurde das Konzil von Konstanz, trotz enormer internationaler Spannungen, trotz des Hundertjährigen Krieges, trotz des gro-

ßen Konflikts zwischen dem Deutschen Orden und Polen u. a., der größte Kongreß des gesamten Mittelalters. Auch von Italien und Frankreich aus unschwer zu erreichen, war sozusagen alles vertreten, die Welt der Fürsten und Grafen, der Orden und Ritterorden, der Universitäten, der Diplomatie, der Gesandten von Königen und Städten, vor allem natürlich Schwärme von Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, von Äbten und Doktoren der Theologie, insgesamt gegen siebenhundert klerikale Konzilsteilnehmer mit etwa 18 000 Bediensteten.

Nicht zu vergessen endlich über all dem geistlichen, geistigen und aristokratischen Glanz das Wirken der so oft unterschlagenen, vom Stadtchronisten Ulrich Richental doch gleichfalls gewissenhaft registrierten siebenhundert öffentlichen Huren, ungerechnet jene, welche die Konzilsväter gleich selbst mitgebracht. «Ich habe die Schwaben öfters sagen hören», schrieb seinerzeit Jan Hus, «daß ihre Stadt Konstanz in dreißig Jahren die Sünden nicht los wird, die während des Konzils in ihren Mauern verübt wurden»; «viele haben ausgespuckt, weil sie gar zu schändliche Sachen gesehen». Freilich füllten die gelb gekleideten Damen sonntags bei der Heiligen Messe auch den Opferstock mit Münzen.[31]

Gregor XII. und Benedikt XIII. fehlten; die Verhandlungen mit ihnen waren gescheitert. Johanns XXIII. trübe Ahnungen hatten nicht getrogen, brachte ihn, der sich nun mehr als verus, unicus et indubitatus pontifex fühlte, das Konzil doch alsbald um seine Macht. Zwar konnte er es am 5. November 1414 noch feierlich eröffnen und, zunächst als Oberhaupt durchaus anerkannt, auch unbestritten leiten. Doch als an Weihnachten Sigismund selbst dazustieß, nahm dieser, unterstützt von einigen einflußreichen Kardinälen und Theologen, dem Papst rasch das Heft aus der Hand.

Dies geschah nicht nur durch die kluge Diplomatie des überdurchschnittlich gebildeten Königs (er sprach außer Deutsch, Tschechisch, Polnisch, Ungarisch auch Französisch, Italienisch und Latein), sondern vielleicht mehr noch durch einen verfahrenstechnischen Trick. Danach stimmten nicht mehr allein die Bischöfe ab, gab es überhaupt kein Stimmrecht wie bisher per capita, sondern per nationes: Jede Nation bekam, ohne Rücksicht auf ihre Mit-

gliedstärke, nur eine einzige Stimme; wie auch das Kardinalskolleg insgesamt nur eine Stimme hatte, was den Papst um eine gewisse Überlegenheit seines vielköpfigen, noch durch Neuernennungen verstärkten italienischen Anhangs brachte. Zudem trat man immer mehr für die cessio omnium, die Abdankung aller drei amtierenden Päpste ein.

Johann sträubte sich anfangs zurückzutreten, wehrte sich mit allen Mitteln, ließ es weder an Bestechungen noch an Beteuerungen fehlen, machte Versprechungen über Versprechungen, wollte lieber die rechte Hand verlieren als sein Wort nicht halten, versicherte dann aber Anfang März: «Ich, Papst Johann XXIII., erkläre, verpflichte mich, gelobe und schwöre Gott, der Kirche und dieser heiligen Synode, um des Friedens des ganzen christlichen Volkes willen, aus eigenem freien Willen der Kirche den Frieden zu geben durch meinen einfachen Verzicht auf das Papsttum, ihn tatsächlich zu vollziehen und auszuführen gemäß dem Ratschlag des gegenwärtigen Konzils, wenn und sobald Peter von Luna und Angelo Correr der von ihnen beanspruchten päpstlichen Würde, sei es in eigener Person oder durch Bevollmächtigte, entsagen.»[32]

Man sang schon ein Tedeum, läutete alle Glocken von Konstanz; der Monarch dankte Johann, ließ aber die Stadttore bewachen, obwohl oder weil dieser hoch und heilig schwor, den Ort nicht zu verlassen. Doch fühlte er sich Pressionen ausgesetzt, in seiner Freiheit, seiner Sicherheit nicht zu Unrecht bedroht und entwich in der Nacht vom 20. auf den 21. März als Stallknecht verkleidet nach Schaffhausen in ein Schloß Herzog Friedrichs von Österreich, wohin ihm wenige Tage darauf auch acht Kardinäle und viele Kuriale folgten. Jetzt ächtete König Sigismund den Österreicher, dessen Land die Eidgenossen, offensichtlich wohlinformiert und gut vorbereitet, mit Krieg überzogen, so daß er den Papst nicht mehr zu schützen vermochte.

Johann hatte durch seinen Ausbruch die Kirchenunion zu hintertreiben, das Konzil zu sprengen, es entweder anderwärts zu lokalisieren oder ganz aufzulösen gesucht. Das mißlang völlig. Vielmehr provozierte er es zu einer revolutionären Lehrentscheidung, dem Dekret «Haec sancta» vom 6. April 1415, das die Oberhoheit des

Konzils über den Papst verkündete in Fragen der Kirchenspaltung, der Kirchenreform und des Glaubens.

Konziliare Ideen hatten schon vordem Theologen wie Marsilius von Padua oder Wilhelm von Ockham entwickelt, und während des Abendländischen Schismas propagierten Konrad von Gelnhausen, Dietrich von Münster, Dietrich von Niehm, Jean de Gerson u. a. die Demokratisierung der Kirchenverfassung und das allgemeine Konzil als höhere Institution, eine Art parlamentarischer Kontrollinstanz gegenüber dem Papst.

Dagegen schuldet dieser nach konservativen Kirchenkreisen dem Konzil keine Rechenschaft, ist seine primatiale Stellung grundsätzlich unerschütterbar, erkennt man hier in dem Dekret «Haec sancta» keinen Verfassungs- oder Traditionsbruch, sondern sieht die höchste Autorität dem Konzil nur zugebilligt in einem mit Konstanz vergleichbaren Fall. Die Sache wurde schon bald auf dem Konzil von Basel (S. 223 ff.) wieder spruchreif, wurde sogar radikaler neu belebt und ist bis heute umstritten.

Johann erklärte auf der Flucht, Konstanz nur aus gesundheitlichen Gründen verlassen zu haben, war aber auch voller Klagen über die konziliaren Verhältnisse und voller neuer Beteuerungen, seine Zusagen zu halten. Er floh weiter, von keinem Kardinal begleitet, nach Freiburg, wurde vom Pfalzgrafen Ludwig III., Herzog von Bayern, Ende April in Breisach eingefangen und dann in Konstanz einem Prozeß unterworfen.

Man besaß dort seit Februar 1415 ein obskures Verzeichnis aller Schandtaten, die man ihm zu Recht oder Unrecht vorwarf, einen mit Geld erkauften Aufstieg, ungemeine Mißwirtschaft, Vergeudung des Kirchengutes, sexuelle Laster jeder Menge und Sorte. Die Liste umfaßte 72 Punkte seiner Crimina, ja, ursprünglich hatte man noch mehr aufgezeichnet, es wurde aber, wie es hieß, «der Ehre des apostolischen Stuhles halber» ignoriert.

Vertraut man den Aussagen der Zeugen, das heißt einem Dutzend Kardinälen, einem halben Dutzend Bischöfen, Kurialen, alle selber, wohlgemerkt, nicht sehr viel besser, so war Johann XXIII. infolge Bestechung Kardinal und Papst geworden, hatte sich kolossal bereichert durch Verkauf von Kirchenwerten, durch Simonie, Ablaßma-

nipulationen. Noch kurz vor seiner Absetzung war Johann XXIII. so vermögend, daß er König Sigismund ein Bestechungsgeld von 100 000 Goldgulden anbieten konnte. Den erwähnten Zeugen zufolge hatte der Papst seinen Vorgänger Alexander vergiftet, wahrscheinlich schon dessen Vorgänger Innozenz. Er hatte Ehebruch mit der Frau seines Bruders getrieben, hatte die Schwester des Kardinals von Neapel als Konkubine, hatte auch häufig der Homosexualität gefrönt, einen seiner Lieblinge durch eine Abtei belohnt etc. Ein Zeitgenosse schrieb auch, daß man sich öffentlich in Bologna erzählte, er habe «im ersten Jahr seines Pontifikates gegen zweihundert verheiratete Frauen, Witwen, Jungfrauen und sehr viele Nonnen verführt».

Wie auch immer, am 27. Mai präsentierte man ihm 54 Anklagepunkte, ließ aber, angeblich um die Ohren der doch reichlich abgebrühten Konzilsväter zu schonen, viele weitere, seine Lebensweise betreffende, weil allzu dreckig, fallen. «Multi articuli, quia nimis sordidi erant, omissi.»[33]

Papst Johann war inzwischen gänzlich zusammengebrochen, wollte sich nicht verteidigen, der heiligen unfehlbaren Versammlung auf keinen Fall widersprechen. Ende Mai überreichte ihm eine Konzilsdeputation seine Absetzungssentenz. Er erbat zwei Stunden Bedenkzeit, unterwarf sich danach und wurde einstimmig aus dem Amt gestoßen wegen «unwürdigen Lebens, notorischer Simonie, Unverbesserlichkeit, schlechter Kirchenleitung, Förderung des Schismas und vieler der Kirche gegebenen Ärgernisse». Das besagt: Johann XXIII. war ein ehr- und würdeloser, doch kein unrechtmäßiger Papst. Und trotz aller Indignität: Nachdem Cossa noch vier Jahre als Häftling Ludwigs III. von Bayern auf Burg Hausen (bei Mannheim) gesessen und sich 1419 für eine Riesensumme losgekauft hatte, ernannte ihn – so würdig war er schon wieder – Martin V. zum Kardinalbischof von Tusculum, kurz bevor er unter dem vom dankbaren Bankhaus Medici gestifteten, von Donatello und Batelomeo di Michelozzo gefertigten pompösen Grabmal – mit päpstlichen Insignien – für immer verschwand.

Anfang Juli 1415 ließ auch Gregor XII. durch seinen Prokurator Carlo Malatesta seinen Rücktritt erklären und wurde zum Kardi-

nalbischof von Porto auf Lebenszeit bestellt, die indes auch nicht mehr lang dauerte.

Nur der mittlerweile in Spanien lebende Benedikt XIII., dessen Beichtvater, Berater und vehementer Agitator bekanntlich ein Heiliger war, Vicente Ferrer (S. 162), blieb weiterhin felsenfest von seiner papalen Rechtmäßigkeit überzeugt, und deshalb selbst der höchstpersönlich in den Süden, nach Narbonne, gereiste Sigismund auch ohne Erfolg. Die spanischen Königreiche Aragón, Navarra und Kastilien (später noch Schottland) verließen Benedikt allerdings – und kein anderer als der hl. Vicente Ferrer hat die feierliche Aufkündigung der Obödienz gegenüber seinem Freund Benedikt am 6. Januar 1416 in Perpignan öffentlich lang und breit verkündet und begründet und sich nach der Wahl Martins V. (1417) natürlich zu diesem bekannt.

Benedikt XIII. saß seit 1415 mit wenigen Getreuen am Nordende des Golfes von Valencia auf der uneinnehmbaren Festung Peñiscola über dem Meer, versicherte, die wahre Kirche, die Arche Noah zu sein, und wurde am 26. Juli 1417 in Konstanz nach einem Prozeß mit 90 Anklagepunkten als eidbrüchig, als Schismatiker und notorischer «Ketzer» für abgesetzt erklärt. Es erschütterte de Luna nicht. Er hielt sich bis zuletzt für den einzig legitimen Papst, ernannte 1422 noch vier Kardinäle und starb am 23. Mai des folgenden Jahres. Auch bei ihm munkelte man von Mord. Doch soll der Kardinal Adimari zugesprochene Vergiftungsversuch «wohl Legende» sein. De Lunas Reste wurden 1429 in sein Familienschloß Illueca überführt und 1811 von französischer Soldateska in alle Winde zerstreut, ausgenommen der Schädel.[34]

Auch wenn Benedikt XIII. in Papst Clemens VIII. (1423 Wahl, 1426 Krönung, 1429 Abdankung) noch einen Nachfolger bekam, das aragonische Restschisma hatte seit der Absetzung Johanns und der Resignation Gregors sowie der Wahl Papst Martins V. am 11. November 1417 seine Bedeutung verloren und damit das Konzil eines seiner drei Ziele, die causa unionis, die Beseitigung der Spaltung, die Kirchenvereinigung erreicht.

Ein weiteres wichtiges Ziel dagegen, die causa reformationis, die Kirchenreform, blieb, trotz einiger Ansätze des neuen, nun so gut

wie allgemein anerkannten Kirchenhauptes, weithin auf der Strecke. Denn die Prälaten, denen es glänzend ging, die in ihren fetten Pfründen schwammen, «stinkende Menschenkadaver» schimpfte sie seinerzeit ein Theologe, hatten, Ausnahmen beiseite, doch gar kein Interesse daran. Gegen das Wort Reform – kein Einwand. Aber gegen die Sache. Je länger die Versammlung dauerte, desto mehr versandete sie. Am Ende des Jahres 1415 klagten die Deutschen, daß alle Mißbräuche, derentwegen man Papst Johann abgesetzt, noch florierten, «und die Synode unterlasse es, sie zu verdammen». Auch im ganzen nächsten Jahr geschah diesbezüglich nichts.

Einem dritten Ziel aber, der causa fidei, der Sache des Glaubens, wurde man wenigstens insofern gerecht, als das ehrwürdige Konzil, das man, so das Handbuch der Kirchengeschichte, «kaum überschätzen» könne «für die Ausbreitung des Humanismus», auch zwei Menschen verbrannte, bedeutende Menschen, bekennende Christen.[35]

6. KAPITEL

JAN HUS UND DIE HUSSITENKRIEGE

«Darum, treuer Christ, suche die Wahrheit, höre die Wahrheit, lerne die Wahrheit, liebe die Wahrheit, sage die Wahrheit, halte die Wahrheit, verteidige die Wahrheit bis zum Tod.»
Jan Hus[1]

«Hus sprach die Not seiner Hörer aus dem gemeinen Volk an und bezog mit aller Brisanz das biblische Nein und Ja auf ihre soziale Situation. Der Widerstand der Opponenten wurde sicher durch diese soziale Komponente der hussitischen Predigt verschärft. Die Nachfolger von Hus – vor allem der revolutionäre Prager Priester Jan Želivský und die Taboriten – entfalteten diese Akzente zu einem revolutionären Programm. Sie gingen dabei in manchem über Hus hinaus: in der Erkenntnis, daß die Wahrheit Gottes verpflichtende soziale Folgen hat, dachten und handelten sie jedoch im Geiste von Hus.»
Jan Milič Lochman[2]

«Erst, da Hus fort war, wurden seine Gedanken eigentlich lebendig.»
Leopold von Ranke[3]

«Am Ende überwuchert das Soldatische oder – als traurige Wirklichkeit richtiger – die Soldateska alles. Unter ihren Schlägen verschärft sich die soziale Ungerechtigkeit, denn es leiden die Ausgebeuteten immer noch mehr als die Ausbeuter. Die Misere der Plünderungskriege, wie sie in dieser Zeit und in den nächsten Jahrhunderten immer mehr in Übung kamen, schuf noch wirksamer jenes Massenelend der Besitz- und Rechtlosen, als es Klassengegensätze je herbeiführen konnten – und das zu beheben die hussitische Bewegung ausgezogen war. Das Ende war ein Trümmerhaufen mitten in Europa, ein Vorgeschmack auf die Massenzerstörungen des Dreißigjährigen Krieges.»
Heinz Rieder[4]

Schon unter Karl IV. waren in Böhmen namhafte Reformprediger aufgetreten, die sich wieder an der Nachfolge des biblischen Jesus orientierten. Ja, der Kaiser selbst, Verfolger doch der deutschen Waldenser im Land, berief den populären österreichischen Augustinerchorherrn Konrad von Waldhausen (Waldhauser), der seit 1350 vor allem in Wien gewirkt, 1363 nach Prag, mit etwa 40000 Einwohnern eine der größten Städte Mitteleuropas. Und auch hier, wo er kaiserlicher Hofkaplan und Pfarrer an der vornehmen Teinkirche wurde, predigte er mit nachhaltigem Erfolg, hatte aber auch außerhalb Prags und Böhmens, im Bistum Salzburg etwa, in Erfurt, großen Zulauf. Waldhauser trat für umfassende Kirchenreformen ein, geißelte den Sittenverfall, den Luxus der Reichen, die Geldgier der Bettelorden, bis man ihm 1368 wegen «Ketzerei» den Prozeß machte, in dessen Verlauf er 1369 starb.[5]

Waldhausers Tätigkeit setzte Jan Milič von Kremsier, sein tschechischer Schüler, fort, er aber, im Unterschied zum Lehrer, tschechisch predigend. Aus mährischem Kleinadel, aus der königlichen Kanzlei in Prag, dem dortigen Domkapitel kommend, gab Milič um 1364 all seine Ämter auf und gründete das «Neue Jerusalem», eine Predigerschule sowie ein Missionshaus für bekehrte Prager Dirnen. Er lebte asketisch, mied Frauen, trug stets dasselbe und badete, wie viele mittelalterliche Mönche, nie. Als stark adventistisch geprägter Bußprediger verkündete er die baldige Ankunft, ja schon die Gegenwart des Antichrist, als den er einmal, mit den Finger auf ihn zeigend, den seiner Homilie lauschenden Kaiser vorstellte. Zeitweilig eingekerkert, predigte er weiter, wurde dreimal an den päpstlichen Hof befohlen, geriet in Rom in die Fänge der Inquisition und bekam in Prag wegen seiner Kirchen-, seiner Klerus-

kritik einen «Ketzer»-Prozeß, während dessen er 1374 in Avignon starb.

Ein Schüler wieder von Milič war der in Paris ausgebildete Prager Titulardomherr und Pönitentiar Matthias von Janov (gest. 1394). Im Unterschied zu Milič, den er verehrte und bewunderte, lebte er nicht arm, suchte den persönlichen Erfolg, betonte aber, wie Milič, das eschatologische Thema. Er forderte, ein zentrales Motiv, den Vorrang des Evangeliums gegenüber allen Kirchensatzungen, die tägliche Laienkommunion, bereitete besonders den Boden für die Rezeption Wyclifs in Böhmen und wirkte auch stark auf die spätere hussitische Bewegung.[6]

Die heftige Reformdebatte herausragender religiöser Nonkonformisten wurde um die Jahrhundertwende durch zahlreiche Prager Theologen intensiviert, die sich eingehend mit der Lehre John Wyclifs (S. 149 f.) auseinandersetzten, der im radikalen Rückgriff auf die Bibel einen armen Klerus forderte, was natürlich die Zustimmung vieler fand. Und aus all diesen, auch sozialkritischen Tendenzen (zu denen später noch ursprünglich nicht gegebene nationale Implikationen kamen, der Auszug der deutschen Magister und Studenten, wenigstens die Hälfte der Universitätsmitglieder, aus der Universität) erwuchs so eine Art Reformbewegung, deren Sprecher der Universitätsmagister und, seit 1402, Rektor des dreitausend Menschen fassenden Predigthauses «Zu den unschuldigen Kindern Bethlehems», Jan Hus, geworden ist.[7]

Ein Reformator entflammt Böhmen

Jan Hus (Johann von Hussinetz) entstammte armen Verhältnissen und hatte auch stets Verständnis für sogenannte einfache Leute, zu seiner Zeit immer noch 90 Prozent der Bevölkerung. Sollte ja auch, so Hus, der Priester arm sein, wie Jesus arm war, dem er nachfolgen müsse.

Um 1370 in Husinec, am Fuß des Böhmerwalds, unweit der Moldauquellen geboren, kam der Bauernsohn etwa 1389 – das Jahr, in

dem man im christlichem Prag an einem Tag 3000 Juden abstach (vgl. VII 12. Kap.) – in die Stadt. Er studierte Philosophie, wurde 1396 Magister artium, trieb seit 1398 Theologie, hielt jetzt auch Vorlesungen, wurde 1400 Priester, 1401 Dekan seiner Fakultät, 1402 Prediger und Rektor der Bethlehemkapelle, in der er ein Jahrzehnt lang jährlich zweihundert Predigten und mehr gehalten haben soll, wurde 1409 Rektor der Universität, die seinerzeit die höchsten Immatrikulationszahlen unter den europäischen Universitäten aufwies. Somit eine glänzende Karriere des Mannes, der an Jan Milič, Matthias von Janov anknüpfte, auch an ihre Überzeugung vom nahen Weltende, der aber besonders dem englischen Reformator folgte, dessen Traktate er (1398) abschrieb, von dem er, damals durchaus üblich, viel übernahm, ohne freilich Epigone Wyclifs zu sein.

An Deutlichkeit ließ es Hus, der allerdings kaum einen Hierarchen namentlich nannte, von früh an nicht fehlen. Unerschrocken ruft er, daß die Päpste viele Tausende bedrücken, daß sie «gewiß lügen, und sie lügen auch ausgiebig», daß sie «sich zu Henkern und Scharfrichtern ausgebildet; einen treuen Christen heißen sie einen Ketzer und verbrennen ihn».

König Wenzel sympathisierte anfangs mit den Reformbestrebungen von Hus, schätzte auch seine nationalböhmische Hochschulpolitik, überhaupt sein glühendes Tschechen- und Slawentum. Die Königin, Sophie von Wittelsbach, hörte manchmal seine Predigten. Der hochadlige Prager Erzbischof Zbyněk Zajic von Hasenburg (1403–1411), beim Amtsantritt auch erst 26 Jahre alt, ermöglichte ihm Synodalpredigten sowie Auftritte vor anderen wichtigen Gremien. Und dem Adel konnte, da Hus die Grundprinzipien der Ständeordnung nicht in Frage stellte, seine harsche Kritik am Reichtum der Priester, an ihrer Habgier, ihrem Luxus, Hochmut, konnte sein Insistieren auf der Säkularisierung der Kirchengüter nur willkommen sein. Auch verfehlte sein Vorwurf, der Klerus kassiere ein Viertel oder ein Drittel aller Einkünfte des Königreichs, kaum die Realität. Im nordöstlichen Böhmen zwar besaß die Kirche um 1400 nur 10 Prozent des Grundeigentums, im Pilsner Raum aber 36,9 Prozent, im Prager Raum 53,6 Prozent, insgesamt mehr als ein Drittel des Bodens.[8]

Hus, einmal «evangelicus doctor» genannt, erinnert immer wie-

der an die Bibel. Etwa an das Wort: «Umsonst habt ihr empfangen, umsonst gebt es auch.» Oder an Matthäus 19,21: «Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe dein Hab und Gut und gib (den Erlös) den Armen ...» Doch wie stand es in Wirklichkeit? Hus sagt es. «Man zahlt für die Beichte, die Messe, für die Sakramente, für den Ablaß, den Segen, das Begräbnis, für Gebete. Auch der allerletzte Heller, den sich ein Großmütterchen in einem Tüchlein versteckt hat, bleibt ihr nicht. Es nimmt ihn aber der diebische Pfarrer ...» Hus brandmarkt die Domherren, die «faulen Meßstecher», die kaum das Ende des Gottesdienstes abwarten können, hinaus in die Wirtshäuser eilen, zu Tanzereien, «wie wilde Tiere» hinter dem Mammon, dem Wucher, der Unzucht, der Völlerei her – «die größten Feinde unseres Herrn Jesu Christi.»

Hus geißelt das profitable Geschäft mit mirakelreichen Reliquien, das «Übel» der Bettelmönche, die «durch vorgebliche Wunder» und «lügenhafte Vorspiegelungen» das Volk ausbeuten, die Erde, aus der Adam gebildet, Stroh aus dem Stall von Bethlehem feilbieten, Eselsmist, Wasser vom Jordan, Manna aus der Wüste, Haare vom Fell des Täufers, vom Bart Jesu, Locken der Jungfrau Maria, ihr Ohrenschmalz, ihre Milch. Oder die Geld scheffeln durch drei blutrote Hostien in Wilsnack (Havelland), wo die Pilger zu Tausenden von Ungarn bis Schweden und Norwegen herströmen, erwiesenermaßen Lug und Trug, «nichts als Täuschung».

Hus agitiert wider die Bischöfe, Prälaten, «die Teufelsherrn» und ihre großen Güter. «Mögen sie doch nachweisen, wo Christus der Herr sie zu Besitz und Herrschaft über dieses Gut berufen hat!» Ist aber «bei einer Kirche kein Gut, so findet man auch keinen Pfaffen».

Gerade die Kritik am weltlichen Besitz, an den Herrschaftsrechten der Kirche mißfällt dem Erzbischof begreiflicherweise. Und ebenso mißfällt ihm die zunehmende Vorliebe für John Wyclif. 1406 verbietet er dessen Lehre. 1408 – das Jahr, in dem der erste bezeugte Angriff auf Hus erfolgt, und zwar durch den Prager Pfarrklerus, der sich ganz offensichtlich in seiner materiellen Existenz durch Hus bedroht sieht – 1408 befiehlt der Erzbischof die Abgabe von Wyclifs Schriften und läßt sie am 16. Juli 1410 im erzbischöflichen Hof im Beisein vieler Priester, entgegen einem königlichen Aufschubbe-

fehl, verbrennen. Man sang ein Tedeum dazu, und alle Glocken läuteten wie für Verstorbene. Zwei Tage später wurde Hus samt Genossen gebannt, exkommuniziert auch jeder, der Wyclifs Werke nicht abgeliefert.

Doch riß man sich nach dem Vernichtungsakt erst recht darum. Peitschte im übrigen Hus-Anhänger in einem Gewölbe des erzbischöflichen Hofes, mißhandelte aber auch Hus-Gegner. Noch in den Kirchen kam es zu fatalen Szenen. Mit gezückten Schwertern stürzte man auf einen Prediger, und Kleriker flohen dutzendweise, sogar mitten in der Messe, von den Altären, wie einmal der Erzbischof selbst mit vierzig Priestern.

In Verkennung der Lage appellierte der überhaupt von Optimismus erfüllte Hus wegen Bücherverbrennung und Predigtverbot an den Papst. Und hatte schon Innozenz VII. 1405 das Einschreiten gegen die Verbreitung von Wyclifs Lehre in Böhmen gefordert, so empfahl nun Johann XXIII. (der den Husprozeß in verschiedene Hände legte, auch in seine eigenen) durch den Kardinal Oddo Colonna weiteres Vorgehen des Erzbischofs in Prag, notfalls mit Hilfe des weltlichen Arms, was Gewaltanwendung hieß; andernfalls werde er selbst mit Exkommunikation bedroht.

Der Metropolit aber, ein folgsamer Diener seines Herrn, wiederholte und verschärfte bald Hussens Exkommunikation. Und dies nebst weiterem verschärfte wieder die Situation in der Stadt, die Wirren steigerten sich. Doch Hus, der, anders als sein Freund Hieronymus, nie zu den Radikalen zählte, der Sätze Wyclifs nicht selten abgeschwächt, der die bestehende Gesellschaftsordnung, wie ja auch Wyclif, grundsätzlich akzeptiert hat, wollte keine Zwangsmaßnahmen, keine Revolution. Und hatte der König schon vordem seine Bereitschaft erklärt, Anhänger der wyclifitischen «Ketzerei» verbrennen zu lassen, suchte Hus den Konflikt zu vermeiden.

Bereits früher war er auf keinen Konfrontationskurs aus, hatte er sich als gehorsamer Sohn demütig dem Erzbischof unterworfen, seiner Unterweisung, seinem Tadel, seinem Schutz, hatte er in einer Universitätsrede wohl 1409 betont, Wyclif als Gelehrten zu betrachten, dessen Bücher er wie andere studiert und viel Gutes daraus gelernt habe. «Aber für Glaubenswahrheit halte er nicht, was ein Ge-

lehrter schreibe. Glaubenswahrheit biete nur die Heilige Schrift. Er ermunterte die Studierenden zum Studium der Schriften Wiclifs; was sie in ihnen noch nicht verstünden, sollten sie zurückstellen für später; Ansichten, die dem Glauben zuwider seien – solche fänden sich bei Wiclif –, sollten sie weder verteidigen noch annehmen. Sie hätten sich dem Glauben zu unterwerfen.»[10]

Aber bald stieß Hus auf ein neues schweres Ärgernis, das ihm der Papst selber gab.

Im Kampf gegen König Ladislaus von Neapel hatte Johann XXIII. am 9. September 1411 eine Kreuzzugsbulle erlassen und darin nicht nur den Kriegern, nicht nur jenen, die auf eigene Kosten kämpften, den Sündennachlaß (venia peccatorum) versprochen, sondern sogar allen, die für den Kreuzzug bloß zahlten. Vielleicht hatte gerade dies Hus provoziert, der einst selbst sein letztes Geld für die Gewinnung eines Ablasses ausgegeben, nun freilich schon längst und grundsätzlich gegen die Ablässe, die gesamte kirchliche Ablaßlehre, aufgetreten war und in einer Predigt sich mokierte, weil Paulus den Korinthern bei seiner Almosensammlung für die Jerusalemer Heiligen keine Ablässe bewilligt habe.

Als man im Mai 1412 in Prag Kreuzzug und Kreuzzugsablässe feierlich verkündete, wurden in drei großen Kirchen, darunter im Dom neben dem Veitsaltar, drei Truhen aufgestellt, in die man gleich das Geld für den Ablaßkauf warf. «Jetzt ist den Völkern die höchste Gnade geworden! Jetzt steht der Himmel offen!» posaunten die päpstlichen Geldeintreiber aus, «die geldgierigen Lehrer des Antichrist», vom «Mammonsteufel» inspiriert. Denn ein Blinder, donnerte Hus, könne mit Händen greifen, daß es dem Papst nur um's Geld gehe, erwähne er doch das Gebet dabei mit keiner Silbe; ganz beiseite, daß weder er noch die Priester wüßten, ob die Menschen, die den Ablaß kauften, wirklich bußfertig seien. Eine «Schande», rief Hus, warf dem Papst «sträfliche Vermessenheit» vor, «schändlichste Simonie», und die Leute sangen Spottverse, schmissen Scherben, Knochen und verfaulte Fische in die Ablaßtruhen.

Auch fand sich im Juni auf dem Hradschin in einem solchen Kasten ein Zettel mit vehementen Attacken gegen die «Anhänger des Belial und des Mammon», gegen den Papst, den «Antichrist», nebst

dem Schlußsatz: «Man muß dem wahrhaftigen Magister Hus mehr glauben, als dem Prälaten, der betrügerischen Menge oder den Konkubinariern und Simonisten.» Hieronymus von Prag aber, im Unterschied zu Hus berüchtigt für spektakuläre Aktionen, ließ stadtbekannte Nutten, Kopien der Papstbulle um den Hals, durch die Straßen fahren und die Urkunden dann auf dem Viehmarkt (heute Karlsplatz) verbrennen.

Gewiß erregte es Hus auch, vielleicht sogar mehr, daß der Stellvertreter Christi zum Blutvergießen aufrief, daß er nicht, wie Hus äußert, das Pauluswort beherzige, «Mein ist die Rache, ich werde vergelten» (Röm. 12,19), daß sich seine Bulle auch noch gegen Christen richtete, wobei Johann XXIII. den neapolitanischen König freilich mit allen apostolischen Zungenschlägen als blasphemischen, schismatischen, häretischen und meineidigen Majestätsverbrecher abkanzelt.[11]

Mit seiner Attacke auf Johann aber, den regierenden Papst, hatte sich Hus offensichtlich übernommen. Gerade noch dominierende Instanz der böhmischen Reformer, sah er sich auf einmal, Studenten und Teile des Volkes ausgenommen, ziemlich isoliert, selbst von Freunden verlassen. Die theologische Fakultät stand gegen ihn, auch der größte Teil des Pfarrklerus, ebenso das Domkapitel und der Erzbischof – seit dem Tod Zbyněks von Hasenburg im Herbst 1411 der Deutschmährer Albich, obwohl dieser, vor kurzem noch verheiratet, mit Theologie nichts am Doktorhut hatte. Er war Doktor der Rechte und ein hervorragender Medizinwissenschaftler, auch Leibarzt Wenzels, der ihn als Erzbischof gewünscht, weshalb man den Papst mit 3600 Goldfloren bestochen. Doch wenig angezogen von den Prager Querelen und theologisch überfordert, wich der neue Kirchenfürst rasch in die Propstei Vyšehrad, den südlichen Stadtteil, aus, später nach Mähren und Breslau.

König Wenzel, infolge der allgemeinen Anerkennung Sigismunds als römisch-deutscher König zur Protektion der Prager Reformbewegung politisch nicht weiter motiviert, begünstigte nun nicht mehr Hus; mit ihm erfolgte seinerzeit der Bruch, dann die offene Feindschaft. Wenzel hielt es lieber mit Papst Johann, der ihn als römischen König anerkannt hatte und vielleicht für eine Kaiserkrönung

noch vonnöten war. Animierte Wenzel doch selbst den polnischen Monarchen zur Förderung der päpstlichen Ablaßprofite und verbot um diese Zeit Schmähungen Johanns und Proteste gegen seine Bullen bei Todesstrafe. Als es zu Hinrichtungen kam, soll er geäußert haben: «Und wenn es tausend solche wären, geschehe ihnen wie jenen.»

Es gab Übergriffe auf beiden Seiten, darunter den Sturm eines schwerbewaffneten Haufens, meist Deutsche, auf die Bethlehemkapelle, wo Hus unentwegt wider den päpstlichen Ablaß wetterte und er, wie er meinte, getötet worden wäre, hätte ihn sein Anhang nicht geschützt.

Ein paar «der lautesten Schreier», wie Protestant Albert Hauck formuliert, drei junge Prager Handwerker, Martin Kridelko, Jan Hudec und Stašek Polak, die gegen die «verlogenen und falschen Ablässe» besonders eiferten, «Du lügst, Priester!» bei der Ablaßverkündigung schrien, «Es ist alles Betrug!», wurden am 11. Juli hingerichtet, strikt entgegen den Abwiegelungen der Ratsherren, derzeit lauter Deutsche, wie es in einer Quelle heißt, «und auch die Bewaffneten bestanden nur aus Deutschen». Sie wurden hingerichtet, obwohl man Hus, der ihre Verurteilung ungerecht nannte, sich selbst beschuldigte – «*Ich* habe geraten, sich dem Ablaß zu widersetzen. *Ich* habe es getan!» –, versprochen, kein Blut zu vergießen. Schon wenige Stunden später hat man die drei, noch bevor man wegen des großen Menschenauflaufs zur Richtstätte gekommen war, unterwegs geköpft.

Obwohl Hus aber auch jetzt nicht völlig mit der Hierarchie zu brechen suchte, sich sogar zurückzog, still verhielt, jedenfalls nach der Liquidierung der drei bald als «Märtyrer» gefeierten Männer, schwoll ihm doch immer wieder der Kamm, erklärte er seine Widersacher zu Komplizen des Antichrist, schimpfte er den Papst samt Magistern, Doktoren und Juristen die Mitarbeiter «dieser abscheulichen Bestie», «die größten Feinde Christi», könnte doch auf Petri Stuhl auch «der Satan mit zwölf Teufeln» sitzen.[12]

Im Juli hatte die Kurie, da der Prager Papstanhang «nicht mit Geld gespart» (Renate Riemeck), abermals den Kirchenbann über den «Ketzer» verhängt, im Oktober die Bannsentenz verschärft,

wobei die Ausführung all der Verbote und Drohungen die gänzliche Ausstoßung des Gebannten aus jeder menschlichen Gemeinschaft bedeutete: «Niemand dürfe, unter Androhung des Interdikts an jedem Ort des Aufenthalts, Hus Speise oder Trank reichen, mit ihm sprechen, mit ihm Käufe oder Verkäufe tätigen, ihm Nachtlager, Feuer oder Wasser anbieten. Alle Zuwiderhandelnden würden mit dem gleichen Bann bedroht. Wenn Hus oder seine Anhänger nicht innerhalb von weiteren 12 Tagen die Absolution erlangen sollten, würde das Interdikt, das Verbot sämtlicher kirchlicher Handlungen, in allen Städten, Dörfern und Burgen ausgerufen, in welchen sich Hus aufhalte ...»[13]

Der Papst befiehlt überdies, die Anhänger des «Ketzers» aus «ihrer Höhle», der Bethlehemskapelle, zu vertreiben und den Ort der «Ketzerei» unverzüglich niederzureißen.

Hus ist unschlüssig. Er denkt nicht nur an sich, vielleicht nicht einmal in erster Linie. Er fürchtet auch die Folgen des Interdikts für seine Gläubigen. «Ich weiß nicht, was ich tun soll», bekennt er ratlos und hält sich von Oktober bis Dezember 1412 außerhalb von Prag auf, verbreitet aber seine Reformvorstellungen weiter, insgeheim begünstigt durch den neuen Erzbischof Konrad von Vechta, der «hinkende Deutsche» genannt, der dann sogar zu den Hussiten übertritt. Hus kommt wieder nach Prag, verschwindet, er kommt und geht, bis er von Anfang Juli 1413 bis zu seiner Reise nach Konstanz, länger als ein Jahr, ununterbrochen unter dem Schutz einiger Adliger in Südböhmen lebt und arbeitet – «Ich predige in Städten, unter Burgen, auf dem Feld und im Wald» –, während er auf der kleinen Ziegenburg (Kozi hrádek) wohnt, dann bei einer adligen Witwe Anna von Mochov, von einem Husgegner 1418 die «eifrigste Hussitin in ganz Böhmen» genannt, von Hus selbst merkwürdigerweise in seiner Korrespondenz niemals erwähnt. (Fast fühlt man sich etwas an die Flucht [356] von Kirchenlehrer Athanasius erinnert und seinen allerdings langjährigen Unterschlupf bei einer zwanzigjährigen Schönheit: I 385 ff!)[14]

Die katholische Kirche verbrennt Jan Hus

Inzwischen bereitete man das Konzil von Konstanz vor, und König Sigismund, der «Konzilskaiser», wünschte dringend die Teilnahme von Jan Hus, um derart die Religionswirren in Böhmen zu beenden und das Land vom Häresieverdacht zu befreien.

Gleich mehrmals ließ Sigismund Hus auffordern, nach Konstanz zu kommen, im Frühjahr 1414 durch die beiden tschechischen Ritter Jan von Chlum und Wenzel von Dubá, rührige Hus-Anhänger, dann durch Heinrich Leffl, einen mit den Reformern sympathisierenden Vertrauensmann König Wenzels. Ja, ein dritter Gesandter Sigismunds, Nikolaus von Jemniště, verhandelte mit Hus, berichtete vom guten Willen seines Herrn, «die Sache zu einem löblichen Ende zu bringen». Und als endlich noch ein Brief des Königlichen Notars Michael von Priest vom 8. Oktober Hus des Herrschers «lebhafte Freude über seine Entscheidung, nach Konstanz zu kommen», mitteilte, auch einen königlichen Geleitbrief zu schicken versprach samt einem Vertreter des Königs als königlichem Reisebegleiter «zur größeren Sicherheit», da erreichte der Brief den Adressaten gar nicht mehr, da war Hus mit Sigismunds Rittern Chlum und Dubá schon seit dem 11. Oktober unterwegs, mit über dreißig Pferden und zwei Wagen. Schließlich stimmten beide Könige, der römische wie der böhmische, darin überein, daß Hus, sollte das Konzil seine Lehre verurteilen und er sich nicht unterwerfen, unversehrt heimkehren könne. Endlich garantierte auch der Geleitbrief Sigismunds, der den «verehrten Magister Johannes Hus» unter seines und des heiligen Reiches Schutz und Schirm stellte, Hussens freie Rückkehr.

Am 3. November 1414 erreichte Hus Konstanz, zwei Tage darauf eröffnete Papst Johann XXIII. das Konzil.

Der Heilige Vater aber, der Hus zuvor gebannt und verurteilt hatte, versicherte ihn bei der Ankunft seines persönlichen Schutzes, betonte, ihn nicht zu behindern, in keiner Weise, selbst, wie er sagte, «wenn er meinen eigenen Bruder getötet hätte» – und ließ ihn noch im selben Monat verhaften. Und der König, der ihn immer wieder nach Konstanz geladen und nun, von dem Geleitbruch, der Gefan-

gennahme Hussens unterrichtet, drohte, er werde ihn befreien, müsse er auch persönlich die Türen des Kerkers aufbrechen, der riet Hus alsbald, sich «total in die Gnade des heiligen Konzils zu ergeben», bußfertig, nicht hartnäckig zu sein, sonst wüßten die Konzilsväter recht gut, was sie mit ihm machen müßten. Ja, er setzte hinzu: «Ich habe ihnen gesagt, ich will keinen Häretiker verteidigen, im Gegenteil, einen hartnäckigen Ketzer würde ich selbst anzünden und verbrennen!»[15]

Noch Ende November wurde Hus unter dem gänzlich aus der Luft gegriffenen Vorwand, er habe, in einem Heuwagen versteckt, aus Konstanz zu fliehen versucht, eingesperrt, wurde er mundtot gemacht, war aber weder angehört noch überführt, noch verurteilt worden, vom Freien Geleit zu schweigen. Zunächst kam er kurz in die Wohnung eines dortigen Domherrn, dann in das Dominikanerkloster (einst von Heinrich Seuse bewohnt) auf der Insel vor der Stadt, wo er in einer Zelle direkt neben der Kloake steckte (in quodam carcere iuxta latrinas). Danach brachte ihn der Konstanzer Bischof in seine Burg Gottlieben, in einen kalten engen Raum im obersten Geschoß des Turmes. Dort lag Hus untertags gefesselt, nachts mit einer eisernen Handschelle in einem Holzkäfig angekettet und ständig von drei Bewaffneten bewacht. Wiederholt erkrankte der durch ein altes Leber- und Gallenleiden Geschlagene schwer. Er bekam Kopf- und Steinschmerzen, Erstickungsanfälle, hohes Fieber, erbrach Blut. Man befürchtete schon das Schlimmste; doch die päpstlichen Leibärzte sorgten dafür, daß der Gefangene, wie es hieß, «nicht auf so gewöhnliche Weise ums Leben käme».[16]

Längst hatte die Konzilsarbeit begonnen. Zunächst die so wichtige hinter den Kulissen; vor allem durch einige aus Böhmen herbeigeeilte Gegner, wie durch den päpstlichen Prokurator Michael de Causis, durch Johann «den Eisernen», den Haudegen und Bischof von Leitomyšl, sowie den Theologen Stefan Páleč, früher einer von Hus' engsten Freunden, seit etwa 1412 einer seiner ärgsten Feinde, auch Autor eines «Antihus». Páleč vergoß Tränen im Kerker des Ex-Gefährten – und schickte ihn dann auf den Scheiterhaufen.

Man operierte mit Arglist, mit Sophistereien, durch Spitzel, Aus-

horcher, Inquisitoren, Sonderverhöre. Man beeinflußte einzelne, Kardinäle, Bischöfe, einzelne Theologen und Mönche. Man streute Gerüchte aus, Falschmeldungen, fälschte gelegentlich öffentliche Anschläge, fälschte Hussens Korrespondenz, fälschte die Bibel. Man fing auch seine Post ab und verwendete sie gegen ihn. Und man arbeitete mit Bestechungen. Vor Hussens Kerker erklärte Michael de Causis: «Mit Gottes Hilfe werden wir diesen Ketzer schnell verbrennen, viele Florenen habe ich schon seinetwegen ausgegeben.»

Andererseits hatte noch im Spätsommer 1414 der Päpstliche Inquisitor in Prag, Bischof Nicolaus Condemone, in Gegenwart mehrerer böhmischer Adliger und eines Notars, der dies beglaubigte, erklärt: «Mit dem Magister Hus bin ich oft und viel zusammengewesen, habe mit ihm gegessen und getrunken, seine Predigten gehört und viele Unterredungen über die Heilige Schrift mit ihm gehabt, aber niemals eine Ketzerei bei ihm wahrgenommen; vielmehr habe ich ihn als einen rechtschaffenen und katholischen Mann erkannt und nichts Irriges bei ihm bemerkt. Bis zur Stunde hat ihm noch niemand eine Ketzerei nachgewiesen; auch hat das niemand versucht, als er erst vor einigen Tagen bei der Kirchenversammlung im erzbischöflichen Palast durch öffentliche Maueranschläge dazu aufgefordert hatte.» Und ähnliches sagte seinerzeit der Prager Erzbischof Konrad von Vechta auf einer Priesterversammlung.[17]

Unerschütterlich stand in dieser finsteren, verheuchelten Konzilswelt der böhmische Adlige Johannes von Chlum zu Hus, wenn auch alles, was er tat, hintertrieben und nicht wirksam wurde. Doch gelangten auch zwei tschechisch geschriebene Protestbriefe des mährischen Adels an den König sowie, gleichfalls an diesen und gleichfalls auf tschechisch, das feierliche Memorandum einer großen Versammlung von Baronen, Rittern, Edelleuten am 12. Mai in Prag, versehen mit nicht weniger als 250 Siegeln der böhmisch-mährischen Aristokratie, die empört ist über die Einkerkerung des Magisters gegen Wahrheit und Recht. Schuldlos sei er verleumdet worden, mit ihm aber auch Böhmen und die «tschechische Zunge». Und jetzt, heißt es, ist er «in deiner Macht und in deiner Stadt gefangen, obwohl er deine Versprechen und Geleitbriefe hat!»

Doch der König fürchtete die Kardinäle und hatte sich längst,

falls nicht von Anfang an, gegen Hus entschieden, hatte sich opportunistisch auf die Seite der großen Mehrheit geschlagen. Ebenso klug wie berechnend, ebenso unzuverlässig wie ehrgeizig, wollte Sigismund Retter der Kirche und der ganzen Christenheit sein. Und er wollte Böhmen nicht als «Ketze»-Winkel gebrandmarkt sehen. So gab er Hus preis, zumal man, wie Eberhard Dracher, ein Augenzeuge, berichtet, so lange auf ihn eingeredet hatte, «daß er einem der Ketzerei Verdächtigen sein Wort zu halten nicht verpflichtet sei, bis er es selber glaubte» – «und do er iren ernst hertt, do ließ er es gut sin» und sich durch die «Sache Hus und andere Kleinigkeiten» nicht irritieren.

An Neujahr 1415 gestattete er den Kardinälen in aller Form, mit Hus nach eigenem Ermessen zu verfahren. Er kapitulierte vollständig vor den zu Tausenden versammelten Pfaffen. Er wollte, daß Hus abschwöre oder das Verhängnis seinen Lauf nehme, der Häretiker verbrannt werde. Bereits eine seiner Ketzereien, äußerte er, reiche dazu. Ja, er forderte die Kardinäle auf, Hus zu mißtrauen, selbst wenn er widerriefe. Nach Böhmen zurückgekehrt, würde sich seine Lehre auch über Polen und andere Länder verbreiten.

Viel zu spät erkannte Hus, vor dem Freien Geleit des Königs schon in Böhmen dringend gewarnt, in seinem, wie er lange meinte, «gütigen Wohltäter und starken Beschützer», den Gegner. Er erinnerte sich nun eines Königsboten, des Herrn Mikeš Divoky, der ihm einst auf Burg Krakovec in Sigismunds Namen sicheres Geleit und ein gutes Ende versprochen, doch dem Auftrag Sigismunds selbst mißtrauend von sich aus hinzugefügt: «Wisse für gewiß, Magister, daß du verdammt werden wirst!» Zu spät erkannte er, «daß Mikeš die Absichten des Königs nur zu gut durchschaut hatte». Ja, er glaubte schließlich, der Herrscher habe ihn von Anfang an getäuscht. «Ich nehme an», schreibt er an Chlum und Dubá, «dies ist mein letzter Brief an Euch, weil ich morgen in Hoffnung auf Jesus Christus durch einen schrecklichen Tod von meinen Sünden gereinigt werde. Was mir in dieser Nacht geschah, kann ich nicht schreiben. Sigmund hat alles in betrügerischer Absicht getan.»[18]

Schon längst hatte auch die offizielle Konzilsregie, zumal eine neunzehnköpfige Untersuchungskommission, lauter erklärte Hus-

Feinde, ihr Opfer erfaßt. Doch im Grunde war Hus seit seinem Erscheinen in der Bodenseestadt ein toter Mann, zumindest einer, den man bei Widerruf in irgendeinem Klosterkerker lebenslang würde kaputtgehen lassen.

Nachdem man John Wyclif am 4. Mai 1415 «auf ewig verdammt» und seine Gebeine auszugraben und an einem ungeweihten Ort wie Unrat wegzuwerfen befohlen hatte, begannen Anfang Juni die öffentlichen Verhöre von Hus, eine reine Formsache, wobei man oft skandalös mit ihm umging: zu vielen auf ihn einbrüllte, ihn kaum zu Wort kommen ließ, ihn mit höhnischen Ausfällen überschüttete, ihm Fangfragen stellte, ihn auslachte, auspfiff, anspie, ihn mit Verwünschungen, Schmähungen überschüttete, ihn Reptil und geile Natter schimpfte, schlimmer als einen Sodomiten, Türken, Juden, als Kain und Judas, indem man seine Gewissensnöte komisch fand oder seine Gedankengänge gar nicht aufgriff. Man befragte Zeugen, fast durchweg Gegner, an einem einzigen Tag 15, die ihn alle beschuldigten. Man erzwang Aussagen wider ihn. Man gestand ihm keinen Verteidiger zu, da «einem der Ketzerei Verdächtigen» kein Rechtsschutz gebühre. Man unterstellte ihm Aussagen, die er gar nicht gemacht, Lehrsätze, die er nie vertreten, die man verfälscht hatte, ja man bezichtigte ihn sogar, sich als vierte Person Gottes ausgegeben zu haben.

Kurz, Hus mochte sich verhalten, wie er wollte, man kehrte es immer gegen ihn. Schrie man ihn von allen Seiten nieder, so daß er nicht klar antworten konnte, nannte man ihn verwirrt. Setzte er sich genau auseinander, sagte man ihm Rabulistik nach und wollte nur ja oder nein von ihm hören. Schwieg er ganz, sah man darin eine Zustimmung zu Irrtümern. Und argumentierte er mit Hilfe der Kirchenväter, fand man das abwegig und rief ihn zur Sache. «Gebt mir zwei Zeilen eines beliebigen Autors», brüstete sich nicht ohne Grund ein mittelalterlicher Inquisitor, «und ich beweise, daß er ein Häretiker ist und verbrenne ihn.» «Ich hatte gedacht», hielt Hus einmal ruhig der Konzilsmeute entgegen, «auf diesem Konzil mehr Anstand und Ordnung zu finden!» Und berichtete den Prager Freunden: «Sie schrieen alle gegen mich, wie die Juden gegen Jesus.»

Man zieh Hus häufig der Verstocktheit, schalt ihn einen hartnäk-

kigen «Ketzer». Doch wiederholte er immer wieder seine Bereitschaft zur Korrektur, bot er oft dem Konzil seinen Widerruf, seinen demütigen Widerruf an, wenn es ihn eines Irrtums überführe, eines Besseren belehre, ihn aus der Bibel, den Kirchenvätern widerlege.

Noch kurz vor seinem Ende, am 5. Juli, erklärte er einer offiziellen Delegation, darunter zwei der prominentesten Kardinäle, d'Ailly und Zabarella, erschöpft und ausgemergelt, schon vom Tod gezeichnet: «... wenn ich mir bewußt wäre, etwas gegen das Gesetz Christi und seine wahre Kirche geschrieben oder gepredigt zu haben, so würde ich – Gott ist mein Zeuge – in Demut widerrufen. Ich verlange doch nur, daß man mir bessere und annehmbarere Beweise aus der Schrift zeige, als die ich geschrieben und gelehrt habe, – dann werde ich bereitwillig widerrufen!» Und als ihn einer der Bischöfe anfuhr: «Willst du klüger sein als das ganze Konzil?», antwortete Hus: «Ich will nicht weiser sein als das Konzil ... Gebt mir, ich bitte euch, den Geringsten aus dieser Kirchenversammlung, daß er mich eines Besseren aus der Schrift belehre, und ich will alles tun, was das Konzil von mir verlangt!»

Aber sollte er wider sein Gewissen handeln, abschwören, was er nie gesagt, das Konzil belügen? Doch genau das wünschte man, wollte ihn beugen, demütigen, wollte seinen totalen Widerruf, wollte sein Lebenswerk, die ganze gefährliche Bewegung Böhmens treffen, vernichten, «das Konzil wollte die Lüge, es nahm die Taktik der Schauprozesse des zwanzigsten Jahrhunderts vorweg: Es verlangte ein umfassendes Schuldbekenntnis auch dort, wo keine Schuld gefunden oder bewiesen worden war» (Rieder).[19]

Nur zu begreiflich, daß Hus in Konstanz, den Tod vor Augen, besonders achtsam, überlegt taktierte, daß er, was wunder, große Vorsicht walten ließ, daß er «Versuchungen» ausgesetzt war, er Angst hatte, vielleicht doch abzuschwören, doch seine Glaubwürdigkeit zu verlieren, daß er auch Schwächen zeigte, Furcht, daß er manches vordem Vertretene zu entschärfen, einzuschränken suchte, daß er manchmal nicht sehr konkret replizierte, auswich, einiges gar abstritt, wenn es auch wohl zu weit geht, behauptet der Gesandte der Kölner Universität von einem Besuch bei Hus: «Niemals sah ich einen so dreisten und das Recht verdrehenden Kerl, der so vorsich-

tig zu antworten und die Wahrheit zu verbergen wußte.» In allem Wesentlichen, Entscheidenden, in allem, was seinen moralischen Rigorismus, seine unerschrockene Kirchenkritik, seine Hochschätzung Wyclifs betraf, erwies sich Hus als unerschütterlich. Immer und immer wieder aufgefordert abzuschwören, immer und immer wieder durch Drohungen und Verlockungen zum freiwilligen Widerruf gedrängt – er blieb standhaft.[20]

So kam Samstag, der 6. Juli 1415, der letzte Akt des blutigen Theaters. Alles, was Rang und Namen hatte, feierte schon am frühen Morgen im Münster die hl. Messe, von der Hus, gefesselt und von Schwerbewaffneten umringt in der Vorhalle, ausgeschlossen war. Der Erzbischof von Gnesen sang das Evangelium nach Matthäus 7,15: «Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, im Inneren aber räuberische Wölfe sind ...». Der Bischof von Lodi hielt die Predigt nach dem Pauluswort: «Der sündige Leib soll zerstört werden» und appellierte an den König, unter der Krone und mit all seinen Insignien präsent, die «Ketzerei» auszurotten, «vor allem aber diesen verstockten Ketzer da, durch dessen Bosheit so manche Gegenden der Erde von ketzerischer Pest angesteckt sind und zugrunde gerichtet werden ...»

Hus, inzwischen hereingeholt, war aufs Knie gesunken und betete.

Dann verlas man die Anklagepunkte und die vielen falschen, längst entkräfteten Zeugenaussagen, wobei ein «Dekret des Schweigens» bestand. Doch Hus, seine letzte Gelegenheit nützend, die Öffentlichkeit zu informieren, seine Rechtgläubigkeit zu bekunden, rief immer wieder mit lauter Stimme seine Proteste und Berichtigungen dazwischen, bis man den Bütteln befahl, ihn gewaltsam zur Ruhe zu bringen, so daß er mit zum Himmel erhobenen Händen eindringlich bat: «Hört mich doch, um Gottes willen, hört mich, damit wenigstens die hier Versammelten nicht alle glauben, daß ich Irrlehren behauptet habe! Hernach mögt ihr mit mir machen, was euch gefällt!»

Als man ihn wieder bezichtigte, sich als vierte Person der Gottheit bezeichnet zu haben, wollte er, natürlich vergeblich, den Namen des Zeugen hören und bekannte seinen katholischen Glauben.

Und als man ihm seine Mißachtung des Banns vorhielt, erklärte er, dreimal an den Papst geschickt zu haben, um seine Sache zu verteidigen oder sich eines Besseren belehren zu lassen. Da ihm dies verwehrt geblieben, sei er «aus freiem Entschluß auf dieses Konzil gekommen, nachdem mir der König, der hier anwesend ist, sicheres Geleit versprochen hatte, das mich gegen jegliche Gewalt schützen sollte» – wobei Hus den Herrscher ansah, «the playboy ruler of the Holy Roman Empire», über dessen Gesicht, so Augenzeuge Mladenoviç, «eine Schamröte flog», ohne Zweifel «the saddest figure in this drama» (Molnar).

Eine traurige Figur macht noch heute der katholische Kirchenhistoriker Brandmüller, der schreibt: «Zum guten Schluß (!) versuchte das Konzil, dem Angeklagten den Widerruf so leicht, wie es nur anging zu machen ...»

Nach Verlesung des Urteils, mit dem die «heilige Synode» einen «hartnäckigen, unverbesserlichen und nicht zum Abschwören seiner Irrlehren bereiten Menschen» richtete, einen wahren und offenbaren «Ketzer», der «verdammte Irrtümer und viel Anstößiges, Verwegenes und Aufrührerisches gelehrt und öffentlich gepredigt hat», sank Hus aufs Knie und rief: «Herr Jesus Christus, ich bitte dich, verzeih allen meinen Feinden wegen deines großen Erbarmens; du weißt, sie haben mich fälschlich angeklagt, falsche Zeugen vorgeführt und falsche Artikel gegen mich aufgestellt! Verzeih ihnen deiner unermeßlichen Gnade wegen.» Viele Bischöfe lachten; der königliche Rat Graf Schlick aber verließ erregt und mit der lauten Erklärung das Münster, er könne bei solch ungerechter Verurteilung guten Gewissens nicht zugegen sein.

Nun wurde Hus feierlich degradiert. Auf einem Podest inmitten des Kirchenschiffs stehend und mit dem ganzen Pfaffenornat bekleidet, rissen ihm – da er einmal mehr das Abschwören verweigerte, um «nicht Gott», wie er unter Tränen sagte, «ins Gesicht lügen und gegen mein Gewissen verstoßen» zu müssen – sieben ihn schmähende und verfluchende Bischöfe Stück für Stück der Gewänder ab, verstümmelten seine Tonsur und übergaben ihn dem «weltlichen Arm», nicht ohne daß sie ihm noch die mit «drey grewlich Teuffel» geschmückte Papiermütze des «Ketzers» aufgedrückt, «gar nahe eines

ellenbogens hoch», und verkündet hatten: «Wir übergeben deine Seele dem Teufel.»[21]

Hus wurde fortgeführt, vorbei an seinen brennenden Büchern, durch eine riesige, den Weg säumende Menschenmenge. Beim Anblick des Scheiterhaufens fiel er auf seine Knie und betete laut: «Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarm dich meiner.» Doch als er an Ort und Stelle deutsch predigen wollte, wurde es verhindert. Auch die drei, die böhmischen Reformprinzipien zusammenfassenden Reden, die Hus für Konstanz ausgearbeitet hatte, durfte er nie halten.

Man band ihn jetzt mit nassen Stricken an einen Pfahl und schichtete Holz und Stroh rings um ihn bis an sein Kinn. «Dann», so Augenzeuge Peter von Mladenoviç, «zündeten die Henker den Magister an. Er sang darauf mit lauter Stimme zuerst: ‹Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarm dich meiner›; zum zweitenmal: ‹Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarm dich meiner!› Und beim drittenmal: ‹Der du geboren bist aus Maria, der Jungfrau.› Und als er zum drittenmal begonnen hatte zu singen, schlug ihm alsbald der Wind die Flammen ins Gesicht, und also in sich betend und Lippen und Haupt bewegend, verschied er im Herrn. Im Augenblick der Stille aber, bevor er verschied, schien er sich zu bewegen, und zwar so lange, als man zwei oder höchstens drei Vaterunser schnell sprechen kann. Als das Holz der genannten Bündel und Taue verbrannt war und immer noch eine Körpermasse dastand, die an der genannten Kette um den Hals hing, stießen darauf die Henker die genannte Masse zusammen mit der Säule zu Boden, belebten das Feuer weiter und zwar mit einer dritten Holzfuhre und verbrannten die Masse vollständig ... Da sie aber unter den inneren Organen sein Herz gefunden hatten, spitzten sie eine Stange nach Art eines Spießes an und befestigten am Ende das Herz, brannten es besonders und schüttelten es beim Verbrennen mit Stangen und machten schließlich jene ganze Masse zu Asche. Und auf Geheiß der genannten Herren, des (Pfalzgrafen) und des Marschalls, warfen die Henker sein Hemd zusammen mit den Schuhen ins Feuer und sagten dabei: ‹Damit das die Böhmen nicht etwa wie Reliquien halten ...› Und so luden sie ... alles auf einen Wagen und versenkten es im nahen Rheinfluß.»

Nach dem Konstanzer Chronisten Ulrich Richental «nahm ihn der Henker und band ihn mit der Kleidung und mit allem an ein aufrechtes Brett, stellte ihm einen Schemel unter die Füße, legte Holz und Stroh um ihn, schüttete ein wenig Pech hinein und zündete es an. Da fing er zu schreien an und war bald verbrannt. Und da er verbrannt war, blieb die Inful (Ketzermütze) ganz. Da zerstieß sie der Henker, da verbrannte sie auch und es entstand ein übler Geruch; denn der Kardinal Pankratius hatte ein Maultier gehabt, das war an dieser Stelle gestorben und vergraben worden, von der Hitze öffnete sich das Erdreich, aus dem der Gestank herauskam.»

So konnte die Menge, gute Regie, noch etwas vom Hautgout des Teufels mitbekommen.

Die Konzilsväter feierten am nächsten Tag einen Dankgottesdienst. Und der katholische Theologe Brandmüller kommt noch im Jahre 1999 zum «guten Schluß» seiner Apologie zu dem Resultat: «Das Verfahren war gerecht und fair.»

Dagegen forderte 1965 der Archivar von Konstanz, Otto Feger, in einem offiziellen Aufruf, von Papst Paul VI. nicht nur die Rehabilitierung, sondern die Heiligsprechung von Hus – das Schlimmste, was ihm noch passieren könnte. Doch im Herbst 1990 animierte selbst Papst Johannes Paul II. in der Tschechoslowakei die Theologen, «den Platz» des «Magister Jan Hus unter den Reformatoren der Kirche» genauer zu bestimmen, und betonte auch seine «Unbescholtenheit des persönlichen Lebens und die Bemühungen um den kulturellen und moralischen Fortschritt der Nation».

Rehabilitiert diese Kirche Hus? Das hätte sie nicht verdient! Und er erst recht nicht.

Und im nächsten Jahr verbrannte man Hieronymus von Prag, Hussens Freund und Mitstreiter.

Hieronymus hatte einst Hus versprochen, ihm bei Gefahr zu folgen, und war, obwohl selbst gebannt und von Hus eindringlich gewarnt, Anfang April nach Konstanz gekommen, das er jedoch, von Chlum und Dubá entsprechend unterrichtet, alsbald wieder verließ. Kurz vor der böhmischen Grenze aber wurde er in Hirsau, Oberpfalz, gefangen und von Herzog Johann von Bayern im Mai wieder zurückgeschickt. Man karrte ihn, an Händen und Füßen gefesselt,

nach Konstanz, wo er am 23. Mai eintraf, kerkerte ihn ein Jahr, gleichfalls an Händen und Füßen in Ketten und in gekrümmter Stellung bei Wasser und Brot, ein und verbrannte ihn am 30. Mai 1416.

Zwar hatte man Hieronymus, durch schauerliche Haftumstände mürbe gemacht, im September 1415 zur Lossagung von Wyclif und Hus gebracht, doch wurde auch sein Widerruf von ihm widerrufen und er vertrat die alten Überzeugungen mit einer selbst seine Feinde beeindruckenden Haltung. «Nie habe ich», bekannte der Konzilsteilnehmer und Sekretär der päpstlichen Kurie, Poggio Bracciolini, «einen so beredten Mann gesehen, der den alten Rednern so nahe kommt als Hieronymus. Seine Feinde hatten mehrere Anklagen aufgesetzt, um ihn der Ketzerei zu beschuldigen, und er verteidigte sich so schön, so bescheiden und so klug, daß ich nicht imstande bin, es auszudrücken ... Hieronymus war schon 340 Tage in einem feuchten, finsteren Turm gesessen und konnte eine so treffliche Rede halten, voll Beispielen berühmter Männer und Grundsätzen der Kirchenväter. Sein Name verdient unsterbliche Ehre ... Hieronymus war aus der Schule der alten Weisen, weder Scaevola hat seine Hand so mutig ins Feuer gehalten als Hieronymus seinen ganzen Körper, noch Sokrates den Giftbecher so gelassen geleert, als Hieronymus den Scheiterhaufen bestieg.»[22]

Die hussitische Revolution beginnt

Der Flammentod von Hus und Hieronymus führte, wie nicht anders zu erwarten, zur Rebellion in Böhmen und zu neuen ungeheueren Verbrechen. Das Land wurde ein brodelnder Hexenkessel, das Volk, vom Adel bis zum letzten Bauern, eine einzige Front gegen die katholische Orthodoxie. Während man Hus zum Heiligen erhob, während man ihn und Hieronymus als Märtyrer verehrte, ignorierte man die Konstanzer Konzilsbeschlüsse, die Bezichtigungen, Verfluchungen, das Interdikt über Prag, reichte das Abendmahl unter

der Gestalt von Brot und Wein und machte den Kelch zu einem Identifikationsattribut, zum zugkräftigen Hussitensymbol. Empört, rachelüstern, raubend jagten die «Kelchgläubigen» den altkirchlichen Klerus. Fortgesetzte Exzesse folgten, Plünderungen von Kirchengütern, massenhafte Vertreibungen, die Ermordung der gegnerischen Geistlichen. Auch der Erzbischof mußte weichen.

Während Sigismund lavierte, mehr noch Wenzel, setzten sich radikale Köpfe an die Spitze der bald in verschiedene Gruppen auseinanderbrechenden Bewegung, vor allem in die radikalen Hussiten, die Taboriten, und in die gemäßigten, denen Universität und Hochadel zuneigten, die Utraquisten (Kalixtiner), die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfingen. Sie formulierten ihre Forderungen in den «vier Prager Artikeln», das heißt, außer der Kommunion sub utraque specie: freie Predigt für dazu befähigte Kleriker; Besitzlosigkeit der Geistlichen; Bestrafung von Todsünden (Häresie, Simonie, Diebstahl, Trunksucht u. a.) an Priestern wie Laien durch die weltliche Obrigkeit.

Jan Želivský (Johann von Selau), ein ehemaliger Mönch, Ex-Zisterzienser und einer der unentwegtesten Agitatoren, verkündete wortgewaltig das nahe Weltende, den Kampf gegen den Antichrist, den Umsturz alles Bestehenden. Von der Kanzel herab hetzt er seine Anhänger gegen Adel und städtisches Bürgertum und beschimpft einmal den anwesenden Bürgermeister als «Räuber dieser Gemeinde».

Die Bibel ist wie immer nützlich. Im Gedenken an Moses und die alttestamentlichen «Helden» stachelt Želivský seine Zuhörer auf, «ihre Schwerter in das Blut ihrer Feinde zu tauchen». Bald kommt man zu seinen Predigten bewaffnet. Dann aber fällt er, auch im Krieg als «director exercitus» brillierend und beim Volk beliebt, wegen seiner Radikalität dem Prager Stadtrat lästig und wird, nebst zwölf Parteigängern im Frühjahr 1422 zu Beratungen gebeten, insgeheim geköpft, worauf die Seinen das Rathaus stürmen, die Abstechung der Ratsherrn erfolgt, die verhaßter Priester und, wie so häufig, schuldloser Juden.[23]

Bedeutender, noch populärer: Jan Žižka von Tratzenau (Trocnov), aus südböhmischem Kleinadel, ein leidenschaftlicher Verehrer von Hus und Feind der Priester, dabei pragmatisch, ohne sonderli-

chen Sinn für sektiererische Eiferer, theologische Haarspaltereien, Streit um kirchlichen Kult, vielmehr ganz auf militärische Konzentration, auf Abwehr und Angriff bedacht. Feldpfaffen somit durchaus erwünscht! «Es ziemt sich eines treuen Christenmenschen nicht, vor dem Antichrist zu weichen.»

Zeitweise im Dienst des polnischen und des böhmischen Königs, der ihn ausdrücklich ermächtigt, Hussens Hinrichtung zu rächen, war der Hussitenführer auch politisch eher traditionell orientiert, weder grundsätzlich gegen Adel noch Bürgertum. Später brach er freilich mit dem Hof.

Unter Žižka und Želivský kommt es am 30. Juni 1419 zum «Ersten Prager Fenstersturz», zum Ausbruch der hussistischen Revolution. Demonstranten üben Lynchjustiz, werfen Stadtrichter, Gerichtsdiener, Stadträte, Bürgermeister durch die Neustädter Rathausfenster auf die Straße, wo sie die Menge zerfleischt. Auch katholische Geistliche werden vertrieben, ermordet, Kirchen und Klöster, die großen Landbesitze, zerstört. Den Ärmsten, Ausgebeuteten wird ein goldenes Zeitalter verheißen, der Sturz der Unterdrücker, eine egalitäre Gesellschaft, die Gütergemeinschaft, gar die Wiederkunft Christi.

Vor Aufregung stirbt König Wenzel IV. am 16. August 1419 auf Schloß Wenzelstein bei Prag. Und nach seinem Tod eskaliert die Revolte erst recht. Man stürmt schon anderntags die Kirchen, man ruiniert Reliquien und Altäre, Bilder und Orgeln und stiehlt auf Teufel komm raus. Auch das Kartäuserkloster raubt man aus, brennt es bis auf die Mauern nieder. Annähernd fünfzig Klöster des Landes werden in diesem und dem nächsten Jahr vernichtet, dazu mehr als hundert Kirchen, auch Mönche und Klosterfrauen erbarmungslos massakriert. Weithin gibt es keine Priester mehr; «sie waren alle umgebracht» (Hauck).

Seit 1420 organisiert und führt Žižka als oberster Befehlshaber mit einer «hussitischen Heeresordnung» und unter Anwendung teilweise neuer Kriegstechniken, der Wagenburgen (schon seit der Antike bekannt, doch jetzt ihre «Blütezeit» erlebend), der Feuerwaffen, das Feldheer der Taboriten. Den Berg Tabor, benannt nach dem heiligen Berg der Bibel, die hussitische Festung, Zentrum der Radi-

kalen, muß die radikalste, chiliastische Vorstellungen vertretende Gruppe im März 1421 verlassen: die Pikarden, die, vom Heiligen Geist erleuchtet, religiöse Unterweisung verwerfen, zur Vielweiberei und Gütergemeinschaft tendieren. Bald darauf schleppt man etwa fünfzig von ihnen auf Befehl Žižkas, der diese Eiferer gnadenlos jagt, als «abscheuliche Ketzer» auf den Scheiterhaufen. (Einer ihrer Priester, Martin Húska, wird am 21. August 1421 allerdings von Katholiken verbrannt.) Die den Pikarden manchmal gleichgesetzten (sehr kontrovers beurteilten) Adamiten, rund 300 an der Zahl, beseitigt Žižka im Frühherbst 1421.[24]

Hussitische Prediger ziehen umher und schüren den Aufruhr. Religiöser Fanatismus und Raffgier entfesseln immer mehr die Massen. Bald will man nicht nur Böhmen, sondern Deutschland befreien, will man, als von Gott auserwählt, als Verkünder des allein wahren Glaubens, ganz Europa hussitisch machen. Will aber nicht nur missionieren, will auch die in Leibeigenschaft und Fron steckenden, stets von Hunger, Seuchen, von Kriegsschrecken bedrohten Bauern befreien, will nicht nur eine religiöse, sondern auch eine soziale Revolution. Alles soll Gemeingut werden, auch frei von Abgaben und Steuern sein.

Beutemachen war in der hussitischen Heeresordnung streng verboten. «Wegen Raub aus Gier nach Gold», sangen die «Gottesstreiter», «lasset euer Leben nicht, und bei Beute haltet euch nicht auf.» Doch allmählich lief alles immer mehr auf bloße Brandschatzungen, auf Raubzüge hinaus, belud man sich nur noch, wie ein tschechischer Annalist schreibt, «mit großer Beute» und ließ sich «am Golde genügen».

Das ging freilich nicht ohne Blutvergießen.

Zunächst schlägt man in Böhmen um sich, vernichtet etwa im Pilsener Raum alle Kirchen und Klöster, zerreibt so bravourös wie verlustreich eine Adelstruppe, erobert und verbrennt die Stadt Sezimovo-Ustí.

König Sigismund, nach dem Tod seines Halbbruders rechtmäßiger König Böhmens, ist nach diversen Türkenkämpfen in Ungarn seit Ende 1419 wieder im Land, doch wegen seiner grausamen Kriege und der Verbrennung von Hus überaus unbeliebt. Und wäh-

rend er einerseits seine «angeborene Anhänglichkeit an die süße Heimat» versichert, will er andrerseits Wiclifisten wie Hussiten lieber heute als morgen ersäuft sehn. So macht er selbstverständlich gemeinsame Sache mit Papst Martin V. und verkündet am 17. März 1420 die von diesem erlassene Kreuzbulle «Zur Ausrottung der Wiclifisten und Hussiten», der selbst noch Hunderte von Niederländern folgten.

Vier Kreuzzüge gegen das «giftige Gewürm»

Man glaubte leichtes Spiel zu haben, rückte von Schlesien in Böhmen ein, holte sich aber 1420/1421 infolge veralteter Totschlagmethoden der königlichen Truppen in schweren Kämpfen nur Niederlagen. Die Taboriten verwüsteten darauf Böhmen, stürmten Schlösser, bezwangen Burgen mit Hilfe ihrer Kanonen, verbrannten Dörfer, stachen die Einwohner ab, ließen in Komotau (Chomutov) nur so viele am Leben, daß sie die Toten begraben konnten.

Der König mußte das Land verlassen, der Adel, gerade noch großzügig mit Kirchengut, mit Kirchenschätzen bestochen, wechselte die Front, ging mit fliegenden Fahnen zu den Hussiten über. Sogar Erzbischof Konrad von Vechta trat ihnen 1421 bei. Im Jahr zuvor hatte er noch Sigismund im Veitsdom zum König von Böhmen gekrönt. Der Prälat wurde gebannt und starb, zurückgezogen auf seinen Besitzungen, 1430.

Beim zweiten Kreuzzug 1421/1422 fiel man von Westen und Osten her in Böhmen, in Mähren ein. Die Horden deutscher, ungarischer und kroatischer Truppen ergossen sich zügellos plündernd über das Land, flohen aber vor dem anrückenden Gegner kampflos bis über die Grenzen. Sigismund entrinnt gerade noch. Deutsch-Brod wird beim Verfolgen der Invasoren erobert, eintausendfünfhundert Männer, Frauen und Kinder werden erschlagen und mit der ganzen Stadt verbrannt. Viele Hunderte von Fliehenden ertrinken mit Roß und Wagen unter dem brechenden Eis der Sazawa, über

tausend Leichen liegen längs der Straße nach Kuttenberg, ein Fraß für Hunde und Wölfe. «Böhmen begann sich nach diesem Kreuzzug mehr und mehr in eine Wüste zu verwandeln» (Rieder).[25]

Denn wie die katholische Kirche Hus erledigt hatte, so suchte sie auch den Hussitismus auszulöschen, natürlich gleichfalls durch Gewalt, durch Bildung immer neuer Kreuzheere. Martin V. (1417–1431), der einzige Colonna auf dem Papststuhl, forderte sie, während Sigismund nach dem Versagen der Reichstruppen die Sache satt hatte. Doch kam alsbald, im Auftrag der Kurfürsten, der Kölner Erzbischof Dietrich nach Ungarn, um die «Vertilgung der Ketzer» voranzutreiben. Und der Papst schickt dem König Kardinal Branda, um das Blutbad wiederzubeleben. «Erhebe dich», stachelt der Heilige Vater brieflich den kampfmüden Fürsten an, «damit nicht die übrigen Gläubigen sich auf deine Lauheit berufen und mit deinem Benehmen ihre eigene Trägheit entschuldigen könnten!» Und heischt auch in einer Bulle die Vernichtung, ja, ruft noch die eigne Priesterschaft bewaffnet in die Schlacht gegen das «giftige Gewürm».

Aber der König tat nichts, er tat nur so. Er trat gern als Vogt und Schirmherr der Kirche auf, als Retter der Christenheit. Er erklärte alle «Ketzer» für vogelfrei und drohte ihnen die schrecklichsten Strafen an. In der Nürnberger Sebalduskirche nahm er feierlich das vom Papst geweihte Kreuzpanier entgegen, versprach einen Kreuzzug, doch er hielt sein Versprechen nicht. Er rührte keinen Finger.

Selbst als der alternde Žižka 1424 in Böhmen wütete, schlimmer als je, griff er nicht ein. Es wurde «Žižkas blutiges Jahr» – und sein Todesjahr. Mitte September war er, nicht mehr einäugig, sondern voll blind, kriegsblind, umjubelt in Prag eingezogen, einen knappen Monat später, am 11. Oktober 1424, raffte ihn die Pest hinweg, nicht ohne daß er die Seinen verpflichtete, «voll Gottesfurcht fest und getreu die göttliche Wahrheit zu schirmen um der ewigen Vergeltung willen». (Im Dreißigjährigen Krieg wurde sein Grab geplündert und auf Anordnung Kaiser Ferdinands II., des gottesfürchtigen, zerstört.)[26]

Žižkas Nachfolge trat Prokop «der Große» an (auch der Kahle genannt, Rasus, da bartlos). Er war hussitischer Priester, kam möglicherweise aus dem Prager Patriziat und setzte den Kampf mit aller

Brutalität fort. Und mit Gott. Ja, der Krieg war geradezu der Weg zu diesem. Tat Prokop doch kund: «Durch die Gnade Gottes wird das Getümmel des Krieges die Herzen zur Erkenntnis und zum Ergreifen der Wahrheit bringen.» Das geschah, indem man Dörfer und Städte in Flammen aufgehen ließ und die Gefangenen hängte. Natürlich auf beiden Seiten. Und jetzt, im Herbst 1425, ging auch Sigismund gegen die Hussiten vor, mit ungarischen Truppen und gestützt auf eine starke Streitmacht Herzog Albrechts V. von Österreich, seines Schwiegersohnes – «vor allem in den Kriegen gegen die Hussiten bewährt» (Handbuch der Europäischen Geschichte). Der bewährte Herzog, der einmal in Mähren fünfhundert Ortschaften niederbrennen ließ, rottete die Hussiten so rasend aus wie Žižka die Katholiken. Ja, jetzt machte man unter den beiden katholischen Fürsten sogar alles nieder, gleich ob Hussiten oder Katholiken.[27]

Damals, da Böhmen schon gänzlich ausgeplündert war, begannen auch die Raub- und Verwüstungskriege jenseits der Grenzen.

Die Hussiten fielen in Österreich ein, in Ungarn, drangen weit ins ost- und mitteldeutsche Reichsgebiet vor, nach Sachsen, Schlesien, Franken, in die Oberpfalz, wo die Truppen des – nicht selten persönlich gegen die Feinde ziehenden – Würzburger Bischofs Johann II. von Brunn «schändlich hausen» (Wendehorst). Man stand gelegentlich fast vor den Toren Wiens, kam bis Preßburg, Torgau, Magdeburg. Ja, im Sommer 1433 gelangte Prokop bis zur Ostsee, bis Danzig, während man indes oft auch in Böhmen weiterstritt, wider Gemäßigte und Katholiken, gegnerische Burgen, feste Plätze berannte, durch den Zweifrontenkrieg die eigene Kraft zersplitternd; wie man sich auch auf deutscher Seite durch innerstaatliche Querelen, territoriale Streitereien schwächte.

Nur anfangs schonten die Hussiten bei ihren, wie sie sagten, «herrlichen Kriegsfahrten» das unterjochte Volk der Nachbarländer, suchten sich sogar mit ihm gegen Klerus und Adel zu verbünden, «missionierten» mit Flugblättern, Manifesten. Bald aber überfielen sie die Ausgebeuteten genauso wie die Ausbeuter, wie Kirchen, Klöster, Burgen. Nach Eroberung der Festung Plauen, wo man zuvor hussitische Parlamentäre liquidiert hatte, rächten sich die Eindring-

linge, «daß das Blut an die Wände und Balken sprang, das man noch heutzutage sieht».

Schreckenerregende Greuelnachrichten eilten den böhmischen Horden voraus, doch die Wirklichkeit soll die Schilderungen oft übertroffen haben. Ganze Städte und so viele Burgen, «als sich kaum zählen ließen», gingen im Feuer auf. Aussig wurde verbrannt, Bayreuth wurde verbrannt, Guben in Flammen gesetzt, die Einwohnerschaft meist getötet, die Vorstädte von Leipzig, von Breslau verwandelten sich in Rauch. In Sachsen und Meißen äscherte man achtzehn Städte und vierzehnhundert Dörfer ein. Nur manche Orte widerstanden ungeschröpft den Stürmen, nur manche erkauften sich durch Riesensummen den Frieden, das königstreue Eger zum Beispiel, das reiche Nürnberg; es zahlte zwölftausend Gulden.

Im allgemeinen aber machte man nicht viel Federlesens. Mit Feuer und Schwert streckte man in erbarmungslosen Vernichtungszügen die Menschen nieder, zerstörte ihre Behausungen, schoß Hunderte von Steinkugeln in zernierte Burgen, Städte, schleuderte Hunderte von Fässern mit Aas und Kot zur Vergiftung des Feindes über die Mauern. Man fing aus Fenstern Gestürzte mit Spießen und Heugabeln auf, schnitt Katholiken Kreuze (Hussitenkelche) in die Stirnen, briet Priester in Pechfässern oder stach sie am Altar ab. Man verwüstete das flache Land, übte die Taktik der verbrannten Erde, kam im Winter, und die Überlebenden starben an Hunger. Kurz, man ließ eine einzige Blut- und Leichenspur hinter sich, Tote «wie Garben auf dem Feld».

Auch zwang man mittellose Gefangene in den eignen blutigen Dienst. Man raubte massenweis' Herden, Tausende und Abertausende von Rindern, raubte Gold, Kleider, alles, was brauchbar, nützlich schien, und führte es auf hoch beladenen Wagen mit bis zu zwanzig Pferden als Vorspann in langen Trecks nach Böhmen, gelegentlich nach Polen, wo man es lukrativ verkaufte.[28]

Zwischen all den fürchterlichen Raub- und Mordaktionen kam es zu einer Reihe von größeren Auseinandersetzungen. So am 16. Juni 1426, als Prokop bei Aussig über ein etwa gleichstarkes Reichsheer unter dem Kurfürsten von Sachsen siegte; als Haubitzen und Handfeuerwaffen im Schutz der Wagenburg die angreifenden

Deutschen zerfetzten, worauf man die Fliehenden zwischen brennenden Dörfern Richtung Erzgebirge trieb, niemandem Schonung gewährte, auch nicht den Scharen eingekreister Ritter, die kniend, die Schwerter in die Erde gesteckt, Pardon erbaten, ihn freilich zuvor den Hussiten selbst nicht gegeben hatten – Christen unter sich.

Ähnlich wurde 1427 bei Mies und Tachau ein rund hunderttausend Mann starkes Kreuzheer, geführt von Erzbischof Otto von Trier und Friedrich I. von Brandenburg, gegen den Kamm des Böhmerwalds und Deutschland gejagt. Dabei spielte der Kardinallegat Heinrich von Beaufort, Bischof von Winchester, fast eine Heldenrolle, indem er die deutschen Truppen, die in panischer Angst vor den unter Prokop herandonnernden Hussiten flohen, aufzuhalten suchte, die päpstliche Fahne und das Bild des Gekreuzigten schwang, schließlich mit dem Brandenburger Kurfürsten in Tränen ausbrach. Und alles in Tachau, mit Ausnahme der Frauen und Kinder, wurde nach Erstürmung der Stadt von den Siegern geschlachtet. Die Fürsten freilich und sonstigen Herren, die von einer «List des Teufels» sprachen, hatten sich sämtlich gerettet.[29]

Die Kirche rief zwischen 1420 und 1431 zu vier Kreuzzügen gegen die Hussiten auf, zu «Heiligen Kriegen», in denen man keine Frauen mitführen durfte, in der Woche einmal beichten und möglichst oft die Messe hören mußte. Das förderte die fromme Sache, diente der blutigen Ausmerzung der «Ketzerei», diente aber vor allem, wie bei den Hussiten, der Plünderung.

Papst Martin V., seit Herbst 1420 in dem zerstörten, unsäglich verarmten Rom, wo nachts die Wölfe in den vatikanischen Gärten heulten und aus dem benachbarten Friedhof die Toten scharrten, blieb unversöhnlich; er und sein Kardinal Heinrich von Winchester schürten unermüdlich den Krieg. Und unter kirchlichem Einfluß erhob man auch eine allgemeine «Hussitensteuer», eine Art Kopfgeld: 25 Gulden der Graf, fünf Gulden der Ritter, einen Groschen der sogenannte gemeine Mann. Und noch Jude und Jüdin sollten je einen Gulden zahlen. Doch waren die Hussiten früher zur Stelle als auch nur ein kleiner Teil der Steuer, der überdies verschleudert wurde. König Sigismund, dessen Krieger damals in Ungarn vor Galambocz gegen die Türken eine verheerende Niederlage erlitten, wobei er

selbst knapp dem Verderben entrann, löste Sold- und Finanzfragen mitunter dadurch, daß er die Prager Kirchenschätze plündern oder geldgierige Barone durch Verpfändung von Kirchengut befriedigen ließ.

Als man sich unter hussitischem Druck und zunehmender Kriegsmüdigkeit auf Verhandlungen einließ und den nach der Burg Beheimstein benannten Vertrag schloß, war es der Papst, der jede Verhandlung, jedes Gespräch mit «schändlichen und verstockten Ketzern» verbot und ihre gewaltsame Unterjochung verlangte. Bis zuletzt erhoffte er «militärische Erfolge, um auf Verhandlungen mit den Hussiten verzichten zu können» (Koller). Der selbstherrliche Colonna, der seine Familie durch Güter und Abgabenfreiheit ganz übermäßig privilegierte, war auch anderweitig nicht zimperlich, ging beispielweise im Kirchenstaat mit «rücksichtsloser Gewalt» vor (Seppelt). Und hatte Martin bereits am 22. Februar 1418 seine Bulle «Inter cunctas» gegen die Hussiten gerichtet, hatte er schon damals, zu Beginn seines Pontifikats – eine seiner ersten Regierungshandlungen –, den Kardinallegaten Giovanni Dominici beauftragt, in Böhmen gemeinsam mit der weltlichen Macht die «Ketzerei» auszurotten, so schickte er zu demselben Zweck noch 1431, kurz vor seinem Tod, den neuen Kardinallegaten Giuliano Cesarini, den mehrjährigen Präsidenten des Basler Konzils (1431–1437), zum Nürnberger Reichstag.

Offensichtlich betrieb der Kardinal die Vorbereitung des neuen Krieges, des Vierten Kreuzzuges, viel angelegentlicher als der nicht sehr interessierte König. Cesarini überreichte auch im Sommer in Nürnberg einem Kreuzzugführer, dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, feierlich das Kreuz, bevor er selber mit einer Leibwache von dreihundert Lanzenträgern als Scharfmacher der Seinen und, laut päpstlicher Ernennung, Anführer des Ganzen in den Kampf zog, vom Gedanken der «Ketzer»-Vernichtung, wie es heißt, «bis zum Überströmen» erfüllt.

So blieb, als man im August Richtung Pilsen vorrückte, nichts am Leben. Denn was Albert Hauck von den Hussiten sagt, «das Nebeneinander von Gottesdienst und Mord ist bezeichnend für die hussitische Frömmigkeit», das gilt genauso für die katholische. Man

hieb alles zusammen, was böhmisch war, auch Frauen und Kinder, sogar Katholiken, eine ja schon aus früheren Kreuzzügen bekannte Methode der Heilsgewinnung. Doch als Prokops Heer nahte, das größte, das er je hatte, angeblich mehr als fünfzigtausend Mann, als am 14. August bei Taus die Erde von den heranstürmenden Streitwagen der Hussiten dröhnte, die Luft voll war von gellenden Trompetenstößen, Schlachtgebrüll und Totschlaggesängen «Die ihr Gottes Krieger seid ...», da erfaßte die Gotteskrieger der anderen Seite das kalte Grausen. Da machten sie, fast ohne Feindkontakt, kehrt, brauste alles, koste es, was es wolle, drunter und drüber, ohne Waffen, Gepäck und Diebesgut, mit nur dreihundert von viertausend Wagen dem Böhmerwald entgegen, verkeilte sich, den bösen Feind im Rücken, in den schmalen Wegen – ein Chaos.

Der Kardinallegat Giuliano Cesarini opferte seine Leibwache. Sie wurde niedergemacht. Er selbst entkam unter Zurücklassung der päpstlichen Fahne, seines roten Hutes, seines Mantels. Auf ungesatteltem Pferd, heißt es, sei er in Unterwäsche davongejagt – und mußte, jenseits des Böhmerwaldes, erneut das Weite suchen, nur diesmal vor den eignen wütenden Haudegen, die auch seinen Wagen voller Geld und Schmuck behielten. In Nürnberg aber, wo Sigismund das Ganze abgewartet, drängte der Kardinal sofort zur Fortsetzung des heiligen Spektakels, zu einem weiteren «Ketzer»-Krieg und klagte brieflich dem Papst, daß «die Laien auf Hussitenart über uns herfallen und uns niedermachen werden, wohl in der Meinung, derart ein gottgefälliges Werk zu tun».[30]

Gleichwohl war der Widerstand der Taboriten durch den fünfzehnjährigen Krieg geschwächt, war ihre Übermacht durch eine neu geschaffene Koalition des katholischen Adels und der Utraquisten, der gemäßigten Hussiten, gebrochen. Von ihr aus Prag und aus dem Pilsener Raum verdrängt, wurden die taboritischen Heere am 30. Mai 1434 in der Schlacht von Lipan (30 Kilometer östlich von Prag) vernichtend geschlagen, etwa dreizehntausend Mann – mit Hilfe einer Kriegslist, einer Scheinflucht – niedergemetzelt, darunter auch Prokop. Nur einige hundert Gefangene blieben übrig, wurden in Scheunen gesteckt und verbrannt. Noch ein Aufstand unter dem tschechischen Adligen und Hussiten-Heerführer Jan Roháč z Dubé

brach zusammen. Man nahm ihn am 6. September 1437 auf seiner Burg Sion gefangen und tötete ihn samt seinen Kampfgenossen drei Tage später. Im selben Jahr noch starb Sigismund, dem Albrecht V. von Österreich auf den böhmischen und ungarischen Thron folgte, bevor auch er, schon zwei Jahre danach, das Zeitliche segnete, auf einem Feldzug gegen die Türken.[31]

Das militante Hussitentum, das eineinhalb Jahrzehnte Mitteleuropa in Atem gehalten, hatte mit der Niederlage bei Lipan ausgespielt, der radikale Flügel war entmachtet, der konservative auf einen dürftigen Kompromiß festgelegt, die Basler (bzw. Prager) Kompaktaten. Sie erlaubten den Hussiten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie), erlaubten für Böhmen also den Kelch. Es wurde Landesgesetz; doch weder das Plenum des Basler Konzils bestätigte es noch der Papst. Und unter Georg von Podiebrad (1458–1471), dem «hussitischen König», kommt es zu einem neuen Kreuzzug.[32]

7. KAPITEL

DAS CHRISTLICHE EUROPA GEGEN MITTE DES 15. JAHRHUNDERTS UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG PAPST EUGENS IV., WEITERER JUDENPOGROME UND DES DEUTSCHEN RITTERORDENS

«Eugen IV. (1431–1449). Der tief fromme, vielleicht für seine neue Aufgabe zu sehr mönchisch-strenge, durch Güte und Wohltätigkeit ausgezeichnete neue Papst sollte eine Regierungszeit ganz eigener Art haben.»
Wilhelm Neuss[1]

«Selten hat die Regierung eines andern Papsts über die Provinzen der römischen Kirche gleiche Verwüstung und gleiches Unheil gebracht. Die vom Kriege gegeißelten Landschaften, die verheerten und zertrümmerten Städte, die verwüsteten Äcker, die von Räubern vergewaltigten Straßen, mehr als fünfzig teils zerstörte, teils von Kriegsknechten geplünderten Orte haben jede Art der Wut erfahren. Viele Bürger sind nach der Vernichtung ihrer Stadt als Sklaven verkauft, viele in Kerkern durch Hunger umgekommen.»
Poggio Bracciolini, italienischer Humanist und päpstlicher Sekretär unter Eugen IV.[2]

«Die Kriege im Kirchenstaat unter diesem Papst waren überhaupt so vernichtend wie wenige vorher.» «Der tägliche Anblick von Köpfen oder Gliedern gevierteilter Menschen, welche an den Toren festgenagelt oder in Käfigen oder auf Lanzen ausgestellt waren, oder das tägliche Schauspiel von Verbrechern, die man in die Kerker und auf die Richtplätze abführte, mochte selbst die abgehärteten Nerven der damals Lebenden erschüttern.»
Ferdinand Gregorovius[3]

«Die Juden leben wegen ihrer Schuld in ewiger Knechtschaft. Die Herren können ihnen daher alles wegnehmen und ihnen nur das Lebensnotwendige lassen ...»
Thomas von Aquin[4]

«Man müsse endlich reinen Tisch machen. Alle Juden solle man als Feinde des Glaubens auf Schiffe laden und auf offener See ertränken.»
Empfehlung des hl. Johannes Capestrano[5]

«In seinen eigenen Gebieten errichtet der Orden eine Gewaltherrschaft, der sich auch der Klerus, ‹sein› Klerus, zu beugen hat. Ein Bischof wird in einem Gewölbe der Kirche von Tapiau bei Königsberg an die Wand geschmiedet, zwei Ritter müssen seinen Hungertod beobachten.» «Die uns seit 1939 – seit Besetzung Polens – wohlbekannten Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die hier mehr als zweihundert Jahre lang permanent praktiziert werden, sind Genocid, also Völkermord, Ausrottung von Stämmen; Verschleppung von Frauen und Kindern; Versklavung der arbeitsfähigen Bevölkerung und bewußte Ausrottung der führenden Oberschicht.»
Friedrich Heer[6]

Die christliche Kirche steckte im Spätmittelalter in so verrotteten Verhältnissen, in einem so schweren geistlichen und weltlichen Verfall, daß aus ihr selber der Ruf nach Reform immer lauter erscholl. Allerdings kam er nicht aus den Reihen des höheren Klerus oder gar aus den Kreisen um den Papst, deren Macht- und Geldgier die Kritiker ja gerade mobilisierte – und auch immer wieder scheitern ließ. Zwar wollte das Konzil von Konstanz, wie schon die Pisaner Synode, auch die causa reformationis behandeln, doch wurde sie, ungeachtet seiner fünf Reformdekrete, völlig überschattet vom Schismaproblem und der Frage der Kirchenverfassung, des Konziliarismus.[7]

Konzil contra Papst

Unter Konziliarismus versteht man die Lehre vom allgemeinen Konzil als höchster kirchlicher Instanz, der auch der Papst unterworfen ist; entweder grundsätzlich, beim strikten, extremen Konziliarismus, oder nur in bestimmten Fällen, beim gemäßigten Konziliarismus. Die erste Auffassung beinhaltet eine Art Demokratisierung, eine Entmachtung des primatialen Ranges, der Souveränität des Papstes, die andere tastet diese nur in Ausnahmesituationen an; dazwischen entwickelten sich mannigfache Spielarten. Gefördert wurde die konziliare Idee vor allem von namhaften Theologen wie Marsilius von Padua, Wilhelm von Ockham, Konrad von Gelnhausen, Dietrich von Niem, Franciscus Zabarella, Pierre d'Ailly, Jean de Gerson, wurde unterstützt aber auch von Fürsten wie Friedrich II. oder Ludwig dem Bayern.

Die Konstanzer Kirchenversammlung bestimmte am 6. April 1415 durch das Dekret «Haec sancta» die Superiorität des Konzils in Glaubensfragen, in Fragen des Schismas sowie der Kirchenreform in capite et membris. Das Basler Konzil (1431–1437/1449), das längste der Kirchengeschichte, das die größte Streitschriftenflut vor der Reformation auslöste und sich für die vom Hl. Geist geleitete rechtmäßige Vertretung der ganzen Kirche hielt, verschärfte den Konziliarismus noch. Es bestand auf konziliare Unfehlbarkeit und dogmatisierte am 16. Mai 1439 in dem Beschluß über die «Drei Wahrheiten» den bereits im Konstanzer Dekret «Haec sancta» verordneten Vorrang des Generalkonzils als «veritas fidei catholicae».

Damit war die Kulmination des Konziliarismus erreicht, dem jedoch bald seine Zurückdrängung und der Sieg des monarchisch-hierarchischen Systems folgte, auch wenn der korporativ-konziliaristische Gedanke bei namhaften Theologen des 15. und 16. Jahrhunderts weiterlebte, besonders im Gallikanismus, partiell im Jansenismus, im Episkopalismus, bei den Altkatholiken, ja im 20. Jahrhundert in Verbindung mit dem Zweiten Vaticanum wieder diskutiert worden ist.[8]

Zwischen dem Basler Konzil und dem Nachfolger Martins V., dem venezianischen Kaufmannssohn Gabriele Condulmer, der sich Eugen IV. nannte, begannen allmählich immer schärfere Zerwürfnisse, ging es doch, worum es in der Politik freilich immer geht, um die Macht.

Eugen IV. (1431–1447) war durch Gregor XII., seinen Onkel, 1407 Bischof, 1408 Kardinal, dann, als Kompromißkandidat zwischen den Colonna und Orsini, selbst Papst geworden. Schroff, undiplomatisch, eifersüchtig auf seine Prärogativen bedacht, die mit allen Mitteln verteidigte papale plenitudo potestatis, arbeitete er während seines ganzen stürmischen Pontifikats im stetig wachsenden Konflikt gegen die konziliaristischen Kräfte der Basler.

Zugleich wandte sich Eugen wider die teilweise weitgehend modifiziert darauf fußende Pragmatische Sanktion, eine am 7. Juli 1438 von Karl VII. aufgrund einer französischen Klerusversammlung in Bourges erlassene und den Interessen der Krone angepaßte

Ordonnance. In diesen Verfügungen lavierte der König zwischen Konzil und Papst und schuf so, ohne jede formelle Festlegung, eine gallikanische Nationalkirche. Die von Frankreich an die Kurie gelangenden Gelder gingen darauf um 20 Prozent zurück.

Dessen ungeachtet introduzierte Eugen IV. gegenüber dem korporativen Verfassungsprinzip den Triumph der antikonziliaristischen papalen Idee. Er löste das Konzil im Dezember 1431 auf, anerkannte es zwar, in Italien militärisch massiv bedrängt, zwei Jahre später unter demütigenden Wendungen erneut, verlegte aber die Versammlung als Gegensynode erst nach Ferrara, dann nach Florenz. Und von dort aus beleidigte man die Basler Prälaten als «Bettlerpack, vulgäre Kerle vom niedrigsten Bodensatz des Klerus, Abtrünnige, blasphemische Rebellen, Gotteslästerer, Galgenvögel, Männer, die ohne Ausnahme nur verdienen, zum Teufel zurückgejagt zu werden, von dem sie gekommen sind».

Das derart denunzierte Rumpfkonzil in Basel setzte den Papst am 25. Juni 1439 als Schismatiker und Häretiker ab, forderte jedoch vergeblich ein bewaffnetes Einschreiten gegen ihn und wählte am 5. November einen anderen Pontifex, womit man ein neues Schisma hatte.[9]

Felix V. (1439–1449), wie sich der verwitwete Herzog Amadeus VIII. von Savoyen, ein Laie, nun nannte, wurde der bisher letzte Gegenpapst. Während seiner Amtszeit meist in Lausanne residierend, hatte er offenbar mehr erhofft. Er sah sich ungenügend mit Pfründen und Rechten ausgestattet, bekam zudem selbst Probleme mit dem radikalen Konziliarismus der (seit Sommer 1448 in Lausanne tagenden) Basler Synodalen, die ihrerseits wieder finanziell und politisch enttäuscht von Papst Felix waren. Kurz vor der am 25. April 1449 beschlossenen Auflösung des Konzils trat er zurück. Nikolaus V. (1447–1455) ernannte den Exrivalen zum Kardinalbischof von Sabina, zum ständigen Legaten für Savoyen, für den Bereich seiner einstigen Obödienz, und erkannte ihm aus der apostolischen Kammer eine hohe lebenslange Rente zu, die er freilich nicht lang genoß. Schon am 7. Januar 1451 starb er in Genf als «Einsiedler» (Knöpfler), vermutlich der reichste Einsiedler, der je gelebt.[10]

Grosses Köpferollen unter Kardinal Giovanni Vitelleschi, dem «geliebten Sohn» des Papstes

In Italien, von Tumulten und Waffengängen überwogt, die das Land noch fast hundert Jahre heimsuchen sollten, stritt inzwischen Papst Eugen IV. (dessen Sippe eine große Rolle im mittelmeerischen Tuchgeschäft spielte, doch auch mehrere Prälaten stellte) zunächst an der Seite von Venedig und Florenz, den größten Handelszentren. Hauptgegner: Mailand und Neapel, vor allem Filippo Maria Visconti, der Herzog von Mailand, aber auch die Colonna, die Nepoten seines Vorgängers, die er, der Nepot Gregors XII., und selbst wieder eifriger Förderer der eigenen Nepoten Giovanni Francesco und Marco, noch im Mai 1431 bannte und im Kirchenstaat sogleich mit Krieg überzog.

Martin V., der Vorgänger, hatte seine Verwandten mit gewaltigen Gebieten beglückt, die ihnen nun der Nachfolger wieder entriß, wobei in Rom durch einen «Hochverratsprozeß» über zweihundert Menschen umkamen, teils im Kerker, teils auf dem Schafott. Die Colonna, die Eugen zu ermorden planten, der Visconti, das Konzil von Basel, sie alle hatten den Aufstand gegen ihn geschürt, die Römer wieder einmal die Republik ausgerufen. So mußte der Papst in entwürdigender, doch angemessener Weise und trotz seiner Verkleidung als Mönch erkannt, verfolgt, beworfen und beschossen im Juni 1434 mit dem Seepiraten Vitellius von Ischia in einem Kahn auf dem Tiber fliehen.[11]

Während seines neunjährigen Exils, zumeist in Florenz, führte in Rom und dem Kirchenstaat Giovanni Vitelleschi, sein «geliebter Sohn», ein einstiger «Räuberhauptmann» (Kühner) und zeitlebens «grausamer, skrupelloser Kriegsmann» (Seppelt), den er 1437 zum Kardinal ernannte, ein Terrorregiment. In langjährigen Kämpfen rottete er aus, was ihm widerstand. Mit Feuer und Schwert, mit 4000 Reitern und 2000 Fußknechten rang er seine Gegner nieder, ließ ihnen reihum die Köpfe abschlagen, gelegentlich einen, den Grafen Antonio Scantino, an einem Olivenbaum hängen, einen anderen, einen gewissen Poncelletto, durch Rom schleifen, mit glühen-

den Zangen zwicken, dann vierteilen, den Abt von Monte Cassino im Kerker krepieren; er ermordete aber auch mit eigener Hand Pietro Gentile, den er nach Recanati gelockt und erwürgt hat – und gewann den Kirchenstaat großenteils zurück.

Die päpstlichen Truppen eroberten alle Kastelle der Präfekten von Vico (S. 54), und 1434 legte Giovanni Vitelleschi seinem Herrn mit Hilfe der Orsini auch Rom zu Füßen. Im nächsten Jahr ließ er den letzten Exponenten dieses alten germanischen, den Päpsten stets todfeindlichen Geschlechts, den rebellischen Stadtpräfekten Giovanni di Vico, einen Bundesgenossen der Colonna, köpfen, worauf Eugen dessen Güter kassierte und seinem geliebten Sohn Vitelleschi das Erzbistum Florenz und die Patriarchenwürde verlieh. 1437 machte der brutale Prälat das ausgehungerte Palestrina, die Hauptstadt der Colonna, dem Erdboden gleich und errang durch die Gefangennahme Antonio Orsinis, des Fürsten von Tarent, den Kardinalspurpur.

Noch gründlicher als dies einst unter Bonifaz VIII. geschah (VII 389 ff.!), ruinierte Vitelleschi Palestrina, riß auch dessen Dom ein und verwendete die marmornen Portale für einen eigenen Palast. Im steten Krieg gegen die Barone zerstörte er weiter die von Lorenzo Colonna verteidigte Festung Zagarolo bis auf den Grund; besiegte Niccolò Savelli, dessen uralte Stammburg bei Albano er schleifen ließ; besiegte ebenso nach monatelanger Belagerung Folignos Corrado Trinci. Nicht viel später wurde Corrado nebst seinen Söhnen Ugolino und Niccolò hingerichtet, und das Haus Trinci, das in den letzten hundert Jahren auch einige Bischöfe gestellt, starb aus.

Dies erlebte Giovanni Vitelleschi allerdings nicht mehr. War der purpurgekrönte Haudegen doch inzwischen wegen seiner stets wachsenden Macht bei Papst Eugen in Ungnade gefallen und selber als Gefangener in der Engelsburg entweder einer Verwundung erlegen oder ermordet worden. Der Vogt der Burg, Antonio Rido, hatte einen «schriftlichen Befehl des Papsts, sich Vitelleschis lebend oder tot zu bemächtigen» (Gregorovius). Eugen aber kassierte die Burgen und Güter des getöteten Kardinals sowie eine Summe Geld (mit Kleinodien) von 300 000 Dukaten.

Das Lexikon für Theologie und Kirche verzichtet in seiner 3., völlig neu bearbeiteten Auflage 2001 auf Giovanni Vitelleschi ganz und

gar – undankbarerweise angesichts all seiner Verdienste, stellte er ja, so die erste Auflage 1938, «als Legat Eugens IV. Oktober 1434 die päpstliche Herrschaft über Rom wieder her ...» Und über einen großen Teil des Kirchenstaates.[12]

Nachfolger Vitelleschis wurde Eugens neuer Günstling, der Kardinal Scarampo, gleichfalls ein Mensch schlimmster Sorte, der in Rom täglich Hinrichtungen vornehmen ließ. Doch Raub, Blutrache, Greuel aller Art erfüllten die Stadt. Sogar Geistliche des Laterans stahlen die Edelsteine von den Hüllen der angeblichen Apostelhäupter, wurden darauf tagelang in einem Käfig auf dem Campo di Fiore zur Schau gestellt, dann gehängt bzw. verbrannt.

Eugen IV., der ehemalige Augustiner-Eremit, wird gewöhnlich als ehrfurchteinflößende Erscheinung hingestellt, als Asket, «mönchisch ernst» (Seppelt), «sittenstreng» (Schuchert/Schütte), «äußerst fromm» (Kelly), «heiliger Ordensmann» (Schnürer), «durch Güte und Wohltätigkeit ausgezeichnet» (Neuss). Doch selbst das katholische Lexikon für Theologie und Kirche (1995) attestiert ihm «brutale Gewaltanwendung». Als beispielsweise der heiligmäßig genannte Karmeliter Thomas Conecte die völlig verkommene Moral der Kurie öffentlich geißelte, ließ ihn der Heilige Vater foltern und verbrennen. Wie er denn auch bei seinen Kriegen im Kirchenstaat ränkevoll und treulos war, je nach Umständen mit seinen Freunden und gegen sie kämpfte, Freunde zu wilden Feinden und Gegner zu Bundesgenossen machte.[13]

Eugens Kirchenunion

Als Höhepunkt dieser päpstlichen Regierung gilt die Kirchenunion mit Byzanz auf dem Konzil von Ferrara-Florenz (1437–1439). Doch war die Sache nur für den Papst selbst ein Erfolg.

Der byzantinische Kaiser Johannes VIII. Palaiologos (1425–1448) hatte bereits persönlich, bedrängt von den schon 1422 Konstantinopel belagernden Osmanen, 1423 im Auftrag seines Vaters Manuel II. militärischen Beistand von Ungarn und Venedig erbeten,

allerdings vergeblich. Als aber in den folgenden Jahren die Attacken der Türken zunahmen, verhandelte das stets mehr bedrohte Byzanz erneut mit dem Westen, wobei das Unionsproblem ein Politikum wurde zwischen Papst und Basler Konzil. Beide Konkurrenten umwarben die Griechen, beide schickten eine Flottille, und noch unmittelbar vor der Abfahrt wußte die griechische Delegation nicht, mit wem sie fahren würde, bis am 18. Oktober 1437 der Basileus, 20 Metropoliten und ein Schwarm von Mönchen, insgesamt 700 Personen, Eugens Schiffe bestiegen.[14]

Die Ostchristen trieb ohne Zweifel nicht religiöse Überzeugung, sondern die stets größere Gefahr, das Schutzbedürfnis, das Schrumpfen ihres Reiches, die Türkennot. Byzanz brauchte Truppen, einen heiligen Krieg; das Zukreuzekriechen bei den Römern war ein reiner Verzweiflungsakt. Papst Eugen aber, der die Kirchenunion, einen beträchtlichen Prestige- und Machtgewinn auch gegenüber den Baslern erhoffte, nutzte einfach die Lage.

Nach langem dogmatisch-theologischem Gefeilsch (um Primat, Fegfeuer, das Filioque zumal, wonach der Hl. Geist «aus dem Vater *und dem Sohn*» hervorgeht und man endlich sowohl «a filio» als auch «per filium» akzeptiert), nach politischem, nach finanziellem Druck, nach mancherlei Demütigungen und Unerquicklichkeiten unterzeichnete man am 5. Juli 1439 das Einigungsdekret «Laetentur coeli», die sogenannte Florentiner Union. 117 Lateiner signierten und 33 Griechen, nur zwei von ihnen weigerten sich. Doch die Sache hatte bloß kurzen Bestand; 1472 wurde sie feierlich und förmlich von der Ostkirche verworfen.[15]

Die Lateiner begingen das Ereignis mit einer lateinischen Messe, schlugen aber die von Kaiser Johannes erbetene Beteiligung an einer griechischen Eucharistiefeier brüsk ab. Der Westen bestimmte wie immer, wenn er die Macht hat. Die Stimmung der Byzantiner jedoch war gedrückt. Die Mehrzahl der Unterzeichner kehrte verbittert heim, beschämt und widerrief auch. Ja, Kaiser Johannes VIII. promulgierte in Konstantinopel, wo einer wachsenden Opposition das Florentinum als Verrat galt, die Union bis zuletzt nicht.

Als aber nach Johannes' Tod sein Bruder und Nachfolger Konstantin XI., der letzte, 1453 im Kampf um Konstantinopel fallende

Kaiser von Byzanz, kurz zuvor die Union doch verkündete, so – völlig vergeblich – auf eine leichter erreichbare westliche Militärhilfe hoffend, erregte er einmütige Mißbilligung. Soll doch sogar einer der höchsten christlichen Würdenträger des Reiches erklärt haben: «Lieber wollen wir die Macht des türkischen Turbans als diejenige der lateinischen Tiara in unserer Stadt sehen.»[16]

Verwundert es? Die Byzantiner hegten einen tiefen Argwohn gegen den Westen. Das grauenhafte Morden und Plündern nach der Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer 1204 (VII 95 ff.!) war unvergessen. Wer aber wußte, wohin eine Hilfe des Westens gegen die Türken führte? Vielleicht nicht nur zur Gefährdung der byzantinischen Orthodoxie, sondern zur Gefährdung des byzantinischen Staates überhaupt? Vielleicht würde die lateinische Herrschaft schlimmer als die türkische sein? Würde sie nicht die Befreiung, sondern die dauernde Knechtung durch den Papismus samt Anhang bringen, die vollständige Latinisierung des Griechentums?

Ansätze dazu gab es. Begann doch gerade unter Eugen IV. als unmittelbare Folge der Kirchenunion eine jahrzehntelange Kreuzzugspolitik gegen das im 14. und 15. Jahrhundert zur Großmacht aufgestiegene Reich der Osmanen, dessen Gegenkreuzzüge längst begonnen hatten.[17]

DIE TÜRKEN VERNICHTEN BYZANZ

Schon um 1300 sind viele kleinasiatische Provinzen Konstantinopels türkisch. Dann gehen auch ihre alten Metropolen dort verloren, 1326 Prusa, 1331 Nikeia, 1337 Nikomedeia. Bereits 1352 erobern die Invasoren am Marmarameer die erste Festung auf dem Balkan. In verhältnismäßig rascher Folge nehmen sie 1354 das Dardanellenkastell Gallipoli, 1362 Adrianopel, wo nun, rund 100 Kilometer im Rücken von Konstantinopel, der osmanische Sultan residiert. 1371 wird der König von Bulgarien türkischer Vasall. 1387 gewinnen die Aggressoren Thessaloniki, 1395 definitiv das ihnen schon vordem großenteils tributpflichtige Makedonien.

1389 triumphieren die Türken in der so berühmten wie blutigen Schlacht von Kosovo polje (Amselfeld), der «serbischen Götterdämmerung». Philippe de Mézières, der zeitgenössische französische Autor, Planer der «Militia Passionis» und einflußreicher Verfechter des Kreuzzugsgedankens, spricht von 20000 Toten, auch beide Heerführer darunter. Der später schreibende türkische Chronist Nešri notiert: «Berge von Leichen erhoben sich auf dem Schlachtfeld, Köpfe fielen auf die Erde wie Sand ...»

Die Türken beherrschten nach diesem Debakel den gesamten Balkan.

Natürlich zogen die Christen immer wieder einmal gegen den ungläubigen Koloß, dessen Soldateska die schlagkräftigste Militärmaschine Europas war und dessen Eliteverbände (Janitscharen), aus zwangsbekehrten Söhnen christlicher Untertanen rekrutiert, für den Kampf überragende Bedeutung hatten. Die Europäer freilich sahen in diesen mit den Parolen, den Symbolen der Kreuzzüge geführten Kriegen lange nichts anderes als eine Fortsetzung ihrer bewaffneten Wallfahrten von einst.

Nur wenige Jahre nach dem serbischen Fiasko auf dem Kosovo polje, im Sommer 1396, führte König Sigismund von Ungarn einen gesamteuropäischen, von beiden Päpsten autorisierten Kreuzzug, eines der letzten Kreuzritterheere überhaupt, längs der unteren Donau gegen die Festung Nikopolis und in ein Desaster. Die Christen, etwa 10000 ungarische, italienische, deutsche, französische Ritter, waren der feindlichen Armee unter dem ersten Osmanensultan Bayezid I. weder organisatorisch noch disziplinarisch, noch taktisch gewachsen, machten die gleichen militärischen Fehler «wie schon vor dreihundert Jahren» (Heer), hatten «in all den Jahrhunderten nichts gelernt» (Runciman).

Sigismund selbst entkam knapp. Gefangene konnten sich, falls sie überlebten, nur durch riesige Lösegelder freikaufen. Tausende waren wieder gefallen, darunter Jean de Vienne, der Admiral von Frankreich, ein lebenslanger Krieger, noch im Tod das ihm anvertraute Marienbanner umkrallend.

Mit dieser den Siegern das Innere des Balkans erschließenden Schlacht begann ganz Europa die Panik vor den Türken zu erfassen,

begann der lang anhaltende Mythos ihrer Unschlagbarkeit, wurde der heidnische Abschaum aus dem Osten mit Gog und Magog identifiziert, einer Art Manifestation des Teufelsreiches.[18]

Eine Kreuzbulle jagt nun die andere.

Registrieren wir einmal, ohne Vollständigkeit anzustreben, nur Kreuzbullen aus den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, auch wenn längst nicht alle den Türken oder Mauren gelten und auch nicht jeder Aufruf befolgt wird.

1400 Kreuzbulle zugunsten Kaiser Manuels II. Palaiologos gegen die Türken
1405 Kreuzbulle gegen Tamerlan (Timur)
1405 Kreuzbulle zugunsten König Sigismunds von Ungarn gegen die Türken
1411 Kreuzbulle Gregors XII. gegen seinen Nebenbuhler Johann XXIII.
1413 Kreuzbulle Johanns XXIII. gegen König Ladislaus von Neapel
1420 Kreuzbulle gegen die Hussiten
1421 Kreuzbulle gegen die Hussiten
1427 Kreuzbulle gegen die Hussiten
1431 Zwei Kreuzbullen gegen die Hussiten
1434 Kreuzbulle für Albanien gegen die Türken
1436 Kreuzbulle für den König von Portugal gegen die Mauren
1437 Kreuzbulle für den König von Kastilien gegen Granada
1438 Kreuzbulle für Ungarn gegen die Türken
1442 Kreuzbulle für den König von Portugal gegen die Mauren
1443 Kreuzbulle für den König von Portugal gegen die Mauren.[19]

1443 folgt auch eine Kreuzbulle für die ganze Christenheit gegen die Türken. Ein von Papst Eugen IV. angestrebter Zug sollte die Aggressoren aus Europa jagen. Der polnisch-ungarische König Wladislaw III. Jagiello und sein Truppenführer Johannes Hunyadi, der 1443 an der Spitze eines Kreuzzugverbandes bis Sofia vordrang, hatten bereits mehrere Erfolge wider die Türken errungen und mit diesen am 1. August 1444 einen vorteilhaften Frieden geschlossen.

Aufgestachelt jedoch von dem päpstlichen Legaten Giuliano Cesarini, kündigte man den Frieden und erlitt am 10. November bei Varna gegen die von Sultan Murad II. befehligte Osmanenarmee eine katastrophale Niederlage. König Wladislaw III., der päpstliche Legat, aber auch 30000 Türken fanden den Tod.[20]

Es folgen weitere Kreuzbullen gegen die Verhaßten, 1448 aber verlieren die Christen, was großes Aufsehen erregt, eine zweite Schlacht auf dem Kosovo polje. Und am 29. Mai 1453 verlieren sie sogar Konstantinopel. Vom Westen weitgehend im Stich gelassen, nur von einigen venezianischen Galeeren und ein paar hundert Seeräubern unter dem damals fallenden berühmten genuesischen Piraten Giovanni Giustiniani unterstützt, dringen nach fast achtwöchiger Belagerung 150000, 265000 oder noch mehr Türken unter Allah-Geschrei in Konstantinopel ein. Sultan Mehmet II. reitet hoch zu Roß in die einst von Kaiser Justinian erbaute Hagia Sophia (II 371), auf der Kanzel erschallt das Lob des Propheten, Tausende von Christen werden ausgeraubt, geschändet, abgestochen, 50000 in die Sklaverei geführt.

Mit diesen Schlägen war Byzanz vernichtet, das Schicksal des oströmischen Reiches ebenso besiegelt wie das des Balkans, auch wenn am 22. Juli 1456 das «Wunder von Belgrad» geschah und Johannes Hunyadi, knapp drei Wochen danach ein Opfer der Pest, mit einem zusammengewürfelten, doch überwiegend ungarischen Kreuzfahrerhaufen den Ansturm der Türken auf die Stadt abwehren konnte.

Einen «erheblichen Anteil» an Belgrads Rettung schreibt nicht nur das Lexikon des Mittelalters Johannes Capestrano zu, dem hl. Judenverfolger und -verbrenner (S. 246ff.), ging er doch mitten im dichtesten Kampfgewühl mit dem Kruzifix in der Hand vorwärts und rief «so laut er konnte», wie Ludwig Donin in seinem vielbändigen Werk über die «Heiligen Gottes» festhält: «Sieg – Jesus! Sieg», und befahl auch als «Führer, Oberster und Commandant der Kreuztruppen» seinen Soldaten denselben Schrei. 1521 allerdings nehmen die Ungläubigen Belgrad, dessen strategische Bedeutung durch die Türkenkriege wächst, endgültig ein. 1529 stehen sie vor Wien, der, so türkische Chronisten, «goldenen Stadt des Westens». Und 1683 stehen sie noch einmal vor ihr.[21]

Der hundertjährige Krieg (1327–1453) geht zu Ende

1453, im selben Jahr, in dem Konstantinopel in die Hand des Islam gerät, endet auch der Hundertjährige Krieg. Während die Türken Byzanz und den Balkan erobern und die dortigen Christen vergebens wirksame Hilfe vom Westen erhoffen, bekriegen sich Frankreich und England immer von neuem gegenseitig.

Zwar schien um die Wende zum 15. Jahrhundert der Konflikt einzuschlafen, ja 1396 kam gar eine Heiratsverbindung zwischen der Tochter des französischen Königs Karl VI., der siebenjährigen Isabella, und König Richard II. zustande; doch fand dieser bereits Anfang 1400 in der Gefangenschaft Heinrichs V. den Tod. Und im August 1415 erfolgte mit 1400 Schiffen in der Seinemündung die englische Invasion. Nur unter großen Anstrengungen wurde der befestigte Kriegshafen und Flottenstützpunkt Harfleur genommen (1450 von den Franzosen zurückgewonnen), wurden etwa 8000 Einwohner vertrieben und Engländer angesiedelt.

Noch im selben Jahr, am 25. Oktober 1415, schlug in einer der bekanntesten Schlachten des Krieges ein zahlenmäßig weit unterlegenes englisches Heer ein französisches bei Agincourt (frz. Azincourt), nördlich von Hesdin, vor allem dank der englischen Bogenschützen (Archers). Sie konnten bis zu zwölf Pfeile pro Minute abschießen, noch aus 200 Meter Entfernung eine Panzerrüstung durchbohren und wurden erst im späten 16. Jahrhundert durch die Handfeuerwaffen abgelöst. Der verheerende Pfeilregen zurrte bei Agincourt die Reiterei Karls VI. auf der regennassen Erde förmlich fest, und die folgende Kavallerieattacke Heinrichs V. fegte sie völlig zu Boden. Die Engländer, die, auf Befehl ihres Königs, außer Fürsten, keine Gefangene machten, hatten nur geringe Verluste, die Franzosen Tausende von Toten, darunter mehrere Herzöge. Auch 1424 nach der Schlacht von Verneuil (Normandie), vor der beide Seiten gelobten, keine Gefangenen zu machen, prahlte ein englisches Siegesbulletin mit 7262 getöteten Gegnern.

Die außen- und innenpolitischen Folgen dieser Katastrophen lähmten Frankreich für eine Generation und brachten große Teile

der Normandie unter englische Kontrolle. Erst bis 1453 konnte Karl VII. alle von den Briten beherrschten Territorien auf dem Festland, mit Ausnahme von Calais, erobern und den Hundertjährigen Krieg unformell beenden.[22]

Wir lassen die weiteren Christengemetzel der gewaltigen englisch-französischen Konfrontation ebenso auf sich beruhen wie die Tatsache, daß der lange, Frankreich furchtbar verheerende und zerfleischende Konflikt durch das Wechselspiel der Bedürfnisse auch andere europäische Länder stark in Mitleidenschaft zog: Schottland, Kastilien, Portugal, die niederländischen Provinzen. Während aber im Osten die islamischen Osmanen anrannten, schlugen im Westen nicht nur christliche Engländer und christliche Franzosen einander blutig, sondern tobten auch in ihren eigenen Ländern Bürgerkriege, fielen Engländer über Engländer her und Franzosen über Franzosen.[23]

PEASANTS' REVOLT

So war es in England bereits im Frühjahr 1381 zur Peasants' Revolt, zu Wat Tylers Rebellion, gekommen, der ersten großen Sozialerhebung in der englischen Geschichte. Denn wie so oft war auch dies nicht nur ein Bauernaufruhr, hatte es Unruhen anderer Unterdrückter, soziale Zusammenstöße gerade in den Städten, hatte es seit je eine große Stadtarmut gegeben, schließlich wider die Werktätigen gerichtete «Arbeiter»-Statute, endlich auch Versammlungsverbote von «congregations, conventicles and assemblies» ohne obrigkeitliche Erlaubnis. Und natürlich gab es Bauernaufstände auch in England schon vordem. Doch wurden sie immer wieder, besonders von den Klöstern, den auf Wahrung und Mehrung ihrer «Rechte» bedachten Äbten, mit eiserner Hand und der Hilfe des Königs niedergerungen. Und nicht sehr viel anders sollte die Sache auch jetzt verlaufen.

Die durch die Leibeigenschaft, die Hörigkeit, den Steuerdruck (wegen Wiederbeginn des Krieges gegen Frankreich unter Richard

II.) und durch die hohen Feudallasten Ausgebeuteten hatten sich erhoben, häufig von der bäuerlichen Oberschicht und niederen Geistlichen geleitet. Der Aufruhr, der viele Grafschaften erfaßte und oft mit der Abstechung von Steuereinnehmern, der Verbrennung der Steuerlisten, der Frondienstverzeichnisse begann, galt den Verursachern der wirtschaftlichen Not, den Besitzern der großen Latifundien. Er zeigte von Beginn an scharfe antifeudale Züge, die Wut besonders gegen die Kirche, die ein Drittel des Landes besessen haben soll, bekundete die Empörung gegen Bischöfe, Äbte, die reichen Konvente zumal, die man beraubte, ruinierte, deren Vieh man forttrieb.

In London hatte auch ein Teil der Bevölkerung, besonders das Proletariat revoltiert, ähnlich in Cambridge, wo man u. a. das Corpus Christi College angriff. Unruhen gab es auch in Norfolk und Suffolk. Das Haupt des Priors von Bury St. Edmunds fiel. Die Köpfe vieler Hochgestellter rollten. Auch Erzbischof Simon Sudbury von Canterbury, seit dem Vorjahr zugleich Kanzler, wurde von der Menge aus der Kapelle des Tower, in der er Zuflucht gesucht, gezerrt und geköpft, sein Sitz, Lambeth Palace, zerstört; ähnlich das Haus des Schatzkanzlers, zugleich Prior des Hospitalritterordens, und auch dessen Besitzungen in Schutt und Asche gelegt.

In seltsamer Verblendung richtet sich der Zorn der Rebellen nie gegen den König, die «Verkörperung der Gerechtigkeit». Entsprechend verfuhr er. Unter dem Druck der Empörer gestand der junge Richard II. urkundlich beglaubigt fast alles zu, was man von ihm verlangte, und bald darauf schlug er die Revolte im Verein mit dem Adel nieder, dabei unter anderen der kampflustige Bischof von Norwich, Henry Despenser (der wenig später auch einen katastrophalen «Kreuzzug» nach Flandern führte).

Und nun fielen die Häupter der Erhebung, vor allem ihre beiden bedeutendsten Führer: Wat Tyler, am 15. Juni bei einer Begegnung mit König Richard ermordet, der «Verkörperung der Gerechtigkeit», sowie der Geistliche John Ball, von den Commons ein «gerechter und guter Mann» genannt, am 15. Juli, ebenfalls in Anwesenheit des Königs, gehängt, ausgeweidet, gevierteilt und sein Bild von der zeitgenössischen Kirche beschmutzt. Tyler hatte die Beseiti-

gung aller Standesunterschiede und aller Bischofssitze, bis auf einen, gefordert, sowie die Konfiskation sämtlicher Kirchengüter zugunsten der Laien. John Ball, bei Beginn des Aufstands aus einem Kenter Gefängnis befreit, soll sogar zur Tötung aller Lords, Rechtsgelehrten und königlichen Beamten aufgerufen haben (in einer Predigt mit dem Auftakt: «Whan Adam dalf [grub] and Eve span / Wo [Wer] was thanne a gentilman?») Dies behauptet jedenfalls ein zeitgenössischer Benediktiner, der glühende Wyclif- und Lollardengegner Thomas Walsingham. Ball forderte jedoch weder Kommunismus noch Gütergemeinschaft, sondern eine Art christlicher Demokratie.

«Kein Edelmann war seines Lebens und Gutes mehr sicher», liest man in Pierers altem Universal-Lexikon und erfährt dann, daß die Edelmänner selber die schwierige Lage bereinigt haben «mit der Hinrichtung von fast 1500 Rädelsführern».[24]

Die nächsten Jahrzehnte galten in England u.a. dem unterschiedlich scharf geführten Kampf gegen das «Ketzertum», den Wyclifiten und den von ihnen stark beeinflußten Lollarden, der einzigen größeren häretischen Bewegung des Landes.

Gestützt auf die Bibel in der Volkssprache, verwarfen die Lollarden, die in allen Kreisen Anklang fanden und bis ins 16. Jahrhundert fortdauerten, den Primat des Papstes, die Sakramente, die Bilderverehrung, das Wallfahren und besonders den weltlichen Kirchenbesitz, schätzten jedoch durchaus die staatliche Autorität. Die zeitgenössischen Chronisten aber eiferten gegen diese Christen ausnahmslos. Man fahndete nach ihnen, ihren Schriften, intensivierte mit ihrer Zunahme kirchliche wie staatliche Verfolgungen und verschärfte die «Ketzer»-Gesetze. 1401 drohte man – es geschah zum erstenmal in England – Häretikern die Todesstrafe an. 1413/1414 brach eine Revolte der Lollarden aus, am 15. Dezember 1417 wurde ihr Führer, Sir John Oldcastle, der einstige Freund Heinrichs V., am Galgen verbrannt.[25]

Die Herren unter sich

In jenen Jahrzehnten entwickelte sich in England der Konflikt zwischen Königtum und Adel besonders instruktiv. Zunächst unter Richard II. (1377–1399), der mehr Macht begehrte, unbeschränkte Königsgewalt. Also ließ er einige hochadlige Widersacher hinrichten bzw. im Gefängnis ermorden, ließ den Erzbischof von Canterbury, Thomas von Arundel (der als erster die Übersetzung der Bibel in lebende Sprachen verbot), verbannen, bevor schließlich ihn, den König, Heinrich Bolingbroke (Heinrich IV.) im Juli 1399 gefangennahm, vom Thron stieß und augenscheinlich dafür sorgte, daß er im nächsten Jahr im Kerker umkam, nach einer unverbürgten Quelle durch Verhungern.

Heinrich IV. (1399–1413) setzte 1406 auch den schottischen König Jakob I. für 18 Jahre im Londoner Tower fest, ließ nach seinem Freikauf seinen Vetter Duke Murdoch samt dessen Familie töten und ihre Güter einziehen, bevor er selber 1437 als Opfer eines Adelskomplotts im Kloster Perth ermordet wurde. Heinrich IV. bekämpfte nicht nur die Wyclifiten, sondern auch sich häufende Verschwörungen und Aufstände im Innern, so 1400, 1403, 1405, 1408; u. a. eine Revolte des Erzbischofs von York, Richard Scrope, den er hinrichten ließ, worauf man ihn als Märtyrer feierte.

Drei Rebellionen lösten allein die Percies aus, eine britische Hochadelsfamilie, der Heinrich sein Königtum mitverdankte. In der Schlacht von Shrewsbury (1403) fiel Henry «Hotspur», einziger Sohn von Henry, Earl of Northumberland, gegen den König. Zwei Tage darauf ließ dieser Thomas Percy, Earl of Worcester, und andere Insurgenten töten. Und 1408 kam auch Henry, Earl of Northumberland, in der Schlacht von Bramham Moor (Yorkshire) um. Heinrich IV. unternahm mehrere Kriegszüge nach Schottland sowie gegen den sich widersetzenden Waliser Fürsten Owain Glyn Dŵr (Shakespeares «Glendower»), dessen Familie in Gefangenschaft geriet, während er selbst verschwand.[26]

Die Wirren, Unruhen, Adelsfehden reißen kaum ab. In der Mitte des Jahrhunderts kommt es in Kent zur «Jack Cade's Rebellion», zum Sieg über ein königstreues Heer, ziehen die Aufsässigen, meist Bau-

ern und Handwerker, nach London, wo Heinrich VI. weicht und sein Großschatzmeister (Lord Treasurer) hingerichtet wird, bevor man auch John (Jack) Cade am 12. Juli 1450 in Kent beseitigt. Kurz zuvor war auch William de la Pole, Duke of Suffolk, ein bisheriger Günstling des Königs, von diesem verbannt und am 2. Mai 1450 bei der Einschiffung nach Frankreich auf mysteriöse Weise getötet worden. (Seinen Enkel Edmund läßt 1513 Heinrich VIII. liquidieren.)

Schließlich kommt Heinrich VI. in den Machtkämpfen der Königshäuser Lancaster (rote Rose) und York (weiße Rose), den sogenannten Rosenkriegen (Wars of the Roses), mit mehr als 60 Wochen langen Feldzügen, Land- und Seeschlachten, wiederholt in Gewahrsam und wird nach einem Gemetzel bei Tewkesbury 1471, wo man viele kriegsgefangene Lords und Ritter der Lancastrians über die Klinge springen läßt, selbst im Tower ermordet.[27]

Es geschah aber auch, daß verschiedene englische Faktionen im französischen Bürgerkrieg mit rivalisierenden Gruppen koalierten und, gemeinsam mit den Franzosen, gegeneinander fochten. So vor allem bei dem großen Konflikt zwischen den Häusern Orléans und Burgund, den Armagnacs und Bourguignons, zwei im Frankreich des frühen 15. Jahrhunderts jahrzehntelang sich erbittert befehdende Parteien.

Auf der einen Seite standen der Graf Bernhard VII. von Armagnac (1391–1418) und das ihm verschwägerte Haus Orléans, besonders Ludwig, Herzog von Orléans, der jüngere Bruder des (seit 1392 zeitweise geisteskranken, 1422 in tiefer Umnachtung sterbenden, doch beim Volk beliebten) Königs Karl VI. Auf der anderen Seite, bei den Bourguignons, stritt Herzog Ludwigs Onkel, Herzog Philipp der Kühne, Begründer des Hauses Burgund, und nach dessen Tod (1404) setzte sein Sohn Herzog Johann «Ohnefurcht» (Jean «sans Peur») den Kampf fort.

Johanns Anhänger ermordeten weisungsgemäß am 23. November 1407 Herzog Ludwig von Orléans grausam auf offener Straße; ein von Jean Petit, dem Pariser Theologen, in seiner berüchtigten «Justification» als «Tyrannenmord» öffentlich gerechtfertigtes Verbrechen. Der Burgunder hatte den Pariser Pfaffen, der «stets die herrschende Auffassung» vertrat, im Jahr zuvor gekauft (feiner: als

«besoldeten Rat in seinen Dienst» gestellt: Autrand). Und am 10. September 1419 stachen Spießgesellen des Dauphins, des späteren Königs Karl VII., in dessen Gegenwart und mit seiner Zustimmung, heimtückisch den Burgunderherzog Johann «Ohnefurcht» bei Verhandlungen auf der Brücke von Montereau ab, 88 km südöstlich von Paris, als sich Johann vor dem Dauphin verneigte. Auch zwei von Johanns Begleitern fielen. Den Mördern des Herzogs aber zahlte der Dauphin hohe Pensionen.

Zwischen diesen Attentaten wogte der Bürgerkrieg hin und her; unterstützte etwa Johann den Bischof von Lüttich, Johann von Bayern «Ohnegnade» («sans Pitié») 1408 in der blutigen Schlacht von Othée gegen dessen aufständische Diözesanen; wurde Paris bald von der einen, bald von der anderen Partei genommen; wurde danach immer wieder in der Stadt gemordet, eingekerkert, verjagt; kam es u. a. zur brutalen Beseitigung des Connétable Armagnac, zu schweren sozialen Ausschreitungen, zu Massakern.[28]

Eine Hexe wird heilig

Die «Symbolfigur» des französischen Widerstandes gegen England, die populärste Gestalt des Hundertjährigen Krieges überhaupt, wurde Jeanne d'Arc (genannt «la Pucelle», das Mädchen), nachmals von Voltaire gewürdigt, von Schiller, Shaw, Brecht, Anouilh u. a. Honegger verfaßt ein Oratorium.

In einem lothringischen Dorf an der Maas geboren, hatten sich bei der Tochter eines wohlhabenden Bauern aus Domrémy seit ihrem 13. Jahr diverse Heilige eingefunden. Zuerst der Erzengel Michael (und später wollen ihre frommen Richter wissen, ob er nackt gewesen). Dann stellen sich ihr die hl. Katharina, die hl. Margareta, weitere vor, und allmählich kann sie alle nach Wunsch herbeizitieren. Doch auch sie bekommt Ordonnanzen, hört fortgesetzt Stimmen, die ihr in den letzten Jahren fast täglich befehlen, die Engländer aus der «France» zu treiben und Karl VII., dem sie sich als «Tochter Gottes» empfiehlt, in Reims zum König zu weihen.

Der Dauphin empfängt die aparte Analphabetin, damals etwa achtzehn, am 6. März 1429 in reichlich aussichtloser Lage in Chinon, einem Schloß an der Loire. Eingehend verhören sie dort und in Poitiers wochenlang Theologen, Juristen, Räte des Fürsten und attestieren ihr Reinheit und Rechtgläubigkeit. Auch die Schwiegermutter Karls und weitere erfahrene Damen bezeugen nach gewissenhafter Exploration ihre Virginität, und so läßt man sie, ritterlich gerüstet, auf edlem Pferd (nie tadelt sie höfischen Prunk, und die Rechnung für das eigene kostbare Outfit schickte sie dem König) mit einem großen Heerhaufen gegen Orléans ziehen. Am 29. April 1429 erobert sie die Stadt, worauf man sie die Jungfrau von Orléans zu nennen beginnt. Sie befreit auch Reims, und am 17. Juli wird dort Karl zum König geweiht.

Längst ist die Stimmung gut, Enthusiasmus entfacht, erhofft man neuen Glanz für das Königtum, erwartet die Befreiung von Paris. Doch da verläßt die männliche Jungfrau ihr Glück. Am 8. September scheitert ihr Vorstoß gegen die von Engländern, Burgundern, vielen Parisern verteidigte Hauptstadt. Ja, am 23. Mai 1430 nimmt sie bei einem Ausfall aus dem umzingelten Compiègne der England ergebene Johann von Luxemburg, Graf von Ligny, gefangen. Und da der Reimser Erzbischof Regnault de Chartres sich weigert, sie loszukaufen, auch der König, der ihr die Krone verdankt, keinen Finger für sie rührt (beiseite einmal, daß er sie nebst Familie im Dezember 1429 nobilitiert), auch später weder an den Papst noch an das Basler Konzil appelliert, wird sie an die britische Regierung verkauft und von dieser, entsprechend dem Drängen der Pariser Universität, einem Inquisitionstribunal überstellt, einer geistlichen, einer französischen Instanz, denn die Briten lechzen zwar nach Rache für ihre militärischen Schlappen durch Johanna, überlassen die «Drecksarbeit» aber den Franzosen.

Unter dem Vorsitz von Pierre Cauchon (gleichlautend mit Cochon, Schwein), dem Bischof von Beauvais, von Jean le Maitre, dem Vize-Inquisitor Frankreichs, sowie mit einem halben Hundert klerikalen Beisitzern (und mehr als hundert Zeugen in Paris, Orléans und Rouen) macht man nun Jean d'Arc zwischen dem 21. Februar und Ende Mai 1431 im Schloß von Rouen den Prozeß, einen

ausgesprochen politischen Prozeß, der im Dienst der englischen Sache die französische herunterreißt. Geführt als typischer Inquisitionsprozeß mit allen schmutzigen Tricks, wobei nur das Foltern fehlt, verurteilt man Johanna, mutterseelenallein einer Horde haßerfüllter Richter konfrontiert, wegen ihrer teuflischen Stimmen, ihrer Männertracht, ihres Ungehorsams gegenüber der Kirche, wegen Zauberei und Hexerei, wegen Blasphemie, Grausamkeit, Schamlosigkeit, Hochmut sowie eines Schocks anderer Sünden. Und am 30. Mai verbrennt man sie auf dem alten Marktplatz zu Rouen, nicht ohne daß zuvor Monseigneur Cauchon, der den ganzen Prozeß mit anwiderndem Eifer betrieben, noch in altbewährter Heuchelei die weltliche Gerichtsbarkeit gebeten hätte, «ihr Urteil über Euch zu mäßigen ohne Tötung und Verstümmelung der Glieder». Sie wird lebend verbrannt – auf einem besonders kleinen Scheiterhaufen, um sie noch stundenlang leiden zu lassen. Dann streut man ihre Asche in die Seine.

Führende Theologen und Kanonisten begutachteten damals ausnahmslos die Verdammung durch ihre Unterschrift. 1894 aber erklärt dieselbe Kirche Jean d'Arc als verehrungswürdig, 1909 wird sie selig-, 1920 heiliggesprochen.[29]

Auch ein Judenhetzer wird heilig

Bei all den Kämpfen gegen äußere und innere Feinde vergaßen die Christen nie das Verfolgen der Juden.

Gewiß stellten ihnen manche Päpste, wie schon früher (VII 440 ff.), auch im ausgehenden Mittelalter Schutzbriefe aus und verboten darin Hetzreden des Klerus. So Papst Martin V., der allerdings – unter dem Einfluß des hl. Johannes Capestrano – schon wenige Monate später seinen Schutz widerruft und in der Bulle «Sedes Apostolica», zu seiner «größten Bestürzung» Eigensinn und Ungehorsam der Juden beiderlei Geschlechts erkennend, ihnen jetzt «Betrug» vorwirft, «Schlechtigkeit» «schändliche Dinge und Verbrechen».[30]

Ähnlich nehmen Martins Nachfolger ihre Schutzbullen wieder zurück.

Eugen IV. verbietet statt dessen in einer Verordnung vom 8. August 1442 Juden und Sarazenen (in Kastilien und León) das Zinsnehmen von Christen. Er untersagt jedes Zusammenleben mit Juden und Mauren. Sie müssen in Städten in einem besonderen Quartier wohnen, dürfen mit Christen weder essen und trinken noch mit ihnen baden, noch an ihren Hochzeiten und Begräbnissen teilnehmen, keine Gevatterschaft bei ihnen übernehmen, ebensowenig umgekehrt. Juden und Mauren sollen keine Makler und Wechsler, sollen für Christen nicht Apotheker und Ärzte sein. Man verwehrt ihnen, kranke Christen zu besuchen, ihnen Medizin zu geben, bestimmte Lebensmittel zu verkaufen. Sie dürfen keine christlichen Diener, Landarbeiter, Hirten haben, sollen nicht Verwalter des Königs oder irgendeines christlichen Herren sein und nicht Waffen tragen.

Ganz so judenfeindlich wie Eugen IV. waren seine klerikalen Widersacher in Basel. Feierlich erneuert das Konzil 1434 die gesamte antijüdische Gesetzgebung der Kirche, wiederholt aber nicht nur alte, fügt auch neue Erlasse hinzu, fordert den Ausschluß der Juden aus den Universitäten und rechtfertigt die Zwangspredigt.

Auch Eugens Nachfolger Nikolaus V. (1447–1455) trat bald nicht mehr für die nahezu Verfemten ein, sondern verbot Christen jeden Verkehr «mit den von Tag zu Tag frecher werdenden Juden», verbot ihnen jedes Amt und erneuerte auch seinerseits zahlreiche alte antijüdische Kirchengesetze.

Bei dieser geschlossenen judenfeindlichen Phalanx des Klerus und seiner andauernden Hetze wider die Juden ist deren fortgesetzte Verfolgung «zu Ehren Gottes und der Heiligen Jungfrau» nur konsequent.[31]

Wie vor den Kreuzzügen stellte man den Juden, besonders in Bayern und Österreich, auch vor den Hussitenkriegen nach und schröpfte sie dann für diese Kriege noch finanziell enorm, um ein Drittel ihres gesamten Vermögens, eine Spezialität von König Sigismund, der die Ausbeutung seiner Opfer nicht weit genug treiben konnte. Erst garantierte er ihnen, sie längere Zeit vor Sondersteuern zu bewahren, was er sich natürlich hoch bezahlen ließ. Dann scher-

te er sich nicht um sein Versprechen, forderte vielmehr immer neue Abgaben. «Wenn ihr euch dawider setzet, so müssen wir euch an Leib und Gut strafen lassen, daß euch leid wäre, daß ihr euch wider unser königliches Gebot setzet.»

In Österreich sagte Herzog Albrecht V., Schwiegersohn Sigismunds und eifriger Förderer der sogenannten Melker Reform, den Juden nicht nur Verbindungen zu den Hussiten nach, sondern glaubte anscheinend auch die Geschichten von ihrem – meist erlogenen – Hostienfrevel (VII 429 f.). Jedenfalls ließ er nach einem solch angeblichen Fall anno 1420 die Juden in seinen Ländern verhaften und ihr Vermögen konfiszieren. Viele töteten sich, wie so oft, eigenhändig, um der Zwangstaufe zu entgehen. Wer sich aber weigerte, Christ zu werden, wurde im nächsten Jahr, Mann wie Frau, bei Wien verbrannt, nach einer zeitgenössischen Quelle mehr als 1300 Menschen (anderwärts liest man von 200 Scheiterhaufenopfern, und alle Juden verbannte man aus Österreich «auf ewige Zeiten».[32]

Zu größeren Pogromen kam es 1398 auch in Prag, 1404 in Salzburg, 1408 in Segovia, 1453 in Breslau. In Speyer vertrieb man die Juden 1405 und 1435. In Trier ließ sie der Erzbischof 1418 austreiben, nicht ohne zuvor die Tilgung aller Schulden befohlen zu haben. In Mainz kam es 1420 und 1438 zu Ausweisungen. Im selben Zeitraum verjagte man die Juden auch aus Köln, Augsburg, Freiburg, Ravensburg, Wien.

In Herzogenaurach beschlossen am 25. April 1422 die Bischöfe von Bamberg und Würzburg sowie die zwei Burggrafen, keinen Juden mehr im fränkischen Land wohnen zu lassen. «Was aber daraus gevile, das solt gleich in 3 teil geteilt werden und davon den beden Bischoffen zwei teil und den beden Marggraven ein dritttheil werden.» Christliche Schuldner von Juden sollten bloß noch die Hauptsumme ihrer Schulden zahlen, jedoch nicht den Juden, sondern deren Herrn! Von Schweinfurt melden alle Annalen zum Jahr 1444 ohne jede Angabe eines Grundes, daß «etliche Juden allhie' verbrannt worden sind».

Aus Erfurt verstieß man die jüdische Gemeinde 1458, nachdem der Rat der Stadt dem Erzbischof Dietrich von Mainz 7000 Gulden

gezahlt. Ein vor dem Reichskammergericht angestrengter Prozeß der Juden wurde durch die Intervention des Papstes, des Erzbischofs u. a. niedergeschlagen, «kostete die Stadt aber viel Geld, nicht zuletzt Bestechungsgelder» (Patze).

Aus Zürich wurden die Juden 1423, endgültig 1436 vertrieben – «gott und unser lieben frouwen ze lob und eren». Aus Bern jagte man sie 1427, aus Genf 1454 und 1490. Auch aus Villeneuve, Burgdorf, Schaffhausen exilierte man seinerzeit die Verhaßten. Und 1489 beschloß man allgemein, daß ihnen «zu ewigen Zeiten kein Geleit mehr gegeben werden soll, um in der Eidgenossenschaft zu sitzen».[33]

Auf der Iberischen Halbinsel ging der Klerus so unbarmherzig gegen die Juden wie anderwärts vor (VII 406 ff.!), ja suchte sie noch bis ins Kleinste zu gängeln, sogar ihre Barthaltung zu regeln, ihre Haarfrisur. Während allerdings ihre Glaubensbrüder in Deutschland oder Frankreich fast stets den Tod einer «Bekehrung» vorzogen, traten die spanischen Juden bei Gefahr oft mit ihren gelehrtesten und reichsten Mitgliedern zum Christentum über – eine schon in der Antike gegenüber den Heiden ausgiebig praktizierte christliche Taktik. Die jüdischen «Conversos» oder «Christiani novi», die trotz der Taufe insgeheim Juden blieben, wurden «Marranos» genannt (vermutlich vom spanischen «marrana», Schwein, abgeleitet), in jüdischen Texten «Anussim» (Gezwungene).

Marranen gibt es auf der Iberischen Halbinsel schon in westgotischer Zeit, doch kulminiert ihre Geschichte und Verfolgung erst während der (spanischen) Inquisition im 15. Jahrhundert. Und die seitdem von Christen verlangte «Blutreinheit» (limpieza de sangre) wurde in manchen Gebieten bis ins 19. Jahrhundert gefordert. Die Marranen gingen zur Messe, zu den Sakramenten, sie ließen ihre Kinder taufen, beachteten aber heimlich die Vorschriften der jüdischen Religion. So kam es schließlich zum Niedermetzeln auch der getauften Juden, 1449 in Toledo und – fünf Tage lang – in Ciudad Real.[34]

Wie kaum irgendwo sonst ging die Judennachstellung in Spanien fast gänzlich vom Klerus aus (VII 406 ff.). Und beträchtlichen Anteil daran hatte der eifernde Dominikaner Vicente Ferrer, einer der führenden Kirchenmänner des frühen 15. Jahrhunderts.

Der 1419 auf einer Predigtreise durch die Bretagne gestorbene und bereits 1458 heiliggesprochene Antisemit beeinflußte nicht nur die judenfeindliche Gesetzgebung König Ferdinands von Aragón, sondern auch das bekehrungsunwilligen Juden geltende «Ordenamiento de Doña Catalina» der Regentin Katharina, deren Berater und Inspirator der Heilige nicht nur bei dieser, gerade in der ursprünglichen Fassung äußerst harten Anordnung gewesen ist. Bezeichnenderweise wurde diese abgeschwächt, sobald Ferrer Kastilien verlassen hatte, der übrigens wahrscheinlich auch an dem «Tractatus novus et valde compendiosus contra Perfidiam judaeorum» beteiligt war.

Darüber hinaus wirkte der Heilige bei der lokalen Umsetzung dieser Erlasse teilweise direkt mit. Er liebte Propagandarummel, war als Bußprediger schon von 1399 bis 1409 durch halb Europa unterwegs, zeitweilig von riesigen Scharen, Männer und Frauen, sich peinigender Geißler begleitet. Und zog später wieder, Haufen fanatisierter Flagellanten anführend, durch Kastilien, durch Aragón, den «Heiligen Krieg» verkündend, den «Heiligen Haß», «Tod oder Taufe», jede Menge Flüchtlinge, Vertriebene schaffend, und ungezählte Selbstmorde Verzweifelter.[35]

Auch ein grosser Judenmörder wird heilig

Wie Vincent Ferrer wurde wenige Jahrzehnte später auch Johann von Capestrano, ein Adelssproß aus den Abruzzen, ein gefeierter Bußprediger, ein Organisator von Massenveranstaltungen, der als solcher «fast ohne Beispiel in der Geschichte steht». Es erhellt schon daraus, daß das Volk – täglich zwanzig- bis dreißigtausend Versammelte – bei seinen Reden Tränenströme vergoß, «obgleich es seine Sprache nicht verstand, indem er lateinisch predigte» (Wetzer/Welte), freilich auch manchmal einen Totenkopf zeigte. So bekehrte er Tausende, darunter allein «11000 Hussiten», auf die ihn der Papst und Kaiser Friedrich III. angesetzt. Und wirkte zudem als «Orakel

seiner Zeit», als «Wundermann»; heilte Hunderte, ging «auf seinem Mantel trockenen Fusses über den Po», erweckte in Rieti einen Toten, «dem das Haupt entzweigespalten worden, wieder zum Leben» (Donin).[36]

Dabei war de Capestrano, dieser gewaltige franziskanische Zungen- und Mirakeltäter – eigentlich schon wieder wunderbar –, ein eher mickriges Männchen, klein, unscheinbar, im Alter gar nur Haut und Knochen. Immerhin hatte er, nachdem er, der einstige Governatore von Perugia, dort eingekerkert war, seine geistliche Karriere bemerkenswert erfolgreich als Inquisitor begonnen, bereitete er doch durch den Kampf gegen die Fraticellen «ihren völligen Untergang vor» (Lexikon für Theologie und Kirche).

Sowohl Eugen IV. als auch Nikolaus V. erneuerten bereits bei ihrer Stuhlbesteigung Capestranos Mandat als Generalinquisitor, und die Folgen verspürten nicht nur die Fraticellen. Denn während der Propagandist jahrzehntelang vor allem in Italien auftrat, kam es dort zu sonst «kaum bekannten Ausschreitungen gegen die Juden» – der einzige diesbezügliche Hinweis des katholischen Handbuchs der Kirchengeschichte. Auch das Lexikon für Theologie und Kirche streift nur einmal «sein stetes Drängen bei Päpsten, Fürsten und Städten auf restlose Durchführung der Judengesetze» – in der ersten Ausgabe 1933, als sich der «Stürmer» und andere NS-Rassisten auf Capestrano, den «Judenhammer» des Spätmittelalters, beriefen, mit vollem Recht natürlich. (Die dritte Ausgabe aber des kirchlichen Lexikons von 1996 bringt im Capestrano-Artikel über sein Verhältnis zu den Juden kein Wort!)

In späteren Jahren zieht der Heilige – für den sächsischen Minoriten Matthias Döring nur ein eitler Prahler und Betrüger – durch Österreich, Bayern, Thüringen, Sachsen, Schlesien, Ungarn, Polen und «säubert» die Länder. Denn «Judenverfolgungen», klagt Schopen in seiner Geschichte des Judentums, «kennzeichnen seinen Weg, Einkerkerungen, Vermögenskonfiskationen, Vertreibungen, Hinrichtungen durch Feuertod, Wegnahme der Kinder unter sieben Jahren zu gewaltsamer Erziehung im Christentum».[37]

Es ist die vom Lexikon für Theologie und Kirche gerühmte «fast 40 Jahre dauernde rastlose apostolische Wirksamkeit», diese, so

auch von Pastor, «großartige Reformtätigkeit». Von Sizilien bis Polen hatten die Hetzreden des «frommen Vaters», wie ihn immer wieder die Magdeburger Schöppenchronik nennt, antijüdische Demonstrationen zur Folge, Gewalttaten, Metzeleien. Manchmal, wie 1450 im frommen Bayern, lochte man die «Hebräer» schon vor seiner Ankunft ein oder vertrieb sie. In Breslau ließ der «würdige», der «vornehme», «dieser fromme Vater Johannes» 1453 wegen einer angeblichen Hostienschändung 41 Juden vor ihren Häusern auf dem Salzring lebendig verbrennen, alle anderen Juden wurden verjagt, beraubt, ihre Kinder unter sieben Jahren ihnen fortgenommen, um sie «rechtgläubig» zu machen. Ähnliche Greuel geschahen im selben Jahr in Liegnitz und in Schweidnitz, wo im frühen 14. Jahrhundert schon der Breslauer Bischof fünfzig «Ketzer» auf einmal hatte ins Feuer werfen lassen (VII 277).[38]

Aber man kann die ungeheure Blutspur der franziskanischen «Reiseroute» auch ganz anders sehen, und dies noch nach Hitler. So rühmen M. Pinay und seine geistlichen Co-Autoren zur Zeit des Zweiten Vatikanums in ihrem dreisten Hetzwerk «Verschwörung gegen die Kirche», das jeder Konzilsteilnehmer erhielt, den hl. Thomas von Aquin, weil er die Notwendigkeit erkenne, «die jüdische Bestie in Ketten zu legen» und lehre: «Die Juden dürfen nicht behalten, was sie sich durch Wucher angeeignet haben und sind verpflichtet, diejenigen wieder hochzubringen, die sie vernichtet haben ... Die Juden leben wegen ihrer Schuld in ewiger Knechtschaft. Die Herren können ihnen daher alles wegnehmen und ihnen nur das Lebensnotwendige lassen, es sei denn, es werde durch die heiligen Gesetze der Kirche verboten.»

Ja, Pinay und Kollegen sehen bei Johann von Capestrano die thomistischen Postulate schönstens in die Praxis übergehen. Denn, triumphieren sie: «Dieser fromme Franziskaner bekämpfte die Bestie mit seinen Predigten und auch mit dem Schwert, das er dem Drachen in den Rachen stiess, bis er ihn besiegt hatte ... Die Verwüstung, die er in der ‹Synagoge des Satans› hervorrief, wird von verschiedenen Juden als die schlimmste angesehen. Die Hl. Kirche hat aber schon ihr endgültiges Urteil über diesen Kämpfer gefällt und ihn heiliggesprochen. St. Juan de Capistrano, der die Kirche

und Europa im 15. Jh. rettete, verdient es, von den patriotischen Organisationen, die gegenwärtig das Judentum bekämpfen, als Schutzheiliger angesehen zu werden. Im Himmel wird er, der einen ähnlichen Kampf gewann, der wertvollste Fürsprecher bei Gott sein und sich für die einsetzen, die seinen heiligen Spuren folgen und in der Gegenwart darum kämpfen, die Kirche und ihre Nationen gegen den jüdischen Imperialismus der ‹Synagoge des Satans› zu verteidigen.»

Der Radikalismus ist nicht zu überbieten, empfiehlt Johann von Capistrano doch in fraglos heiligem Eifer als beste Lösung des Konflikts mit den Juden die Endlösung, die völlige Vernichtung, die Ausrottung: «Man müsse endlich reinen Tisch machen. Alle Juden solle man als Feinde des Glaubens auf Schiffe laden und auf offener See ertränken.»

Sein Grab zwar hat man 1526 zerstört, seine Reliquien sind verschollen. Doch er wurde selig- und heiliggesprochen.[39]

Wie im Westen, so fielen die Christen auch im Osten übereinander her. Zunächst allerdings hatte man dort gegen Heiden gekämpft, hatte man «christianisiert», der Deutsche Orden etwa die Preußen seit 1231, und es wurde eine der blutigsten «Missionen» des Mittelalters (VII 183 ff. 186 ff.!).

Die «Preussenreise» – der Deutsche Orden bittet zur «Saison»

Der Historiker Heinrich von Treitschke, publizistisch Bismarck nahestehend, rühmt dem Deutschen Orden einen «dreifachen Stolz» nach, den «des Christen, des Ritters, des Deutschen» – und mehr als zweihundert Jahre betrieb der Deutsche Orden die Ausmordung und Verknechtung im Osten. Mehr als zweihundert Jahre führte er Vernichtungsfeldzüge, schlachtete er heimtückisch die Stammesführer ab, beging er systematisch Kinderraub, die Verschleppung von

Frauen. Ungezählte Dörfer und Städte werden geplündert und niedergebrannt. In der Mitte des 13. Jahrhunderts schickt der Papst den Deutschen Rittern abgeurteilte Gangster zur Verstärkung, und am 16. September 1256 sichert eine Bulle Alexanders IV. (der versuchte, die Politik seines Vorgängers «mit möglichster Milde fortzusetzen»: Kühner), jedem Rechtsbrecher in Ordensdiensten Straffreiheit zu.

Die Hatz auf «Feinde» bekommt geradezu einen sportlichen Zug, die «Litauerreise» oder «Preußenreise», wie sie heißt, saisonalen Charakter. Es gibt eine «Winterreise» und eine «Sommerreise». Zweimal im Jahr bittet der hochangesehene Orden dazu, und immerhin hält das Interesse der «Kriegsgäste» über ein Jahrhundert an, wobei die Höhepunkte zwischen den 1330er und 1390er Jahren liegen, der «Blütezeit» des Deutschen Ordens in Preußen. Auch viele Franzosen kosten die mörderischen Reize der voyage de Prusse aus, viele Engländer, dazu Spanier, Schotten, Italiener, ja, der gesamte Adel Europas kommt, Herzöge und Könige darunter. Und ein Geschichtsschreiber des Deutschen Ordens, der im 15. Jahrhundert das 14. als Preußens «goldenes Zeitalter» malt, möchte uns wirklich glauben machen, der Zustrom der «Gäste» sei wegen der «Weisheit» der Ordensritter erfolgt, wegen der «Blüte der Weisheit». Sagten doch «damals alle Reisenden, woher sie auch kamen, daß sie in keinem Lande so viele im Hinblick auf Alter und Weisheit wohlgeratene Leute gesehen hätten wie im Orden zu Preußen. Deshalb wünschten viele Herren, Ritter und Knappen aus der Christenheit, den Orden kennenzulernen, und sie kamen mit Gefolge nach Preußen und blieben mit großem Aufwand in Königsberg, wobei mancher ein ganzes Jahr lang auf den Kriegszug gegen die Feinde wartete.»

Für nicht wenige Familien war die Tour de force, die Jagd im Osten, Tradition, für alle «eine Attraktion» (Paravicini), inklusive: Ablaß und geregelter Zahlungsverkehr. Fehlte Geld – Ritter und Kaufleute Preußens standen zur Verfügung; der Orden war einer der reichsten Kreditgeber Europas. Hauptsache blieb natürlich der Krieg, galt es doch, mit den Gastgebern möglichst viel zu verwüsten, Burgen zu erobern, zu schleifen, zu errichten.

Über die «Saison» hinaus hielten die Ritter sich brandschatzende

Banden, die Land und Leute terrorisierten. Noch Domherr Nikolaus Kopernikus schreibt an Sigismund I. von Polen: «Auf wessen Anstiftung dieses Übel dermaßen zugenommen hat, ist Ew. Majestät hoffentlich schon von anderer Seite zur Kenntnis gebracht worden. Denn es ist allgemein bekannt, wo diese Räuber ausgebrütet werden, wo sie sich gegen uns bewaffnen und wohin sie mit ihrer Beute flüchten. Wir sehen, daß uns seitens des Hochmeisters schon bald Gefahr und Übermacht drohen ...»[40]

Respektiert doch die Gewalttätigkeit, die Hab- und Herrschsucht des Ordens auch den Klerus nicht. Im Gegenteil. Die Grausamkeit kennt keine Grenzen. «Ein Bischof wird in einem Gewölbe der Kirche von Tapiau bei Königsberg an die Wand geschmiedet, zwei Ritter müssen seinen Hungertod beobachten» (Heer). Erzbischof Friedrich von Riga behauptet, es gebe «keine größeren Feinde der römischen Kirche und des Landes als sie, die Ordensbrüder». Er meldet 230 Anklagen nach Avignon und berichtet die Abschlachtung von zehntausend Menschen in Danzig um 1308, «die Ausrottung von Christen ...»

Ging es dem Orden also um das Christentum, um Bekehrung? Es ging ihm um Unterwerfung und Ausbeutung, ging ihm wie schon jenen sächsischen Großen, von denen Helmold bereits Jahrhunderte früher schrieb (VII 169 ff!), sie seien «stets geneigter, Zinslasten zu steigern als dem Herrn Seelen zu gewinnen», sie «teilten das Geld unter sich. Vom Christentum war keine Rede ...»

Als deshalb um den Ordensstaat Preußen schon fast alles christlich war, gingen die Fehden, Kämpfe, Kriege permanent weiter. Es half dem Orden, der um 1400 seine größte Ausdehnung erreichte, nicht, auf der Notwendigkeit des Heidenkrieges, der Kreuzzüge zu bestehen, die Christianisierung Litauens als Täuschung hinzustellen und zu behaupten, Großfürst Witold habe schon dreimal den Glauben gewechselt «und dabei immer wieder gottlose und abscheuliche Verbrechen an Kirchen und Heiligtümern begangen». Es half dem Orden nichts, daß er 1397 dem Frankfurter Reichstag über «mächtige Anfechtung» klagte, «denn täglich werden die Ungläubigen, Litauer und Russen, durch den König des Polenlandes mehr und mehr gestärkt ... Tag für Tag versorgt man von Polen aus die Heiden mit

Waffen, Panzern, Platten, Harnisch, Büchsen, Pferden, Werkmeistern, Büchsenschützen und dergleichen, also daß die Bekämpfung der Feinde Christi fort und fort schwieriger wird.»

Mit Litauen führte man von 1401 bis 1404 Krieg. Doch für den römischen König wie für den Papst war Litauen christlich. Und das mit Litauen verbündete Polen war es längst. So maßregelt der Pontifex in einer Bulle des Jahres 1403 die Ordensritter, habe er doch «nicht ohne bitteren Schmerz» erfahren, wie unmenschlich man die Leute des Königs und die neu Getauften in Litauen zu Tode bringe, und verbietet unter Androhung des Bannes, Polen und Litauen mit Krieg zu überziehen.

Tannenberg oder Der Anfang vom Ende

Gleichwohl verschärfen sich die Beziehungen zwischen diesen Ländern und dem Ordensstaat. Wie gewöhnlich geht es um Grenzbereinigungen, Territorialkonflikte, um die Neumark, Schemaiten, das Dobriner Land. Die Überfälle in der Neumark häufen sich, ein allgemeiner Aufstand in Schemaiten 1409 kommt hinzu, und offensichtlich steckt die polnisch-litauische Allianz dahinter.

Am 6. August 1409 erklärt Ordenshochmeister Ulrich von Jungingen dem Polenkönig Jagiello offiziell den Krieg, die Ordensheere rücken verheerend über die Grenzen, Burg Dobrin geht in Flammen auf, Burg Bebern, die Kastelle Zempelburg und Kammin des Erzbischofs von Gnesen brennen. Auch Bromberg wird eingeäschert. Und auf der andern Seite brandschatzt Großfürst Witold von Litauen das Land, berennt und kassiert er Burgen seinerseits.[41]

Dazwischen scheitert ein Schiedsspruch König Wenzels. Die Gegner rüsten fieberhaft, dringen auf Verstärkung. Der Hochmeister befiehlt dem Meister von Livland sofortige Unterstützung. Auch die Bischöfe von Livland, Reval, Kurland, Ösel sollen Truppen nach Preußen werfen, viele Söldner kommen aus Deutschland. Und am 15. Juli 1410 treffen die verfeindeten Christen zwischen Tannenberg

und Grunwald/Grünfelde aufeinander. (daher spricht die polnische Geschichtsschreibung von «Grunwald»): da die vermutlich knapp 15 000 Mann starke Ordensstreitmacht unter Hochmeister Ulrich von Jungingen und den verbündeten Herzögen von Pommern; dort die polnisch-litauische Armee mit geschätzten 20 000 Kriegern unter König Wladislaw II. Jagiello von Polen und seinem Vetter Großfürst Witold von Litauen, zwischen denen es nicht immer so harmonisch zugegangen war.

Jagiello, 1377 Großfürst von Litauen geworden, hatte zunächst mit seinem Onkel, dem Großfürsten Kynstute (Kejstut), gemeinsam regiert, bis er ihn vertrieb und Kynstute Mitte August 1382 eines mysteriösen Todes starb, ermordet vielleicht vom Neffen, was umstritten ist. Am 15. Februar 1386 jedenfalls hatte Jagiello sich in Krakau taufen lassen, den Namen Wladyslaw angenommen, am 18. Februar Hedwig, die Tochter Ludwigs des Großen von Ungarn und Polen, geheiratet und am 4. März auch die polnische Krone empfangen. Seinem zweimal nach Preußen geflohenen gleichaltrigen Vetter Witold, Kynstutes Sohn, erlaubte er seit 1392 die Herrschaft über Litauen, wo von ihm selbst 1387 mit der Gründung des Bistums Wilna und der Errichtung der ersten sieben Pfarrkirchen das Christentum eingeführt worden war.

Nun, im Sommer 1410, zog Polenkönig Jagiello bei Tannenberg in eine der größten Feldschlachten des Mittelalters, und seine Heerscharen sangen zum Auftakt des Gemetzels das alte polnische Marienlied «Boga Rodzicza» – es schien aber vorerst nicht sehr hilfreich.

Die Ordensritter dagegen, denselben himmlischen Geistern verbunden, zumal, gemäß ihrem votum castitatis, «ihrer himmlischen Dame Maria» (was sie nicht abhielt, in meiner Sexualgeschichte nachzulesen, alles zu vögeln, von Ehefrauen über neunjährige Mädchen bis zu, nicht grundlos vermutet, weiblichen Tieren), die vitalen Ritter hatten den Erfolg zunächst auf ihrer Seite. Sie warfen das litauische Kontingent zurück, Hochmeister Ulrich von Jungingen durchbrach dreimal die polnische Schlachtreihe, die Ordenstruppen intonierten bereits den Siegeschoral «Christ ist erstanden», da zeigte sich, daß Christ, zumindest diesmal, auf der andern Seite stand, wo der Polenkönig frische Truppen ins Gefecht warf, während der

Hochmeister nichts mehr dagegenzustellen hatte; und da ihn auch der kulmische Adel verläßt, ist die Katastrophe komplett. Ulrich von Jungingen segnet das Zeitliche, auch alle Großgebietiger, bis auf einen, kommen um, dazu elf Komture und der größte Teil der Ordensritter, zweihundertundfünf. Insgesamt liegen vier- bis fünftausend Leichen auf der Walstatt, und Dutzende eroberter Ordensbanner stehen bald im Krakauer Dom.[42]

Augenblicklich unterwirft sich nahezu das ganze Land. Fast alle Burgen, Städte, auch die vier Bischöfe des Ordensstaates mit ihren Bistümern (seit 1243) Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland huldigen dem Polenkönig, der nun das Ordenshaupthaus einkreist, die «Königin der Landesburgen», die Marienburg. Mit einem Teil des geschlagenen Heeres hält sie Graf Heinrich von Plauen, der (spätere) Nachfolger des gefallenen Hochmeisters, bis zum Abzug des Polen, dessen Krieger und Pferde eine Seuche dezimiert, auch Lebensmittel-, Futterknappheit und ringsum anrückender Entsatz bedroht. So marschiert er heimwärts, verheerte Felder hinter sich, vernichtete Ernten, geschleifte Städte, auch die Stadt Marienburg, sie allerdings schon von Heinrich von Plauen selbst, sozusagen vorsorglich, dem Erdboden gleichgemacht.

Und so schnell wie es den Orden verraten hat, wendet sich das Land ihm jetzt wieder zu. Er kommt auch 1411 im Ersten Frieden von Thorn glimpflich davon, zumal territorial gesehen, verliert er doch nur einige Randgebiete und das freilich immer wieder einmal strittige Schemaiten mit den letzten Heiden Europas, wo Jagiello und Witold 1417 gemeinsam das Christentum einführen. Allerdings sind die Kontributionen enorm, muß man, ohnehin durch Rüstung und Krieg finanziell erschöpft, für Gefangenenfreikauf und Burgenräumung die Riesensumme von 260 000 ungarischen Gulden zahlen, was zwar die künftige ständige Finanznot des Ordens erklärt, nicht aber entscheidend dessen nun beginnenden Niedergang.[43]

Noch mehr als bisher wird der Deutsche Orden, dessen Ritter zumeist dem Reich entstammten, jetzt als Fremdherrscher empfunden, als ein Tyrann, der alles schröpft, den Adel, die Städte, die Stände, die Bauern, eine machtbesessene Clique, die keine «Missions-Aufgabe» mehr hat, institutionell abgewirtschaftet ist und sich nur noch

persönlich bereichern will. Wohl nicht nur eine Steuer, zur Begleichung der hohen Reparationen erhoben, treibt einen Teil des Landes in den Widerstand, wobei Danzig – in dem eine immer kleiner werdende Gruppe von Händlern, nicht zuletzt durch Wucher und Kreditspekulationen, immer reicher wird – die Führung übernimmt, zumal die Stadt ohnedies in Handelskonkurrenz zum Orden steht. Der Hochmeister läßt die beiden Danziger Bürgermeister hinrichten.

Es kommt überhaupt, trotz des Ersten Thorner Friedens, immer wieder zu Exekutionen, Überfällen, Kriegshandlungen, die auch 1422 der Friede von Melnosee (Kulmer Land), zwischen dem Ordensstaat Preußen einerseits und dem König Wladislaw Jagiello, dem Großfürsten Witold sowie den Herzögen Johann und Semowit von Masovien andererseits, nur abschließt, aber nicht dauerhaft beendet.[44]

Mittlerweile war auch ein interner Ordensstreit ausgebrochen zwischen dem Hochmeister Heinrich von Plauen und dem Obersten Marschall Michael Küchmeister. Dieser ließ den einen Angriff auf Polen planenden Plauen im Herbst 1413 in Marienburg gefangennehmen, absetzen und sich selbst zum neuen Hochmeister wählen, während der alte, der Retter des Ordensstaates nach der Niederlage von Tannenberg, wegen angeblicher Konspiration mit Polen bis zum Tode Küchmeisters und fast bis an sein eigenes Lebensende eingekerkert blieb.

Im Orden nehmen die Konflikte zu, wächst der Autoritätsverlust, die Machtgier, häufen sich die Zwiste zwischen dem Hochmeister und den Komturen oder dem Landmeister in Livland, dem Deutschmeister im Reich, wobei man auch mit gefälschten Statuten arbeitet.

Noch gefährlicher allerdings sind die Auseinandersetzungen mit den Repräsentanten des Landadels und der größeren Städte, die längst eine Mitwirkung vor allem in der Innenpolitik fordern, in der Rechtssprechung, eine Beschränkung dann auch der unbeschränkten Gerichtshoheit der Obrigkeit, des Ritterordens und der Bischöfe. So formieren sich am 14. März 1440 in Marienwerder 53 preußische Adlige und 19 Städte in einem «Bund vor Gewalt», dem

«Preußischen Bund», den Polen unterstützt, der Ordensstaat aber verwirft, ganz besonders der Bischof von Ermland, der nimmermüde die Stände zu benachteiligen sucht. Denn, argumentiert er mit dem hl. Augustin, ein Prälat, der nicht die Laster seiner Untertanen geißle, sei mehr mit einem schamlosen Hund als mit einem Bischof zu vergleichen. Die Stände ihrerseits erklären, notfalls die Sache selber in die Hand zu nehmen, auch wenn es «einige Hälse» koste.

Die kostete es dann auch. Als nämlich der Preußische Bund auf Wunsch des Ordensstaates vom Papst und im Dezember 1453 vom Kaiser für aufgelöst erklärt wird, kündigen die Bündischen dem Orden den Gehorsam auf, unterstellen sich Polen, dem sie die Souveränität über Preußen antragen, und es beginnt ein dreizehnjähriger Krieg. Ihm fallen nicht nur Tausende und Abertausende von Dörfern zum Opfer, sondern auch 1019 Kirchen – und Preußen wird dabei zur Wüste.[45]

Die Heiligen Väter aber leben bald immer fröhlicher.

8. KAPITEL

DAS RENAISSANCE-PAPSTTUM BEGINNT

NIKOLAUS V., KALIXT III., PIUS II., PAUL II., SIXTUS IV., INNOZENZ VIII.

«Käuflich sind uns Tempel, Priester, Altäre, ... der Himmel ist käuflich und auch Gott.»
Der Karmelit Battista Spagnoli von Mantua[1]

«Die wichtigste Tätigkeit des nur drei Jahre regierenden Papstes war dem Kreuzzug gewidmet. Mit einer für sein hohes Alter staunenswerten Energie hat er unermüdlich sein ganzes Sinnen und Trachten dieser Aufgabe geschenkt.»
Handbuch der Kirchengeschichte über Kalixt III.[2]

«Es gibt nichts, was von der römischen Kurie ohne Geld zu erlangen ist. Denn selbst die Priesterweihen und die Geschenke des Heiligen Geistes werden verkauft. Verzeihung der Sünden wird nur für Geld erteilt.»
Enea Silvio de Piccolomini/Papst Pius II.[3]

«Barbo, der spätere Papst Paul II. (1464–1471), sah es gerne, wenn nackte Männer auf die Folter gespannt und gemartert wurden. Er war schwul und trug eine päpstliche Tiara, die, Zeitzeugen zufolge, ‹an Wert den eines Palastes übertraf›. Er plünderte die päpstliche Kasse, um seine Protz- und Prunksucht zu befriedigen ... Paul II. starb angeblich an einem Herzinfarkt, während er mit einem seiner Lieblingslustknaben Analverkehr hatte.»
Nigel Cawthorne[4]

«Bedenkenlos verbarg er seine dynastischen Pläne unter dem Vorwand der päpstlichen Autorität und der Religion. Er trug somit eine Hauptverantwortung an der Kette von Kriegen, Morden und Verschwörungen, die Italien während seines Pontifikates heimsuchten ... Macchiavelli hat seiner Skrupellosigkeit das höchste Lob gezollt.»
Hans Kühner über Sixtus IV.[5]

«Seine ungewöhnliche Schönheit verschaffte ihm in Rom
Zugang zur Familie des Kardinals Philipp von Bologna,
um dessen Vergnügen zu dienen. Nach dem Tod seines
Beschützers wurde er der Liebling von Paul II. und Sixtus IV.,
der ihn zum Kardinal ernannte ... Anders als die meisten
Päpste bekannte sich Innozenz offen zu seinen unehelichen
Kindern. Er taufte sie, führte ihre Trauungen durch und
fand für sie angemessene Beschäftigungen. Seine Amtszeit
war bekannt als das ‹Goldene Zeitalter der Bastarde›.»

Nigel Cawthorne[6]

Das Wort Renaissance ist ein vom lateinischen renasci, wieder erstehen, wieder geboren werden, abgeleiteter, den Zeitraum etwa vom Beginn des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts umfassender Begriff. Als allgemein charakterisierende Kulturbezeichnung kam er zwar erst nachträglich (vor allem durch J. Michelet und J. Burckhardt, den bedeutendsten Renaissance-Interpreten des 19. Jahrhunderts) in Gebrauch, war jedoch der Sache nach den Menschen der Renaissance durchaus vertraut. Allerdings lebte die Mehrzahl der damals neun bis zehn Millionen Einwohner Italiens, überwiegend Bauern, «zumeist in äußerster Armut» und von der neuen Zeit «wahrscheinlich völlig unberührt» (Burke; vgl. das 3. Kap.!).

Ob die Renaissance wirklich etwas Einzigartiges, eine Epoche mit völlig eigenen identitätsstiftenden Charakteristika gewesen und somit vom Mittelalter scharf abzusetzen sei oder ob nicht doch hauptsächliche Konturen desselben, wesentliche Momente der Kontinuität im großen und ganzen gewahrt blieben, kurz, ob man den Begriff Renaissance verabsolutieren dürfe oder ob er, wofür im 20. Jahrhundert der «Aufstand der Mediävisten» erfolgte, relativiert werden müsse, dies lassen wir auf sich beruhen.

Einerseits gibt es wohl keinen plötzlichen radikalen Epochenbruch, wirken manche Strukturen und Modelle der vorausgehenden Zeit weiter. Andererseits kann man frühere «Renaissancen», die karolingische, die ottonische Kultur, ohne sie zu überstrapazieren, mit dem neuen Lebensgefühl nicht vergleichen. Verbindet sich doch mit dessen resolutem Rückgriff auf die Antike eine betonte Welt- und Menschenzugewandheit, eine viel kraftvollere personale Emotionalität, auch das Ethos persönlicher Tüchtigkeit, ein stärkeres Selbstbewußtsein somit und die entschiedene Wendung gegen das Fort-

wirken mittelalterlich scholastischer Überlieferungen. Die Indoktrinationen des Klerus löst eine bürgerliche Bildungsoffensive, der Humanismus, ab, laikale Intelligenz, Ästhetik.

Der gebildete Laie spielt dabei in Italien eine sehr viel größere Rolle als in all den Ländern rundum, Renaissance-Kunst dort wird tonangebend für Europa. Insbesondere in der florentinischen und römischen Kunst orientiert man sich an der Natur und den Vorgaben des Altertums – «die größte Erinnerung Italiens» (J. Burckhardt) –, an der «wahren Kunst», dem «guten» Stil, vorab in Architektur und Skulptur, und erstrebt die an der Wirklichkeitsnähe, der Naturwahrheit und an den antiken Normen der «klassischen» Idealität ausgerichtete «buona maniera» bei gleichzeitiger Verwerfung der Gotik, der «maniera tedesca». Erst im 19. Jahrhundert wurde der Begriff Renaissance auch auf alle politischen und sozialen Lebensbereiche ausgedehnt.[7]

Die Epoche des Renaissance-Papsttums wird von jeher, vor allem von Christen, vielgepriesen und verdammt.

Man ist voll des Lobes für das mäzenatische Engagement der meisten Hierarchen, ihre Protektion zumal der Architektur und Malerei. Tausend- und abertausendmal gewürdigt kontrastiert dieses Verdienst jedoch kraß mit den Grundlagen des Christentums. Denn mit dessen ältester Botschaft, der Predigt des biblischen Jesus, die doch die Heiligen Väter angeblich vertreten und verbreiten, hat dies gar nichts zu tun. Oder wo hätte dieser Jesus je gerufen: Laßt Künstler um mich sein!? Laßt Päpste teuere Paläste, schöne Kathedralen bauen!? Treibt Philologie, schafft Bibliotheken, verfaßt Gedichte und komponiert Kirchenmusik!? (Musik, beiläufig, spielt im Zentrum der Renaissancekunst noch im 14. Jahrhundert, im Unterschied zu Paris, keinerlei Rolle. Noch Johannes XXII. bekämpft die «Ars nova» und bedroht 1324/1325 in der Bulle «Docta sanctorum» die Aufführung der neuen Musik in der Kirche mit Kirchenstrafen.)

Der biblische Jesus, dessen Reich «nicht von dieser Welt» war, für den deren Ende vielmehr unmittelbar bevorstand und darum «nur eines» not tat, hatte überhaupt keinen Sinn für Geistesleben, Wissenschaft und Kunst, was lange nachwirkt. Noch im frühen

3. Jahrhundert fragt Kirchenvater Clemens von Alexandria, wie könne denn ein Werk der Baumeister-, der Steinmetzen-, der Handwerkerkunst überhaupt heilig sein? Und Tertullian erklärt seinerzeit Künstler kurzerhand für Söhne des Teufels.[8]

Vielgescholten werden die Renaissance-Päpste in sittlicher Hinsicht. Doch mag nicht wenigen, mit mir, prinzipiell ein im Vatikan oder sonstwo herumvögelnder Pontifex immer noch hundertmal lieber sein als ein rigoroser Asket, der Tausende unschuldiger Menschen auf Scheiterhaufen, in Kriege und Folterkammern schickt. Auch ist ein Papst, der aus seiner Unzucht kein Geheimnis macht, immer noch sympathischer als ein öffentlich den Unschuldsengel spielender Hurenbock.

NIKOLAUS V. (1447–1455), «DER LIBERALSTE ALLER PÄPSTE»

Wenn die Frührenaissance, in Italien die Zeit des 15. Jahrhunderts, auch schon an den Höfen Martins V. und Eugens IV. unübersehbare Spuren hinterließ, als erster Papst der Epoche gilt Nikolaus V., der einstige Arztsohn Tommaso Parentucelli aus Sarzana bei La Spezia.

Der mittellose Hauslehrer war bei reichen Florentinern, den Albizzi, den Strozzi, mit führenden Gelehrten und Musensöhnen der Arnostadt, dem Mittelpunkt der vordringenden Renaissance, bekannt geworden. Und das glanzvolle Jubeljahr 1450 brachte nicht nur die Pest (bei der sich der Papst in Fabriano einschloß und die Annäherung an sein Refugium bei Todesstrafe verbot), brachte nicht nur mancherlei Unglück (wie das der zweihundert auf der Engelsbrücke zertretenen oder in den Tiber geschleuderten Menschen). Es brachte auch einen ameisenhaften Andrang von Pilgern, volle Kassen und die Möglichkeit, die päpstliche Stadt, während der avignonesischen Epoche fast zum Dorf geworden, jetzt herrlich wieder aufzubauen.

Nikolaus führte in der Mitte des Quattrocento Renaissancegeist

in seinen Hof ein. Er förderte Humanisten und Künstler, darunter der freigeistige Lorenzo Valla, Autor ebenso musterhafter wie explosiver Publikationen gegen Scholastik, Mönchswesen, herrschendes Recht, das profane Papstregiment.

Noch unter Martin V. und Eugen IV. hatte Valla vergeblich in kuriale Dienste zu treten versucht. Dann lieferte er als Sekretär König Alfons' V. von Neapel in seiner Schrift «De falso credita et ementita Constantini donatione Declamatio» den Fälschungsnachweis für die Konstantinische Schenkung (IV, 14. Kap.!). Der Protagonist philologischer Textkritik machte dieser «schon schwer angeschlagenen Sache» nun «mit einem einzigen Hieb den Garaus» und kanzelte den Fälscher als «stockdumm», «Rindvieh», «Esel» ab, als einen Unglücksraben, der zwar den guten Willen zum Betrügen habe, nicht aber das Talent.

Ulrich von Hutten edierte das Werk 1517 in Basel. Valla indes, von den Franziskanern der «Ketzerei» bezichtigt, mußte aus Neapel fliehen, wurde 1450 in Rom Professor für Rhetorik und 1455, unter Calixt III. – päpstlicher Sekretär.

Nikolaus V. gab auch Anregungen für die bildende Kunst, die Architektur. Fra Angelico arbeitete für ihn, ebenso Benozzo Gozzoli, Angelicos Gehilfe, auch Bernardo Rossellino und besonders Leon Battista Alberti, Verkörperung des «uomo universale», der Architekt und große Gelehrte, Verfasser u.a. der ersten italienischen Grammatik, der dreißig Jahre den lukrativen Posten eines päpstlichen Beraters innehatte, bis er ihn ausgerechnet unter dem «Humanistenpapst» Pius II. verlor.

Als leidenschaftlicher Bibliophiler ließ Nikolaus griechische Klassiker, zumeist freilich Kirchenväter und Titel theologischen Charakters, ins Lateinische übersetzen und durch seine «Manuskriptenjäger» weit über tausend Handschriften sammeln, wodurch er zum Neubegründer der Vatikanischen Bibliothek wurde.[9]

Der schmächtige, äußerlich unansehnliche Papst, sittenstreng, heißt es und ohne nepotistische Neigungen, baute, wie er noch in seiner Sterbestunde rühmt, «prachtvolle Festungen» im Kirchenstaat, verstärkte die Engelsburg und die Mauern Roms, dessen kommunale Autarkie er sehr beschnitt. Zwar warb er, zumal in Italien,

um Frieden, vor allem aber, weil er die Christenheit in einen neuen Kreuzzug zu führen suchte.

Zum deutschen König, dem Habsburger Friedrich III. (1440–1493), der Kirchen und Klöster förderte, 1436 auch (s. «Kayser Fridrichs moerfart») ins Heilige Land gereist und in Jerusalem zum Ritter des Heiligen Grabes geschlagen worden ist, unterhielt er gute Beziehungen.

1448 schloß er mit ihm das Wiener Konkordat, womit sich das Reich endgültig vom Basler Konzil zur römischen Kurie wandte. Der Papst, der eigentliche Profiteur des Vertrags, der bis 1803/1806 in Geltung blieb, erhielt wieder erhöhten Einfluß auf die deutsche Kirche, auf Annaten, Bestallungen, auf viele einträgliche Posten, worauf denn auch prompt eine widerliche Pfründenjagd begann. Und der Habsburger wurde dafür, wichtigster Gegendienst, am 19. März 1452 in St. Peter zum Kaiser gekrönt – die letzte in Rom stattfindende Kaiserkrönung.

Für eine Kirchenreform tat Nikolaus V. nichts. Auch im Wiener Konkordat standen keinerlei entsprechende Bestimmungen, obwohl die Mißstände je länger desto mehr zum Himmel schrien.[10] Dagegen hatte er Erfolg bei der Zerschlagung eines Aufruhrs unter Stefano Porcaro, einem humanistisch gebildeten Mann aus dem niederen Adel Roms. Entflammt von republikanischen Idealen, wollte er das Volk, wie er sagte, «dem Pfaffenjoch» für ewig entreißen, den Vatikan in Brand stecken und selbst Tribun werden. Nikolaus V. exilierte den wegen seines Charmes und seiner Talente von vielen Geschätzten nach Bologna, ließ den Zurückgekehrten aber mittels Folter und Kopfgeld einfangen und samt Schwager, Sohn Clemente sowie weiteren «Mordgesellen» (von Pastor) am 9. Januar 1453, drei Stunden vor Tag, in der Engelsburg hängen. Andere Opfer folgten. Infessura, Senatsschreiber und Augenzeuge, nennt in seinen römischen Annalen Porcaro einen «Ehrenmann», den «Freund des Wohles und der Freiheit Roms; ohne Grund aus der Stadt verbannt, wollte er sein eigenes Leben an die Befreiung seines Vaterlandes von der Knechtschaft setzen, wie er durch die Tat bewies».[11]

Ferdinand Gregorovius, der Nikolaus V. als den liberalsten aller

Päpste preist, muß doch zugeben, daß er die Magistrate auf dem Kapitol nicht mehr von der Kommune wählen läßt, sondern selbst bestimmt, daß er die Stadt in eine päpstliche Festung verwandelt, daß die Kardinäle unter ihm verschwenderisch wie weltliche Fürsten auftreten, die Kurialen, überhaupt zahllose Schwärme von Prälaten, Rom ein häßliches Schauspiel bieten «von Übermut, Goldgier und Lasterhaftigkeit». Vielleicht kann man ja auch das liberal nennen. Und verwundert es, daß die Humanisten, selbst Valla, die vom Geld des Papstes leben, den ihnen einst nahestehenden Porcaro verdammen, während sie im Heiligen Vater, der die Empörer reihenweise aufknüpfen läßt, den «liberalsten Mäzen» sehen?[12]

Nur einige Monate nach den Hinrichtungen, am 30. September 1453, rief Nikolaus V. – dem man noch heute Güte und Toleranz, eine friedliebende Art nachrühmt, den sein Biograph Vespasiano da Bisticci, der Florentiner Buchhändler, als «Licht und den Schmuck der Kirche Gottes und seines Jahrhunderts» bejubelt, den auch der von ihm bezahlte Battista Alberti den «friedlichsten der Päpste» nennt –, er rief zu einem Kreuzzug gegen die teuflische Tollheit der Türken auf.

Alle Anstrengungen aber des kaiserlichen Sekretärs Enea Silvio Piccolomini, des späteren Pius' II., auf den drei Türkenreichstagen in Regensburg, Frankfurt/Main und Wiener Neustadt 1454/1455, waren umsonst. Die Verbündeten des Papstes, besonders die italienischen Städte, von denen einige schon Sonderverträge mit dem Sultan schlossen, beschäftigten mehr ihre Handelsbeziehungen mit dem verfluchten Feind. Der französische König Karl VII. (S. 240), der ein bereits früher unterbreitetes Kreuzzugprojekt ganz unbeantwortet gelassen, hielt sich auch jetzt zurück. Der portugiesische König Alfons V., genannt «Affonso o Africano», hatte schon vordem Kreuzzugszehnten eigenen Interessen geopfert. Kurz, die guten Christen atmeten auf, als sie im Frühjahr 1455 in Wiener Neustadt den Tod dieses so friedlichen Heiligen Vaters erfuhren.[13]

Der Nachfolger allerdings betrieb die Kreuzzugspropaganda mit noch vermehrtem Eifer.

Calixtus III. (1455–1458) – Türkenkrieg und Nepotismus

Er ist der zweite Papst dieses Namens und nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gegenpapst mit derselben Ordinalzahl, Calixt III., aus dem 12. Jahrhundert (VI 533). Der neue Pontifex Alonso de Borja (italianisiert Alfonso Borgia), Sproß eines kleinen Landbesitzers, war Spanier, Jurist und einflußreicher Berater Alfons' V. von Aragón (als König von Neapel: Alfons I.). Einst hatte den Borgia Gegenpapst Benedikt XIII., Pedro de Luna (S. 172 ff.), zum Kanoniker gemacht. 1429 wurde er durch Martin V. Bischof des reichen Bistums Valencia, 1444 durch Eugen IV. Kardinal, worauf er zwölf Jahre lang zurückgezogen gelebt haben soll.

Calixt III. suchte Neutralität gegenüber den diversen Faktionen Roms und förderte das durch den Frieden von Lodi (1454) entstandene sogenannte Gleichgewicht in Italien, ja erstrebte Frieden weithin in Europa. Allerdings tat auch er dies, gleich so vielen anderen Päpsten, nicht des lieben Friedens wegen, sondern wollte das im Mai 1453 von den Türken eroberte Konstantinopel (S. 233) zurückgewinnen. Dieses Ziel, geradezu Hauptaufgabe seiner dreijährigen Regierung, verfolgte er, wiewohl hochbetagt, gichtgeplagt und meist bettlägerig, von Beginn seines Pontifikats an mit unermüdlicher Energie, genoß aber den Ruf eines friedfertigen Mannes. Tatsächlich war er strenggläubig, starrsinnig, war er als Spanier im Glaubenswahn, im Haß gegen den Islam groß geworden und gelobte so bald nach seiner überraschenden Wahl (mit 77 Jahren unverkennbar ein Übergangspapst) öffentlich und feierlich, dem Heiligen Krieg seine ganze Kraft, nicht nur materielle Güter, notfalls auch sein Leben zu opfern.

Hier sein über fast ganz Europa verbreitetes Gelübde: «Ich, Papst Kalixtus III., verspreche und gelobe der heiligen Dreieinigkeit, dem Vater, Sohn und Heiligen Geist, der allzeit jungfräulichen Mutter Gottes, den heiligen Aposteln Petrus und Paulus und allen himmlischen Heerscharen, daß ich, wenn es nötig sein sollte, selbst mit Aufopferung meines eigenen Blutes, nach Kräften alles aufbieten werde, um, unterstützt von dem Rate meiner ehrwürdigen Brüder, Konstan-

tinopel wieder zu erobern, das, dem sündigen Menschengeschlecht zur Strafe, von dem Feinde des gekreuzigten Heilandes, dem Sohne des Teufels, Mohammed, dem Türkenfürsten, erobert und zerstört worden ist, und um ferner die in der Sklaverei schmachtenden Christen zu befreien, den wahren Glauben zu heben und die teuflische Sekte des verworfenen und treulosen Mohammed im Orient auszutilgen. Denn dort ist das Licht des Glaubens fast gänzlich erloschen. Sollte ich deiner vergessen, Jerusalem, so möge meine Rechte der Vergessenheit anheimfallen; meine Zunge möge in meinem Munde gelähmt werden, wenn ich mich deiner nicht erinnere, Jerusalem, und dich nicht den Anfang meiner Freude sein lasse. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium. Amen.»

Auch der Verherrlicher der Päpste, Freiherr von Pastor, bescheinigt dem Borgia «glühenden Haß gegen den Todfeind des christlichen Namens» und dies «von Jugend auf». Und nach Gabriel von Verona, dem engsten Vertrauten Johanns von Capestrano, dachte der Papst nur an den Kreuzzug, sprach von nichts anderem. «Die übrigen Geschäfte», berichtet der spätere Kardinal, «erledigt er mit *einem* Wort, den Kreuzzug behandelt und bespricht er beständig.»

Calixt schrieb Bullen, jagte seine dienstbaren Geister in alle Himmelsrichtungen, Nuntien und Haufen von Bettelmönchen, wohlinstruiert alle für die Kriegspropaganda, die Kreuzpredigt, präpariert mit Ablässen, scharf auf Steuern und Kreuzzugszehnten. – Einer seiner prominentesten Agenten war Johann von Capestrano, der Judenschreck (erneuerte doch auch dieser Heilige Vater die antijüdische Gesetzgebung). Calixt soll eigenes Vermögen spendiert, seine Mitra und sein Tafelgeschirr veräußert, die päpstliche Schatzkammer, 200 000 Dukaten, geplündert und Kirchengüter preisgegeben haben. Er verkaufte Gold- und Silberarbeiten und kostbare Bucheinbände. Vermutlich vergriff er sich auch an der Vatikanischen Bibliothek und sicher an dem Gold aus Särgen.[14]

Der Papst, an der Welt der Renaissance, an Wissenschaft und Kunst, überhaupt, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, kulturell desinteressiert, hat auch den von Nikolaus V. begonnenen Wiederaufbau Roms als Verschwendung gering geschätzt und nicht fortgesetzt. Stattdessen schuf er mit wie immer gehorteten Geldern auf

dem Tiber eine Kriegsflotte und unterstellte sie dem Kardinal Lodovico Scarampo.

Durch Eugen IV. und Nikolaus V. in die höchsten Kurienämter gelangt, war Scarampo sozusagen ein Schüler Vitelleschis (S. 226 ff.), also wie dieser ein Mann des Krieges, auch sonst ein weltlich gesinnter Typ (daher «Kardinal Lucullus») und ungemein reich. Nach Vitelleschis Tod sein Nachfolger in Rom, überwachte er 1455/1456 die Aufrüstung des päpstlichen Geschwaders und errang im folgenden Jahr als Legat und Generalkapitän bei Metelino in der Ägäis, unterstützt von einem Flottenverband König Alfons' I. von Neapel, einen nicht allzu bedeutenden Sieg, bei dem er nahezu 25 Schiffe kaperte. Daneben betrieb der Kardinal mit Admiralsfunktion, so Seppelt, «auch handfeste Seeräuberei», ein gradueller Unterschied nur zur offiziellen Staats- bzw. Papst-Piraterie.

Die römischen Kreuzzugsanstrengungen wurden allerdings kaum belohnt, die sporadischen Siege nicht zu ergiebigeren Aktionen ausgeweitet. Die Großmächte zeigten daran kein Interesse. Vielmehr war man in Frankreich wie in Deutschland verärgert über die Einmischung, die Kreuzzugshysterie des Papstes, seine Steuereintreiberei. Auch ein so bewährter Bundesgenosse wie König Alfons von Aragón und Neapel verfolgte eigene territoriale Pläne, ja, er steckte die Türkenzehnten in den Ausbau seiner Seemacht und leitete dann die Kreuzzugsflotte statt nach dem Bosporus zum Angriff auf Genua um.[15]

Blieb aber die päpstliche Leidenschaft für den Türkenkrieg reichlich ungestillt, wurde die Liebe zu den Nepoten desto mehr befriedigt. Förderte Calixt doch fast ausschließlich Verwandte näheren und ferneren Grades, neben seinen spanischen Landsleuten überhaupt, weshalb sie an der Kurie und im Kirchenstaat bald immer mehr Machtpositionen einnahmen und die Italiener terrorisierten.

Zwei Neffen, eben erst zwanzig Jahre alt, erhob der Pontifex, entgegen der beschworenen Wahlkapitulation, bereits am 20. Februar 1456 zu Kardinälen. Der eine, Luis Juan del Mila, ein unfähiger Mensch, wurde Legat von Bologna, der andere, Rodrigo Borgia, der nachmalige Alexander VI., avancierte zum Feldhauptmann der päpstlichen Truppen in Italien und zum Vizekanzler der Kurie; bei-

de bekamen Benefizien über Benefizien, Bistümer und Abteien. Rodrigo war vermutlich der uneheliche Sohn seines «Onkels», des Papstes Calixt, und dessen Schwester Joanna. Pedro Luis, Rodrigos Bruder, ein weiterer Neffe also, erhielt die höchsten weltlichen Ehren. Er wurde Generalkapitän der Kirche, Gouverneur der Engelsburg, Herr zahlreicher anderer Kastelle und Städte, in die er seine katalanischen Krieger legte, wurde Stadtpräfekt Roms auch, sogar Herzog von Spoleto. Nicht genug. Als König Alfons I. von Neapel, dem Calixt seinen Aufstieg verdankte und vieles darüber hinaus, 1458 starb, plante der Papst, nicht den natürlichen Sohn des Herrschers, Ferrante, den sowohl Papst Eugen als auch Papst Nikolaus legitimiert, als sukzessionsfähig anerkannt hatten, auf den neapolitanischen Thron zu bringen, sondern einen seiner eigenen Neffen. Ja, Calixt behauptete, Ferrante, der einzige Erbe des Königs, sei nicht einmal dessen unehelicher Sproß, sondern untergeschoben.

Doch das edle Vorhaben des Heiligen Vaters zerrann jäh. Er starb noch im Sommer, am 6. August 1458, als schon die Fahne des Halbmonds über Athen, über Korinth wehte, die Unterjochung Serbiens begann. Und sofort erhob man sich in Rom wie im Kirchenstaat wider die verhaßten «Katalanen». Man raubte die Borgia-Paläste aus, und der Gouverneur der Engelsburg, Pedro Luis, verkaufte diese um 20000 Dukaten den Kardinälen, entkam zwar mit knapper Not, erlag aber noch Ende des Jahres einer tödlichen Krankheit.[16]

Pius II. (1458–1464), ein Pornograph wird Papst

Enea Silvio de Piccolomini, wie Calixts Nachfolger vor seiner Erwählung hieß, wurde als Humanist bekannter denn als Hierarch, obwohl das hohe Amt seinem Ruf als Autor sicher nützte, hätte auch der Papst dann angeblich viel darum gegeben, manches, was er als Laie schrieb, nicht geschrieben zu haben.

Daß Piccolomini, ein so pittoresker wie extrem seltener Typus

unter Päpsten, ebenso witzig wie kenntnisreich gewesen, auffallend vielseitig überdies, ist unbestritten. Vielleicht aber war der längst Illustre zu richtungslos, zu wenig eindeutig, leidenschaftlich, war er glänzender als gehaltvoll, zu sehr Rhetoriker, um im hohen Sinn bedeutend oder doch Poet zu sein.[17]

Auch als Kirchenführer überragte Piccolomini nicht; absurd ihn einen «der größten Päpste» zu nennen – inwiefern? Im Lichte seiner «Commentarii» vielleicht, seiner selbstverliebten Memoiren, der einzigen Autobiographie eines römischen Oberhirten.

Piccolomini, aus verarmtem Sieneser Adel (was ihn zu «massiver» Familiengeschichtsfälschung verführte), wuchs in Corsignano, einem Flecken, auf, den er, in Pienza umbenannt, zur Stadt, zum Bischofssitz erhob und mit pompösen Bauten schmückte.

Nach Studien in Siena und Florenz führt er, vieler Herren Sekretär, ein jahrzehntelanges Wanderleben, eine Art Diplomatenlaufbahn, vor allem in Deutschland, wobei die Umstände seine Präferenzen bestimmen, er wohl mehr aus Karriere-Kalkül als aus Überzeugung die Seiten wechselt.

Zunächst u. a. im Dienst des Kardinals Capranica, tritt er, als dieser 1432 vor Eugen IV. zu der mehr und mehr antirömischen Basler Kirchenversammlung (S. 224 f.) flieht, gleichfalls dort an. In scharfen Attacken verteidigt er die Autorität des Konzils gegenüber dem Papst, ja wird Sekretär Felix' V., des Gegenpapstes (S. 225). Doch als ihn Felix 1442 zum Frankfurter Reichstag schickt, wo ihn Friedrich III. zum poeta laureatus, zum Hofdichter, krönt und lockt, den untergehenden Gegenpapst zu verlassen und in seinen, des Königs, Dienst zu treten, tritt er über, wird Mitglied der Reichskanzlei, ein enger Freund auch von Kaspar Schlick, dem ersten Laien-Kanzler eines römisch-deutschen Potentaten, wird 1447 Bischof von Triest, 1450 Bischof von Siena, dann durch Calixt, schon lange angestrebt, 1456 Kardinal, endlich und zumal durch eigenes Zutun wieder zwei Jahre später Papst.[18]

Einen ähnlich abrupten Bruch gab es in Piccolominis Lebenswandel.

Wie einst der hl. Augustin trieb es auch Enea in puncto puncti zunächst sehr locker, leichthin, schrieb's aber, anders als jener frivol

renommierend, sich breit von der Seele oder wovon immer: ein vielgelesener Verfasser erotischer Literatur, geradezu «auf pornographische Sujets spezialisiert» (Cawthorne).

Das Potente lag offenbar in der Familie. Schon Vater Sylvius – «Ihr wißt, welch ein Hahn Ihr wart», erinnerte ihn der Sohn – machte der Gattin Victoria Forteguerra achtzehn Kinder. Und wenigstens etliche, überdies uneheliche, machte auch Enea. Von einem schottischen Mädchen bekam er ein Söhnchen, durch eine Bretonin in Straßburg, Mutter einer fünfjährigen Tochter, schenkte ihm «der Herr» noch einen Sohn. Mindestens zwei weitere sehr natürliche Kinder, gelegentlich sprach man gar von einem Dutzend, setzte der spätere Papst in die Welt.

Und er war stolz darauf, gestand, weder «Eunuch noch von kühlem Blut» zu sein, auch «kein Heuchler», ja kannte, fast schon vierzig, nichts Herrlicheres für den Menschen, «als sein eigenes Ebenbild zu zeugen, gleichsam die eigene Art fortzupflanzen und nach seinem Tode jemanden zurückzulassen ... Was mich betrifft, so bin ich entzückt, daß mein Samen Frucht gebracht hat und ein Teil von mir überleben wird, wenn ich sterbe».[19]

Doch dann, als Piccolomini entschlossen den roten Hut ansteuerte, gar Papst geworden war, wollte er von seiner theologisch und moralisch aufmüpfigen Vergangenheit nichts mehr wissen.

Erste Selbstverdammungen begegnen als Bischof. Kein extremer Konziliarist war er jetzt mehr, der eifernd die antirömische Linie der Basler verfocht, sondern entschiedener Papist. Er forderte und förderte nicht mehr die Konzilsautorität als Waffe gegen den Papst, sondern wetterte gegen das «todbringende Gift» des Konziliarismus und untersagte in der Bulle «Execrabilis» vom 18. Januar 1460 strikt jedwede Berufung auf eine allgemeine Kirchenversammlung als Häresie und Majestätsverbrechen.

Natürlich war der Karrierist auch nicht mehr der lebenslustige Autor lasziver Erotika, der die freie Liebe vertrat, sondern der zur Sittenstrenge rufende Heilige Vater. Noch 1463, im Jahr vor seinem Tod, bestand er in der Retractationsbulle «In minoribus agentes» darauf: «Aeneam rejicite, Pium recipite!» (Verwerft Aeneas, haltet Euch an Pius!). Und die Moralpauke fiel ihm desto leichter, als er

schon mit Fünfzig physisch verbraucht, gichtgeplagt, überdies kahl war und greisenhaft wirkte.[20]

Immerhin bezeichnend die folgende Reaktion. Als ein befreundeter Priester seine Dispens vom Zölibat erbittet, drängte er ihn zwar zur Enthaltsamkeit, mahnend, alle Weiber wie die Pest zu fliehen, jede Frau für einen Teufel zu halten. Aber, setzt er gleich hinzu, der Dispens Wünschende werde jetzt freilich sagen, «seht, wie streng ist doch Aeneas. Jetzt preist er mir die Keuschheit und ganz anders redete er zu mir in Wien und in Neustadt. Es ist wahr, aber die Jahre nehmen ab, der Tod rückt heran. Elend und der Gnade Gottes verlustig ist derjenige Mensch, der nicht zuweilen in sein Inneres einkehrt, nicht sein Leben bessert und nicht an das denkt, was er in dem künftigen Leben sein wird. Ich muß bekennen, ich habe es satt und überdrüssig. Die Venus ekelt mich an. Freilich nehmen auch die Kräfte ab. Mein Haar ist grau, meine Nerven sind ausgetrocknet, mein Gebein ist morsch und mein Körper übersäet mit Runzeln. Ich kann keinem Weibe mehr zur Lust dienen und keine mir. Von nun an diene ich mehr dem Bacchus als der Venus. Der Wein ernährt mich, erfreut und ergötzt mich und macht mich selig. Dieser Saft wird mir bis zum Tode süß sein. Wahr ist es, mich flieht mehr die Venus als ich sie.»[21]

War die humanistische «Zierde des Papsttums» auch nicht mehr in wollustvolle Abenteuer verstrickt – in kriegerischen Händeln, tatsächlichen oder begehrten, steckte Pius bis zuletzt, auch wenn man es gern überspielt, schönt, gefälligere Aspekte hervorhebt, ihn etwa, mit seinen eigenen Worten, als «Liebhaber der Wälder» preist, wenn man seinen Pontifikat in der «heitern Menschlichkeit» seiner Zeit sich verlieren und sein Leben als Papst «fleckenlos» sieht. «Von jeder kriegerischen Politik wendete er sich ab.» «Wenige Päpste haben sich zu ihrer Ehre so wenig um Kriegswesen bekümmert wie Pius II.», meint Gregorovius, behauptet: den Kirchenstaat habe er fast ungeschützt gelassen, Festungen nicht beachtet und Gebiete, die Vorgänger nur auf der Flucht oder mit Heerhaufen durchzogen, ganz gemächlich besucht, entzückt betrachtet, beschrieben – «den Virgil in der Hand ...»[22]

Ganz so idyllisch, das läßt auch der Geschichtsschreiber Roms erkennen, ging es nun freilich nicht zu.

Das zeigt schon das Engagement des Papstes im Königreich Neapel, dessen Bevölkerung im ausgehenden Mittelalter von 3,4 Millionen auf 1,7 Millionen sank. Der angeblich so unkriegerische Kirchenfürst kämpfte im neapolitanischen Konflikt auf der Seite Ferrantes I., eines Königs, der unentwegt Kriege führte und Aufstände niederschlug, u. a. in der Toskana, den Abruzzen, in Apulien, Kalabrien, kämpfte gegen den von Frankreich protegierten Herzog Jean von Anjou-Lothringen, Titularherzog von Kalabrien, und er kämpfte nicht zuletzt seiner Verwandten wegen.

So mußte Ferrante für den Beistand des Heiligen Vaters beim Blutvergießen dem Nepoten Antonio Piccolomini als Lehen die Herzogtümer Sessa und Amalfi sowie die Grafschaft Celano überlassen. Und auch nach Niederringung Sigismondo Malatestas von Rimini hätte derselbe Papstneffe ohne den Einspruch Venedigs das ganze Territorium der Malatesta bekommen.

Denn das System des «großen Nepotismus» florierte auch unter diesem Hohenpriester. Der ihm Nächststehende, sein Sekretär Gregorio Lolli, war der Sohn seiner Tante Bartolomea. Ein Verwandter mütterlicherseits, Niccolò Forteguerra, wurde Kardinal; Giacomo Tolomei wurde Vogt der Engelsburg; Alessandro Mirabelli Piccolomini, ein Bankier in Rom, Rector Frascatis. Von den vier Söhnen seiner Schwester Laudomia avancierte Neffe Andrea zum Herrn von Castiglione della Pescaja, Neffe Giacomo zum Herrn von Montemarciano, Neffe Francesco zum Kardinal, Neffe Antonio zum Herzog, um weitere Verwandtenförderungen zu übergehen, nepotistische Neigungen, nein, Exzesse, die auch den zweiten, Kriege so verabscheuenden Pius bis zum Kampf mit den Waffen führten.

Natürlich nicht nur im neapolitanischen Konflikt, auch gegen seine Widersacher im Kirchenstaat, gegen den Grafen Eversus, den Malatesta, den (dann im Auftrag König Ferrantes gefangengenommenen und ermordeten) Jacopo Piccinino. Die päpstlichen Truppen unterlagen bei San Fabbiano in den Abruzzen, bei Sarno, bei Kastell Lione. Doch konnte der Stratege seiner Heiligkeit, Federico von Urbino, 1461 die ganze Sabina beugen und zusammen mit dem Pius-Verwandten, Kardinal Forteguerra, ein vielversprechender Name, am 13. August 1462 Sigismondo Malatesta von Rimini schlagen,

den schönen, verwegenen, humanistisch gebildeten Atheisten, den Inbegriff eines Renaissancemenschen, für von Pastor aber ein Gewaltherrscher, frecher Heide, blutdürstiger Wüstling, notorischer Verbrecher, «die entsetzlichste Erscheinung der Epoche der Frührenaissance», ja «einer der schrecklichsten Fürsten aller Zeiten» – Hitler konnte der 1928 verstorbene Historiker der Päpste noch nicht einbeziehen.

Im September des folgenden Jahres entmachtete man Malatesta durch die Niederlage bei Fano fast ganz. Pius nahm ihm alle Städte bis auf Rimini, schimpfte ihn die «Schande Italiens», ließ ihn in Abwesenheit zum Tod verdammen und an zwei Stellen Roms statt seiner ein ihm täuschend ähnliches Bild verbrennen mit der Unterschrift: «Dies ist Sigismondo Malatesta, König der Verräter, Feind Gottes und der Menschen, zum Feuer verurteilt durch den Beschluß des heiligen Kollegiums.»

Nicht ausgeschlossen: daß viele der über Malatesta (dessen Sarkophag, wie furchtbar, dann nicht mal ein christliches Emblem aufwies) kursierenden grausigen Geschichten – Ermordung zweier seiner Frauen, Unzucht mit der eigenen Tochter, Vergewaltigung Ungezählter beiderlei Geschlechts – in der kurialen Gerüchteküche ausgebrütet worden sind. Kurz, «dieser Papst», schreibt Gregorovius, «welcher Kriege verabscheute, besiegte alle seine Feinde, eroberte deren Länder und vergrößerte den Kirchenstaat» – eben doch nicht nur mit dem Virgil in der Hand.[23]

Schließlich ließ Pius II. 1461/1462 auch politische Gegner, Banditen, Terroristen, würde man heute vielleicht sagen, mit Truppen jagen und mehr als ein Dutzend von ihnen hinrichten; darunter Tiburtius, dessen Vater Angelo de Maso schon als Teilnehmer des Porcaro-Putsches (S. 263 f.), ebenso wie ein älterer Bruder, durch Papst Nikolaus V. ein Jahrzehnt früher liquidiert worden war. Und wie die beiden wurde nun auch Tiburtius im Kapitol gehenkt.

Im übrigen – wenn der Papst in dem von Parteikämpfen und Empörungen geschüttelten Italien Frieden zu verbreiten suchte, so nicht zuletzt deshalb, weil auch er, wie lange unterschätzt, intensiv die Wiederaufnahme der Kreuzzüge wünschte; weil auch er dies, wie die Vorgänger, allerdings mit noch geringerem Erfolg, erstrebte, von Be-

ginn seines Pontifikats an, ja bereits vordem, und bis zum letzten Atemzug; wenn es auch, wie schon seit längerem, nicht mehr um die traditionellen Offensiven ging, sondern um die Eindämmung der türkischen Invasion, freilich nur die Folge der einstigen christlichen!

Schon die von Pius beschworene Wahlkapitulation forderte vor allem den Türkenkrieg. Und da er einerseits bereits vor seinem Kardinalat auf vielen deutschen Reichstagen diesen Kampf propagierte, andererseits seinem Pontifikat eine gesamteuropäische, eine weltgeschichtliche Leistung fehlte, fiel es dem Ruhmgierigen leicht, immer wieder für die Befreiung Konstantinopels zu werben, immer wieder Fürsten und Völker missionarisch daran zu erinnern, die Europäer zu einem gemeinsamen Krieg aufzustacheln, obwohl ihm sogar Kardinäle opponierten.

Der schwärmerische Romantiker stiftete 1459 den Ritterorden der heiligen Maria zu Bethlehem. Und noch im selben Jahr, wenige Wochen nach seiner Erhebung, organisierte er in Mantua einen Kreuzzugkongreß der Herrscher, die ihn dort monatelang warten ließen, wie er überhaupt sein Ziel voll verfehlte. Ja, der Phantast versuchte allen Ernstes durch seine «Epistula ad Mahometem», ein langes, noch im 20. Jahrhundert umstrittenes Schreiben, den siegreichen Sultan Mohammed II., der schon Lesbos, Bosnien erobert und das griechische Reich zu einem türkischen gemacht hatte, zum Christentum zu bekehren, wobei er ihm, den das Dokument nie erreichte, das Blaue vom Himmel versprach und der glückseligen Welt ein goldenes Zeitalter. Doch aus dem Ritterorden wurde ebensowenig wie aus dem Religionskrieg oder der Bekehrung Mohammeds.[24]

Gleichwohl, im Januar 1460 verkündete Pius II. einen dreijährigen Kreuzzug Europas gegen die Türken.

Denn noch immer galt der Türkenkrieg als Kreuzzug, noch immer bestimmte der Papst diesbezüglich, bestimmte der einstige Schreiber der Wiener Kanzlei jetzt Kaiser Friedrich III. zum Generalkapitän des von ihm so ersehnten Krieges. Dieser stand in all den Jahren so im Mittelpunkt seines Denkens und Tuns, daß Reformen oder Reformentwürfe, selbst die ausgereiftere «Reformatio generalis» (1459) des Nikolaus von Kues, einfach auf der Strecke blieben, Einzelfälle beiseite. Doch sein Legat Kardinal Bessarion, mehrfach

aussichtsreicher Papstkandidat, nicht unbedeutender Humanist, Protektor von Poggio Bracciolini, Lorenzo Valla, Regiomontanus, blitzte trotz aller Beredsamkeit 1460/1461 bei Kaiser und Reichsständen ebenso ab wie bei seinen späteren Legationen für einen Türkenkreuzzug in Venedig und Frankreich.[25]

Deshalb beschloß Pius, die heilige Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Zwei Ereignisse des Jahres 1462, ein sozusagen ideelles und ein materielles, mögen ihn dabei beflügelt haben. Einmal tauchte infolge der Flucht vor den Türken der angebliche Kopf des Apostels Andreas auf, des Bruders von St. Peter, sogleich ein – freilich aussichtslos – begehrtes Kaufobjekt in europäischen Fürstenhäusern; an Päpste mochte man da kaum mehr glauben, doch noch an die, so oder so, von ihnen vermarkteten Reliquien.

In Rom überreichte Kardinal Bessarion, in Tränen aufgelöst, den buchstäblich fabelhaften Schädel dem gleichfalls Tränen vergießenden, leichenblaß zu Boden gegangenen Papst, der den (wäre er denn echt gewesen, seit fast eineinhalb Jahrtausenden toten) körperlosen Ankömmling folgendermaßen auf lateinisch begrüßte: «So kommst du endlich, o allerheiliges duftendes Apostelhaupt, durch die Türkenwut von deinem Sitz vertrieben. Zu deinem Bruder, dem Fürsten der Apostel, nimmst du als Verbannter deine Zuflucht. Dies ist die Alma Roma, welche du vor dir siehst, und die dem kostbaren Blut deines leiblichen Bruders gewidmet ist. Die Römer sind die Nepoten deines Bruders, und sie begrüßen dich alle als ihren Oheim und Vater.»

Kein Wunder, daß auch viele Römer und Römerinnen angesichts des Spektakels zumindest das Gesichtswasser nicht halten konnten. Und anderntags huldigte man dem duftenden Apostelhaupt (und Papst Pius) noch mit einer stundenlangen pompösen Prozession – denn: Religion bedeutete Schauspiel, Schaustellung, Ritual –, und Pius hatte anscheinend eine besondere Vorliebe für prunkvolle Feste. Die angeführte gläubige Masse wälzte sich durch die überaus herausgeputzte Stadt, wobei der Palast Kardinal Rodrigo Borgias alles an Pracht übertraf und Kardinal Bessarion in einer Predigt beteuerte, der Apostelfürst werde seinen Bruder Andreas an den bösen Türken rächen, was jener aber durchaus nicht tat.

Ein wahres Wunder und eine weitere göttliche Beisteuer zum Türkenkreuzzug nannte eine Bulle des Papstes im selben Jahr die Auffindung der Alaungruben von Tolfa durch Giovanni de Castro, den bald papale Hofpoeten lobpriesen, während ihn Pius selbst durch ein Denkmal verewigt sehen wollte. Sofort, noch unter ihm, wurden die Alaungruben durch Tausende von Arbeitern ausgebeutet; sie brachten der Kurie geschätzte 100 000 Goldgulden jährlich ein und waren dreihundert Jahre lang in Betrieb.

Pius II., der Italien befriedet, die Tyrannen gezähmt fand, rief am 22. Oktober 1463 die ganze Christenheit erneut zum Kreuzzug auf und bestimmte Ancona für den Sommer nächsten Jahres zum Ausgangspunkt. Im Juni nahm er dann in Rom das Kreuz und ging, während sich Europas Fürsten, mit Ausnahme weniger, wie des Sonderinteressen hegenden Dogen, verweigerten, ging ruhmsüchtig, gedrängt von dem Ehrgeiz, ein welthistorisches Fanal zu setzen, gichtbrüchig und sterbenskrank nach Ancona, wollte an der Spitze der sich sammelnden Kreuzfahrer, unter denen die Sommerhitze schon Seuchen ausgebrütet, von denen viele schon wieder heimkehrten, in See stechen, sah noch drei Tage vor seinem Tod, «mit viel Beschwer» an ein Fenster getragen, die Segel von zwölf venezianischen Schiffen am Horizont und starb am 15. August 1464.[26]

PAUL II. (1464–1471), «DIE FROMME MARIA»

Pietro Barbo, Sproß einer reichen venezianischen Kaufmannsfamilie, wurde von seinem Vorgänger, der ihn als «fromme Maria» bespöttelte, nicht begünstigt. Die kirchliche Karriere verdankte er Onkel Eugen IV., der den Sohn seiner Schwester schon mit 23 Jahren, 1440, zum Kardinal erhob.

Als Barbo am 30. August 1464 im ersten Wahlgang überraschend Papst geworden war, brach er umgehend eine zuvor beschworene, 18 Punkte umfassende Wahlkapitulation, in der er u. a. die Reformierung der Kurie sowie die Berufung eines allgemeinen Konzils zuge-

sagt. Da dies seine Macht als Papst jedoch geschmälert hätte, ließ er sich durch ein Gutachten philopapaler Kanonisten von seinem Eid entbinden und zwang die Kardinäle, teils unter Gewaltanwendung, eine stark abgeänderte Bullenausfertigung, die sie nicht einmal lesen durften, zu unterschreiben. Nur ein einziger Kardinal, Juan de Carvajal, blieb standhaft und verweigerte die Zustimmung.[27]

Der neue Herr war ein Durchschnittskopf, ein Förderer immerhin der Kunst, des Buchdrucks, ein Freund üppiger Gastmähler und Festlichkeiten; für seine Krönung zahlte die Apostolische Kammer mehr als 23 000 Gulden. Der Papst war eitel, prachtgierig, wie seine Hauptresidenz zeigt, der große Summen verschlingende Palazzo S. Marco (heute Palazzo Venezia), zu dessen Errichtung er antike Denkmäler, sogar das Kolosseum plünderte, ja noch stehende Teile zerstören ließ. Und drei Verwandte ernannte er zu Kardinälen, Marco Barbo, Baptista Zeno und, später in der Engelsburg vergiftet, Giovanni Michiel.

Die Massen gängelte Paul – noch heute ein beliebtes Mittel der Politik – mit Sport und Spielen, pflegte auch enorm den Karneval, die Ludi Romani, durch ihn «weltberühmt»; dabei trat die rituelle Judenverhöhnung in den Mittelpunkt, die die Verhöhnten auch noch mitbezahlen mußten. Bezeichnenderweise führte er nicht nur eine neue Steuer ein, die sogenannte quindemia, sondern dekretierte auch 1470, das finanzträchtige Heilige Jahr alle 25 Jahre zu begehen – für Ludwig von Pastor nur ein Beweis, «wie sehr Paul II. die Förderung des Seelenheils der ihm von Gott anvertrauten Gläubigen am Herzen lag ...»

Den Wert seiner von Edelsteinen blitzenden Krone schätzte man auf 200 000 Goldgulden; auf mehr den Schatz des Kardinals Scarampo (S. 228). Und als dieser bald nach dem Sieg seines Rivalen, angeblich aus Ärger darüber, starb und die Nepoten sich mit ihrem Reichtum, testamentarisch ihnen hinterlassen, auf und davon machten, ließ sie der Pontifex einfangen und ganze Ladungen von Gold und Preziosen in den Vatikan zurückbringen, um nach Lust und Laune darüber zu verfügen – geraubt war es allemal.

Das Verhältnis zwischen Papst und Kardinalskollegium war seit dem gebrochenen Wahlvertrag belastet. Und weitere Feinde schuf

sich Paul 1466 durch die Entlassung von siebzig Kanzlei-Abbreviatoren, hohen, eventuell der Käuflichkeit verfallenen Kurialbeamten, darunter häufig Humanisten, Gelehrte, Schriftsteller, die nun Arbeit und Brot verloren. Der Historiker Bartolomeo Platina, zeitweise Bibliothekar bei Kardinal Bessarion, 1475 auch Leiter der Vatikanischen Bibliothek, hatte dem Papst mit einem Allgemeinen Konzil gedroht, worauf ihn der «humanista Veneziano», papa Paolo, vier Monate (nach anderen ein Jahr) in die Engelsburg werfen und foltern ließ.

Überhaupt ging Paul II. – doch, von Freundesseite mehrfach bezeugt, auch Vater einer Tochter – oft in das Staatsgefängnis, vielleicht nicht nur um dort zu «inquirieren», sondern weil er, angeblich schwul, es genoß, Männer nackt auf der Folter zu sehen. Platina aber rächte sich und schwärzte in seiner weitverbreiteten Papstgeschichte Pauls Bild auf Jahrhunderte.[28]

Schließlich verfolgte der Heilige Vater als erster Papst 1468 auch die römische Akademie (Accademia romana oder pomponiana), einen von dem bedeutenden Valla-Schüler Pomponius Laetus gegründeten und geleiteten Humanistenkreis, der sich anscheinend mehr für den antiken Paganismus als für das Christentum interessierte und Paul möglicherweise stürzen wollte, was sich aber nicht beweisen ließ. Doch wurden die Akademiker der Häresie bezichtigt, zeitweise in der Engelsburg eingekerkert, auch «peinlich befragt», den Lehrern das Lesen altrömischer Dichter in den Schulen verboten und die Akademie (bis 1478) aufgehoben.[29]

Innenpolitisch kam es ständig zu Auseinandersetzungen mit Vasallen im Kirchenstaat, etwa mit der Familie Anguillara. Von kirchlichen Autoren gern als «Raubrittergeschlecht» vorgestellt (was der Adel, um wieder daran zu erinnern, gemeinhin war), hatte die Sippe einst in Rom die Kaiser Heinrich VI. und Heinrich VII. aufgenommen und Senator Orso dell'Anguillara 1341 Petrarca zum Dichter gekrönt, später aber vier Päpsten getrotzt. Jetzt nahm Paul II. dem Grafen Eversus von Anguillara dreizehn Felsenburgen, einem Verächter zwar des Papst- und Pfaffentums, der aber gleichwohl zu seiner Seelenrettung der Kirche große, u.a. den Pilgern geraubte Summen spendierte. Und vom Heiligen Vater vernichtet, verschwand die

Macht des Geschlechts «wie der Rauch, wie in Feuer geworfenes Wachs» (Kardinal Ammanati).

Im Krieg um Rimini, in den der Argwohn um die sich mehrende Macht Roms fast ganz Italien trieb, wurde das Heer des Papstes am 30. August 1469 geschlagen. Und auch gegen den Böhmen Georg von Podiebrad (1458–1471), der sich schließlich zum Utraquismus bekannte, zur Förderung des Laienkelches, vermochte sich Paul nicht ganz durchzusetzen. So entband er ihn 1465/1466 formell sämtlicher Würden und ließ sein Land durch den ungarischen König Matthias I. Corvinus/Hunyadi – seit 1468 mit Böhmen im Krieg, seit 1469 Gegenkönig zu Georg – im sogenannten Ketzerkreuzzug schweren Verwüstungen aussetzen, ohne ihn, den auch Katholiken unterstützten, zunächst sogar die Bischöfe von Olmütz und Breslau, völlig niederringen zu können.

Auch sonst hatte Paul außenpolitisch wenig Erfolg. Weder gelang ihm, wie in der Wahlkapitulation versprochen, eine Fortsetzung des Krieges gegen die Türken, die 1463 Bosnien erobert, König Stefan gefangen und getötet, die 1470 auch noch Negroponte (Euboia) genommen hatten, den letzten größeren venezianischen Stützpunkt; noch konnte er König Ludwig XI. von Frankreich (1461–1483) zur Beseitigung der Pragmatischen Sanktion (S. 224 f.), der sogenannten gallikanischen Freiheiten, bewegen, noch die russisch-orthodoxe Kirche versöhnen. Mit 54 Jahren starb Paul II. überraschend am 26. Juli 1471 durch einen Schlaganfall oder, nach anderer Auskunft, «angeblich an einem Herzinfarkt, während er mit einem seiner Lieblingslustknaben Analverkehr hatte» (Cawthorne).[30]

Sixtus IV. (1471–1484) Krieg und Mord für Nepoten, Beginn der Spanischen Inquisition

Francesco della Rovere, in relativ bescheidenen Verhältnissen 1414 in Celle (bei Savona/Ligurien) geboren, wurde schon früh in ein Franziskanerkloster gebracht, stieg 1464 zum General seines Or-

dens auf, 1467 zum Kardinal, am 9. August 1471 zum Papst; wobei es noch bei den Krönungsfeierlichkeiten zu einem Volksaufruhr und Steinwürfen nach Sixtus' Sänfte kam. (Und nach seinem Tod plünderten die Diözesanen die päpstlichen Räume so restlos aus, daß man die Leiche mit einem geliehenen Talar bedecken mußte.)[31]

Die Krönung des Rovere nahm Rodrigo Borgia vor, und wie dieser lebte auch Sixtus, der einstige Mönch, nicht gerade zölibatär, ein Papst, der Feste mit offiziellen Mätressen gab, der es noch mit einer Schwester, seinen Kindern trieb, der seine Lustknaben mit reichen Bistümern und Erzbistümern belohnte, der Freudenhäuser in Rom gründete (angeblich gar ein vornehmes lupanar «für beide Geschlechter»), die er an Kardinäle vermietete, während er von seinen Dirnen – jede siebte Römerin war eine Nutte – jährlich 20 000 (nach Theiner: 80 000) Dukaten Steuer einsteckte.

Doch soll der Heilige Vater, mit dem man die Hochrenaissance meist beginnen läßt, persönlich gütig und fromm gewesen sein, ein inniger Verehrer – ein «besonders schöner Zug» (von Pastor) – der heiligen Jungfrau, deren Kult er gefördert, der er zwei Marienkirchen in Rom errichtet hat, ja, der zu Ehren er 1476 sogar das Fest der Unbefleckten Empfängnis Mariens einführte, der zudem ausdrücklich die nach ihm benannte Sixtinische Kapelle geweiht worden ist. In der «Geschichte der Theologie» wird er so «immer genannt werden» (Jesuit Hertling). In der Geschichte päpstlicher Hurenböcke auch.

Immerhin gönnte er manch andren, was er selbst genoß; berichtet doch ein zeitgenössischer Chronist: «Als die Familie des Kardinals von St. Lucia ihm das Anliegen unterbreitete, während der drei heißen Monate des Jahres – Juni, Juli und August – die Erlaubnis zur Sodomie zu erhalten, schrieb der Papst unter ihre Bittschrift: ‹Es möge geschehen wie ersucht›.»[32]

Dabei besaß Sixtus auch Sinn für Geld und Geschäft, wie ja schon sein römischer Puff beweist, wenn freilich auch andere Bischöfe, Äbte und Oberinnen seinerzeit und nicht nur seinerzeit Hurenhäuser bauten oder kauften. Angeblich zwar hatte der Rovere, meint Franz Xaver Seppelt, «als Ordensmann, wie es oft zu beobachten ist, vom Wert des Geldes keine Ahnung». Doch nicht zufäl-

lig war er der erste Papst, der sein Konterfei auf Münzen setzen ließ. Er spekulierte mit Finanzen, trieb den Fiskalismus hoch, vermehrte die käuflichen Ämter auf 625, auf mehr als das Doppelte. Er verkaufte Notariate, Protonotariate, Prokuratorenstellen bei der Kammer, verkaufte ganze neue Kollegien, seltsame Titel darunter, wie ein Kollegium von hundert Janitscharen, für 100 800 Dukaten ernannt. Er erhöhte die Steuern für Priester, die sich Mätressen hielten, erhöhte die Pfründenbesteuerung, die Abgaben an den Kirchenstaat (69 Prozent der Gesamteinnahmen). Seine Zehntauflagen, die päpstlichen «Türkenzehnten», erregten Proteste von Italien bis Polen, bis Schweden, Norwegen und verschärften die antipäpstliche Stimmung zumal in Deutschland. Sixtus erfand aber auch neue Einnahmequellen, indem er etwa reichen Männern gestattete, «gewisse Matronen in Abwesenheit ihrer Ehemänner trösten zu dürfen». Er handelte mit Ablässen, erlaubte sogar deren Darbringung für Verstorbene, denen sie «fürbittweise» zukämen, und feierte 1475 ein Jubeljahr.[33]

Auch hatte sich Sixtus, wie so viele Vorgänger, schon die höchste Würde der Christenheit mit allen simonistischen Praktiken beschafft. Er hatte seinen Protektor, den Herzog von Mailand, mit generösen Geschenken bestochen, wie sein Neffe und Begleiter Pietro Riario die Mehrheit der Kardinäle durch üppige Versprechen.[34]

Zunächst griff der neue Papst das drängendste Politikum, das alte Kreuzzugprogramm, anscheinend mit aller Begeisterung auf, freilich auch er nicht sehr erfolgreich. Zwar steckte er viel Geld in die Aufrüstung seiner Flotte – allein 1471/1472, nach den Rechnungsbüchern, 144 000 Golddukaten – und sandte im Frühjahr 1472 seine prominentesten Kardinäle nach Spanien, Frankreich, Deutschland, Polen, um die Fürsten für den Türkenkrieg zu motivieren. Doch man zeigte auch jetzt wieder geringes Interesse, und der Führer der päpstlichen Armada, Kardinal Oliviero Caraffa, von seinem Herrn zum Admiral ernannt, kam trotz Prozession und dem Segnen der Banner und Galeeren durch Sixtus vor der Ausfahrt über einige bescheidene Ergebnisse im sogenannten Levantekrieg nicht hinaus. Gleichwohl wurde Caraffa 1473 – mit 25 erbeuteten Muselmanen auf 12 Kamelen – triumphal in Rom empfangen.

1476 erlaubte der Papst dem französischen König die Einführung eines «Jubiläum»-Ablasses, wo er es wünsche: die Hälfte der einfließenden Gelder sollte der Verteidigung der Insel Rhodos zugutekommen, die andere der päpstlichen Kammer. In Schottland mußte zur Gewinnung des Jubiläumablasses die Kathedrale in Glasgow besucht werden: ein Drittel der Einnahmen gehörte der Kirche, zwei Drittel der Kreuzzugskasse. In Ungarn wurde 1481 der Jubelablaß ein zweites Mal verkündet – zur Aufbringung des Geldes für den Türkenkrieg.

Auch als die Türken 1480 Otranto in Apulien eroberten, die Einwohner abstachen, die Region verwüsteten, der bestürzte Papst bereits die Flucht nach Frankreich erwog und die Furcht vor den Invasoren plötzlich ganz Italien ergriff, konnte man keine große Gegenoffensive starten, sondern mit päpstlich-neapolitanischen Schiffen und ungarischen Hilfstruppen gerade Otranto zurückgewinnen; und auch dies wohl nur, weil, bald nach Mohammeds II. jähem Tod (den ganz Europa mit Kirchenfesten, Dankprozessionen, Freudenfeuern feierte), der Kampf der beiden Sultanssöhne um den Thron entbrannte und der türkische Befehlshaber es vorzog, Otranto zu räumen.

Vergeblich wiederaufgenommen wurde auch der von Paul II. angestrebte Versöhnungsversuch, die Verhandlungen mit Iwan III. (1462–1505) über eine Wiedervereinigung der russisch-orthodoxen Kirche mit Rom, was natürlich auch zum Beistand im Türkenkrieg führen sollte.[35]

Sixtus aber war viel zu sehr innenpolitisch, das heißt durch Versorgung seiner Sippe, in Anspruch genommen, als daß er außenpolitisch größere Erfolge hätte haben können. Denn was er offenbar aufbauen wollte, unbestritten sein Hauptgeschäft, war eine Art Großnepotismus, eine umfassende Begünstigung der Seinen, der Riario, Basso, Giuppo, die alles diesbezüglich Dagewesene an Konsequenz und Umfang übertraf. Ein wahrer Gnadenregen, ein Wolkenbruch von Pfründen und Privilegien ging auf den kinderreichen Anhang von zwei Brüdern und vier Schwestern des Papstes nieder, ebenso auf die Verwandten von Kardinälen. Die eigentlichen Türken, höhnten die Zeitgenossen, sind die Neffen des Papstes.

Eine ganze Reihe seiner Nepoten, insgesamt sechs, machte Sixtus – zwei bereits, in offener Verletzung seines Wahlgelübdes, am 15. Dezember 1471 – zu Kardinälen: drei Rovere, Giuliano, später Papst Julius II., der neben zahlreichen Abteien noch sechs Bistümer erhielt, Cristoforo, ein systematischer Pfründenjäger, und Hieronymus della Rovere sowie Pietro und Raffaele Riario, der erste mit fünfundzwanzig, der zweite mit siebzehn Jahren Kardinal; wobei «Neffen» damals häufig «Bastarde», wirkliche Söhne ihrer Heiligen Väter waren. Von Pietro Riario (einem Kind vielleicht seiner eigenen Schwester) und von dessen Bruder Girolamo erscheint dies dem katholischen Papsthistoriker Kühner «mehr als wahrscheinlich». Wurden doch auch «Neffen» gleichfalls «Werkzeuge seiner infamen Vergnügungen».

Vor allem Pietro genoß des Papstes ganze Gunst. Er gab ihm mehrere Abteien, vier Bistümer und ein Patriarchat, machte ihn zum Bischof von Treviso, zum Erzbischof von Sevilla, Valencia, Florenz sowie zum Patriarchen von Konstantinopel. Gerade noch armer Franziskanerbruder, bezog er jetzt ein Jahreseinkommen von mehr als 60 000 Goldgulden.

Sein Luxus war sagenhaft. Hofdamen, die er beherbergte, konnten geschmeichelt in Nachtgeschirre aus vergoldetem Silber pissen. Bei seinen öffentlichen Banketten agierten gelegentlich Schauspieler, Künstler, Poeten, bedienten Domestiken in Seide gehüllt mit vollendeter Kunst, kam ein Gang nach dem andern, mit Trompeten und Flöten angekündigt. Wildschweine samt Fell erschienen gebraten auf der Tafel, ganze Damhirsche, ein Bär sogar, Pfauen mit ihren Federn, Störche, Kraniche, übersilberte Fische, Konfekt in den verschiedensten Farben und Formen – und seine Mätresse war «vom Scheitel bis zur Sohle» mit Perlen übersät.

Zur Kurie sprengte Kardinal Pietro mit hundert Rassepferden, Italien durchreiste er als Legat mit unglaublichem Pomp und einzigartigen Vollmachten, vergöttert vom Volk, hofiert von Purpurträgern, in Mailand wie in Venedig mit königlichen Ehren empfangen. Und als er nach zwei Jahren, nach wahnsinnigen Extravaganzen, Ausschweifungen, am 5. Januar 1474 kaum achtundzwanzigjährig starb, hatte er 200 000, laut anderen Berichten 300 000 Goldgulden

verpraßt, einen Berg Schulden hinterlassen, sich buchstäblich zu Tode koitiert – und erhielt auch noch durch Mino da Fiesole eines der schönsten Grabmäler aller Zeiten.[36]

Sixtus IV. aber wandte jetzt seine Fürsorge besonders Girolamo Riario, Pietros Bruder, zu. Dieser war inzwischen vom Gemüsehändler zum Grafen von Bosco aufgestiegen und wurde Gemahl der berühmten Caterina Sforza, der illegitimen Tochter des Herzogs Galeazzo Maria, der als Mörder seiner Mutter galt und an Weihnachten 1476 erst dreiunddreißigjährig in der Mailänder Kirche San Stefano unter den Dolchen junger Adeliger fiel – alles Christen, um nur beiläufig einmal daran zu erinnern.

Der Onkel oder Vater, der Heilige Vater jedenfalls, kaufte Girolamo Riario für 40 000 Dukaten die Grafschaft Imola, investierte ihn auch mit der Grafschaft Forli (wo ihn 1488 Tyrannenmörder erdolchten) und suchte ihm weitere Städte, Faenza, Ravenna, Rimini, die ganze Romagna zuzuschanzen – die intendierte Basis eines päpstlichen Nepotenreichs, «eines eigenen Staates», wobei Sixtus «rücksichtslos militärische und geistliche Waffen einsetzte» und «alle bis dahin geltenden Grenzen des Nepotismus» übertrat (Jaitner).

Nicht jeder Papstverwandte konnte Purpurträger werden. So wurde ein Nepot Herzog; ein weiterer, der sehr junge Bruder des Kardinals Giuliano, Giovanni Rovere, trotz Protestes hoher Prälaten, mit Sinigaglia und Mondovi beliehen, auch Stadtpräfekt und die Tochter Johanna des Federico von Urbino, den der Papst zum Herzog erhob, als seine Frau ausersehen.

Fast während seines ganzen Pontifikats war Sixtus IV. vor allem mit kirchenstaatlicher und italienischer Territorialpolitik befaßt, das heißt mit der Fürsorge für seine Familie. Darum führte er Kriege, darum intrigierte, täuschte, konspirierte er, kam es zu schweren politischen Erschütterungen, zu Rebellionen und Feldzügen. Und all dies natürlich unter metapolitischen Bekundungen, vorgespiegelten höheren Zielen, unter dem Deckmantel seines priesterlichen Amtes und der Religion.[37]

Mit viermal wechselnden Kriegsbündnissen versuchte Sixtus Mailand, Florenz, die Romagna, Ferrara und Neapel dem Grafen Girolamo Riario in die Hände zu spielen.

Dabei kam es zur Verschwörung der Pazzi, die, so heute der Schweizer Historiker Volker Reinhardt, die Phantasie von Autoren politischer Thriller unserer Tage als ärmlich erweist: die Konspiration einiger superreicher Florentiner Familien gegen die Florenz beherrschende, allmählich aber sinkende Macht der Medici. Doch war das Komplott «in Rom vorbereitet worden» (Handbuch der europäischen Geschichte), «unter wohlwollender Ägide des Papstes» (Reinhardt). Sixtus IV., der seine Geldgeschäfte seit kurzem den Medici – traditionell die Bankiers der Päpste – entzogen und dem römischen Bankhaus der Pazzi anvertraut hatte, kooperierte auch politisch mit ihnen. Er war eingeweiht, billigte und wünschte den Florentiner Staatsstreich, nur das Ausmaß seines Einverständnisses ist, wie gewöhnlich in solchen Fällen, umstritten. Doch war selbstverständlich, daß das alles ohne Mord und Totschlag, ohne die physische Vernichtung der Medici-Häupter nicht geschehen konnte, und die eigentlichen Drahtzieher offenbar der Papst und Girolamo Riario gewesen sind. Sie wollten expandieren, in Florenz eine Signorie bekommen, jedenfalls die Stadt unter Herrschaft der Pazzi in ihren Machtbereich einbeziehen. Zwischen ihnen und den Verschwörern fungierte als Verbindungsmann der von den Medici abgelehnte junge Erzbischof Francesco Salviati von Pisa, dem man das Erzbistum Florenz versprochen.

Da Lorenzo und Giuliano Medici nach diversen Planänderungen am Sonntag, dem 26. April 1478, während eines Hochamtes im Dom von Florenz erdolcht werden sollten, der zunächst gedungene päpstliche Hauptmann Giambattista da Montesecco die Sache aber lieber nicht so feierlich, nur außerhalb der Kirche, an einem ungeweihten Ort erledigen wollte, sprangen zwei weniger empfindliche und am Umgang mit Höherem, Heiligem besser gewöhnte für ihn ein: Antonio Maffei von Volterra und der apostolische Sekretär Stefano von Bagnorea. Wohl während der Wandlung, vor erhobener Hostie, wurde Giuliano Medici am Hochaltar wundenreich abgeschlachtet, mit vorsorglich immerhin 19 Messerstichen, während die Hauptperson Lorenzo Medici il Magnifico, in der Arnostadt fürstengleich gestellt, infolge eines Brustpanzers unter seiner Kleidung leicht verletzt entkam (nicht ohne daß Girolamo später noch

mehrmals versucht hätte, ihn ermorden zu lassen). Und weil die Florentiner in der Vendetta gegen die Putschisten standen, baumelten bald Angehörige der Familie Pazzi, Erzbischof Salviati von Pisa u. a. an den Fenstern des Palazzo della Signoria, bis die Menge die hinabgestürzten Leichen auf der Straße in Stücke riß. Auch beide Meuchelmörder hauchten ihr geistliches Leben aus. Und bis 1480 dauerten die Hinrichtungen fort.

Sixtus IV. aber schleuderte Bannflüche um sich, exkommunizierte den verdammten Priestermörder Lorenzo Medici samt Anhang, verhängte das Interdikt über die Stadt, beschlagnahmte alle florentinischen Güter in Rom, stachelte die Schweizer zum Einfall in Italien auf, so daß ihre bewaffneten Haufen in der Poebene erschienen, und führte selbst, unterstützt von Neapel, einen schadenreichen Krieg gegen Florenz, das indes den Beistand von Mailand, Venedig, Ferrara, Frankreich nebst weiteren fand. Als jedoch auch Ferrante vom Papst absprang und zudem die Eroberung Otrantos erfolgte (S. 282), zog es Sixtus vor, mit Venedig ein Bündnis, mit Florenz Frieden zu schließen.[38]

Dem Krieg gegen Florenz folgte der sogenannte Ferrarakrieg (1481–1484). Der Papst kämpfte nun im Bund mit Venedig, das erst zögerte, erst scharf gemacht werden mußte mit Ferrara «gleichsam als Lockspeise» (Kretschmayr), indes er mit venezianischem Beistand für Girolamo Riario das Königreich Neapel gewinnen, aber auch Venedig austricksen, nämlich Ferrara nicht den Venezianern, sondern gleichfalls dem Nepoten geben wollte.

Das üble Spiel des Papstes riß den größten Teil Italiens in die Kriegsflammen hinein.

Außer Venedig stand noch eine Reihe von weniger bedeutenden Dynasten und Städten zu Sixtus, während auf die Seite Ferraras Neapel, Florenz und Mailand traten. Doch war auch Rom selbst, von Meuchelmördern und anderen Gangstern wimmelnd, wie so oft, zerstritten. Für den Papst schlugen sich die Orsini, gegen ihn die Colonna und Savelli, obwohl auch all diese Familien wieder gespalten waren. Die Blutrache brach unter den Christensöhnen aus, Straßenkämpfe tobten, Köpfe fielen, auf Altären und in Sakristeien würfelte und tafelte das Kriegsvolk. Und der Heilige Vater kerkerte

sogar die Kardinäle Colonna, Giambattista Savelli sowie dessen Bruder Matiano in der Engelsburg ein. Doch wurde auch Roms Umgebung in Mitleidenschaft gezogen; verschwanden ja überhaupt im 14. und 15. Jahrhundert 25 Prozent der Dörfer im Umland der Heiligen Stadt.

Inzwischen lagen neapolitanische Kriegsschiffe, zwanzig Dreiruderer unter Ferrante, vor Ostia und beunruhigten die Küste, operierte Herzog Alfons von Kalabrien, Ferrantes Sohn, im Kirchenstaat und drang, selbst moslemische Reiter unter seinen Scharen, brandschatzend beinah täglich bis vor die Tore Roms. Dort, wo auch noch die Pest ausbrach, ließ der Papst nach Ankunft des Roberto Malatesta, des jungen Dynasten von Rimini, mit venezianischer Verstärkung am 15. August 1482, von einem Vatikanfenster aus sein Kanonenfutter segnend, an sich vorüberziehen: Reiter, Armbrustschützen, aber auch Büchsenträger, Artillerie und über 9000 Mann Fußvolk. Und wenige Tage darauf siegte man in der Schlacht von Campo Morto (Totenfeld) südöstlich von Rom in den malariaverseuchten Pontinischen Sümpfen unter Führung des Malatesta. Auf beiden Seiten fochten Orsini, Colonna, Savelli, über tausend Menschen starben elend, und Sixtus bejubelte die Freudenbotschaft und gab sie an die Venezianer weiter, an die befreundeten Staaten. Er ließ alle Kirchenglocken läuten und besuchte selbst einen Dankgottesdienst in Santa Maria del Popolo.

Nur drei Wochen nach seinem Sieg verschied Roberto Malatesta am Sumpffieber. Mit allen Ehren verschwand er unter St. Peter – und schon trieb der Heilige Vater Girolamo nach Rimini, um Malatestas Witwe samt Sohn Pandolfo, einem Kind noch, ihr Erbe zu entreißen. Allein die Florentiner verhinderten das Schurkenstück. Dem Papst aber schien es infolge gewisser Umstände wieder einmal opportun, die Front zu wechseln. Er trennte sich von Venedig und verband sich mit dem eben noch blutig bekämpften Neapel. Gegen Venedig verhängte er im Sommer 1483 das Interdikt und schleuderte den Bann, freilich ohne Wirkung.[39]

Die Feindseligkeiten rissen nicht ab. In Rom, wo Sixtus und der Schrecken der Stadt, Graf Riario, mit den Orsini gegen die Colonna standen, raubte man Kirchen und Häuser aus, riß Paläste nieder, bau-

te Schanzen, erstürmte Barrikaden, warf Feuerbrände. Man sperrte ein, folterte, vertrieb, erstach und köpfte, prominente Häupter fielen. Einmal sterben in einem nur zweistündigem Kampf auf der Seite der Colonna etwa vierzig, auf der Gegenseite dreizehn Menschen.

Der Krieg dehnte sich auf ganz Latium aus, wo der Papst die Colonna vernichten, ausrotten wollte, um mit ihren Gütern und Reichtümern den vergötterten Nepoten auszustatten, der seinerseits Geld von den Kirchen Roms erpreßte, während Vater Sixtus seine Haudegen mit Artillerie ausrüstete, Kanonen segnete und die Hände zum Himmel streckte, ohne sich durchsetzen zu können. Wider Willen mußte er den für Venedig günstigen, für ihn enttäuschenden Frieden von Bagnolo am 7. August 1484 hinnehmen und starb – wie es heißt aus Wut darüber.[40]

Ein besonderes Ruhmesblatt erwarb sich Sixtus IV. als einer der wirksamsten Förderer der «neuen» Inquisition. Erlaubte er doch ihre Einführung durch eine spezielle Bulle vom 1. November 1478 Ferdinand V. von Aragón und Isabella von Kastilien. Das Herrscherpaar wurde bevollmächtigt, alle «Ketzer» seines Reiches (zumal die vermeintlich judaisierenden Konvertiten, die «Neuchristen», die man zuerst zum Übertritt gezwungen, dann der Unehrlichkeit verdächtigt hatte) zu verhaften, zu richten und ihr Eigentum zugunsten des Papstes, der spanischen Krone und natürlich des hochverdienten «heiligen Tribunals» zu konfiszieren.

Man ging jetzt mit massenhaften Exekutionen gegen die Opfer vor, verbrannte sie entweder – mit vervollkommneter «Todestechnik» – lebendig oder nachdem man sie zuvor erwürgt, «garrottiert» hatte; eine Methode u.a. von Straßenräubern, die den Auszuraubenden durch eine übergeworfene Schlinge bewußtlos machten; die Garrotteure der Inquisition brachten die gleichfalls auszuraubenden «Ketzer» um, was jedoch als Zeichen besonderer Barmherzigkeit galt, als Gnadenerweis der geistlichen Henker. Nachdem die Pest viele Eingekerkerte hinweggerafft, grub man noch deren Leichen aus, um die Überbleibsel richten und ihr Erbe von den Verwandten kassieren zu können. Das Spitzelwesen, das Denunziantentum grassierte und wurde von der Kirche in Predigt und Beichte als gottwohlgefällig gefördert.

Damit geht die schrecklichste und schändlichste Ausgeburt menschlichen Geistes, päpstlich autorisiert, königlich kontrolliert, grausamer und gründlicher als irgendwo, ihrem Höhepunkt entgegen, ein nahezu perfektes Massenmordinstrument, ein systematisch ausgeklügelter Terror, der, beispielhaft für analoge Einrichtungen in der Welt, noch mehr als drei Jahrhunderte dauert, bis 1834.[41]

Begreiflicherweise befürwortet der päpstliche Nuntius in Spanien, Nicolas Franco, die pastorale Sache, die vielfach nur die Wahl zwischen Taufe und Tod läßt, wärmstens. Und seine Heiligkeit ernennt wiederholt, 1480 und 1482, Inquisitoren für Spanien, darunter der Dominikanermönch Tomas de Torquemada (1420–1498), Neffe des Kardinals Juan de Torquemada (Turrecremata), eines der führenden Gegner der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis Mariens. Papst Sixtus bestätigt ihn 1483 als Großinquisitor für Kastilien und Aragón, worauf er den Titel führt: «Wir, Bruder Thomas Torquemada, Mönch des Ordens der Predigerbrüder, Prior des Klosters des Heiligen Kreuzes in Segovia, Beichtvater des Königs und der Königin, unserer Herrscher, und Generalinquisitor in allen ihren Königreichen und Besitzungen gegen die häretische Verderbtheit, ernannt und bevollmächtigt durch den Heiligen Apostolischen Stuhl».[42]

Dieses katholische Superscheusal, das führend das große Judenpogrom von 1492 mit vorbereitet und in dem von ihm noch gegen sein Lebensende gegründeten Dominikanerkonvent Santo Tomás (de Aquino) statutarisch auf «Reinheit des Blutes» (limpieza de sangre) als Norm besteht, jagt nun vor allem die angeblich judaisierenden «Neuchristen», Juden also, die Christen geworden waren. Die Scheiterhaufenexzesse werden als regelrechte Volksschauspiele begangen und noch unter Sixtus an drei Tagen in Toledo 2400 Marranen verbrannt, wie die zum Katholizismus konvertierten Juden hießen, was «Schwein» bedeutet.

Als eigentlicher Begründer der Spanischen Inquisition, die insgesamt über 300 000 Menschen vernichtet haben soll, als Organisator wie Ideologe ihres Terrors, hat Torquemada, der sich für «ein Instrument der göttlichen Vorsehung» hielt und somit auch von seinem Gewissen her alles erlauben konnte, in seinem achtzehnjähri-

gen Wirken als Leiter des Inquisitionstribunals 10220 Menschen lebend verbrannt, 6840 «in effigie», weil sie verstorben oder geflohen waren. 97321 wurden durch ihn aus staatlichen oder sonstigen Ämtern gestoßen und ehrlos, insgesamt somit etwa 114300 Familien für immer ruiniert – Angaben Juan Antonio Llorentes, des späteren Sekretärs der Spanischen Inquisition, der sich dabei auf deren Archive stützt. «Darin sind nicht eingeschlossen jene Personen, die wegen ihrer Verbindungen zu den Verurteilten mehr oder weniger deren Unglück teilen mußten ...»[43]

Noch 1484, in seinem Todesjahr, übermittelte Papst Sixtus IV. ein Lob des Kardinals Borgia an den spanischen Großinquisitor und ergänzte seinerseits: «Wir haben dieses Lob mit großer Freude vernommen und sind darüber begeistert, daß Ihr, reich an Kenntnissen und bekleidet mit Macht, all Eure Anstrengungen auf solche Gegenstände richtet, die den Namen des Herrn erhöhen und dem wahren Glauben nützlich sind. Wir rufen auf Euch Gottes Segen herab und ermuntern Euch, teurer Sohn, mit der früheren Energie fortzufahren und unermüdlich der Sicherung und Festigung der Grundlagen der Religion zu dienen; in dieser Angelegenheit könnt ihr stets auf unser besonderes Wohlwollen rechnen.»

Auf sein Wohlwollen nicht mehr rechnen konnte in jenem Jahr sein früherer enger Studienfreund, der Dominikaner Andrea Zamometić, ein vornehmer Balkanese, von Sixtus 1476 zum Titularerzbischof von Granea (bei Saloniki) erhoben. Als der Prälat aber, zeitweilig kaiserlicher Gesandter in Rom, die Zustände am päpstlichen Hof scharf zu kritisieren begann, ließ ihn Sixtus in die Engelsburg werfen. Und als er, dank kaiserlicher Intervention befreit, daranging, die Reform von Kirche und Kurie zu fordern und das allgemeine Basler Konzil (mit Zitation des Papstes) wiederzubeleben, landete Erzbischof Zamometić erneut im Kerker, diesmal durch den Kaiser und in Basel, wo man ihn zwei Jahre später, 1484, erdrosselt in seiner Zelle fand.[44]

INNOZENZ VIII. (1484–1492) DAS «GOLDENE ZEITALTER DER BASTARDE»

«Wer als Papst ins Konklave geht, der verläßt es wieder als Kardinal», schrieb Ferraras Gesandter später seinem Herrn. So erging es Rodrigo Borgia, der als Vizekanzler genügend Geld angehäuft hatte, um die Wahl gewinnen zu können. Denn Konklaven wurden nicht mehr, wie einst so oft, durch nackte Gewalt entschieden, sondern durch Korruption. Dem Borgia aber, wie sehr er auch Ämter, Gelder, Güter, Benefizien versprach, mißtrauten die Kardinäle. Und da auch sein schärfster Konkurrent, der Neffe des verstorbenen Papstes, Giuliano della Rovere, der künftige Julius II., seine Chancenlosigkeit erkannte, ließ er es ebenfalls an Bestechungen nicht fehlen und tat alles, um einen Mann durchzusetzen, der für ihn beherrschbar war, einen Kompromißkandidaten der rivalisierenden Orsini und Colonna: Giovanni Battista Cibo, der sich Innozenz VIII. nannte.

Johannes Burckard, einst aus dem Elsaß wegen Urkundenfälschung und Diebstahl vertrieben, doch in Rom 1483 zum päpstlichen Zeremonienmeister aufgestiegen, berichtet als Organisator des Konklave in seinem Diarium, wie sich Cibos Generosität, seine buchstäblich bestechende Freigebigkeit, herumsprach, wie die zur Nacht sich bereits niederlegenden Kardinäle aus ihren Zellen nur spärlich bekleidet herbeieilten, um ihre Suppliken, ihre Wunschlisten, vorzulegen, und wie Cibo sie alle sehr entgegenkommend unterschrieb, ohne zu lesen, was er unterschrieb, und ohne es dann zu halten.

Innozenz VIII. war eben die «Güte und Liebenswürdigkeit» in Person, aber leider «sein Vorleben ... nicht frei von sittlichen Verfehlungen» (Seppelt). Und diese sittlichen Verfehlungen scheinen, werden sie bekannt, für viele neuzeitliche Kirchenhistoriker stets das Schlimmste zu sein. Damals machte man sich etwas weniger daraus, zumal im Umkreis der Heiligen Väter selbst.[45]

Giovanni Battista Cibo, einem vornehmen Genuesergeschlecht entstammend, wuchs am Hof von Neapel auf. Dort hatte er, wie es hieß, «die schreckliche Unart der Sodomie» angenommen. «Seine

ungewöhnliche Schönheit verschaffte ihm in Rom Zugang zur Familie des Kardinals Philipp von Bologna, um dessen Vergnügen zu dienen. Nach dem Tod seines Beschützers wurde er der Liebling von Paul II. und Sixtus IV., der ihn zum Kardinal ernannte.»

Ob derartige Dienste nun aus Lust und Neigung oder mehr karrierebedingt geschahen, der Günstling von Sixtus IV. soll es – nicht zufällig rühmte man seine Amtszeit das «Goldene Zeitalter der Bastarde» – auch auf acht uneheliche Söhne und ebensoviele uneheliche Töchter gebracht haben. «Was suchst du Zeugen», höhnte man in Rom, «um zu beweisen, ob Cibo Mann oder Frau sei? Schau die Schar seiner Kinder an! Das ist der beste Beweis. Schuldig hat er acht Knaben gezeugt und ebensoviele Mädchen: Mit Recht darf Rom diesen Mann als ‹Vater› bezeichnen.»

Doch wieviele Sprößlinge immer giftige Zungen ihm nachgesagt haben (zur Zeit seiner Papstwahl lebten sicher noch zwei, Teodorina und Franceschetto), er machte kein Geheimnis daraus, gab sie nicht als Neffen, Nichten oder sonstwas aus. Im Gegenteil, offenherzig verheiratete er einige der Seinen mit diversen Fürstenhäusern Europas, zögerte auch nicht, Hochzeiten mit allem Pomp im Vatikan zu feiern, und gelegentlich feierte sogar die Mutter seiner Töchter mit. Mag Cibo aber als Papst seine Mätresse aufgegeben, mag er sich mit mehreren Konkubinen getröstet haben: «Seine Heiligkeit erhebt sich aus dem Hurenbett», so sagte man allemal, «um die Pforten des Fegefeuers und des Himmels zu öffnen und zu schließen.»[46]

Und da der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, trieb es auch Papstsohn Franceschetto Cibo, der beim Vater im Vatikan wohnte, entsprechend. Auf nächtlichen Streifzügen soll er, in Häuser eindringend, jede Frau, die er begehrte, vergewaltigt haben – ohne Tadel des Heiligen Vaters. War er nicht zu Einbrüchen und amourösen Gewalttaten unterwegs, durchbrachte Franceschetto die Abende oft in den Spielhöllen der Stadt, und als er einst in einer einzigen Nacht an Riario 14000 Dukaten verlor, bezichtigte er den Kardinal des Betrugs, und der Papst erzwang von diesem die Rückerstattung der Summe.

Auf Geld war Innozenz VIII. ebenso aus wie auf das Glück seiner

Kinder. So betrieb er die Vermählung von Franceschetto mit Maddalena Medici, der Tochter Lorenzos il Magnifico, wobei er nicht zögerte, im Gegenzug dessen dreizehnjährigen Sohn Giovanni Medici, den späteren Leo X., zum Kardinal zu erheben (hatte doch Sixtus IV. schon den Siebenjährigen zum apostolischen Protonotar gemacht). Und gleichzeitig wurde der illegitime Sohn des Papstbruders Kardinal.

Wie der Vorgänger im Amt, der ihm hohe Schulden hinterlassen, brauchte auch Innozenz nichts dringender als die Sanierung der Finanzen, zumal auch seine Hofhaltung so prunkvoll wie unmoralisch war. Vorübergehend mußte selbst der Kronschatz, mußten Mitra und Tiara des Papstes verpfändet werden. Sahen sich einige seiner Beamten doch sogar genötigt, sich durch eine Fälscherwerkstatt und den schwungvollen Handel mit gefälschten Bullen über Wasser zu halten. Man hat Ablässe auch für die schlimmsten Vergehen en masse verkauft, hat jede Menge überflüssiger Ämter (nicht nur in der Kurie) kreiert und den Meistbietenden zugesprochen. Allein die Einführung von 24 neuen päpstlichen Sekretärstellen erbrachte eine Kaufsumme von 63 000 Kammerdukaten. Und für jedes Verbrechen ging man straflos aus, konnte man die päpstliche Kanzlei entsprechend befriedigen. Verbrechen aber gab es ständig; bloß von der Erkrankung Innozenz' VIII. bis zur Krönung seines Nachfolgers wurden 220 Mordtaten gezählt.[47]

Eines seiner besten Geschäfte machte der ständig geldhungrige Pontifex ausgerechnet mit den Türken. Zwar rief auch er zunächst zu einen Kreuzzug gegen sie auf, wollte er sie mindestens fünf Jahre bekriegen, doch blieb alles im Ansatz stecken, ja schließlich ging Innozenz als erster Papst vertragliche Verbindungen zu den Osmanen, einen Handel mit Sultan Bayezid II. ein.

Beim Kampf nämlich um die Herrschaft nach Mohammeds II. Tod 1481 mußte dessen jüngerer Sohn Dschem, Bayezids Bruder und Rivale, fliehen und gelangte dabei – Opfer jahrelangen Schacherns und Geisel bis zu seinem Tod – über den skrupellosen, wortbrüchigen Großmeister des Johanniterordens Pierre d'Aubusson auf Rhodos nach Frankreich und 1489, gegen einen Kardinalshut für den Johannitergroßmeister, in die Hand des Papstes. Nach

einem unverschämten Handel hielt Innozenz den unglücklichen, längst von ihm begehrten Prinzen für jährlich 40000 Dukaten von der Hohen Pforte gefangen, auf daß er seinem Bruder nicht gefährlich wurde.

1490 lieferten dessen Gesandte in Rom kostbare Geschenke samt der Drei-Jahres-Rate, 120000 Golddukaten, ab, was etwa 60 Prozent der regulären Einnahmen aus dem Kirchenstaat entsprach. Der treusorgende (Heilige) Vater nutzte das Geld für die Ausstattung seiner Kinder, und 1492 überbrachte eine weitere Delegation aus Konstantinopel u. a. gar die – natürlich triumphal eingeholte – kostbare Spitze der Heiligen Lanze, die einst den gekreuzigten Christus durchbohrt, dann zwar seit langem schon zugleich in Nürnberg und Paris verehrt und zumindest noch im 20. Jahrhundert in St. Peter gehütet worden ist (vgl. 48 III 2. Kap.!).[48]

Geld war, neben seinen Kindern, das einzige, was diesen trägen, laxen, entscheidungsscheuen Mann dauerhaft interessierte. Und da er auch oft und langwierig erkrankte, mehrmals schon für tot gehalten wurde, überließ er das Regierungsgeschäft häufig Guiliano Rovere, der seine Wahl ebendeshalb simonistisch durchgesetzt.

Schon zu Beginn des Innozenz-Pontifikates riß der Kardinal die Kirche in den langen leidenschaftlichen Kampf der neapolitanischen Barone gegen König Ferdinand I. von Aragón (Ferrante). Nichts Gutes von ihm erwartend, vielmehr ernsthaft um ihre feudalen Privilegien fürchtend, hatten die Barone bereits seine Thronfolge zu verhindern gesucht und dann immer wieder gegen den «Tyrannen» konspiriert. Und da Kardinal Giuliano mit der aragonesischen Dynastie verfeindet war, da der König die Oberhoheit Roms nicht anerkannte und den Lehenszins verweigerte, ergriff die Kurie in diesem, wie man einmal schrieb, «furchtbarsten aller Dramen des 15. Jahrhunderts», die Partei des aufständischen Adels.

Der Konflikt, der auch Rom, wo man den Vatikan in eine Festung verwandelte, bedroht und dem Kirchenstaat wie der papalen Politik schwer geschadet hat, führte zu internationalen Verwicklungen. Einerseits appellierten die Barone an den Herzog René von Lothringen, als Nachkomme der Anjou sein Recht auf den Thron von Neapel geltend zu machen, standen auch Venedig und Genua zum Papst.

Andererseits unterstützten den Neapolitaner Ungarn, Spanien, Mailand und Florenz.

Der Krieg zog sich mit Verwüstungen, mit Schlachten auf verschiedenen Schauplätzen und mehreren Unterbrechungen bis 1492 hin. Dabei drohte der Papst, der zur Verstärkung seiner Verteidiger sogar allen Verbrechern die Rückkehr erlaubte, König Karl VIII. von Frankreich mit Neapel zu belehnen. Und König Ferrante rächte sich am Adel, indem er dessen Güter und Kapitalien einzog, dessen Frauen und Kinder ins Gefängnis steckte, indem er die Grafen von Sarno, Francesco Coppola, und von Policastro, Antonello de Petruciis, den Sekretär des Königs, samt ihren Söhnen liquidieren, andere in den Geheimverliesen von Castelnuovo grausam hinschlachten ließ, während weitere Rebellen dort bis zum Einzug der Franzosen eingekerkert blieben.[49]

Karl VIII., kleinwüchsig, christlich reformfreundlich, etwas geil und von Zeitgenossen wegen seiner Frömmigkeit gerühmt, hatte statt der ihm zugedachten, bereits in Frankreich weilenden, doch von ihm wieder zurückgeschickten Margarete von Burgund 1491 Anna von Bretagne geheiratet, obwohl sie bereits dem Erzherzog Maximilian I. von Österreich durch Prokuration angetraut war.

Nach langen militärischen Auseinandersetzungen um das «burgundische Erbe» erfolgte nun ein neuer Konflikt. Und als diesen der Frieden von Senlis am 23. Mai 1493 beendete, bereitete Karl, der fromme König, schon einen weiteren Krieg vor, den Feldzug nach Neapel, womit er 1494 ein fünfundsechzigjähriges Ringen mit Aragón bzw. Habsburg um die Hegemonie in Italien eröffnet hat. Dank seiner schweren Reiter, seiner überlegenen Artillerie und der ihn begleitenden Schweizer Infanterie, seinerzeit wohl die sozusagen beste Europas, entschied er die Expedition vorerst für sich und zog am 22. Februar 1495 in Neapel ein als «rex pacificus» auf einem Esel reitend – ein wahrer christlicher Friedensfürst –, zumal auch ein «Hauptziel» seines frommen Unternehmens ganz offenbar «die Gewinnung Neapels als Brückenkopf für einen Kreuzzug» war (Labande-Mailfert).[50]

Damals hatte allerdings Innozenz VIII. – nach einem fünftägigen Todeskampf[51] – bereits das Zeitliche gesegnet, nicht ohne freilich

seinen Namen für immer in die Geschichte des Heils tief eingebrannt zu haben mit seiner Schrift «Summis desiderantes affectibus», der sogenannten Hexenbulle, womit das Phänomen des christlichen Geister- und Hexenwahns in unser Blickfeld rückt.

9. KAPITEL

DIE ANFÄNGE DES LANGEN CHRISTLICHEN HEXENWAHNS

«It is necessary to go back beyond the origins of Christianity to understand how medieval people could become so obsessed with the Devil and his demons.»
Jeffrey Burton Russell[1]

«Thomas von Aquin, der das augustinische Modell der These vom Teufelspakt aufnahm (S.th. II^{a} II^{ae} q. 92 a. 1), systematisierte die heterogenen Elemente des Aberglaubens im Begriff der Hexen und der ketzerischen Hexerei. Seine Superstitionssystematik legte die theoretischen Grundlagen für die Lehre von Teufelsbündnis und Satanskult und trug dadurch wesentlich zur Entwicklung des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Hexenwahns, der Hexenverfolgung und der Einrichtung der Inquisition bei.»
Christoph Daxelmüller im Lexikon des Mittelalters[2]

«Albrecht Dürer (1471–1528) begann spätestens 1497 mit der Produktion von Hexenbildern, gefolgt von anderen berühmten Künstlern seiner Zeit wie Hans Baldung Grien (1485–1545), Niklaus Manuel Deutsch (ca. 1483–1530), Urs Graf (ca. 1485–1525) oder Albrecht Altdorfer (1480–1538). Wie Jane P. Davidson herausgearbeitet hat, gehörten die Hexen zu den verbreitetsten Bildthemen dieser Zeit.»
Wolfgang Behringer[3]

«Zur größten Hexerei gehört es, wenn man nicht ans Hexenwesen glaubt.»
Der Hexenhammer[4]

Die wohl stärkste Korrelation zum Hexenkomplex bildet das Phänomen der Zauberei, ein freilich besonders unscharfer Begriff, doch universal, typisch für wohl alle Zeiten, auch gewiß älter als das Wesen oder Unwesen der Hexerei. Und schon in den frühen Kulturen ist Magie, der «Kraftglaube» im weiten Sinn, über den Zauberer, Medizinmann, Magier, Schamanen, den Priester mit dem sogenannten Übernatürlichen, dem Göttlichen, Religiösen verbunden.[5]

Nicht selten unterschied man – allerdings kaum im mittelalterlichen und späteren Christentum – zwischen «weißer» und «schwarzer» Magie, je nachdem man ihr positive oder negative Wirkungen zuschrieb, dem Menschen nützliche oder schädliche Kräfte. Zu den nützlichen zählten Wahrsagen, Wetterzauber, Astrologie, die Heilkunst und zumal im (sonst allem Zauber, wie Wahrsagen, Beschwören, todfeindlichen) Judentum auch das Tragen von Amuletten. Zu den schädlichen Vorgängen rechnete man Verführung oder Tötung mittels magischer Praktiken.

Der Glaube an solche natürlichen und übernatürlichen Potenzen, gute wie schlechte, war im Altertum und noch im Jahrtausend darauf weit verbreitet, doch blieb Zauberei zunächst im Mittelalter, im allgemeinen bis ins Hochmittelalter hinein, straflos oder wurde mit Wergeld und Buße geahndet, wobei praktizierter Schadenszauber in schweren, indes sehr vereinzelten Fällen sogar die Todesstrafe durch Verbrennen nach sich zog.[6]

Längst vor dem Ausbruch des christlichen Geisterwahns aber war die Welt darin befangen, die vedische Religion ebenso wie die ägyptische oder das talmudistische Judentum, dessen Promotor Rabbi Jochanan 300 Dämonenarten kannte. Die verschiedensten Gespenstersorten bevölkerten die Unterwelt, die Erde und den Luftraum,

terrorisierten oder beschützten die Menschen. Die verschiedensten Verirrungen des Verstandes grassierten. Es gab ganze Heere von Toten-, Ahnen-, Haus-, Wald-, Wildgeistern etc., und aus der paganen, der jüdischen Superstition, aus dem religiösen Synkretismus, der griechischen Mythologie, der Philosophie, dem Volks-, dem Stammesglauben drangen die Gespenster, die alten Zauberpraktiken ins Christentum ein (III 389 ff.), wo ja schon Jesus, einer der üblichen Zauberer für Celsus, «viele böse Geister» austreibt. 63mal findet sich die Vokabel «daimonion» im Neuen Testament, überwiegend in den Evangelien, und dort, durch den Kontext meist negativ bestimmt, erscheinen vor allem die «unreinen», die «bösen Geister».

Immer wieder verurteilten die Kirchenväter die Mittel der Magie, das Dämonische, und bekämpften es, indem sie – grausige Ironie – entsprechende vorchristliche Elemente mit christlichen niederzuschlagen, abzuwehren, auszumerzen suchten, womit die heidnische Zauberkunst, etwas umgemodelt, «zu neuer Blüte gelangte» (Reallexikon für Antike und Christentum), womit der ganze Höllenspuk von Anfang an ins Christentum drang, der «Feind», der «Böse», der «Herrscher dieser Welt».

Ergo gebrauchte man geisterabwehrende exorzistische Gesten. Wie schon in Babylonien blies man gegen den Teufel an, spuckte auch gern wider ihn. Wie schon in Neuguinea, in Persien, Ägypten, Rom räucherte man das Böse im Christentum aus, da und dort noch heute. Man trug Kreuzchen statt antiker Amulette, machte vor dem Baden Kreuzzeichen auf die Stirn statt da Schlamm zu verreiben. Ja, man lehrte die Dämonen mit dem Kreuz, dem Kreuzzeichen das Fürchten. Frauen schreckten damit zudringliche Freier und Liebhaber ab, man empfahl seine Anwendung gegen Biß und Gifte, empfahl es vor allem bei Nacht, doch im Grunde immer. «Mache dieses Zeichen», rät im 4. Jahrhundert Kyrill von Jerusalem, «wenn du issest und trinkst, wenn du sitzest, wenn du dich niederlegst, wenn du aufstehst, wenn du sprichst, wenn du gehst, um es kurz auf einmal zu sagen, bei all deinem Tun.» Der hl. Kirchenlehrer nannte das Kreuz geradezu «Dämonenschreck». Doch war es als apotropäisches Zeichen, als Schutzmittel schon im jüdischen Palästina bekannt.

Auch die christlichen Priester praktizieren die Teufelsbeschwörung, Teufelsaustreibung, den Exorzismus, sprechen etwa (nach dem durch die Bullen vieler Päpste autorisierten Rituale Romanum) bei der Taufe: «Ich treibe dich aus, unreiner Geist»; «Höre, verfluchter Satan, und weiche ...» Immer wieder werden die Geistlichen im Rituale ermahnt, sich vom Teufel nicht täuschen zu lassen, seinen Tricks und Listen nicht zum Opfer zu fallen, vielmehr auf sein Verhalten zu achten, ihn auszuforschen durch alle möglichen Fragen, dabei mit Kreuzzeichen und Weihwasser zu arbeiten.[7]

Folgenreich wurde, wie so oft, Augustinus.

Was er über Dämonen weiß, von ihnen glaubt – einen Dämon will er selbst gesehen haben –, geht auf keine Kuhhaut. Dämonen, gefallene Engel, treten als Götter auf, sind aber keine, sondern nehmen «eine Mittelstellung» ein. Sie bevölkern die Luft, wie die Vögel, sind jedoch «luftiger» noch, auch schneller. Ja, der große Kirchenlehrer kann sie ganz körperlos sich denken, besteht indes doch wieder auf ihrem Corpus, denn zuletzt müssen sie «ewig» in der Hölle braten, wozu ein Luftleib schlecht paßt.

Überhaupt ist das Äußere dieser kleinen Teufel «nicht sonderlich viel wert», und noch weniger natürlich ihr Charakter. Die Dämonen sind eine neidische, schadenfrohe, betrügerische Bande, aufgeblasen von Hochmut, «vernünftig» zwar, aber «darum (!) auch elend», befähigte Ratgeber zwar, doch eben satanische. Augustinus, der Experte, ist sogar Autor einer eigenen Schrift über «Die Weissagekunst der Dämonen» und sich ganz sicher: bei einer Beschäftigung mit ihnen «bildet sich der Geist nicht ohne Nutzen ...»

Wie der seine.

So schreibt er zum Beispiel: «Es ist eine oft gehörte Erzählung, und viele behaupten, es selbst erlebt oder von solchen, die es erfahren und über deren Glaubwürdigkeit kein Zweifel besteht, gehört zu haben, daß Waldmenschen und Faunen, welche das Volk Incubi nennt, nach den Weibern gegeilt und mit ihnen den Beischlaf erstrebt und ausgeübt hätten; und daß gewisse Dämonen, welche die Gallier Dusen nennen, diese Unflätereien eifrig versuchten und öfters verübten; und die das fest behaupten, sind solche Leute, daß dies zu leugnen eine Frechheit wäre.»

Der Bischof von Hippo, der fest von der Existenz der Frauen nachstellenden Faune überzeugt war, glaubte auch an die Möglichkeit eines Geschlechtsverkehrs mit dem Teufel, an den Koitus der vom Himmel gestürzten bösen Geister mit Menschenfrauen, werde es doch von so vielen vertrauenswürdigen Christen berichtet. Er glaubte an einen Teufelspakt, einen Bund mit dem «Bösen», wie er auch in der Theophilus-Legende, der ältesten abendländischen Marienlegende, vorkommt, dem Urbild der Faustsage, ein Wahn, der in der Geschichte der christlichen Hexenverfolgung eine verheerende Rolle spielt.[8]

Augustinus und die anderen antiken Kirchenväter hatten einen großen Einfluß auf die theologische Reflexion über den Teufel im Mittelalter, wo Priester und Laien mit dem Ausüben von Riten fortfuhren, «little removed from heathenism» (Russell). So ist bereits für die erste Kirchenrechtssammlung Mitte des 6. Jahrhunderts Zauberei schlechthin Apostasie, Abfall vom Glauben, qualifizierte «Ketzerei», da man hinter den Zauberern Dämonen argwöhnte, böse Mächte, Teuflisches eben, während die Mirakel christlicher Heiliger Manifestationen selbstverständlich stets des Guten, des Göttlichen sind.[9]

So gehen im Frühmittelalter die libri poenitentiales, die Bußbücher der Kirche, das Poenitentiale Bobiense, Poenitentiale Burgundense, Floriacense, Hubertense, Vindobonense, Merseburgense usw. wider Zauberer und Wettermacher, Weissager und Vogeldeuter sowie weitere Konkurrenten vor.

Zum Beispiel soll ein Jahr sühnen, «wer durch Zauberei Verliebtheit erregt hat», und zwar ein Jahr, ist er Laie oder Kleriker, drei Jahre, ist er Diakon, fünf Jahre, davon zwei bei Wasser und Brot, ist er Priester. Zwei Jahre soll sühnen, wer Zauberer um Rat fragt, zwei Jahre, wer Zauber- oder Teufelslieder über Brot und Kräuter spricht. Wahrsager, Vogeldeuter sollen drei Jahre bei Wasser und Brot büßen, Zauberer, Wettermacher fünf bzw. sieben Jahre, davon drei bei Wasser und Brot. Drei Jahre Buße treffen den, der «am ersten Januar mit einem Böcklein oder einem alten Weibe spazieren gegangen ist». Ebenfalls drei Jahre oktroyiert man einem Weib, das «den Samen ihres Mannes in die Speise mischt, um seine größere Liebe zu

gewinnen». Ein Mord mittels Zauberei wird durch sieben Jahre Buße gesühnt.[10]

Freilich vermied man die schlimmsten Strafen. Ja, Karl «der Große» verhängte auf einer von ihm einberufenen Synode die Todesstrafe über den, der, «vom Teufel verblendet, nach der Weise der Heiden glaubt, daß ein Mann oder eine Frau ein Hexer oder eine Hexe ist und ... ihn oder sie verbrennt». Und 799/800 verfügt die Synode von Reisbach, Diözese Freising, zwar, daß Zauberer, Weissager, Wettermacher «mit sorgfältigster Prüfung festgehalten» werden, aber «daß sie nicht das Leben verlieren, sondern im Gefängnis erhalten werden mögen, bis sie durch Gottes Eingebung die Ausmerzung ihrer Sünden geloben».

Ebensowenig ist von Todesstrafe in dem «Canon Episcopi» die Rede, der im Mittelalter häufiger erwähnt und von Regino von Prüm (V Register) 906 in seine Sammlung von Synodalbeschlüssen aufgenommen wurde. Demnach sollen Leute, die sich mit der vom Teufel erfundenen Kunst der Zauberei und Wahrsagerei befassen, mit Schimpf und Schande aus ihren Gemeinden ausgestoßen werden. Seien Hexenflug und Hexensabbat, nächtliche Ritte mit Diana durch die Luft doch nichts als heidnischer Irrglaube, Blendwerk der Dämonen.[11]

Was kleine und grosse Kirchenlichter glaubten

Allerdings nisteten Dämonenwahn und Zauberspuk im Laufe des späteren Mittelalters immer alberner, abgeschmackter in den Köpfen selbst führender Christen. Hat die Kirche doch überhaupt, wie in manchen Glaubensfragen, ihre Einstellung auch zum Hexenwesen geändert, geradezu ins Gegenteil verkehrt. Betrachtete sie nämlich überwiegend von der Antike bis ins Hochmittelalter hinein all die diesbezüglichen Wahnvorstellungen als irreal, als paganen Mumpitz, den sie bekämpfte, so gab sie dies an der Schwelle zum Spätmittelalter als Wirklichkeit, als terrible Realität aus.

Welchen Stuß sie dereinst der Welt über das Wirken der Dämonen vorsetzte, deute hier pars pro toto bloß ein Beispiel an, der «Dialogus magnus visionum atque miraculorum» des Caesarius von Heisterbach aus dem frühen 13. Jahrhundert.

Dem kraft seiner «Gelehrsamkeit» bald magister novitiorum und Prior gewordenen Zisterzienser kam in der mittelalterlichen Predigtliteratur gleichermaßen Bedeutung wie Beliebtheit zu. Er war einer der populärsten Exempelschriftsteller, und seine ausführlichen Stupiditäten dienten ebenso der dogmatischen und moralischen Belehrung der Mönche wie als Predigtvorgaben für Priester, prächtige Illustrationen christgläubigen Zeitgeistes.

Zunächst allerdings hatte Caesarius offensichtlich keinerlei Lust auf das Klosterleben verspürt. Erst als ihm sein künftiger Abt die «herrliche» Geschichte von Clairvaux erzählte, wo einst zur Erntezeit «die Brüder im Tal mähten, die heilige Mutter Gottes, die heilige Anna, ihre Mutter, und die heilige Maria Magdalena vom Berge kamen, in großem Glanze ins Tal hinabstiegen, den Schweiß der Mönche abwischten, mit den Ärmeln fächelnd ihnen Kühlung zuwehten ...», erst da, ja, gab's kein Halten mehr für den Berufenen, da wurde Caesarius «so erschüttert», daß er in die Kutte schlüpfte und seinerseits, hochgelehrt wie er war, ein famoses Histörchen nach dem andern, hunderte, zum Besten gab.

Zum Beispiel von einem Zisterzienserabt, «der gestorben war und wiederauflebte»; von einem Marienbild, «das schwitzte»; von der hl. Gottesmutter, die die abgeschnittene Zunge eines Geistlichen durch eine neue ersetzt (worauf er mit heller Stimme ruft: «Heil dir, Maria, reich an Gnaden, und so weiter ...» und die gesamte Brüderschaft Clunys das Wunder bezeugt).

Vor allem aber meldet der weltkundige Zisterzienser immer und immer wieder, wie Teufel und Dämonen ihren Terror treiben, wie sie die Kebse eines Pfaffen jagen, eine Priestertochter verführen, wie ein geiler Geist über Jahre eine Frau beschläft, und dies mit ihrem Mann im selben Bett. Auch meldet Caesarius, daß der hl. Bernhard ein Weib von einem Inkubus befreite; daß ein Teufel in einem Kleriker hauste; daß ein Dämon beichtete; daß die Eingeweide einer Henne in eine Kröte verwandelt wurden und dergleichen Staunenswer-

tes mehr. Dabei stützt sich der Autor natürlich sowohl auf Selbsterlebtes wie auf die vertrauenswürdigsten Zeugen seiner Exempla, den Mönch Gerhard etwa, «vormals Scholastikus in Bonn», den Mönch Gerhard, «einst Domherr in Regensburg», den Abt Daniel von Schönau. Oder er beteuert: «Dies bezeugt zuverlässig unser Subprior Gerlach.» «Dies hat mir ein frommer Abt unseres Ordens öfter erzählt.» «Dies hat mir ein Abt des Zisterzienserordens, ein Mann von hohem Ernste, berichtet.» «Dies habe ich von einem, der dabei war und es mit angesehen hat.»

Kein Zweifel also an der Authentie des Reportierten – und alles so wunderbar und wissenswert, daß es noch das Zeitalter der Gegenreformation «zur neuen Geltung» bringt (Wagner).[12]

Im 13. Jahrhundert, nach Leibniz das dümmste der Weltgeschichte, verbreitete auch der große «Ketzer»-Jäger Papst Gregor IX. (VII 231 ff.!) das Aberwitzigste. In seiner Bulle «Vox in Rama» vom 13. Juni 1233 berichtet er über den Teufelskult in Deutschland: «Wenn ein Neuling aufgenommen wird und zuerst in die Versammlung der Genannten eintritt, so erscheint ihm zuerst ein Frosch, den Einige eine Kröte nennen. Diesem geben sie einen schmachwürdigen Kuß auf den Hintern, andere auf das Maul und ziehen dabei die Zunge und den Speichel des Thieres in den Mund. Dasselbe erscheint zuweilen in natürlicher Größe, manchmal auch so groß wie eine Ente oder eine Gans; meistens jedoch nimmt es die Größe eines Backofens an.»

Einige Zeit später, nachdem man auch getafelt, so belehrt der Statthalter Christi weiter die Welt, tritt «ein schwarzer Kater von der Größe eines mittelgroßen Hundes rückwärts mit emporgehobenem Schwanze hervor. Der Neuling küßt ihn auf den Hintern, dann der Meister der Versammlung und nach ihm alle übrigen der Reihe nach ... Dann werden die Lichter ausgelöscht, und man ergiebt sich ohne Rücksicht auf Verwandtschaft der greulichsten Unzucht. Sind mehr Männer als Weiber da, so befriedigen die Männer unter sich die schändliche Begierde; das Gleiche thun die Weiber unter sich.»

Kein Wunder, spukt es auch im Kopf des Thomas von Aquin, des Heiligen und Kirchenlehrers, der als einer der größten Philisophen gilt, dessen «Summa theologiae», während des Trienter Kon-

zils neben der Bibel auf dem Altar liegend, auch heute noch als «das tiefste, bestens geordnete und meist katholische Werk der kirchlichen Tradition» angesehen wird (Lexikon des Mittelalters, 1997).

Thomas, der u.a. an gewisse Teufels- und Zaubervorstellungen Augustins anknüpft, vertritt natürlich nicht nur den Satansglauben, sondern auch andere krude Behauptungen, vor allem die infolge seiner Autorität verhängnisvolle Lehre von der Teufelsbuhlschaft. Steht doch in der «Summa» des Doctor ecclesiae, von dem Papst Leo XIII. noch im späten 19. Jahrhundert schreibt, «Der Sonne gleich hat er den Erdkreis mit dem Glanze seiner Lehre erfüllt»: «Wenn aus dem Beischlaf der Teufel mit Menschen Kinder geboren werden, so sind sie nicht entstanden aus dem Samen des Teufels oder des von ihm angenommenen menschlichen Leibes, sondern aus dem Samen, den der Teufel sich dazu von einem anderen Menschen verschafft hat. Derselbe Teufel, der sich als Weib mit einem Manne geschlechtlich vergeht, kann sich auch als Mann mit einem Weibe geschlechtlich vergehen.» (Bei der Übertragung der «Summa» ins Deutsche hat der Übersetzer, der Dominikaner Zeslaus Maria Schneider, diese Stelle schamvoll ausgelassen – in der Vorrede aber versichert, es liege der «*ganze vollständige* Text» vor.)

Der große Kirchenlehrer polemisiert nun gegen jene, die behaupten, der Teufel- und Dämonenwahn sei nichts als Aberglaube Unwissender, da es gar keine Zauberei gebe, außer in der Einbildung des Volkes. Und hatte selbst Gregor VII. gegenüber dem Dänenkönig Harald 1080 noch protestiert, alte Frauen und Priester als Verursacher von Krankheiten und Stürmen barbarisch umzubringen und derart den Zorn Gottes, der doch durch diese Katastrophen die Menschen strafe, nur zu vermehren, so lehrte jetzt Thomas, der «engelgleiche Doktor», die Dämonen würden wirklich existieren und mit «Gottes Zulassung» die phantastischsten Dinge vollbringen, zum Beispiel auch die Fortbewegung des menschlichen Körpers über große Distanzen. Befähige sie ja die Feinheit ihrer Natur, «vieles zu tun, was wir nicht vermögen, und daß es Leute gibt, die sie veranlassen das zu tun, die deshalb auch Schädlinge genannt werden.»[13]

Der überaus abergläubische, sich ständig von Zauberern und Zau-

berkunst, durch Assassinate mittels Wachsbildern und Gift bedroht fühlende Johann XXII. (VII 474 ff.) – er sprach Thomas heilig! – verdammt im früheren 14. Jahrhundert in zwei Bullen die Zauberei; dabei publiziert er in der Bulle «Super specula» einen «für ewige Zeiten geltenden Erlaß», wonach alle, die so verirrt seien, daß sie mit der Hölle ein Bündnis eingehen, ipso facto der Exkommunikation verfallen. Ferner sollen Vermögensbeschlagnahme sowie die übrigen «für Ketzer bestimmten Strafen von ihren zuständigen Richtern verhängt werden ...» Ähnlich geht 1437 Eugen IV. (S. 224 ff.) gegen jene vor, die den Teufel anbeten, Verträge mit ihm abschließen, die mit magischen Tricks Krankheiten und Gewitter verursachen.[14]

Entscheidend wurde, daß man die Hexerei allmählich von gewöhnlicher Magie unterschied und als «Ketzerei» ausgab, womit Zauberer und Hexen in die Hände der Inquisition gerieten und wie Häretiker behandelt worden sind. Der Teufelspakt allein machte noch keinen Zauberer, noch keine Hexe zum «Ketzer», zur «Ketzerin». Es mußte das Element des Terroristischen, Verschwörerischen, des sozusagen organisierten Verbrechens dazukommen. Deshalb machte die Kirche die Diener und Dienerinnen der Dämonen zu Soldaten, zur Armee des Teufels, zur «Synagoge Satans» mit kriminellen Zusammenkünften beim «Hexensabbat».

Bei diesen Treffen verehrten die Ruchlosen den Leibhaftigen, tanzten pervers, tafelten um Mitternacht, genossen Delikatessen, Kröten etwa, Herzen und Fleisch ungetaufter Kinder, bevor sie sich in wilder Orgie den Teufeln sowie einander hingaben. Der Vorwurf der Homosexualität wird in den Hexenprozessen ein Gemeinplatz, die Formel «vir cum viris» und «femina cum feminis» üblich. Abschließend feierte man beim «Hexensabbat» eine «schwarze Messe», eine gotteslästerliche Nachäffung des christlichen Gottesdienstes, wobei Satan selbst zelebrierte, das heilige Kreuz bespuckte, mit Füßen trat. Diese und viele weitere Ausgeburten des Irrsinns, den unglücklichen Opfern in fürchterlichen Torturen eingegeben und herausgefoltert, vermittelten Klerus und Inquisitoren dem Kirchenvolk, und nun konnte man gegen die Hexen wie gegen «Ketzer» vorgehen und sie einzeln oder haufenweise verbrennen.[15]

«Brennen», «das houbet abslahn», «den wilden Tieren fürgeworfen». «Der Vorrang der Initiative lag zunächst bei der geistlichen Gerichtsbarkeit»

Der erste christliche Kaiser, Konstantin I., der im 4. Jahrhundert einerseits selbst Eingeweideschauer und Astrologen befragt, der auch gesetzlich Heil- und Wetterzauber zugelassen hat, pönalisierte andererseits schon das Verabreichen von «Liebesbechern» mit Exil und Güterkonfiskation, ja, im Todesfall, mit dem Zerreißen durch wilde Tiere oder durch Kreuzigung (I 268). Auch diskriminierte bereits Konstantin das früher erlaubte Wahrsagen. Und während der heidnische Kaiser Diokletian (284–305) Schadenszauberer zwar lebendig verbrennen, doch wohltätige Magier ungeschoren ließ, wurde seit Konstantins Sohn Konstantius II. (337–361) auf jede Magie, schwarze wie weiße, die Todesstrafe gesetzt.[16]

Im Frühmittelalter hatte es anscheinend nur sehr vereinzelt Verfolgung und Hinrichtungen beziehungsweise Lynchjustiz von Zauberern und Hexen gegeben, so unter den Merowingern um 580 durch die grauenhafte fränkische Königin Fredegunde (vgl. IV 118 ff.!) in Paris. Oder nach dem großen Viehsterben im Jahre 810. Ebenso bei dem jähen Tod König Arnulfs 899. Anno 1090 wurden bei Freising drei Erntezauberinnen (perditrices frugum), 1115 in Graz dreißig Frauen an einem Tag verbrannt (concrematae sunt triginta mulieres in Greez una die).

Gewiß hat es in diesen frühen Jahrhunderten mehr Opfer christlichen Hexenwahnes gegeben als die Dürftigkeit der Überlieferung erkennen läßt. Zumal die meisten Fälle der Lynchjustiz, etwa im Alpenraum, in Skandinavien, offenbar nicht aktenkundig wurden. In Polen und der Ukraine kamen so nach einer Schätzung die Hälfte aller Opfer um. Bemerkenswert, daß unter der Türkenherrschaft in Ungarn Hexereianklagen vor türkischen Gerichten nicht zugelassen und verhandelt worden sind. Wehrten sich doch auch Bischöfe und weltliche Obrigkeiten mitunter gegen die Verfolgungen, allmählich aber kooperierten Kirche und Staat auch gegen Zauberer und Hexen.

So bestimmt das erste deutsche Prosawerk, der «Sachsenspiegel», Eike von Repgows berühmte Aufzeichnung des sächsischen Rechts um 1225: «Swelk cristen man ungeloubich ist oder mit zoubere umme geit oder mit vergiftnisse, unde des virwunnen wirt, den sol man uph der hurt burnen.» Und auch nach dem im 13. Jahrhundert entstandenen, von der Schweiz bis in das deutsche Ordensland verbreiteten «Schwabenspiegel» soll man Zauberer oder Teufelsbündler, es «si wip oder man, ... brennen oder swelchen tot der rihtaer wil, der noch erger ist dann brennen ..., und alle die ez wizzen und verswigent oder die ez ratent oder lerent, waerdent die des bewaert als recht ist, den sol man das houbet abslahn.» Beide Rechtsquellen galten bald als Kaiserrecht, der «Schwabenspiegel» wird sogar in den Handschriften häufig als «kayserlich Rechtsbuch» oder ähnlich betitelt. Und um die Mitte des 15. Jahrhunderts sollen auch nach dem «Richterlich Klagspiegel» Zauberer (maleficos) «getöt werden», soll jenen, die «solch verboten sach treiben, ... das haubt abgeschlagen», sollen die, die «das gemüt der frawen biegen und neigent zu liebe, begird und unkeuschheit ... den wilden tieren fürgeworfen ... oder villeicht mit dem schwert getoetet werden».[17]

Insgesamt aber hielt sich die profane Obrigkeit zurück, schaltete sich die weltliche Justiz, ausgenommen etwa Fälle von Schadenszauber, während des ganzen Mittelalters noch eher selten ein. «Der Vorrang der Initiative lag zunächst bei der geistlichen Gerichtsbarkeit, besonders bei Inquisitoren» (Trusen). In ihre Kompetenz fiel ja die Hexerei, seit man alle möglichen Wahrsage- und Zauberkünste, die ganze schwarze Magie unter dem Begriff der Häresie subsumierte und den Teufelspakt, die Teufelsbuhlschaft, den Hexenflug und Hexensabbat, die rituelle Teufelsanbetung als Apostasie, satanische Gegenkirche, als bewußte Abkehr von Gott verstand.

Der Übergang von der «Ketzer»- zur Hexeninquisition vollzog sich im Laufe des 13. Jahrhunderts, in dessen zweiter Hälfte es noch wenig Hexenprozesse gab. Hundert Jahre darauf und später aber mehrten sie sich in Südfrankreich, Nordspanien, im Süden Deutschlands, vor allem auch in den oberitalienischen Alpentälern (Val Tellina, Valcamonica etc.), ferner in der Schweiz, in Fribourg,

Neuchâtel, in den Diözesen Lausanne, Genf, Sion, nicht zuletzt im Wallis, wo nach dem zeitgenössischen Luzerner Chronisten Johann Fründs der Dominikanerinquisitor Uldry de Torrenté bereits gegen die «ketzerye der hexsen» vorgeht und in eineinhalb Jahren zweihundert Menschen verbrennt. (In Luzern taucht 1419 in einem Verfahren gegen einen gewissen Gögler erstmals der schwyzerdütsche Begriff «hexerye» auf.) Und bereitete schon das verhängnisvolle Edikt Johanns XXII. gegen die Zauberei großen Pogromen den Weg, so erst recht der berüchtigte Erlaß Innozenz' VIII.[18]

«Hexenbulle» und «Hexenhammer» erleuchten die Neuzeit

Einer der vielen Inquisitoren jener Tage war der um 1430 in der elsässischen Reichsstadt Schlettstadt geborene Dominikaner Heinrich Institoris (Kramer). Seit 1470 als Hexenverfolger aktiv, wurde der Dr. theol. schließlich zum Inquisitor für ganz Deutschland ernannt, stieß aber auf so starken Widerstand, daß er nach Rom reiste, sich den Beistand des Heiligen Vaters zu sichern.

Papst Innozenz VIII. (S. 291 ff.)) zögerte auch nicht, am 5. Dezember 1484 in der Bulle «Summis desiderantes affectibus», der berühmten Hexenbulle, die Welt zu warnen, die Christenheit aufzuklären, allein genötigt durch «Unser Gottseliges Verlangen», gedrängt von «der höchsten Begierde ..., wie es die Sorge unsers Hirten Amtes erfordert, daß der Catholische Glaube fürnehmlich zu unseren Zeiten allenthalben vermehret werden und blühen möge, und alle Ketzerische Bosheit von den Gräntzen der Gläubigen weit hinweg getrieben werde ...»

Der Heilige Vater scheint baß entsetzt, ist ihm doch «neulich nicht ohne grosse Beschwehrung zu unsern Ohren gekommen, wie daß in einigen theilen des Oberteutschlands, wie auch in denen Meyntzischen, Cölnischen, Trierischen, Saltzburgischen (und Bremer) Ertzbistümern, Städten, Ländern, Orten und Bistümern sehr viele Personen beyderley Geschlechts, ihrer eigenen Seligkeit ver-

gessend, und von dem Catholischen Glauben abfallend, mit denen Teufeln, die sich als Männer oder Weiber mit ihnen vermischen, Mißbrauch machen, und mit ihren Bezauberungen, Liedern und Beschwehrungen, und anderen abscheulichen Aberglauben und zauberischen Übertretungen, Lastern und Verbrechen, die Geburten der Weiber, die Jungen der Thiere, die Früchten der Erde, die Weintrauben und die Baumfrüchte, wie auch die Menschen, die Frauen, die Thiere, das Vieh, und andre unterschiedener Arten Thiere, auch die Weinberge, Obstgarten, Wiesen, Weyden, Getreide, Korn und andern Erdfrüchten, verderben, ersticken und umkommen machen ...»[19]

Der Papst beauftragt in der Bulle die Professores Theologiae, seine «geliebten Söhne» Henricus Institoris und Jacobus Sprenger, ebenso den «geliebten Sohn Johannes Gremper», einen Geistlichen des Konstanzer Bistums, der sie als Notar begleitet, zur Bekämpfung all der vielen schädlichen Exempel und Ärgernisse, der überaus zahlreichen Leichtfertigkeiten, Sünden, Laster, befiehlt – denn nicht von ungefähr wird ihm, so Theologe und Kirchenhistoriker Wilhelm Neuß, «eine große Gutmütigkeit» nachgerühmt –, befiehlt, daß seine Helfershelfer «wider alle und jede Personen, wes Standes und Vorzuges sie seyn mögen, solches Amt der *Inquisition* vollziehen, und die Personen selbst, welche sie in vorgemeldeten werden schuldig befunden haben, nach ihrem Verbrechen züchtigen, in Haft nehmen, am Leib und am Vermögen straffen». Zuletzt erlaubt der Heilige Vater «gar keinem Menschen ..., dieses Blatt Unserer Verordnung, Ausdehnung, Bewilligung und Befehls zu übertretten, oder derselben aus verwegener Kühnheit entgegen zu handeln. Wann aber jemand sich dieses zu erkühnen unternehmen würde, der soll wissen, daß er den Zorn des allmächtigen Gottes und Seiner Heiligen Apostels Petri und Pauli auf sich laden werde.»

Es beleuchtet die perverse Moral der katholischen Kirche, wenn der Jesuit Ludwig Freiherr von Hertling in seinem mehrfach übersetzten und aufgelegten Hauptwerk «Geschichte der Katholischen Kirche» noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts schreiben kann: «Nicht wegen dieser Bulle, wohl aber wegen seiner Charakter-

schwäche und des Ärgernisses, das er gab, gehört Innozenz in die Reihe der Päpste, die den Stuhl Petri entehrt haben.» Nicht das durch Jahrhunderte fortgesetzte Enteignen, Foltern, Verbrennen – meist bei lebendigem Leib – Unschuldiger ist schändlich, schändlich ist die sexuelle «Sünde», der Zölibatsverstoß.[20]

Ausgerüstet mit der apostolischen Vollmacht, erprobt Heinrich Institoris deren Wirkung gleich auf der Rückreise 1485 in Tirol. Wochenlang stachelt er das Volk von der Kanzel herab auf, so daß eine Frau ihm, der doch das «Wort Gottes» verkünden sollte, ins Gesicht sagt: «Ihr predigt ja nichts anderes als gegen die Hexen.» Brutal geht er in Innsbruck gegen einen großen Haufen ihm Ausgelieferter, meist Frauen, vor, u.a. wegen Wettermachen, Entziehung der Milch aus Kühen, verweigert im Prozeß jede Verteidigung, verdreht systematisch die Aussagen, unterstellt Verbrechen, die kein Zeuge vorgebracht, scheut sich auch nicht, offenkundig zu lügen, und läßt foltern.

Obwohl die Verfahren vor einem geistlichen Gerichtshof (darunter vier Dominikaner) stattfanden, brach der Prozeß als null und nichtig zusammen, die Angeklagten kamen frei. Der Bischof von Brixen, Georg Golser, der den Mann des Papstes am 23. Juli 1485 noch dem Diözesanklerus schriftlich empfohlen hatte, schrieb jetzt: Institoris sei «vorher bei vielen Päpsten Inquisitor gewesen, bedünkt mich aber aus Altersschwäche ganz kindisch geworden zu sein; er scheint wirklich zu rasen. Was der Inquisitor gethan, ist höchst unanständig», und riet diesem selbst, «sich zu entfernen, je geschwinder, desto besser.» Bürger, Klerus, Adel, alles war gegen den Hexenjäger seiner Heiligkeit, und die Regierung der Grafschaft Tirol soll nie wieder eine Hexenverfolgung zugelassen haben.[21]

Das peinliche Debüt des Papstbüttels geschah zur selben Zeit, da der Inquisitor von Como, «unser Kollege», wie es im «Hexenhammer» heißt, «im Zeitraume *eines* Jahres, 1485, 41 Hexen verbrennen ließ». Möglicherweise dadurch angefeuert, keinesfalls aber entmutigt durch das Innsbrucker Fiasko, das selbst die Bulle aus Rom nicht verhindert hatte, suchten nun die Hexenfahnder ein wirksameres Procedere, eine durchschlagende Propagandawaffe, und es kam zur Niederschrift des «Malleus maleficarum», später «Hexen-

hammer» betitelt. Der dickleibige Kommentar zur «Hexenbulle» hat das in ihn gesetzte Vertrauen seiner Verfasser vollauf gerechtfertigt, den anfänglichen Widerstand mancher Fürsten und Bischöfe gebrochen und auf Jahrhunderte hin verheerend gewirkt.

Dies vor allem wohl, weil die Schreiber ihre Ungeheuerlichkeiten durch ungezählte (wörtlich oder indirekt benutzte) Kirchenvätertexte stützten, nicht nur dann und wann, sondern Hunderte von Malen, oft auf jeder Seite mehrfach, wobei die bedeutendsten Autoren, Augustinus und Thomas von Aquin, auch am häufigsten erscheinen. Daß die Verfasser ihren gern hochgelehrt daherkommenden schauerlichen Sums noch mit einer Fülle von Fällen, Episoden, Histörchen garnieren, die nicht selten alle Perlen des Caesarius von Heisterbach verblassen lassen, hat der Publizität des Ganzen gewiß nicht geschadet.

Überdies waren sie schlau genug, auch für ein aktuelles wissenschaftliches Gutachten der damals berühmten theologischen Fakultät von Köln zu sorgen, das aber nicht zu ihrer Zufriedenheit ausfiel, weshalb sie ein zweites fälschten und dem Band als Vorwort beigaben. Fälschten sie doch auch notarielle Dokumente; wie überhaupt Heinrich Institoris nur knapp einer Verhaftung wegen Unterschlagung von Ablaßgeldern entging.[22]

Im Grunde dreht sich das Ganze einzig und allein um den Nachweis, daß die Hexen – wirklich Hexen sind, denn sind sie es nicht, sind die Hexenjäger selbst die Mordbuben. Und da seinerzeit noch viele, auch Geistliche, die Existenz von Hexen für ein Unding, für Einbildung hielten, bekämpft der «Hexenhammer» mit penetranter Verbissenheit «die alte Meinung ..., daß Hexerei nichts Wirkliches sei, sondern in der Meinung der Menschen bestehe» und lehrt seinerseits verständlicherweise: «Zur größten Hexerei gehört es, wenn man nicht ans Hexenwesen glaubt.»

Was aber gab den Hexenjägern und -vernichtern ihre Gewißheit, immer vorausgesetzt, daß sie bona fide verfuhren? Nun, einfach «die Lehrmeisterin Erfahrung, die uns nach den eigenen Geständnissen der Hexen und den von ihnen begangenen Schandtaten so sicher gemacht hat, daß wir ohne Gefährdung des eigenen Heiles nicht mehr von der Inquisition abstehen können.»

Wie viele Theologen – nicht nur des Mittelalters – sich immer wieder eingehend mit der Sexualität befaßten, so auch unsere Hexenjäger.

Zum Beispiel ventilieren sie, wie die Hexen die Zeugungskraft hemmen; wie sie die männlichen Glieder (penes) weghexen (denn sie können sie «wahr und wahrhaftig weghexen»). Man bedenkt, ob der Incubus die Hexe immer mit Ergießung des Samens besucht; ob er's lieber zu der einen als zur anderen Zeit treibt; lieber an dem einen als dem anderen Ort; ob Incubi und Succubi wie für die Hexe, so auch für die Umstehenden sichtbar auftreten – wissen die Experten doch «bezüglich der Umstehenden zu sagen, daß oft auf dem Felde oder im Walde Hexen auf dem Rücken liegend gesehen wurden, an der Scham entblößt, nach der Art jener Unflätereien, mit Armen und Schenkeln arbeitend, während die Incubi unsichtbar für die Umstehenden wirkten. Es mochte sich auch am Ende des Aktes ein schwarzer Dampf in der Gestalt eines Mannes von der Hexe in die Luft erheben, was aber nur sehr selten beobachtet wurde.»

Ausführlich erörtert man: «Ob durch Incubi und Succubi Menschen erzeugt werden können». Oder: «Von welchen Dämonen derartiges, nämlich das Inkubat und Sukkubat, verübt wird». Und resümiert dann u. a.: «Es ist wahr, daß die Zeugung des Menschen die Handlung eines lebenden Körpers ist. Aber wenn behauptet wird, daß die Dämonen kein Leben geben können, weil dieses förmlich aus der Seele fließt, so ist es auch wieder wahr, aber nur deshalb, weil es stofflich abfließt vom Samen und der Dämon als Incubus mit Zulassung Gottes ihn durch den Coitus hineintun kann, und zwar nicht als von ihm selbst abgesonderten, sondern durch den dazu genommenen Samen irgendeines Menschen, wie es der *Heilige Doctor»* – das ist Thomas von Aquin – «sagt im ersten Teile, qu. 51, art. 3, so daß der Dämon, der bei dem Mann Succubus ist, bei dem Weibe Incubus wird, wie sie auch anderen Samen zur Zeugung anderer Dinge verwenden, wie *Augustinus* De trin. 3. sagt.»

Freilich könnte es sein, spinnt man den hochkriminellen Schwachsinn fort, «daß an Stelle des Succubus ein anderer von ihm den Samen empfinge und an Stelle des anderen Dämonen sich zum Incubus machte, und zwar aus dreifachem Grunde. Ein Dämon

nämlich könnte, zu einem Weibe geschickt, den Samen empfangen von einem Dämon, der zu einem Manne geschickt ist, so daß also ein jeder für sich vom Fürsten der Dämonen den Auftrag hätte, Zauberei zu üben, indem einem jeden ein Engel zugeteilt wird, auch von den Bösen, sei es wegen der Häßlichkeit der Handlung, vor der ein einzelner Dämon zurückgeschreckt (denn in der folgenden Frage wird es ersichtlich werden, daß bestimmte Dämonen infolge ihrer höheren Rangordnung vor der Ausführung gewisser Handlungen und Unflätereien zurückschrecken), sei es, daß er unsichtbar an Stelle des Samens des Mannes seinen Samen, d. h. den er als Incubus empfing, dem Weibe gibt, dadurch, daß er sich unterschiebt.»[23]

Denn ist's auch Wahnsinn, hat es doch Methode.

Hexe aber ist vor allem das Weib. Das steht für die Verfasser felsenfest, bedarf keines Beweises «da außer den Zeugnissen der Schriften und glaubwürdiger Männer die Erfahrung selbst solches glaubwürdig macht.» Die Erfahrung nämlich, daß die Weiber «in allen Kräften, der Seele wie des Leibes, mangelhaft sind», «daß mehr unter den Weibern Ehebruch, Hurerei usw. sich findet», daß bei ihnen alles «unersättlich ist», «Alles ... aus fleischlicher Begierde» geschieht, die Öffnung der Gebärmutter «niemals spricht: Es ist genug»; «daß fast alle Reiche der Erde durch die Weiber zerstört worden sind», daß sie «töten, weil sie den Geldbeutel entleeren, die Kräfte rauben und Gott zu verachten zwingen»; daß die Frau «immer täuscht», «von Natur lügnerisch ist», «nur ein unvollkommenes Tier ...»[24]

Und all dies und mehr wird natürlich durch die Heilige Schrift und die Sprüche der hl. Kirchenväter bestätigt: «Klein ist jede Bosheit gegen die Bosheit des Weibes.» «Ein schönes und zuchtloses Weib ist wie ein goldener Reif in der Nase der Sau.» «Es frommt nicht, zu heiraten. Was ist das Weib anderes als die Feindin der Freundschaft, eine unentrinnbare Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, ein wünschenswertes Unglück, eine häusliche Gefahr ...» usw.[25]

Die Frau ist aber nicht nur eine häusliche, sie ist auch eine religiöse Gefahr, hat sie doch, wie der «Hexenhammer» schon an Stammutter Eva nachweist, «von Natur geringeren Glauben»; was überdies auch die Etymologie des Wortes für Frau lehre – «das Wort *femina* näm-

lich kommt von *fe* und *minus* (fe = fides, Glaube, minus = weniger, also femina = die weniger Glauben hat) ... Also schlecht ist das Weib von Natur, da es schneller am Glauben zweifelt, auch schneller den Glauben ableugnet, was die Grundlage der Hexerei ist.»[26]

Nun gibt es eine Gruppe von Frauen, den Autoren des «Hexenhammers» verhaßter als jede sonst: die Hebammen. Es erstaunt, daß der Fanatismus der Inquisitoren, ihre Verfolgungssucht gerade diese Frauen trifft. Sie können kaum schlecht genug gemacht werden. Ja, es wird schlicht behauptet: «Niemand schadet dem katholischen Glauben mehr als die Hebammen.»

Wie kommt es zu solch ganz außergewöhnlichen Bezichtigungen?

Gewiß, die Hexenhebammen schlürfen das Blut getöteter Knaben, sie fressen Kinder auf, sie kochen ihre eigenen und verschlingen sie, sie erzeugen Fehlgeburten oder opfern gerade Geborene «dem Fürsten der Dämonen, d. h. Luzifer, und allen Dämonen, über dem Küchenfeuer.» Und auch hierfür bedarf es keiner «Argumente», wieder liegen doch «die klarsten Indizien und Erprobungen» vor, ist alles erneut «klarer als das Licht bewiesen.» So hatte eine Hexenhebamme in der Diözese Straßburg nach eigenem Geständnis «Kinder ohne Zahl» gemordet und eine andere Verbrannte aus der Diözese Basel bekannt, «mehr als vierzig Kinder in der Weise getötet zu haben, daß sie ihnen, sobald sie aus dem Mutterleib hervorkamen, eine Nadel in den Kopf durch den Scheitel bis ins Gehirn einstach».[27]

Doch das alles weicht kaum von den sonst berichteten exorbitanten Scheußlichkeiten dieser Sammlung ab, reicht kaum aus, uns zu erklären, warum niemand mehr als die Hebammen, die «Hexenhebammen», dem katholischen Glauben schaden.

Gerade darauf aber gaben inzwischen zwei Deutsche, Gunnar Heinsohn und Otto Steiger, ein Human- und ein Wirtschaftswissenschaftler, eine Antwort in ihrem aufsehenerregenden Werk «Die Vernichtung der weisen Frauen» mit der zentralen These: «Das Ziel der Hexenverfolgung der frühen Neuzeit ist die Beseitigung von Geburtenkontrolle.»

Heinsohn/Steiger gehen aus von der Bevölkerungskatastrophe des 14. Jahrhunderts, den abendländischen Ernährungskrisen, Miß-

ernten, Hungersnöten, zumal von der großen Pest; dem kolossalen Schrumpfen der europäischen Einwohnerschaft (nach langsamem Anstieg zwischen 800 und 1300 von rund 30 auf 75 Millionen Menschen) wieder auf 45 Millionen im folgenden Jahrhundert.

Dies aber bedeutete, das Werk vereinfacht, doch sinngemäß skizziert, einen enormen Arbeitskräfteverlust – in England beispielsweise büßten die Kirchengüter während der großen Pest die Hälfte ihrer männlichen Bauern über zwanzig Jahre ein. Das wieder bedeutete, die riesigen Ländereien konnten nicht mehr rentabel genug bewirtschaftet werden. Den größten Grundbesitz aber hatte weithin die katholische Kirche; folglich hatte sie auch das größte Interesse an der «Wiederbevölkerung», folglich trieb gerade sie zum Kampf gegen Verhütung, Abtreibung, Kindstötung, folglich mußte vor allem die Trägerin des Verhütungswissens, die Hebamme, ausgerottet werden. Ergo beginnen im späten Mittelalter ziemlich jäh und vermehrt die Hexenverbrennungen, koordiniert 1484 Innozenz' VIII. Hexenbulle «die Unterdrückung der Geburtenkontrolle für das gesamte katholische Europa», wird der «Hexenhammer» zum «Geburtenkontrollhammer».

Die Sicht der beiden Forscher ist bedeutsam, ihre Disqualifizierung von Gegnern nahezu ein literarischer Genuß, kurz, das so gründliche wie klare Buch, von manchem Neider, Mißgünstigen, Besserwisser niedergenörgelt, alles andere als unseriös, als abenteuerlich – wenn die aufschlußreiche Arbeit andere Motive der Hexenverfolgung auch nicht außer Kraft setzen, wenn auch das bevölkerungspolitische Kalkül, die prononcierte Konzentration auf die «weisen Frauen» als der fast einzigen Zielgruppe der Pogrome, nicht alles erklären kann, nicht immer das primäre Motiv gewesen ist, weil gewiß nicht nur Nüchternheit und zynische Rationalität den Ausschlag gaben. Ein mehr oder weniger hoher Anteil an pseudoreligiösem Fanatismus, abergläubischer Pfaffenhysterie und -dummheit, an materieller Raffsucht (nicht bloß längerfristig gesehen) bleibt. Und wie auch immer die verschiedenen Faktoren des Problems bewertet werden mögen, hinter all den horrenden Massakern steht unzweifelbar als Basis und immerwährender Anschub die Moral, besonders die Sexualmoral der Kirche.

10. KAPITEL

VON ALEXANDER VI. (1492–1503) BIS ZU LEO X. (1515–1521)

«Seine Lebensweise war ausschweifend. Er kannte weder Schamgefühl noch Aufrichtigkeit, weder Glauben noch Religion. Außerdem wurde er beherrscht von einer unersättlichen Habgier, von einem grenzenlosen Ehrgeiz und von einer brennenden Leidenschaft, seine zahlreichen Kinder zu fördern, die bei der Ausführung seiner schändlichen Befehle bedenkenlos die scheußlichsten Mittel anwandten.»
Der florentinische Geschichtsschreiber Francesco Guicciardini über Papst Alexander VI.[1]

«... ein glücklicher Vater von nicht weniger als zwölf Kindern, Männlein und Fräulein.»
Ferdinand Gregorovius über Papst Pius III.[2]

«Von der Reinheit seiner Absichten und der Höhe seiner Stellung durchdrungen, verfolgte er unentwegt seine hochgesteckten Ziele.»
Ludwig von Pastor über Papst Julius II.[3]

«... seine religiösen Verpflichtungen erfüllt er gewissenhaft, aber er will leben und das Leben genießen.»
Der venezianische Botschafter Marco Minio über Papst Leo X.[4]

Es ist ein merkwürdiges und irritierendes Phänomen – das aber nur wenige zu irritieren scheint, zumal unter katholischen Theologen und Historikern –, daß sie das Martyrium von Tausenden, von Hunderttausenden unschuldig gefolterter, oft auf scheußlichste Art ermordeter Männer und Frauen, Menschen jeden Alters, anscheinend weit weniger bedrückt als das sexuell anrüchige Leben eines Papstes, besonders das Alexanders VI.

Gewiß hat auch Alexander gelegentlich einen größeren Krieg betrieben oder erlaubt. Doch wie selten, und wie beinah bescheiden nimmt es sich aus neben all den monströsen Gemetzeln so vieler seiner Vorgänger und Nachfolger, die keine Erotomanen waren, die nicht als unsterbliche Schandflecken gelten.

Die Kriminalgeschichte ist kaum der Ort, Pluspunkte eines Papstes zu sammeln, etwa Borgias Pünktlichkeit, seine juristischen, seine bürokratischen Qualitäten, seine herausragende Amtsführung als Vizekanzler, die weltberühmten, in seinem Auftrag von Bramante geschaffenen Bauten, die anno 1500 vollendete Pietà des jungen Michelangelo oder den Prozeß, den er, wenig bekannt, den Hexenjägern Institoris und Sprenger in Straßburg machen ließ.

Aber zwei bei ihm überraschende Züge seien festgehalten. Einmal ein gewisses Mitgefühl für Arme. Denn so ungeheuer er sich selbst bereicherte, er kam gerade unbemittelten, hilflosen Gesuchstellern entgegen, wie ihn überhaupt die große Menge mochte. «Für die kleinen Leute waren die elf Jahre des Borgia-Pontifikats Jahre der Freiheit und des unverhofften Wohlstands», schreibt Hans Conrad Zander. «Was immer er verbrach, im Volk blieb Alexander ‹der Sünder› die ganzen elf Jahre über so beliebt wie in der Stunde seiner Wahl.»

Zum zweiten war er auffallend tolerant, zumindest stupend nachsichtig gegenüber Schmähern seiner Person, mochten sie ihm noch so übel mitspielen. Von Zensur, gar Inquisition in seiner Umgebung wollte er nichts wissen. «Rom ist eine freie Stadt», sagte er am 1. Februar 1502 zu dem ferraresischen Gesandten. «Hier kann jeder denken und schreiben, was ihm selber gutdünkt.» Der Devise «leben und leben lassen» huldigte der fast immer gut gelaunte, auch im Alter blühend aussehende Alexander VI. allerdings nicht.[5]

Die heilige Familie

Rodrigo de Borja y Borja wurde um 1430 in der Nähe von Valencia vermutlich als unehelicher Sohn seines «Onkels», des späteren Papstes Calixt III., geboren; seine Mutter war eine Schwester Calixts (S. 268). Der «Onkel» machte ihn 1456, fünfundzwanzigjährig, zum Kardinal, im nächsten Jahr zum Vizekanzler des Heiligen Stuhls, ein Amt, das ihm, unter vier Päpsten ausgeübt, ein Riesenvermögen einbrachte. Er galt nach dem Franzosen d'Estouteville als reichster Purpurträger, und die Kardinäle zählten zu den reichsten Männern Europas. Sein unermeßliches Vermögen aber verwandte er, um sich das Papsttum zu erkaufen – mit tausend Betrügereien, wie damals der venezianische Gesandte in Mailand schrieb.

Andere Kandidaten kamen dagegen nicht auf, auch nicht Giuliano della Rovere, für dessen Durchsetzung Genua 100 000, der französische König 200 000 Dukaten in einer Bank hinterlegt hatten. «Ziemlich zuverlässige Berichte wissen von der Bereitstellung großer Summen für das Konklave von mehreren Seiten» (Handbuch der Kirchengeschichte). Der Borgia warf nur so um sich mit Benefizien, Immobilien, Posten. Er versprach Villen, Städte, Kastelle, Bistümer, Abteien, allein die Abtei Subiaco mit 22 Burgen «auf ewige Zeit». Auch den eigenen prächtigen Palast samt allen Schätzen bot er feil, auch das Vizekanzleramt und natürlich Geld.

Dem selbst enorm begüterten Ascanio Sforza, Sohn des Mailänder Herzogs Francesco, schickte der künftige Papst, so hieß es in

Rom, noch vor dem Konklave vier mit Geld beladene Maultiere ins Haus. So erhielt der Borgia schon im ersten Wahlgang Ascanios Stimme und dieser, dem er nach eigener Aussage die Tiara vor allem verdankte, das Kastell von Nepi, das Bistum Erlau, das Vizekanzleramt, ein Priorat, eine Abtei u. a. Nur fünf Kardinäle von insgesamt 25 erwiesen sich als unbestechlich.

Ein Mann hatte die höchste Würde bekommen, notierte seinerzeit der Annalist der Kirche, den die alte Kirche wegen seines unsittlichen Lebens nicht einmal zu den untersten Stufen des Klerus zugelassen hätte. Denn die Sexualexzesse des Borgia waren weithin bekannt.

Zwar soll er noch als Zwölfjähriger, berichtet ein Chronist, einen Jungen seines Alters, doch «von niedriger Geburt», getötet haben, «indem er ihm seine Schwertscheide immer wieder in den Bauch rannte», weil er «unanständige Reden geführt». Doch bald ließ er alle Prüderie hinter sich, wurde ein notorischer Frauenjäger, verführte u. a. eine spanische Witwe von großer Attraktion nebst ihren beiden Töchtern, lehrte sie, wird überliefert, «die abscheulichsten Perversionen» und machte der Jüngeren drei Kinder, die er als seine leiblichen anerkannte: Pedro Luis, Jerónima und Isabella; Ur-Ur-Enkel der letzteren: Papst Innozenz X. (1644–1655).[6]

Eine besondere Rolle unter den vielen Frauen, die der Borgia mehr oder weniger beglückte, die er an sich zog «stärker als der Magnet das Eisen anzieht», war die schöne Römerin Vanozza de Catanei.

Als er die Achtzehnjährige 1461 während des Konzils von Mantua kennenlernte, soll er bereits mit deren Mutter und vielleicht auch mit ihrer Schwester geschlafen haben. Doch Vanozza, von der er zwischen 1475 und 1481, also als Kardinal, vier beinah abgöttisch geliebte Kinder bekam und fürstlich versorgte, wurde für lange, für mehr als zwei Jahrzehnte, seine Mätresse, was ungezählte andere Kontakte natürlich nicht ausschloß. Gleichwohl schrieb er ihr, als er sie mit Rücksicht auf den plötzlich Askese predigenden Pius II. (S. 269 ff.) in Venedig untergebracht, «meine Liebe, folge meinem Beispiel und bleibe keusch bis zu jenem Tag, an dem es mir erlaubt sein wird, zu Dir zu kommen, und wir unsere tiefe Zuneigung mit endloser Sinnlichkeit verschmelzen. Bis dahin lasse keine

Lippen Deine Reize entweihen, lasse keine Hand jene Schleier heben, die mein höchstes Glück bedecken. Noch ein wenig Geduld, und ich werde haben, was er, den man meinen Onkel nannte, mir als Erbe hinterlassen hat, den Stuhl Petri. Unterdessen kümmere Dich mit großer Sorgfalt um die Erziehung unserer Kinder, denn sie sind bestimmt, über Nationen und Könige zu herrschen.»

Vanozza unterzeichnete die Briefe an ihre Tochter gewöhnlich: «Deine glückliche und unglückliche Mutter.»[7]

Man kann gegen Alexander VI. sagen, was man will: als Papst übertraf er alle früheren und späteren Heiligen Väter an Fürsorge für die Seinen – ohne leider bis heute in der Kirche ein Standes-, ein Familien-Patron geworden zu sein. Immerhin spricht Ludwig von Pastor von dem «an sich edlen Untergrunde» dieser Verwandten- und besonders Kinderliebe. Zudem wurde der Borgia, seit 37 Jahren Kardinal, von vier Vorgängern, Pius II., Paul II., Sixtus IV. und Innozenz VIII., sehr geschätzt und galt im allgemeinen bei seiner Erhebung am 11. August 1492 als einer der Tüchtigsten im Kollegium der Kardinäle.

Auch darüber hinaus aber fand er, nach doch fast lebenslangem hitzigem Herumgevögel, zunächst vielfach Anerkennung, Lob, nicht nur bei zahlreichen Römern, die ihn nun mit beinah paganem Pomp, mit Standbildern, Triumphbögen, Altären derart feierten, daß er vor Erschöpfung (was freilich, aus welchen Gründen immer, häufiger bei ihm vorkam) die Besinnung verlor und man ihm Wasser ins Gesicht goß. Auch der in Italien zum Dr. med. promovierte Nürnberger Hartmann Schedel, Humanist und Chronist, Besitzer einer der bedeutendsten Privatbibliotheken seiner Zeit, sieht den Neugewählten berufen, «billich vor andern zur gubernirung und leytung sant Peters schifleins», preist ihn voller «gotßdienstlichkeit und kuntschaft aller der ding, die zu einer solchen hohen wirdigkeit und stand gepürlich sind. Darum selig ist der mit soviel tugenten geziert und in die höhe sölcher öberkeit erhebt.»

Nicht weniger als fünf Borgia machte Alexander VI. zu Kardinälen: Francesco, Lodovico, Juan Borgia, den Erzbischof von Valencia, Juan Borgia, den Erzbischof von Monreale, und Cesare, seinen Sohn. 1475 geboren und für den geistlichen Stand bestimmt, hatte

Alexander den bereits durch Sixtus IV. und Innozenz VIII. generös Bepfründeten an seinem Krönungstag mit dem Erzbistum Valencia beglückt, das ihm 16000 Dukaten eintrug, ließ ihn aber vor der Ernennung zum Kardinal – mit achtzehn Jahren – durch den Eid falscher Zeugen als ehelichen Sohn eines andern ausgeben.[8]

Sein ältester Sproß, Don Pedro Luis, hatte sich im Maurenkrieg hervorgetan. Er wurde deshalb vom spanischen König 1485 zum Herzog von Gandia gemacht und setzte, bevor er schon 1488 in Rom verschied, seinen jüngeren Bruder Don Juan zum Erben ein, Alexanders Lieblingssohn, den er am 7. Juni 1497 mit dem Herzogtum Benevent und mehreren Städten belehnte. Obwohl so der Kirchenstaat für alle Zeit große Gebiete verlieren sollte, gab es im Kardinalskolleg nur geringen Protest, beherrschten es doch bereits die Spanier, darunter acht Blutsverwandte des Papstes. Am 14. Juni aber wurde Juan ermordet. Kein härterer Schlag, klagte Alexander, hätte ihn treffen können. «Wir liebten den Herzog von Gandia mehr als alles auf der Welt. Sieben Papstkronen würden Wir gerne hingeben, um ihn zum Leben zu erwecken.»[9]

Der Mörder des Herzogs von Gandia war wahrscheinlich niemand anderes als dessen Bruder Cesare; für viele Historiker, darunter Ranke, steht dies fest. Und nun wurde ausgerechnet der Mörder des päpstlichen Lieblingssohnes zum neuen Lieblingssohn des Papstes, wurde für ihn, wie er König Ludwig XII. von Frankreich bekannte, das Teuerste auf Erden – für wohl die meisten Geschichtsbetrachter: sein böser Geist. Mit fast jeder seiner Greueltaten war er einverstanden, wenn nicht von vornherein, dann hinterher.

Cesare, der seinen Bruder umgebracht, weil er ihm beim Papst im Weg stand, wurde auch der Mörder seines Schwagers, des Neapolitaners Alfonso Herzog von Bisceglie, des dritten und von ihr sehr geliebten Mannes der Lucrezia. Da er einem Attentat auf dem Petersplatz nicht erlag, erwürgte Cesares Privathenker Micheletto Coreglia den von Frau und Schwester, der Prinzessin Squillace, fürsorglich gepflegten, aus Furcht vor Gift auch beköstigten Verwundeten im Bett.

Liquidieren ließ Cesare unter Eidbruch im Juni 1502 auch den in der Engelsburg eingekerkerten Astorre Manfredi, den sechzehnjäh-

rigen, beim Volk beliebten Herrn von Faenza, samt seinem Bruder. Erwürgen ließ er am 18. Januar 1503 Paolo Orsini und, am 8. Juni in Trastevere, wiederum durch Micheletto, wobei er, Cesare, heimlich zusah, den auf der Flucht gefangenen Papstsekretär Troche.

Das bevorzugte Mordmittel der Borgia – wie wohl der Pfaffen überhaupt – war allerdings Gift. Sie beseitigten damit besonders Prälaten, Bischöfe, Kardinäle, vergifteten aber auch einen päpstlichen General, einen französischen Gesandten, vergifteten Mitglieder der Familie Orsini und Gaetani sowie sonstige prominente oder begüterte Personen. Cesare erkundigte sich gelegentlich eingehend bei seinem Stückhauptmann Lorenz Beheim, später Kanonikus in Bamberg, nach der Zubereitung von Giften, die Lebensmitteldosen beigemischt werden und, je nach Wunsch, erst in einem Monat, in vier oder sechs Monaten wirken.

Vergiftet wurde damals, offenbar mit Einverständnis des Pontifex, falls er nicht gar, wie es hieß, Urheber der Vergiftung war, Kardinal Orsini, der einst zu Alexanders Erhebung maßgeblich beigetragen. Gleichfalls mit dessen Zustimmung wurde auch Pauls II. Neffe, Kardinal Michiel, vergiftet, hinter dessen Reichtum Cesare her war. Und im Sommer 1503 soll er auch den Kardinal von Monreale, Juan Borgia, vergiftet haben.[10]

Nicht jeder dieser und weiterer Morde des Papstsohnes ist unumstritten. Doch gibt es niemand, der bezweifelt, daß er auch zu dem einen oder anderen angezweifelten Anschlag fähig gewesen wäre, ein Mann, der selbst den Papstkämmerer, den Liebling Alexanders, unter dessen Mantel abstach, daß dem Heiligen Vater das Blut ins Gesicht sprang.[11]

Lucrezia Borgia, 1480 geboren, soll, wie besonders kirchliche Autoren gern betonen, gar nicht die Femme fatale, «die größte Hure, die es in Rom je gab», soll vielmehr besser gewesen sein als ihr Ruf, zumal in etwas reiferen Jahren, als Fürstin in Ferrara, wo sie den Sturz des Hauses Borgia überstand, wenigstens zuletzt «im Zeichen religiöser Einkehr» (Batllori).

Zuvor diente sie als Marionettchen der Borgia-Politik in der dieser jeweils förderlichen, allein vom Opportunitätsprinzip bestimmten Ehen. Nach zwei wieder gelösten Verlobungen verheiratete der

Vater nach seiner Papstwahl die Vierzehnjährige, deren Wert nun «ins Astronomische» stieg (Chamberlin), mit Giovanni Sforza aus dem Hause der Herzöge von Mailand und annullierte nach Änderung seiner Politik 1498 diese Ehe zugunsten (klingt hier zynisch) des siebzehnjährigen Prinzen Alfonso von Bisceglie, des unehelichen Sohnes Alfonsos II. von Neapel. Nach dessen Ermordung wurde Lucrezia 1501 in dritter Ehe mit Alfonso d'Este, dem Herzog von Ferrara, verbunden. (Was man sich, wie auch sonst stets, einiges kosten ließ. Allein für die Roben ihrer Ausstattung zahlte man zwischen fünfzehn-und zwanzigtausend Dukaten, allein für ihre Hüte, pro Stück, zehntausend Dukaten.)

Alles für die Familie!

Das hieß natürlich nicht zuletzt auch alles für Lucrezia. Der Heilige Vater, der ihr während seiner Abwesenheit wiederholt sogar die Regierung im Vatikan anvertraute, die Abwicklung von Staatsgeschäften (obwohl sie – dafür auch unnötig – nicht übermäßig intelligent gewesen), hatte sie besonders tief ins väterliche Herz geschlossen, wenn auch das ganze Ausmaß dieser Liebe gelind umstritten ist, die Quellen sich widersprechen, begreiflicherweise. Denn daß, so der katholische Papsthistoriker Seppelt, «ihr Vater und ihr Bruder Cesare mit ihr Blutschande getrieben hätten, kann nicht als einwandfrei erwiesen gelten» – na, immerhin. Die Behauptung Giovanni Sforzas, ihres wegen angeblicher Impotenz gefeuerten Ehemanns, der Papst habe «seine Tochter nur für sich selbst» gewollt und «bereits bei unzähligen Gelegenheiten Geschlechtsverkehr mit ihr gehabt», mag ja der Wut entsprungen und erlogen sein, auch wenn die Intimität der beiden «die hartnäckigste Beschuldigung» war und blieb, auch wenn Juan de Borgia, der Herzog von Nepi, vielleicht doch nicht der Sohn von Vater und Tochter gewesen ist.

Aber sind auch die von Johann Burkard, dem kurialen Zeremonienmeister, in seinem Tagebuch berichteten «Turniere» erfunden? Sind sie nur «Propagandalegenden»? Die Bespringung der Stuten durch die Hengste, wobei sich Vater und Filia beifallsreich aufgegeilt, bevor sie sich zusammen für eine Stunde im Palastinnern eingeschlossen haben? Oder das «Hurenturnier», auch «Kastanien-

Ball» benannt, bei dem am 31. Oktober 1501 im Vatikan fünfzig der schönsten Nutten Roms – es gab damals 50000 in der Heiligen Stadt – splitternackt und auf allen vieren verstreute Kastanien um die Wette eingesammelt, ehe «zur Erbauung aller Gäste» die Dirnen selbst «fleischlich angegangen» wurden; «dieses Mal war es die gnädige Frau Lucrezia, die neben dem Papst auf einem Podium präsidierte, und den Besuchern die Prämien aushändigte».[12]

Wie auch immer, längst war offenbar: Alexander VI. hatte bloß zwei große, ihm ungemein bekömmliche Leidenschaften, die Stillung seiner Wollust und die Erhöhung der Seinen. Vor allem letzteres bestimmte den Regierungskurs. Alexanders Politik war ganz vorherrschend Italienpolitik, Innenpolitik, und diese gelenkt von den Familieninteressen.

Auch die wiederholten schroffen Frontwechsel dienten seinen Kindern.

Zunächst lag der Papst noch im Konflikt mit König Ferdinand I. Ferrante, der ihn beschuldigte, ihm seit Beginn seiner Regierung nur Schlimmes angetan, nur an sein Verderben gedacht zu haben. Doch dann unterstützte er Neapel gegen Frankreich, wobei er systematisch die Versorgung seiner Sippschaft betrieb, von der man sagte, nicht zehn Papsttümer würden reichen, sie zu befriedigen. Nach Ferdinands Tod am 25. Januar 1494 erkannte er dessen Sohn Alfonso II. als König an, und am 7. Mai feierte man die Hochzeit von Jofré Borgia, dem zwölf- oder dreizehnjährigen jüngsten Papstsproß mit Sanzia von Aragón, einer Tochter Alfonsos, den damals Kardinal Juan Borgia in Neapel krönte. Jofré bekam das reiche Fürstentum Squillace mit 40000 Dukaten jährlicher Einkünfte, er wurde Graf von Coriata und Statthalter des Königreichs. Papstsohn Juan, Herzog von Gandia, wurde zum Fürsten von Tricarico, Grafen von Claromonte, Grafen von Lauria, Grafen von Carinola ernannt. Und auch Papstsohn Kardinal Cesare bekam reiche Benefizien.[13]

Nun aber erfolgte der Einfall Karls VIII. von Frankreich, der erste von den Vorstößen dreier französischer Könige in das Land binnen zwanzig Jahren.

Franzosen- und Türkeninvasion

Anfang September 1494 überstieg König Karl mit seiner Armee den Paß am Mont Genèvre und drang in Piemont ein, gegen den Willen seiner Räte, seiner Feldherren, seines darbenden Volkes, doch von Ruhmgier getrieben und aufgewiegelt von Alexanders Todfeind Kardinal Giuliano della Rovere (nachmals Papst Julius II.).

Als Erbe der Anjou erhob Karl Ansprüche auf Neapel, proklamierte aber auch den Krieg gegen die Türken, die Eroberung des Heiligen Landes, prangten doch auf den schneehellen Seidenfahnen seiner Soldaten die Parolen «Voluntas Dei» (Gottes Wille) und «Missus a Deo» (Gottgesandter). «Das Schwert ist gekommen ..., der Herr ist's, der diese Heere anführt», rief Savonarola, der Karl als allerchristlichen König begrüßte, einen 22jährigen verwachsenen fremden Eroberer, an dem alles extrem war, der Körper klein, der Kopf unförmig dick, die Augen groß und glanzlos, die Nase riesig, die Beine spindeldürr. Manche empfingen ihn mit französischen Fahnen, französischen Wappen; die Colonna, die Orsini – durch Heirat mit den Borgia verbunden – gingen zu ihm über. Florenz ließ 120 000 Goldgulden springen. Gelegentlich freilich, wie bei der Erstürmung Rapallos, wurden alle Einwohner niedergemacht und noch die ärmsten Dörfer geplündert.

Alexander VI., der sich mühte, den Feind vom Vorrücken abzuhalten, geriet immer mehr in Aufregung. Auch befürchtete er, im Bewußtsein des erkauften Amtes, die Ladung vor ein Konzil, die Absetzung und Aufstellung eines Gegenpapstes. Er suchte überall Hilfe, sogar beim Erbfeind, bei Sultan Bayezid II. Er billigte auch die Verbindung seines Alliierten Alfonso von Neapel mit dem Türken, schwankte im übrigen, immer ratloser, unschlüssig hin und her, wollte sich bald verteidigen, bald fliehen. Und als die Franzosen, von den Astrologen angeraten, an Silvester 1494 in Rom einrückten, die Stadt plünderten, Juden erwürgten, die Synagoge zerstörten, reiche Prälatensitze ausraubten, schloß sich der Papst mit seiner Leibwache in der Engelsburg ein, verweigerte dem König, der sie zu beschießen drohte, zwar standhaft die Belehnung mit Neapel, überließ ihm aber Cesare Borgia als Geisel (offiziell Kardi-

nallegat bei der französischen Armee, der er schon bald wieder entfloh).

Alexander erlaubte dem Feind freien Durchzug durch den Kirchenstaat, ließ Karl, der ihn feierlich als Papst anerkannte und sein Recht zu schützen versprach, Ehren über Ehren erweisen, erfüllte Wunsch auf Wunsch, gewährte Exspektanzen, Reservationen, Gnaden, erhob zwei Franzosen zu Kardinälen, lieferte zuletzt auch noch den unglücklichen Türkenprinzen aus, der bald darauf starb; «an etwas, das er aß und das ihm nicht bekam», wie ironisch zurückhaltend Majordomus Burkhard formuliert.

Der Franzose stürmte gleichwohl nahe der neapolitanischen Grenze, doch noch auf kirchenstaatlichem Gebiet, zugunsten der Colonna etliche Burgen der Conti, tötete die Besatzung von Montesortino, ließ fast sämtliche Einwohner von Monte San Giovanni über die Klinge springen und zog am 22. Februar 1495, begeistert empfangen, in Neapel ein, wo Alfonso II., am 22. Januar, wenige Monate bevor er das Zeitliche segnete, mit seinen Schätzen nach Sizilien geflohen, Ferrante II. König geworden war.

Doch während die Fremdlinge berauscht ihren Sieg genossen, die Liebe, den Wein, auch in großem Umfang die «neapolitanische Krankheit», die Syphilis bekamen, die sich als «morbus gallicus» (französische Krankheit) in Windeseile pestartig über Europa verbreitet, auch viele Mitglieder der Familie des Papstes und seines Hofes heimgesucht hat, darunter Cesare Borgia, die Kardinäle Ascanio Sforza und Giuliano della Rovere, grämte viele Fürsten das «beispiellose Glück» der Franzosen, ihr Trachten nach dem Kaisertum, der «Weltmonarchie».

So schlossen sich am 31. März 1495 in Venedig die Lagunenrepulik, Spanien, der deutsche König Maximilian I., seit 1493 seinem Vater Friedrich II. nachgefolgt, ferner Lodovico il Moro von Mailand sowie der Papst in der «heiligen Liga» zusammen. Alarmiert brach der Franzosenfürst mit einem Teil seines Heeres samt 20000 beutebeladenen Maultieren zum Rückzug auf und schlug sich am 6. Juli in der unentschiedenen Schlacht am Taro bei Fornovo durch die Truppen der Liga, unter beträchtlichen Verlusten, ganz ohne den riesigen Raub, ruhmreich und arm an Gewinn.[14]

Damit aber war auch der Türkenkrieg völlig ins Wasser gefallen. Und nicht sehr viel anders stand es mit diesem Krieg einige Jahre später.

Nach dem Tod des Prinzen Dschem begannen die Osmanen wieder an vielen Fronten vorzustoßen. Vom Norden bis Süden verheerten sie christliches Gebiet. «Auf Straßen und Feldern lagen die Erschlagenen umher», meldet man nach einer Invasion in Polen 1498. «Alle Städte im Gebirge und in der Ebene um Lemberg und Przemysl bis Kanczug hin, wurden geplündert, verbrannt, und nachdem die Unholde einige Zeit im Lande gehaust hatten, kehrten sie mit schwerer Beutelast wieder um.»

Im nächsten Jahr brandschatzten 10000 türkische Reiter von Bosnien aus das venezianische Festland, stachen die Menschen ab oder schleppten sie in die Sklaverei. Gleichzeitig gingen die Seeschlacht bei Navarino verloren und Lepanto am Meerbusen von Korinth, ein Jahr darauf, im Sommer 1500, auch Modon, Navarino und Koron, hochbedeutsame Kolonien Venedigs. Die wenigen Einwohner von Modon, schreibt ein Zeitgenosse, «wurden alle bis auf den letzten Mann auf das grausamste gepfählt. So weit ist es mit den Christen infolge der Unruhen in Italien gekommen! So weit haben uns die inneren Streitigkeiten gebracht!»

Daran aber waren der Papst und sein Borgia-Klüngel hauptsächlich beteiligt.

Gewiß erinnerte Alexander VI. hin und wieder an die Türkengefahr, forderte er die Christenheit zu gemeinsamer Abwehr auf, machte er Vorschläge zum Betreiben eines Feldzugs, zur Ausrüstung einer Kriegsflotte. Dem Klerus erlegte er einen Zehnten als Beisteuer auf, die Kardinäle, mehr als vierzig, sollten zusammen 34300 Dukaten zahlen; hatten doch manche Einkünfte von 15000 Dukaten (Zeno), 18000 Dukaten (Sansoni), 20000 Dukaten (Giuliano della Rovere), 30000 Dukaten (Ascanio Sforza). Und natürlich kassierte man Ablaßgelder. Auch allen Kriegern der spanischen Armada verlieh Alexander am 31. August 1500 einen vollkommenen Ablaß, ja er rüstete selbst eine Kreuzzugsflotte aus. 13 Galeeren mit 2500 Mann Besatzung, zu deren Kommandanten er Bischof Giacopo Pesaro ernannte.[15]

Indes, all diese Anstrengungen, wenn es denn welche waren, wurden nicht sehr ernst genommen.

Die Fürsten verspürten wenig Lust, hatten ihre eigenen Pläne, die allgemeine Opferfreudigkeit war stark reduziert. In Frankreich verweigerte ein Teil des Klerus offen die Zahlungen. Auch die ungarischen Prälaten hielten sich auffällig zurück. Und der seit Anfang 1502 Deutschland durchziehende Legat Peraudi fand bei Geistlichen wie Laien ein so geringes Kreuzzugsinteresse, daß er den Papst wiederholt um seine Rückberufung bat. Man mißtraute diesem, bezweifelte seinen eigenen Ernst für die Sache, machte sich auch Gedanken über den Verbleib der Gelder.

Fest steht: das Haus Borgia, ja, jedes einzelne seiner Kinder war Heiligkeit allemal wichtiger als der ganze Heilige Krieg. Paolo Capello, der venezianische Gesandte, notierte im September 1500: «Der Papst ist siebzig Jahre alt; er verjüngt sich mit jedem Tage; seine Sorgen dauern nicht eine Nacht; er ist von heiterem Temperament und tut nur, was ihn frommt; sein einziger Gedanke ist, seine Kinder groß zu machen, anderes kümmert ihn nicht.»

Fällt doch sogar für den Historiker der Päpste – dem das Urteil des Venezianers selbstverständlich zu weit geht –, durch Alexanders maßlosen Nepotismus, durch «die Sucht, das Haus Borja zu erhöhen», auf die Türkenfrage ein tiefer Schatten. Und obgleich der für all seinen Schweiß nobilitierte Starverteidiger der Stellvertreter nichts unterläßt, um das vom Papst «für die Türkensache Geleistete» – gut gesagt – «nicht so unbedeutend» erscheinen zu lasssen, bleibt es selbst für ihn «freilich wahr, daß ungleich mehr hätte geschehen können, wenn Alexander VI. seiner nepotistischen Politik entsagt, weniger an die Erhöhung seines Cesare Borja gedacht hätte.»[16]

Daran aber dachte der treu sorgende Vater immer und an wohl nichts sonst dachte er mehr. Schon gar nicht an jenen das Volk aufrüttelnden Revoluzzer aus Florenz, der ihm einige Jahre seines so lustvollen Lebens freilich ziemlich vergeblich sauer zu machen suchte.

SAVONAROLA

Girolamo Savonarola, 1452 als Sproß einer angesehenen Familie in Ferrara geboren, wurde nach Abbruch eines Medizinstudiums und dem geplatzten Eheprojekt mit Laudomia Strozzi (frühe Liebeslyrik noch vorhanden), 1475 Dominikaner in Bologna, 1479 Novizenmeister in Ferrara und 1491 nach einstimmiger Wahl Prior des Konvents S. Marco in Florenz, dem Mittelpunkt der Renaissance. 1493 ernannte ihn Alexander VI. zum Generalvikar einer eigenen, aus dem lombardischen Provinzialverband herausgelösten toskanischen Reformkongregation, die an die einstige strengere Observanz, das ursprüngliche Ordensideal der Armut anknüpfte.

Savonarola, einer der wortgewaltigsten Prediger seines Jahrhunderts, dem auch Botticelli und Michelangelo oft lauschten, vertrat einen religiös-moralischen Rigorismus und ging dabei immer wieder von drei Sätzen aus: die Kirche werde schwer gezüchtigt, dann erneuert werden, und beides bald.

Selbst sittlich unantastbar, ein lebendiges Beispiel dessen, was er lehrte, verdammte er mit glühender Beredsamkeit und schrankenlosem Freimut die Verderbnis der Kirche seiner Zeit. Von der Domkanzel herab schmähte er sie «schamlose Hure», «öffentliches Haus», «Bordell». «Du bist schlimmer als die Tiere, du bist ein Monstrum und eine Abscheulichkeit.» Er geißelte Klerus wie Laien, die Geistlichen seien «zu Büchern des Teufels» geworden und das Leben der Florentiner zu einer «Lebensart der Schweine».[17]

Der Dominikaner steckte nicht nur mit seinem Körper noch in der Mönchskutte, im Mittelalter, sondern auch mit seinem Kopf. Heiliger Zorn, Eitelkeit, eine gewisse mystische Schwärmerei und theatralische Überspanntheit durchdrangen sich in ihm. Er glaubte an seine Visionen und Auditionen, seine Gesichte und Stimmen. Er hielt sich für einen Propheten, ein mit Engeln verkehrendes Organ göttlicher Offenbarung.

Er wurde mit der Zeit immer schärfer, radikaler, wetterte immer wütender gegen Trunksucht, kurze Röcke, Karten- und Würfelspaß. Er empfahl, öffentliche Spieler zu foltern, Gotteslästerern die Zunge zu durchstechen. Er organisierte, so sagt er selbst, das «Fest der hö-

heren Tollheit» (maggior pazzia), organisierte die «bruciamenti», die Verbrennung der Eitelkeiten, der Faschingskostüme, Luxuskleider, Musikinstrumente. Auch «schlüpfrige und anstößige Bücher (libri lascivie e disonesti)», wie Jacopo Nardi berichtet, übergab man den Flammen, «und alle möglichen Figuren und Gemälde». Er fiel über den Schönheitskult her. Selbst Fra Bartolomeo, der wahrscheinlich unter Savonarolas Einfluß Dominikaner wurde, Lorenzo di Credi, Sandro Botticelli verbrannten ihre Nacktstudien.

Der Bußprediger zerriß die Familien. Er inszenierte eine Art Inquisition, überall herumstreifende, herumspionierende und denunzierende Sittenwächter, sogar eine fanatische «Kinderpolizei», Jugendlichengruppen («fanciulli»), die, geschützt von Erwachsenen, die Florentiner terrorisierten, ihnen in razziaartigen Heimsuchungen Kartenspiele, Masken, Spiegel, anderen Hausrat wegnahmen und auf dem Scheiterhaufen verbrannten.[18]

Doch nicht nur das religiöse, moralische, soziale Leben suchte Savonarola zu dirigieren, auch das politische. Er spielte eine führende Rolle bei den Umwälzungen in Florenz, bei der Etablierung einer demokratischen Verfassung (governo popolare), mit der er freilich, nach venezianischem Vorbild, auch aristokratische Prinzipien verband. Er forderte während des Exils der Medici für jeden, der die Tyrannei wieder einsetzen wollte, ausnahmslos die Todesstrafe, und jeder sollte Tyrannen «ohne Sünde in Stücke hauen» dürfen, was man fast augenblicklich zum Gesetz erhob. Savonarola machte die Arnometropole zur Gottesstadt, Christus zum «König von Florenz» und propagierte das Bündnis mit Frankreich und Karl VIII., dem neuen Kyros, dem «Messias», den er als Gottes Werkzeug zur Kirchenreform ausgab (vgl. S. 329 ff.), womit er in Gegensatz zur papalen Politik, zur antifranzösischen Liga geriet. Und dies störte Alexander anscheinend weit mehr als Savonarolas Kritik an der Kurie, der «Hure Babylon», und an ihm selbst, von dem er behauptet, «daß er weder Christ ist noch an die Existenz Gottes glaubt», daß er der Antichrist sei.

Savonarola wurde 1495 mit Predigtverbot, 1496 mit Auflösung seiner Reform-Kongregation bestraft und 1497 exkommuniziert. Er verlor an Popularität, als der Papst 1498 Florenz mit dem Interdikt

und dadurch auch das Geschäftsleben der Stadt bedrohte. Im April stürmte die inzwischen umgestimmte Volksmenge S. Marco. Savonarola kam, an Händen und Füßen gefesselt, in den Kerker, wiederholt und verschärft auf die Folter, seine Prozeßakte hat man gefälscht. «Um der guten Sache willen», meinte ein Richter, «war einiges weggelassen, einiges hinzugefügt worden.» Und nach seiner – von vornherein feststehenden – Verurteilung durch ein kirchliches Gericht wurde er am 23. Mai 1498 mit zwei Mitbrüdern, Domenico Buonvicini und Silvestro Maruffi, gehängt, verbrannt, die Asche in den Arno gestreut und sein Anhang hart verfolgt. Heute, in Erinnerung an seinen 500. Todestag (1998), eröffnet man offiziell das Verfahren zu seiner Seligsprechung.[19]

Bald nach dem Florentiner Galgenszenario gab Alexander sein Bündnis mit dem abgetakelten Neapel preis und ging nun seinerseits zu Frankreich über. Der Papst brauchte Frankreichs König, und Frankreichs König brauchte den Papst.

Ludwig XII. hatte als Herzog von Orléans seine Cousine Johanna (Jeanne de France), die verwachsene Tochter Ludwigs XI., als Gattin aufgenötigt bekommen, erwartete der Regent doch eine kinderlose Ehe und den Heimfall des Hauses Orléans an die Krone. Als aber 1498, nach Karls VIII. plötzlichem Tod, der Herzog als Ludwig XII. selbst den Thron bestieg, begehrte er sofort die Scheidung, um die Königinwitwe Anna von Bretagne heiraten zu können. Der Papst annullierte die Verbindung, weil der neue König die Förderung Cesares versprach. Johanna wurde verstoßen, Ordensgründerin und heilig (Fest 4. Februar). Und Cesare wurde Herzog von Valence und mit Charlotte d'Albret verheiratet, der siebzehnjährigen Schwester des Königs von Navarra, da die ihm zunächst versprochene, am französischem Hof erzogene Prinzessin Carlotta von Neapel sich entschieden weigerte, einen «Pfaffen und Pfaffensohn» zum Mann zu nehmen.

Der «Pfaffe» freilich hatte, als er im Herbst 1498, prachtvoll, beinah wie ein orientalischer Despot, nach Frankreich zog – mit Hunderten von Maultieren, mit auf 200 000 Dukaten geschätztem, meist schamlos von der Kurie erpreßtem Gut –, den Hut schon abgelegt und damit auf eine Rente von 35 000 Goldgulden verzichtet; als Herzog in Italien versprach er sich mehr.[20]

Drei Romagna-Kriege – und das «weisse Pulver»

Cesare, damals 23 Jahre alt, wohl mehr noch machtgeil als sinnlich, charmant wie die Schwester, durchtrieben und zupackend zugleich, weniger tapfer als verräterisch, grausam, kurz, so gerissen wie skrupellos, hatte richtig kalkuliert.

Denn nun ging alles Schlag auf Schlag.

Am 9. Februar 1499 schloß Ludwig XII. ein Bündnis mit Venedig zur Teilung Mailands, und nachdem Cesare die französische Prinzessin bekommen, wechselte der Papst gänzlich die Front: «Wir stehen auf seiten des französischen Königs, weil er Unsern Cesare liebt; die mailändische Dynastie muß vernichtet werden.» Alexander jubelte bei der Einnahme Mailands im September, sah er doch jetzt des Sohnes große Zeit gekommen, die Unterwerfung des Kirchenstaates. Er setzte die Fürsten der Romagna wegen ausstehender Zahlungen ab, erklärte sie ihrer Lehen verlustig und vernichtete zuerst die Gaetani, deren Haupt Giacomo er, arglistig nach Rom gelockt, im Sommer 1500 in der Engelsburg vergiften ließ, indes Cesares Schergen bei Sermoneta Bernardino Gaetani killten und nun alle Güter des Geschlechts, um die sich einst Bonifaz VIII. so bemüht (VII 382 ff.!), Alexander VI. bekam.[21]

Mittlerweile hatte im November 1499 Cesares erster Romagnafeldzug begonnen, mit eigenen Soldtruppen, einigen tausend Schweizern des französischen Königs und der Hilfe von 45 000 der Apostolischen Kammer geliehenen Dukaten Mailands. Imola fiel, Forlí fiel, der begeisterte Papst weinte und lachte in einem. Während pompöser Karnevals- und Freudenfeste machte er den Brudermörder, der möglicherweise erst kurz zuvor auch Kardinal Juan Borgia, den ihm lästigen Vetter, vergiftet, in St. Peter zum Bannerträger der Kirche, zum Nachfolger somit seines Opfers, des Herzogs von Gandia, und zeichnete ihn mit der goldenen Rose aus.

Das Heilige Jahr 1500, das Nikolaus Kopernikus, wahrscheinlich auch Matthias Grünewald unter den Rompilgern sah und am Ostersonntag vor Sankt Peter 200 000 Menschen auf den Knien vor dem segnenden Alexander VI., füllte dessen Geldtruhen ebenso wie

der eingehende Zehnt zum Türkenkrieg und die mehr als hunderttausend Dukaten, die eine Schar neuernannter Kardinäle Cesare einhändigte, damit der, wie er kaltschnäuzig gestand, seinen nächsten Krieg führen konnte.[22]

Im Herbst 1500 eröffnete er dann auch mit zehntausend Mann, Orsini, Savelli darunter, Vitellozzo Vitelli, den zweiten Romagnafeldzug. Er nahm Pesaro, Rimini, Faenza, und Alexander, der wohl wieder Freudentränen vergoß, ernannte den Sohn zum Herzog der Romagna, der größten Provinz des Kirchenstaates, der allmählich, unwidersprochen vom Kollegium der Kardinäle, nicht zufällig voller Spanier, säkularisiert, in die Hände der Borgia übergehen, ihr erbliches Fürstentum werden sollte, wie letzten Endes ganz Mittelitalien.

Um dieselbe Zeit koalierten Frankreich und Spanien, um zusammen das Königreich Neapel an sich zu reißen. Ferdinand von Spanien sollte Kalabrien und Apulien einheimsen nebst dem Herzogstitel, Ludwig XII. König von Neapel werden und über die Terra di Lavoro und die Abruzzen herrschen. Gregorovius nennt den Geheimvertrag, der darüber am 11. November 1500 zwischen dem Allerchristlichsten und dem Katholischen König in Granada geschlossen wurde, «eins der schmachvollsten Aktenstücke der Kabinettspolitik». Obendrein sollte dies, wie man vortäuschte, der Auftakt zu einem Kreuzzug gegen den Halbmond sein.

Der Papst gab seinen Segen dazu. Er setzte Federico von Neapel, den von seinen Untertanen geliebten schuldlosen König ab, hoffte er doch wohl, die beiden mächtigen Räuber, die ihm den Vasalleneid zu leisten hatten, eher früher als später gegeneinander zu jagen und dann der lachende Dritte zu sein.[23]

Auch nutzte er, während die Truppen der Franzosen und Cesares endgültig den Untergang der neapolitanischen Dynastie Aragóns erzwangen, die Lage. Er ächtete im Sommer 1501 die Colonna und Savelli und bemächtigte sich ihrer Besitzungen, auch aller Ländereien der Gaetani, der Barone von Pojano und Magenza sowie weiterer Geschlechter und machte daraus zwei Herzogtümer: ein Herzogtum Sermoneta für Lucrezias und Alfonsos zweijähriges Söhnchen Rodrigo; ein Herzogtum Nepi für seinen eigenen etwa dreijährigen,

mit Giulia Farnese gezeugten Sprößling Juan Borgia, den er in einer Bulle vom 1. September 1501 als natürlichen Sohn Cesares ausgab und erst in einer zweiten Bulle vom selben Tag als seinen Sohn legitimierte, ein «unzweifelhaft echte(s) Dokument» (von Pastor).

Giulia Farnese hatte der achtundfünfzigjährige Kardinal als Fünfzehnjährige zur Geliebten genommen. Als «concubina papae» wurde Giulia (La Bella), auch «Braut Christi» und «Hure des Papstes» genannt, in ganz Italien, ja darüber hinaus bekannt. Alexander ließ sie auf einem Madonnenporträt verewigen, machte ihr mehrere Kinder und erhob, um der blutjungen Schönen sicherer zu sein, ihren neunzehnjährigen Bruder Alessandro Farnese zum Kardinal, was diesem den Spitznamen «Kardinal Unterrock» eintrug, «Schürzenkardinal» (il Cardinale della Gonnella); später wurde er Papst Paul III.[24]

Den Borgia gehörte jetzt fast der ganze Kirchenstaat. Und nachdem man fieberhaft gerüstet, auch die neapolitanische Artillerie angekauft hatte, setzte Cesare im Sommer 1502 seinen Raubzug in der Romagna fort. Notorisch verschlagen brachte er Urbino an sich, ließ dort nicht nur einen Teil der kostbaren Bibliothek aus Federicos Palast fortschaffen, sondern auch sonstige Schätze im Wert von rund 150000 Dukaten. Ebenso heimtückisch kassierte er Camerino, das man dem jungen Juan Borgia verlieh, und nannte sich nun: «Cesare Borgia von Frankreich, durch Gottes Gnade Herzog der Romagna und von Valence und Urbino, Fürst von Andria, Herr von Piombino, Gonfaloniere und Generalkapitän der heiligen römischen Kirche.»

Weithin lag man vor dem Dämon im Staub. Er gebot in der Romagna sowie über Teile der Marken und Umbriens. Leonardo da Vinci stand in seinem Dienst, sogar ein eigener Hofpoet besang ihn. Krieg und Kultur, alles kostete Geld, und die Borgia beschafften es. Seinerzeit vergifteten sie gerade den reichen Kardinal Giambattista Ferrari, der selbst als Datar, als «Zerberus der Kurie» bisher für seine Heiligkeit den alles beherrschenden Mammon gehortet, offenbar ohne sich dabei zu vergessen. «Der Papst», berichtet der venezianische Botschafter Giustiniani, «treibt es immer so, daß er seine Kardinäle mästet, bevor er sie vergiftet, damit ihm ihre Habe zufällt.»[25]

Bei seinem dritten, wieder kräftig aus der väterlichen Kasse finan-

zierten Romagnakrieg wäre Cesare beinah selbst Opfer einer Verschwörung, einer Empörung seiner Condottieri geworden, fürchteten sie doch, schrieb im Oktober 1502 Gianpaolo, der Herr Perugias, «einer nach dem andern von dem Drachen verschlungen zu werden.» Nur der Beistand Frankreichs und die eigene, ihm stets verfügbare Durchtriebenheit retteten ihn. Und als er seine Hauptleute umgarnt, bei Sinigaglia sie freundlichst in eine Falle gelockt hatte – damals begegnete ihm Niccolò Machiavelli, der «den unergründlichen Herzog, der wenig sprach aber handelte», zum Modell seines «Il principe» machte –, rächte er sich an ihnen. Unter schmählichem Wortbruch ließ er sogleich Vitellozzo Vitelli und Oliverotto von Fermo, Rücken an Rücken sitzend, erwürgen. Erwürgt wurden etwas später auch der Herzog Francesco von Gravina und Paul Orsini, dessen Sohn Fabio erst vor wenigen Jahren Hieronyma Borgia, eine Schwester des Kardinals Johann Borgia, geheiratet hatte.[26]

In Rom trieb der Papst zum Sturz der Orsini, nach dem er ihre Dienste genossen. Er lockte den Kardinal Orsini in den Vatikan, ließ ihn festnehmen und in die Engelsburg werfen, wo er, seines Palastes und aller Schätze beraubt, am 22. Februar am Borgiagift umkam, nur wenige Wochen, bevor dort auch Kardinal Giovanni Michiel, der besonders begüterte Nepot Pauls II., dem berühmten «weißen Pulver», zumeist Cantarella, einem Arsenpräparat, der Borgia erlag, worauf man auch seinen Besitz im Wert von 150000 Dukaten konfiszierte. Beiden Kardinälen, besonders dem Orsini, hatte der Papst einst bei seiner Wahl große Versprechungen gemacht, und fraglos wuchs ihr Reichtum noch unter den Borgia, zumal diese ja, nach der Darstellung des venezianischen Botschafters Giustiniani, ihre Opfer gern erst mästeten; «sie stopften die mächtigeren unter den Kardinälen mit immer reicheren Pfründen voll, wofür sie ungeheure Geldsummen empfingen, und beseitigten sie dann mit einem gewissen ‹weißen Pulver›».

Auch Rinaldo Orsini, Erzbischof von Florenz, Protonotar Orsini und andere wurden damals verhaftet und konnten nur durch Preisgabe ihrer Schlösser ihr Leben retten. Als sich nun die Führer der Orsini im Bund mit den Savelli, etlichen Colonna und dem Rest der Barone racheschwörend erhoben, empfahl der Papst gelegentlich

sogar den Einsatz von Artillerie, schuf auch achtzig neue Kurienämter, deren jedes er für 760 Dukaten verkaufte, kreierte auch weitere kapitalkräftige Kardinäle. Und nachdem man die meisten Gegner ausgeschaltet, erwog Alexander bereits, Cesare zum König der Romagna und der Marken zu machen.[27]

Allein hier endete jäh die «Glückssträhne» der beiden Zelebritäten.

Sie erkrankten plötzlich schwer und zugleich; der Papst starb. Ob an Malaria oder Gift, sei hier dahingestellt. Der Historiker der Päpste gibt sich alle Mühe, Alexander – als eine «höhere Hand» eingriff, als «Gottes Langmut ... erschöpft» war – ein ganz natürliches Ende zu gönnen.

(Es wäre genußvoll aufzuzeigen, wie von Pastor an hundert, nein, an Hunderten von Stellen selbst Alexander VI. mit kleineren und größeren Ausflüchten, mit Scheingründen, Wortmanövern immer wieder in Schutz nimmt, verteidigt, die Umstände schönt, auch wenn er gar nicht so selten Alexanders «Nichtachtung der Pflichten, die ihm seine hohe Würde auferlegte» erwähnt, von «vielfach verwerflichen Neigungen und Bestrebungen» spricht, «schwere sittliche Makel» konstatiert, wenn er betont – in kleingedruckter Anmerkung –, «daß der Borja-Papst *bis zuletzt* unsittlich lebte» usw. Denn dies geschieht fast immer nur kurz, fast immer nur beiläufig, fast immer nur sehr allgemein, abstrakt; vor Konkretem, vor Details hütet er sich wie der Teufel vor dem Weihwasser!)[28]

Seite um Seite verschwendet Pastor auf den «Nachweis» eines natürlichen Papsttodes. Alexander sei im gefährlichsten Monat in Rom, im August gestorben, an Wechselfieber, an Malaria perniciosa. Mag ja sein. Doch die Zeitgenossen, darunter viele bekannte Geschichtsschreiber, glaubten das nicht. Und selbst katholische Autoren äußern sich ganz anders. Selbst Seppelt schreibt: «Es ist kaum ein Zweifel möglich, daß nicht Malaria die Todesursache war, sondern daß er den Tod infolge eines Versehens durch Gift fand, das er und sein Sohn Cesare dem Kardinal Adriano Castellesi von Corneto bei einem von diesem veranstalteten Gastmahl in seiner Villa auf dem Janiculus zugedacht hatten.» Hans Kühner erklärt: «Nach neuesten Forschungen muß als erwiesen gelten, daß Vater und Sohn

durch Kardinal Adriano Castellesi vergiftet worden sind.» Und schon für Ranke war es «nur allzugut bezeugt», daß der Papst damals beabsichtigte, «einen der reichsten Kardinäle mit Gift aus dem Wege zu schaffen; aber ... er selber starb an dem Gifte, mit dem er einen anderen umbringen wollte.»

Und noch sterbend lag er zwischen zwei Nutten, die seinen Fieberfrost lindern sollten – während man einer im Gang des Vatikans lebendig eingemauerten Frau befahl, für ihn zu beten.[29]

«Blutsäufer Julius» tritt an

Auf Alexander VI. folgte Francesco Todeschini-Piccolomini, Pius III., der Neffe Pius' II., der ihn schon vor mehr als vierzig Jahren zum Kardinal gemacht. Als solcher wurde er, eine freilich umstrittene Behauptung, «ein glücklicher Vater von nicht weniger als zwölf Kindern, Männlein und Fräulein» (Gregorovius). Und vielleicht war der neue, nach den üblichen Intrigen gewählte Pontifex ja (auch) deshalb so friedfertig gestimmt.

Jedenfalls: endlich ein Papst, wider den sich beinah nichts sagen läßt, angesichts seines gesamten Pontifikats nicht, außer daß er verbot, gegen «Cesare Borgia von Frankreich», seinen «geliebten Sohn», «den Herzog der Romagna und von Valence, den Gonfalionere der Kirche», vorzugehen. Er schrieb mehrere Breven zu seinen Gunsten und gestattete ihm gar die Rückkehr nach Rom mit tausend Mann.

Ja, ein fast einwandfreier Pontifex: freilich schon bei seiner Krönung am 8. Oktober so krank, daß er kaum stehen konnte und zehn Tage später starb; immerhin noch auf dem Sterbebett gewillt, seinen Neffen Giovanni Piccolomini zum Kardinal zu kreieren; doch nicht mehr kräftig genug, die bereits vorbereitete Ernennungsbulle zu unterzeichnen. Vergiftung, wovon mehrere Quellen sprechen, ist da wohl entbehrlich, zuviel (des Bösen) – obgleich er noch am Tag vor seinem Tod nicht an sein nahes Ende glaubte.[30]

Aus ganz anderem Schrot und Korn: der Nachfolger Giuliano del-

la Rovere, Julius II. (1503–1513). Sein berüchtigter Onkel Sixtus IV., der eigentliche Begründer von Macht und Reichtum der della Rovere, hatte ihn 1471, gleich zu Beginn seiner Regierung, zum Bischof und Kardinal ernannt, worauf er rasch weitere Bistümer, mindestens acht, viele Abteien und Pfründen bekam, was ihn zu einem der reichsten Kardinäle machte. Schon wiederholt Papstkandidat, war er, wie sein Onkel, durch schier unversiegliche Versprechungen und Bestechungen an einem Tag (fast) einstimmig auf den Stuhl der Stühle gelangt. Danach aber erwies er sich in einer Bulle vom 14. Januar 1506 unverschämt genug, künftigen Papstkandidaten die Simonie, mittels derer er selbst aufgestiegen, unter Androhung schwerster Strafen zu verbieten und eine solche Wahl für null und nichtig zu erklären.[31]

Auch dem Nepotismus hat Julius II., der ja selbst päpstlicher Vetternwirtschaft alles verdankte, seinen Tribut gezollt, wenn auch nicht im sozusagen sixtinischen Ausmaß. Doch verlieh auch er mehreren seiner Verwandten den Purpur. So dem ältesten Sohn seiner Schwester Lucchina, Galeotto della Rovere, dem besonderen Liebling, dem er dazu das wichtige und einträgliche Vizekanzleramt übertrug sowie eine Fülle von Benefizien. Kardinal wurde auch Clemente Grosso della Rovere. Und als Galeotto schon 1508 verblich, ernannte Julius noch an dessen Todestag einen weiteren Nepoten, Sisto Gara della Rovere, zum Kardinal, ebenfalls zum Vizekanzler und überschüttete ihn mit sämtlichen Benefizien des Verstorbenen – alles für Ludwig von Pastor ein Beweis: «Wie wenig Julius II. sich nepotistischen Neigungen überließ»!

Längst hatte der Papst auch einen anderen Verwandten, Francesco Maria Rovere, einen dreizehnjährigen Jungen zum Stadtpräfekten Roms erhoben, auch dafür gesorgt, daß dieser 1508 Herzog von Urbino wurde, als welcher er, der Neffe des Papstes, 1511 in Rom auf offener Straße einen Kardinal abstach! Eine der Borgia würdige Szene. Julius absolvierte ihn und gab ihm auf dem Sterbebett Pesaro obendrein, ein Gebiet des Kirchenstaates, wo er dann residierte.

Auch sonst wirkt manches borgiaesk. So berauschte sich Julius zuweilen an Luxus; etwa an einer Handvoll Edelsteine, die er für 12000 Dukaten gekauft; an einem berühmten, noch teuereren Diamanten, neben anderen Preziosen auf seinem Rauchmantel pran-

gend; oder an seinen beiden Tiaren im Wert von 300 000 Dukaten. Auch richtete er dem Neffen 1505 eine pompöse Hochzeit im Vatikan aus. Und schon im Jahr zuvor gab es dort bemerkenswerten Damenbesuch: geleitet von prächtig zu Pferd sitzenden Kardinälen und Hofschranzen erschien Papst-Schwester Lucchina mit Papst-Tochter Felice, die Julius, durchaus versiert Heiratspolitik treibend, bei einem Orsini unter die Haube brachte, wie Nichte Lucrezia Gara della Rovere bei einem Colonna. So suchte er sich Ruhe und Rückendeckung in Rom für seine künftigen Kriege zu schaffen.

Der Papst bedrohte zwar im Konkubinat lebende Kleriker, war aber großzügig genug – man erinnere sich an Onkel Sixtus (S. 280) – per Bulle die Errichtung eines Bordells zu verfügen, ein auch von Leo X. und Klemens VII. toleriertes Etablissement, allerdings unter der Auflage, daß ein Viertel von Hab und Gut der dort tätigen Damen nach deren Tod die Nonnen von Sainte-Marie-Madeleine bekommen sollten. Auch hatte Julius seinerseits drei Töchter, dazu die Syphilis, die Zeitgenossen sprachen von Päderastie und Sodomie, ja von einem «großen Sodomiten». Ranke attestiert ihm ganz generell «Unmäßigkeit und Ausschweifungen» – denn «auch er liebte die Wollust» (Theiner). Sein Leben war so lasterhaft gewesen wie «das der meisten Prälaten seiner Zeit» (Gregorovius), was auch, fast wörtlich gleich, von Pastor zugibt, sogar ohne die zeitliche Begrenzung. Natürlich: «als Papst lebte er anders».[32]

Überhaupt präsentiert der Historiker der Päpste seinen Helden als Inbegriff der Lauterkeit: im allgemeinen «eine gerade Natur von rücksichtsloser Offenheit», «Verstellung widersprach der Natur Julius' II.» Und schrieb selbst doch nur wenige Zeilen zuvor, der Papst habe die «Künste der Staatsmänner nicht verschmäht», habe «zuweilen Verstellung» geübt.

Wie sehr, zeigt gleich sein Verhalten zu Cesare Borgia.

Einst verkehrte er am französischen Königshof mit dem «duca Valentino» und vermittelte dessen Vermählung mit einer Prinzessin. Und noch vor kurzem hatte Cesare samt den spanischen Kardinälen die Papstwahl des Rovere gesichert und dieser ihm dafür die Bannerträgerschaft der Kirche versprochen sowie die Begünstigung seines Besitzes. Doch der Papst hielt sein Versprechen nicht. Er ließ

Cesare verhaften und nach Rom bringen. Er haßte ihn, begreiflicherweise, mit aller Glut, doch er zeigte es ihm nicht, verhielt sich vielmehr freundlich, zuvorkommend. Es schien ihm unklug, «ein solches Werkzeug ungebraucht wegzuwerfen», zumal er womöglich in der Romagna gegen das dort vordringende, viel gefährlichere Venedig, dem gegenüber er ebenfalls lavierte, noch zu verwenden war.

Der Borgia hatte immer noch Truppen in Rocca Soriana unter seinem Privathenker Don Micheletto Coreglia stehen. Auch gebot er über eine Reihe von romagnolischen Burgen, die der Papst wollte, aber nicht gewaltsam bekommen konnte. So heuchelte dieser Sympathie, ließ den Gefangenen Hoffnung schöpfen, ließ ihn auch im Vatikan wohnen, sogar mit einem Hofstaat. Er nannte Cesare, auf dessen Untergang er sann (freilich so, daß die Schuld nicht auf ihn, den Papst, fallen sollte), geliebter Sohn, wie das schon Pius III. getan, und wie dieser schrieb auch Julius Breven zu seinen Gunsten.

Natürlich erkannte Cesare sein riskantes Dasein in der Hand des Rovere. Er floh, wurde auf einer französischen Galeere in Ostia festgenommen, zurückgebracht, und nach abermaliger Flucht betrieb Julius erneut seine Verhaftung, die in verräterischer Weise, unter wiederholtem Wortbruch und vom Papst bejubelt, in Neapel erfolgte. 1504 nach Spanien überstellt, saß der Borgia zwei Jahre in einem kastilischen Kerker; vergebens intervenierte seine Schwester Lucrezia wiederholt bei König und Papst.

Im Herbst zwar brach er abermals aus, fiel jedoch jetzt in einer Fehde im Dienst seines Schwagers Jean d'Albret, Königs von Navarra, am 12. März 1507 im Alter von 31 Jahren.[33]

JULIUS II. BEKRIEGT PERUGIA UND BOLOGNA

Cesare war noch nicht ganz von der Bildfläche verschwunden, da wandte sich der Papst gegen Perugia und Bologna. Beabsichtigte er doch nichts Geringeres, als all das der Kirche zurückzugewinnen, was sein Vorgänger mit vollen Händen den Seinen, der Borgia-Dy-

nastie, zugeschanzt. Und eroberte auch nun durch eine einzige Kette von Konspirationen und Gewaltsamkeiten, was dann in diesem Umfang bis 1870 bestand.

In Italien nannte man den Franziskaner Julius II. denn auch «Il terrible», den Schrecklichen, was Pastor allerdings so – auch noch «wohl am besten» – verdeutscht: «ganz außerordentlich, gewaltig, großartig, überwältigend». Der «feurige Greis», ein «eiserner Mann», wie ihn Pastor wieder rühmt, «der alle (!) Mittel für sein großes Ziel anwandte», der sicherheitshalber stets Gift bei sich trug, lieber unter dem Helm als der Tiara auftrat, rückte auch bei Eis und Schnee ins sogenannte Feld, wie 1511 bei dem legendärem Winterkrieg um Mirandola. Er war natürlich, denn es hängt eng zusammen, auch Jäger, obwohl man Krieg wie Jagd den Geistlichen verboten hatte. Passioniert handhabte er einen Stock, mit dem er auch Michelangelo schlug, den er ebenso wie Bramante und Raffael beschäftigte, während er Lodovico Ariosto, dem größten italienischen Dichter der Zeit, dem Vollender der italienischen Renaissanceliteratur, drohte, ihn wie einen Hund im Tiber ersäufen zu lassen – «ein dem Trunk ergebener und bösartiger Papst», so Kaiser Maximilian.

Als Oberbefehlshaber kontrollierte Julius die Truppen mit dem Schwert in der Faust, im Harnisch, obwohl der ihm anstand, höhnte seinerzeit der belgische Humanist Jean Lemaire, «wie einem gestiefelten Mönche das Tanzen». Beinah täglich soll er die «heilige Messe» gehört, oft auch selbst zelebriert haben. Und fast in jedem Jahr seines Pontifikats führte er Krieg und wollte mit seinen Schlachten «den Donner überbieten». Dreißig feste Plätze eroberte er dem heiligen Stuhl, Gründer einer Macht, «wie nie ein Papst sie besessen», schreibt Ranke nicht ohne den Beiklang der Bewunderung, von der viele, zumal Kirchennahe, noch heute benommen zu sein scheinen.

Zum einen aber bedenke man, daß die Päpste diesen Staat, der Italien länger als ein Jahrtausend in drei Teile zerriß und Konflikte ohne Ende schuf, doch einst bloß durch Krieg und Trug, die angebliche Konstantinische Schenkung, auf die sich auch Julius II. berief, in ihre besitzgierigen Finger bekamen (IV 13. Kap., bes. 377ff.!), daß also die Rückeroberung nur auf einem Scheinrecht basierte, nur

die Fortsetzung eines alten Unrechts war. Ganz zu schweigen davon, daß Julius den Kirchenstaat auch erweiterte, daß er Gebiete zu ihm schlug, die in keiner Hinsicht dazu gehörten: Modena, Reggio, Parma, Piacenza.

Zum andern: Wie nimmt sich neben dem biblischen Jesus, neben dem Prediger der Nächsten-, der Feindesliebe, dem Verkünder des Verzichts auf Gegenwehr, Vergeltung, Selbstbehauptung, wie nimmt sich dagegen einer aus, der seine Soldateska zum Plündern, Rauben, Schlachten treibt? Der ihr selbst in Helm, Panzer, mit dem Schwert vorauszieht? Und auch noch vorgibt, Jünger Jesu zu sein, sein Stellvertreter! Ist es nicht absolut grauenhaft, grotesk?! Keine Karikatur etwa, nein, das Gegenteil. Kein Apostel, der Antipode. Kein Diener Gottes, der Teufel! Der Teufel in Person! «Den Kirchenstaat ... regierte Julius II. sehr gut» (Jesuit von Hertling).

Überhaupt: so vorteilhaft für einen Teil der Klerisei, die Hierarchie, das Papsttum im besonderen, die militärischen Aktionen des «papa terribile» gewesen, so verheerend war die Fortdauer des Kirchenstaates für das italienische Volk und den Rest der Welt, eine immersprudelnde Quelle geistiger Tyrannei, sozialer Ausbeutung, blutiger Kriege. Und wenigstens die fortgesetzte Verblödung hätte uns das Gelingen der Borgia-Säkularisation vielleicht erspart.[34]

In Rom war es jetzt ruhig unter Julius. Kein Wunder. «Ein trefflich hart Regiment», fand Luther, als er die Stadt besuchte. In Italien herrschte weithin Frieden – Florenz' Krieg gegen Pisa mal beiseite. Der Papst hatte drei Jahre lang Geld gehortet und gerüstet, bevor er im Sommer 1506 mit dem Gros der Kardinäle an der Spitze eines eher kleinen, aber schwer bewaffneten und durch sein wüstes Verhalten empörenden Heerhaufens gegen Perugia aufbrach, sein erster Feldzug; doch gab's von nun an bald so viel Waffenlärm und Krieg, wie man einmal schrieb, daß Mars selbst auf dem Heiligen Stuhl zu sitzen schien.

Im Süden konnte Julius nicht expandieren. Dort stand Spanien. Also versuchte er es im Norden, unterwegs in voller Rüstung segnend, weiteres Kriegsvolk an sich ziehend, die hl. Messe zelebrierend. Dabei hatte er Glück. Der Signore von Perugia, Gianpaolo Baglioni, der zuvor an der Seite Cesares gekämpft, in der Nacht des

14. Juli 1500 einem furchtbaren Familienblutbad entkommen war, eh' er dann seinen Kopf in Rom verlor, gab jetzt Perugia preis, so daß die päpstliche Streitmacht im September 1506 alle Festungen der Stadt besetzte.

Julius II. aber gewährte in Perugia, wo alle Glocken läuteten, einen Ablaß, verkündete, nichts sehnlicher zu wünschen als Frieden, natürlich um Konstantinopel, das Heilige Land befreien zu können – und kommandierte seine Streiter gegen das von den Bentivogli beherrschte Bologna. Doch einzig und allein die Verstärkung durch achttausend französische Soldaten ermöglichte am 11. November seinen erneut triumphalen, u.a. von Erasmus von Rotterdam bestaunten Einzug in die Stadt, die zweitgrößte des Kirchenstaates, die reichste und schönste neben Rom: Priester und waffenstrotzende Haudegen, Standarten, das allerheiligste Sakrament, Kanonendonner und Glockengeläut – als zweiter Julius Caesar wurde er gefeiert. Dreizehn Triumphbogen trugen die Inschrift: «Julius dem II., dem Befreier und hochverdienten Vater». Die Bolognesen brüllten: «Es lebe Julius, der Vater des Vaterlandes, der Erhalter der Freiheit Bolognas!» Und mußten alsbald erleben, daß ihnen der Befreier eine Zitadelle in die Stadt setzen ließ, eine Zwingburg, die sie schließlich ebenso zertrümmerten wie seine von Michelangelo geschaffene Monumentalstatue, ein mit Phidias' Werken verglichenes Bronze-Standbild – auf papalen Wunsch in dreifacher Lebensgröße –, woraus man dann eine Kanone goß, höhnisch «La Giulia» genannt.[35]

Julius II. bekriegt mit Frankreichs Hilfe die Venezianer und mit Venedigs Hilfe die Franzosen

Das nächste Opfer des Papstes wurde die mächtige Markusrepublik. Da der Rovere als Kardinal stets ihr Freund gewesen, hatte sie auch seine Wahl unterstützt. Doch gebot Venedig über einige Städte in der Romagna, die Julius beanspruchte: Ravenna, Faenza, Cervia, Rimini. In ihrem Entzug sah er, so unterbreitete er dem Dogen am

10. Januar 1504, eine «Beleidigung Gottes und Verlust Unseres Ansehens» und wollte eines Tages gar, wie er dem Botschafter Paolo Pisani zurief, die Beherrscherin der Meere «wieder zu einem Fischerdorf machen».

Schon 1504 hatte Julius II. seine Nuntien an die Großmächte Frankreich, Spanien und Deutschland geschickt, um sie der erwähnten Städte wegen gegen Venedig zu jagen; hatte er doch als Kardinal auch bereits König Karl VIII. zur Invasion in Italien getrieben (S. 329). Am 10. Dezember 1508 nun schloß er die Liga von Cambrai, vereinte er Ludwig XII. von Frankreich, Maximilian I., Ferrara, Mantua, Urbino und Florenz gegen die Republik. Und während darauf die französischen Heere und das päpstliche Kriegsvolk unter dem Nepoten Francesco Maria Rovere, Herzog von Urbino (S. 342), gegen Venedig vorrücken und er den Bann wider die Lagunenstadt schleudert, wird diese am 14. Mai 1509 durch die mörderische Schlacht bei Agnadello (Provinz Cremona) an den Rand des Ruins gebracht.[36]

Als Ludwig XII., der Kaiser und der Papst, dem man die begehrten Städte inzwischen ausgeliefert, Friedensangebote abschlagen, rät der Sohn des Dogen, Marco Loredano, bei den Türken Hilfe zu suchen «gegen den Henker des Menschengeschlechts, der sich dessen Vater nenne». Doch im Februar 1510 verbündet sich Julius II. mit den Venezianern, da er nicht das stärkste Bollwerk wider die Türken zerstört haben, auch von den Großmächten nicht abhängen wollte und rief jetzt: «Wenn Venedig», das er vor kurzem noch zu einem Fischerdorf zu machen gedachte, «nicht da wäre, so müßte man es erschaffen.»

Er fiel von der Liga ab. Und hatte er sich zuerst Frankreichs zur Eroberung von Bologna bedient, so koalierte er jetzt in einer der für ihn typischen rasch wechselnden Allianzen mit Venedig gegen Frankreich, dem allein er seinen Sieg über Venedig verdankte, dessen Kardinal von Clermont er in härtester Haft in der Engelsburg hielt. Dazu gewann er im März 1510 die Schweizer, die ihm vertraglich sechstausend Krieger gegen jeden Feind garantierten, nachdem er ihren Bischof Matthaeus Schinner von Sitten, einen fanatischen Franzosenhasser, zum Kardinal ernannt hatte. Und er gewann Spa-

nien, dessen König Ferdinand II. von Aragón er ohne Berücksichtigung der französischen Ansprüche im Juli 1510 mit Neapel belehnte.

Trotz seiner Einkreisungspolitik freilich mißlang Julius der von ihm selbst mit großen Erwartungen angeführte Feldzug gegen den Herzog von Ferrara Alfonso d'Este, den dritten Mann Lukrezia Borgias, einen engen Verbündeten der Franzosen. Und im Mai 1511 nahmen diese Bologna ein, die Bentivogli herrschten wieder, das Volk zerschmetterte mehrere Bildsäulen des Papstes, warf seine Zwingburg nieder. Der Legat und Günstling Kardinal Francesco Alidosi, Julius' Liebling, ein habgieriger Gangster, der als Erzbischof der Stadt ein Schreckensregiment ausgeübt, vier Senatoren und viele Bürger hatte köpfen lassen, mußte fliehen. Dann wurde der mit Truppen heraneilende Herzog von Urbino, Francesco Maria, Julius' Neffe, geschlagen, wobei man die ganze Artillerie einbüßte. Auch Mirandola, erst unlängst erobert, ging wieder verloren. «Wenn der Herzog in meine Hände kommt», schrie der Papst, «so will ich ihn vierteilen lassen.» Und als Kardinal und Herzog sich dann vor dem Pontifex gegenseitig beschuldigten, stach kurz darauf der Julius-Neffe den Kardinal auf offener Straße ab (S. 342).[37]

Julius gab nicht nach. Er wollte die Franzosen, die er einst selbst nach Italien gelockt, um Papst werden zu können, um jeden Preis wieder vertreiben. Tag und Nacht dachte er daran. «Hinaus mit den Barbaren», rief er oft. Doch ganz beiseite, daß er alle, Franzosen, Spanier, Schweizer, selber gerufen, er begehrte natürlich kein freies Italien, sondern ein unabhängiges Papsttum.

So betrieb er eine neue Einkreisung und schloß im Herbst 1511 eine weitere, eine «heilige Liga» mit Venedig, Ferdinand dem Katholischen, Heinrich VIII. von England. Doch am 11. April 1512, am hl. Ostersonntag, wurde das spanisch-päpstliche Heer bei Ravenna von dem überragenden Feldherrn Gaston de Foix, dem Neffen des französischen Königs, schwer geschlagen, seit Jahrhunderten eine der blutigsten Metzeleien auf italienischem Boden. «Es war entsetzlich zu sehen», berichtet Jacopo Guicciardini seinem Bruder, dem florentinischen Geschichtsschreiber Francesco, damals Gesandter in Spanien, «wie jeder Schuß des schweren Geschützes unter den

Hommes d'armes eine Gasse brach, die Helme mit den Köpfen und verstümmelte Glieder in die Luft flogen.»

In jedem Heer stritt ein Kardinallegat, beide übrigens alte Freunde, im französischen Sanseverino, im päpstlichen der in Gefangenschaft geratende Giovanni Medici: ein Jahr darauf Leo X. Und noch ein weiterer Medici und künftiger Papst, Clemens VII., war an dem Blutbad beteiligt. Zehntausend Leichen lagen auf dem Schlachtfeld, und Ravenna wurde durch fürchterlichen Terror, durch Mord- und Raubexzesse heimgesucht.

Da aber auch Gaston de Foix (Ludwig Pastor, mehr als Katholik denn als Stilist begnadet, nennt ihn dreimal in drei Dutzend Zeilen «genial»), gefallen war, bekamen die Alliierten allmählich wieder das Ruder in die Hand, besonders durch die über die Berge herabströmenden Schweizer. Frankreichs Herrschaft in Oberitalien brach zusammen, die Reste seiner Truppen retteten sich über die Alpen. Und nun plante Julius II., der jeden sehr Starken an seiner Seite abzuhalftern suchte, gegen einen weiteren Bundesgenossen zu ziehen, wider dessen Übermacht er im November einen Beistandspakt mit Kaiser Maximilian schloß: die Spanier. Man sprach bereits von ihrer Vertreibung aus Italien, der Papst selbst erklärte, er hasse die Spanier nicht weniger als die Franzosen, und sagte zu dem Kardinal Domenico Grimani, indem er seinen Stock auf den Boden stieß: «Wenn Gott mir das Leben läßt, so werde ich auch die Neapolitaner von dem auf ihnen liegenden Joche befreien.»

Doch die Tage Julius' II. waren gezählt. Schon länger leidend, seit einigen Wochen fieberkrank, starb er in der Nacht zum 21. Februar 1513, erst auf dem Totenbett bekennend, nicht gelebt und nicht regiert zu haben, wie er sollte.

Der Papst hatte nichts von einem Priester an sich, so Francesco Guicciardini, als Rock und Namen. Sein ganzer Pontifikat war vom Krieg beherrscht. Gewiß, ungezählte Päpste führten Kriege. Aber nur wenige kämpften selbst dabei, und nur wenige so fortgesetzt, so senil verbissen. Alles Kirchliche war marginal. Und es diente – wie freilich immer in Kurienkreisen und weit darüber hinaus – der Politik, von den Exkommunikationen, den Bannflüchen bis zu der Eröffnung des 5. Lateranums am 3. Mai 1512 in Rom, womit Julius,

ringsum von Soldaten geschützt, erfolgreich einem Konzil aufsässiger Kardinäle in Pisa begegnete, das seine Absetzung betrieb.[38]

Papst Leo X. (1513–1521)
«Nunc triumphabimus, amici»

Der Nachfolger erwies sich, wie nicht selten, in vielem als das Gegenteil, und dies, wiederum nicht ungewöhnlich, ohne gerade besser zu sein.

Giovanni de'Medici, Leo X., war der zweite Sohn des Lorenzo il Magnifico (S. 285 f.), der schon das Kind, den Siebenjährigen, mit der Tonsur, mit vielen Pfründen versehen ließ. Mit acht Jahren wurde der kleine Giovanni Abt von Front Douce in Frankreich, mit neun Abt in Passignano, mit elf im berühmten Monte Cassino. Und schon den Dreizehnjährigen ließ der ebenso reiche wie einflußreiche Vater durch Innozenz VIII., den Hexen-Bullen-Pontifex, zum Kardinal ernennen.

Bereits mit 37 Jahren erhält der Medici selbst die Tiara – womöglich nur, weil man ihn damals einer Fistel in der Aftergegend wegen von Florenz nach Rom in einer Sänfte getragen, im Konklave sogar operiert hatte und jedem, der es hören wollte, zumal älteren Wählern, seinen bedenklichen Gesundheitszustand, seine höchstwahrscheinlich bloß noch kurze Lebenszeit verriet. Leos Fistelleiden galt manchen als Folge eines unsittlichen Lebenswandels, andrerseits sollte seine Haupttugend die Keuschheit sein. Vielleicht sein populärstes Diktum aber, kurz nach der Wahl geäußert: «Laßt uns das Papsttum genießen, da Gott es uns verliehen hat». Die andere Version: «Jetzt triumphieren Wir», kann ebenso authentisch oder unauthentisch sein; se non è vero, è ben trovato.

Nicht von ungefähr hat man die Ära des glanzvollsten und bis heute von Ästheten vielbewunderten Renaissancehierarchen das Goldene Zeitalter genannt. Eine sorgfältige Erziehung durch hervorragende Humanisten konnte seiner heiteren Natur nicht schaden. Leutselig und Späße liebend, wich er Unerquicklichem am liebsten

aus, lachte gern und vergnügte sich durch die Jahre, überaus kostspielig zwar, doch einigermaßen kultiviert. Es war weniger der protzige Vulgarismus der Borgia, weniger die pompöse spanische als die feinere Florentiner Art, die freilich auch rohe, ordinäre Exzesse zuließ, überdies nicht billiger kam, im Gegenteil.[39]

Der Medicipapst, korpulent, nahezu klotzig, im massigen Gesicht gedunsen wirkend, feist, dazu ungemein kurzsichtig (weshalb er Besucher gern mit einem Vergrößerungsglas fixierte), hatte nichts Anziehendes, doch auch nichts von einem Fanatiker an sich. Er glich, wie man einmal sehr allgemein und anschaulich zugleich schrieb, durchaus den widerlichen Prälatenfiguren, wie sie zu Hunderten herumliefen, und war, sieht man von seiner notorischen, durch die Herkunft bedingten, durch das Ambiente geförderten unersättlichen Vergnügungssucht ab, schlicht gesagt faul. Heiligkeit erhob sich spät, hörte dann, heißt es, täglich die Messe, gewährte huldvoll Audienz, nahm eine Mahlzeit ein, pflegte wieder der Ruhe, unterhielt sich anschließend, spielte Schach, Karten, ritt durch die vatikanischen Gärten oder zum Tieremetzeln.

Der Jagd, jedem Priester kanonisch verboten, überdies einmal von ihm selbst den portugiesischen Geistlichen auf Veranlassung ihres Königs als unklerikal untersagt, galt seine ganze Passion. Nur neun Kilometer von Rom lag sein Lieblingsjagdschloß Magliana, das er noch kurz vor seinem Tod vergrößern und verschönern ließ, wollte er doch auch als Jäger repräsentieren. So befahl er dem Vogt einer päpstlichen Villa: «Du mußt sicherstellen, daß es ein gutes Essen mit viel Fisch für mich gibt, da mir sehr viel daran liegt, vor den Gelehrten und anderen, die mich begleiten werden, Pracht zu entfalten.» Der Beize frönte er gern bei Viterbo, dem Angeln am Bolsener See. Es gab bevorzugte Gehege für das Wildschwein- oder Rotwildtöten.

Im Herbst verbrachte er fast den gesamten Oktober jagend, nach Auskunft des päpstlichen Oberzeremonienmeisters Paris de Grassis aber auch zwei Monate, drei. Vor allem beim Vogelmord ergötzte es ihn, stundenlang zuzusehn, wie abgerichtete Greifvögel Wachteln, Rebhühner, Fasane zu Tode würgten. Man schoß auch Hasen, Eber, Rehwild. Und sicher ein Höhepunkt des edlen Weidwerks war's,

hetzte man bei Santa Marinella, nahe Civitavecchia, in einer förmlichen «Wildfalle» die Hirsche ins Meer, wo sie dann auf Barken lauernde Edelmänner beziehungsweise Pfaffen bequem abknallen konnten. Manchmal stach Heiligkeit auch mit einem Spieß im Netz gefangene Hirsche ab. (Wie eng kohärierten doch auch Weidmannsheil und Heilsgeschichte. Vgl. V 584 f!)

Der Papst scheute keine Kosten für seinen blutrünstigen Sport. Und jagte er gewöhnlich auch nur mit einem Gefolge von einigen hundert Begleitern, Kardinälen, Dienern, Musikern, Literaten, Hofnarren, Possenreißern (buffoni), etwa 160 Leibwächtern dazu, gab es doch auch Jagden mit tausend und zweitausend Reitern.[40]

Nepotismus und Schulden wie Sand am Meer

Da der prachtliebende Pontifex auch bei Festen nicht knauserte, sein Palast vielmehr häufig zum Schauplatz einer gleißenden Theaterszenerie, eines fortgesetzten Festivals geworden schien, waren die Ausgaben Leos X., eines wahren Naturtalents im Geldverschleudern, ungeheuer. Allein die Zeremonie des Sacro Possesso, ein einziges Fest bei der Amtseinführung, ließ er sich 100 000 Dukaten kosten, ein Siebtel der in neun Jahren angehäuften Rücklage Julius' II. Und in nur zwei Jahren hatte er dessen gesamten Schatz restlos verbraucht – in einer Stadt, deren öffentliche Armut so zum Himmel schrie wie ihr privater Luxus.[41]

Nicht nur kirchennahe Historiker priesen und preisen die Mildtätigkeit des mediceischen Papstes über die Maßen: 6000 Dukaten Almosen pro Jahr! Sein eigener Haushalt aber verschlang jährlich annähernd 100 000 Dukaten (während Julius II. den seinen noch mit 48 000 Dukaten bestritt). Tausende verpraßten die Kardinäle bei einem einzigen Bankett. Nur für Geschenke und Kartenspiel ließ Leo 8000 Dukaten monatlich springen, ebensoviel für seine Tafel. Bruder Giuliano beglückte er zu dessen Hochzeit mit 16 000 Dukaten. Und bedenkt man, daß Leos Arzt Archangiolo monatlich acht

Dukaten verdiente, mag man ermessen, was es heißt, daß die Giuliano zugewiesenen Einkünfte jährlich 59 600 Dukaten betrugen, ja daß der Papst allein für die Hochzeitsfeier des Bruders 150 000 Dukaten gezahlt haben soll.

Giuliano heiratete Filiberta, die Tante Franz' I. von Frankreich, die erste königliche Heirat im Hause Medici. König Franz erhob Giuliano zum Herzog von Nemours, und Leo hatte den geliebten Bruder für Großes in Italien ausersehen, ihm ein Fürstentum mit den Städten Modena, Parma, Piacenza, Reggio zugedacht, wohl auch die Krone von Neapel. Doch starb Giuliano durch Ausschweifungen erschöpft (mancher munkelte auch am Gift des eifersüchtigen Lorenzo), erst 37 Jahre alt, schon 1516 in Florenz; sein einziger Erbe, der uneheliche Sohn Ippolito Medici, wurde später Kardinal.

Tief betroffen übertrug der Papst nun – es erinnert an Alexander VI. und Cesare (S. 325) – die große Neigung zu dem Bruder auf den Neffen Lorenzo, den er bereits zum Kapitän der Florentiner, zum Oberbefehlshaber über die päpstlichen Truppen, dann auch zum Herzog von Urbino gemacht. Und als Lorenzo im März 1518 nach Frankreich zog, um Madeleine de la Tour d'Auvergne zu heiraten, schätzte man seine Geschenke für die Braut und für Königin Claudia auf 300 000 Dukaten. (Dem König selbst überbrachte er in einer Bulle die Erlaubnis, den Türkenzehnten beliebig zu verwenden.)

Leos Vetter Giulio avancierte gleich nach der Papstwahl an einem Tag vom ziemlich bescheidnen Mönchsjob eines Priors zum Erzbischof von Florenz, nicht ohne Meineid übrigens, da Giulio unehelich geboren war, ein kanonisches – wieder an die Borgia erinnerndes (S. 325) –, durch die Lüge aus dem Weg geräumtes Hindernis, seine Eltern seien verheiratet gewesen. Kraft dieses beurkundeten Schwindels konnte der Nepote nicht nur das Kardinalat gewinnen, sondern auch den enorm ergiebigen Posten des Vizekanzlers, ja schließlich Papst Klemens VII. werden.

Kardinal wurde der Sohn von Leos Schwester Maddalena, Innocenzo Cibò, der Enkel Papst Innozenz' VIII.; Kardinal wurde der Sohn von Leos Schwester Lucrezia, Giovanni Salviati; Kardinal wurde der Sohn von Leos Schwester Contessina, Niccolò Ridolfi.

Und auch der Nepote Lodovico Rossi bekam den roten Hut. Gleichfalls genossen selbstverständlich angeheiratete Verwandte die allerhöchste Gunst. So erhielt, nur ein Beispiel, der Mann von Maddalenas Tochter Caterina, Giovan Maria da Varano von Camerino, das Gebiet von Sinigaglia, die Herzogswürde und die Stelle des römischen Stadtpräfekten.[42]

Der Aufwand unter Leo X. war exorbitant. Er und sein Hof vergeudeten sagenhafte Summen.

Woher kam das Geld?

Man hat das päpstliche Staatseinkommen im März 1517 – gezogen aus Flußzoll, Landzoll, den Alaunwerken von Tolfa, den Salinen von Cervia, den Einkünften aus Spoleto, der Mark Ancona, der Romagna u.a. – auf 420000 Dukaten berechnet. Außerdem erbrachten die sogenannten geistlichen Erträge aus Annaten und Kompositionen rund 200000 Dukaten, die käuflichen Ämter (der Kollegien der Porzionari di Ripa, der Cubiculari, Scudieri, der erst ad hoc geschaffenen Cavalieri di S. Pietro), die der Papst bis zu seinem Tod um über tausend schwer geschröpfte Mitglieder auf 2150 erhöhte, einen Kapitalwert von fast drei Millionen Dukaten. Dazu kamen die Akzepta aus den Zehnten sowie den enorm strapazierten Jubiläen und Ablässen, Riesentransaktionen, Objekte des Protests und der Satire, die Gelder aus gehäuften Kardinalsernennungen, aus Konfiskationen und anderen kurialen Finanzgeschäften.

All diese Kapitalien wurden kaum so schnell eingenommen wie ausgegeben. Man mußte deshalb Anleihen machen, mitunter bis zu vierzig Prozent Zinsen zahlen, mußte die Teppiche des Papstes verpfänden, die kostbarsten Heiligenstatuen, das Silbergeschirr, die Kronjuwelen. Seit dem Florentiner Kirchenhaupt gab es dreißig florentinische Banken in Rom – und Schulden über Schulden, nur beim Bankhaus Bini 200000 Dukaten. Die Kardinäle Ridolfi und Rangoni hatten ihre ganzen Benefizien zur Geldbeschaffung drangegeben, Kardinal Salviati hatte 80000, Kardinal Pucci 150000 Dukaten, Kardinal Armellini sein gesamtes Vermögen zu fordern. Sie alle standen beim Tod des Papstes finanziell am Rand des Ruins.

Nach einer von dem venezianischen Botschafter Gradenigo vorgelegten Abrechnung des Kardinals Camerlengo Armellini gab

Papst Leo X. während seiner Regierung viereinhalb Millionen Dukaten aus und hinterließ noch 400 000 Dukaten Schulden. Andere taxierten die Verbindlichkeiten auf das Doppelte, Girolamo Severino in einem Brief an Karl V. auf mehr als 850 000 Dukaten, König Franz I. noch höher. In Rom kursierte das Bonmot: «Leo X. habe drei Pontifikate aufgezehrt: den Schatz Julius' II., die Einkünfte seiner eigenen Regierung und diejenigen seines Nachfolgers.» Wozu gut des Papstes eigene Sentenz gegenüber seinem Geheimsekretär Kardinal Pietro Bembo über das lukrative Christusmärchen paßt: «Quantum nobis nostrisque ea de Christo fabula profuerit, satis est omnibus saeculis notum» (Wie einträglich diese Fabel von Christus für uns gewesen, ist weltbekannt).

Nicht alles Geld hat Leo X. verjubelt. 800 000 Dukaten soll er allein für den Krieg um Urbino verpulvert haben.[43]

Leos blutiges Lavieren für die Medici

Erstaunlich, daß ein so vergnügungssüchtiger Mensch überhaupt noch Zeit für Politik und Krieg fand. Doch brauchte er sie nicht, gerade wenn und weil er im Papsttum schwelgen, genießen wollte – und die geliebte Verwandtschaft, die Nepoten und die Nepotisierten dazu? Nunc triumphabimus, amici! Bezeichnenderweise kümmerte ihn die Missionierung der neu entdeckten Gebiete in Übersee genauso wenig wie zunächst die in Deutschland sich anbahnende Reformation.

Leo X., gemessen am Zug der Zeit politisch eher kleinkariert agierend, antiquiert, konzentrierte sich auf die Interessen des Hauses Medici, auf Italien. Hier aber rangen Frankreich und Spanien miteinander, wurde vor allem das Herzogtum Mailand zum Ziel der Expansionsbestrebungen rivalisierender europäischer Staaten, und das Papsttum konnte da keinen Sieger, keinen fremden Allmächtigen brauchen. Also kämpfte es, die schlimmsten Verwicklungen riskierend, bald mit Spanien gegen Frankreich, bald mit Frankreich

gegen Spanien, die Konflikte nahmen kein Ende, und Leo lavierte skrupellos zwischen den Großmächten, trügerisch, doppelzüngig, verschlagen. Während die Italiener glaubten, er kämpfe für ihre Freiheit, kämpfte er nur für die Freiheit der Kurie, für den ungehemmten Genuß des Papsttums und das Glück seiner Sippschaft.[44]

Beim Krieg um Mailand und die Lombardei, wo viele Menschen die Rückkehr des milderen französischen Regiments erhofften, neigte Leo deutlich zu den antifranzösischen Kräften, verheimlichte es aber soweit möglich, verhandelte mit Frankreichs König Ludwig XII., dessen Eroberung Mailands er zugleich zu verhindern strebte. Und als der Liga von Blois (23. März 1513), dem Bündnis Frankreichs mit Venedig, die Liga von Mecheln (5. April 1513) entgegentrat, unterstützte er diese zwar kriegsentscheidend mit Geld, leugnete aber offiziell die Unterstützung und feierte erst, als die Franzosen am 6. Juni 1513 bei Novara völlig geschlagen und über den Mont Cenis getrieben, die Venezianer bis zu den Lagunen zurückgejagt wurden, mit Glockengeläut, Freudenfeuern, mit rauschenden Festen den Sieg.

Da aber Frankreich am 16. August gegen Engländer und Kaiserliche auch die «Sporenschlacht» bei Guinegate verlor und damit die Picardie, näherte sich der Papst dem jetzt geschwächten Land, das seinerseits auch das Schisma beendete, die kirchliche Aussöhnung suchte. Doch zur selben Zeit mühte sich Leo, Venedig von Frankreich loszureißen, insgeheim einen Pakt gegen Frankreich zu schmieden, eine Vereinigung von Spanien, dem Kaiser, der Schweiz, Mailand und Florenz. Er verhandelte aber auch jetzt weiter mit dem französischen König – nach Ludwigs XII. Tod Franz I. –, ja wollte diesem im Falle eines Sieges Mailand überlassen, würde der König dafür Bruder Giuliano Neapel zugestehen, woran Franz I. nicht dachte. Also trat der Papst dem von ihm angeregten, im Februar 1515 gegründeten antifranzösischen Bündnis am 17. Juli offen bei und suchte noch England in den Krieg hineinzureißen.

Am 13. und 14. September kreuzte man die Waffen bei Marignano. Dabei bildeten neben spanischen, italienischen und päpstlichen Kontingenten (letztere unter den Nepoten Lorenzo und Kardinal Giulio Medici) die Hauptmacht der Liga 30000 Eidgenossen. Sie

galten als unbesiegbar und wurden persönlich durch den Bischof von Sitten, Kardinal Schiner, einen notorischen Scharfmacher, gegen die Tod und Verderben speienden Geschütze der Franzosen geführt, 60 größere Kanonen und 100 sogenannte Feldschlangen. Doch als am Abend des zweiten Schlachttages noch venezianische Kavallerie in das Gemetzel eingriff, unterlag die Liga.

Leo X., den schon eine vorschnelle, in Rom Jubel und Freudenfeuer auslösende Siegesmeldung erreicht hatte, war so bestürzt durch die Niederlage, daß er wieder einmal scheinbar die Seiten wechselte, ja persönlich zum Sieger reiste. Franz I. fiel zwar in Bologna dreimal protokollgerecht vor Leo aufs Knie, küßte ihm Fuß und Hand und erwies ihm vielerlei Aufmerksamkeiten (nur den Kommunionempfang lehnte er ab), schloß aber einen für Frankreich vorteilhaften Vertrag, der den Papst um Parma und Piacenza brachte, um Modena und Reggio, und den bald darauf sterbenden spanischen König Ferdinand den Katholischen empört nach Rom schreiben ließ, daß seine Heiligkeit bisher wohl ein doppeltes Spiel gespielt und «all sein Eifer um die Vertreibung der Franzosen aus Italien nur eine Maske gewesen».

Tatsächlich freilich verabscheute Leo die Herrschaft der Franzosen in Italien, verhandelte er auch mit Spanien und dem Kaiser weiter, ja ließ Maximilian ausdrücklich versichern, der alten Liga mit ihm treu zu bleiben. Überdies hielt er sich, eines seiner größten Schurkenstücke, mit nur widerwillig gewährtem französischem Beistand, schadlos durch den Raub von Urbino.[45]

1508 hatte dort Julius II. seinen Neffen Francesco Maria Rovere zum Herzog gemacht (S. 342). Und jetzt sollte da Leos Neffe Lorenzo Medici Herzog werden. Es war eigentlich ganz logisch. Vergebens traten denn auch König Franz für den Rovere ein, vergebens dessen Adoptivmutter Herzogin Elisabetta Gonzaga von Urbino, die Witwe des Vorgängers, vergebens Leos eigener Bruder. Wiederholt und noch sterbend erflehte Giuliano die Gnade des Papstes, erinnerte er an die den vertriebenen Medici jahrelang durch das Haus Urbino gewährte Gastfreundschaft. Der als so friedlich und freundlich gerühmte Leo schleuderte den Bann gegen Julius' II. Nepoten, den «Hochverräter», der ihn gegen Frankreich im Stich gelassen,

und setzte seine Krieger, unterstützt von französischen Truppen, von drei Seiten gegen Urbino in Marsch, wo mit Wirkung vom 18. August 1516 Lorenzo Medici als Herzog residierte.

Doch der verjagte, zu seinem Schwiegervater Francesco Gonzaga nach Mantua geflohene Rovere kehrte von dort zu Leos großer Verblüffung und Wut mit einer kleinen Heerschar Anfang Februar nach Urbino zurück und stritt monatelang, bis tief in den Sommer hinein, in Umbrien gegen die päpstliche Soldateska, «wie fast immer, der Auswurf der Nationen, raubgierig und ohne Disziplin» (Gregorovius), was Leo gewaltige Summen gekostet und trotz der Erhebung von Kriegssteuern im gesamten Kirchenstaat enorm verschuldet hat. Auch verlor er erheblich an Prestige, da er die ganze Christenheit um Beistand aufgerufen in einem Kampf, bei dem es im Grunde um kaum mehr ging, als um die Beseitigung des einen Papstneffen durch einen anderen Papstneffen, einen Familienkonflikt, um nicht zu sagen eine Privatsache, wenn auch eine besonders schäbige.[46]

Noch während dieses Krieges, Ende April 1517 war es zu einer weiteren sehr christlichen Auseinandersetzung gekommen, der Aufdeckung einer Verschwörung gegen das Leben des Papstes.

Das mehrere, auch prominente Kardinäle involvierende Komplott hatte der junge Kardinal Alfonso Petrucci wegen schwerer Benachteiligung, des Entzugs der Herrschaft seiner Sieneser Familie initiiert, die sich um den Papst besonders verdient gemacht. So plante der empörte Purpurträger einen Racheakt, einen Giftmord durch den angesehenen Arzt Battista da Vercelli. Die Sache flog jedoch auf, der Kardinal wurde kraft päpstlichen Befehls unter Wortbruch und Verletzung des Freien Geleits in Rom verhaftet und mit seinem Kollegen Bandinello Sauli ins tiefste Verlies der Engelsburg geworfen, bald gefolgt von Kardinal Riario, den man infolge einer Ohnmacht in den Kerker trug. Vermutlich hat man, doch widersprechen die Quellen einander, die Herren gefoltert und Petrucci selbst, der einen Beichtvater ablehnte, nach einem abermaligen Wortbruch des Papstes, erwürgt oder enthauptet. Sein Sekretär Marc Antonio Nino und Battista da Vercelli wurden erst entsetzlich gemartert, dann gehängt und gevierteilt, auch weitere Personen hingerichtet oder zu

den Galeeren verurteilt, im günstigsten Fall nur geschröpft (je 25 000 Dukaten).

Indes Papst Leo so sich mehr oder weniger blutig mit seinem Heiligen Kollegium herumschlug und in Umbrien den Neffen seines Vorgängers bekriegte und besiegte, kritisierte jenseits der Alpen ein noch fast unbekannter Mönch das Ablaßwesen und verfaßte schließlich 95 Thesen dagegen (der Anschlag an die Wittenberger Schloßkirche ist umstritten).

11. KAPITEL

DER ABLASS VOM KATHOLISCHEN ZUM PROTESTANTISCHEN LUTHER

«Das Credo des Credits».
Horst Herrmann[1]

«... EINE ECHTE DOGMENGESCHICHTLICHE NEUBILDUNG»

Schon zur Zeit des Johannes Hus, des tschechischen Vorläufers von Luther, hatte man in Prager Kirchen große Truhen für die Ablaßgaben aufgestellt (S. 194) und bei Mangel an Bargeld auch Waren angenommen. Bei Luthers Debüt war der Ablaß längst ein reines Finanzgeschäft, eine Ausbeutung gerade der gläubigen Massen. Und nicht nur der Klerus, die römische Kurie, die Bischöfe, Ablaßprediger, Beichtväter, wollten davon profitieren, auch die Landesfürsten, Wechsler, Agenten.

Ablaß, was heißt das?

Im Katholizismus lateinischer Tradition, nicht in den Ostkirchen, unterscheidet man zwischen Sündenschuld (culpa) und sogenannter zeitlicher Sündenstrafe (poena). Sündenschuld und ewige Sündenstrafen werden in der Beichte, im sogenannten Sakrament der Buße ausgelöscht. Es bleiben aber seltsamerweise (als wäre da nicht alles seltsam!) die auf Erden oder im «Fegfeuer» abzubüßenden zeitlichen Sündenstrafen. Und offenbar bleiben sie nur, um eben durch Ablässe getilgt werden zu können; entweder ganz durch vollkommene Ablässe, die *alle* zeitlichen Sündenstrafen, oder durch unvollkommene Ablässe, die bloß ein *begrenztes* Maß dieser Strafen nachlassen. Stürbe also jemand gleich nach Gewinnung eines vollkommenen Ablasses, käme er «sofort, ohne die Flammen des Fegfeuers zu berühren, in den Himmel» (Beringer).

Leider hat dieses Glück nicht jeder. Daher schuf Mutter Kirche in nie ruhender Seelsorge noch unvollkommene Ablässe. Die dabei ge-

nannten Zeitmaße bezeichnen jedoch keine auf Erden oder im Fegfeuer abzubüßende Zeit, sondern die Zeit, die im Frühmittelalter ein Büßer auf sich nahm, um seine Sünden loszuwerden (S. 302 f.). Jedenfalls ist der Ablaß, wie etwa auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil 1965 der melchitische Kardinalpatriarch hervorhob, erst im Mittelalter aufgekommen und ein Problem allein der römischen Kirche.

Weitere diesbezügliche Details ersparen wir uns, da hier, wie üblich in der Theologie, so gut wie alles auf Fiktionen, auf Hirngespinsten beruht. Und obgleich die Kirche behauptet, «Christus» habe ihr die Vollmacht zur Ablaß-Gewährung gegeben, weiß das Neue Testament vom Ablaß nichts. Er ist, weiß dafür das Lexikon für Theologie und Kirche, «eine echte dogmengeschichtliche Neubildung», über die sich freilich, so der evangelische Theologe Heinrich Bornkamm, die Gelehrten «bis zum heutigen Tage nicht einig» sind. Kein Wunder, war doch das fiskalische Problem allemal interessanter für die Kirche als das theologische, das «creditum» wichtiger als das «credo», wie Horst Herrmann höhnt, der das einschlägige Kapitel seines Lutherbuches treffend «Das Credo des Credits» überschrieb.[2]

Die für den Ablaß verlangte Leistung konnte zwar geistlicher Art sein, lief aber immer mehr auf materielle Zuwendungen hinaus. Der Klerus spendete die Gnade, der Gläubige das Geld.

Die Päpste förderten sogar Kreditgesellschaften durch Ablässe, natürlich die eigenen, die «Montes pietatis», und da die Beschaffung des Betriebskapitals anfangs schwierig war, regten sie durch Verheißung von Ablässen zu «milden Spenden» an: Pius II., Sixtus IV., Innozenz VIII., Alexander VI., Julius II., Leo X. Besonders unter Sixtus und Leo vermehrten sich die Ablaßgnaden ungeheuer, und ganz offensichtlich infolge chronischen Geldmangels.[3]

DIE «FUGGEREI»

Hatten im Mittelalter zunächst die Juden im Geldgeschäft eine beträchtliche Rolle gespielt, dann gewiegte Lombarden, südfranzösische Caorsini, Wechsler aus Cahors, schließlich Florentiner, auch

Sieneser Banken, so gewannen allmählich die Fugger – neben Welsern und Höchstettern eines der führenden Augsburger Handelshäuser – auf dem internationalen Kapitalmarkt immer mehr an Bedeutung, vor allem im Fiskalsystem der Habsburger und der Kurie nebst deren Würdenträgern nördlich der Alpen.

Schon im ausgehenden 15. Jahrhundert gehören die Fugger zu den mächtigsten Finanzagenten der Päpste, die ihnen bald riesige Summen schulden. 1476 überweist der französische Kardinal und Fürstbischof von Gurk, Raymund Peraudi, durch Georg Fugger (Nürnberg) schwedische Ablaßeinnahmen nach Rom. Peraudi, später Ablaßkommissar und Generalkollektor in Frankreich, Deutschland, Skandinavien, hatte früh Kontakte zu der Firma und auch den Jubelablaß vom 5. Oktober 1500 im Auftrag Alexanders VI. in Deutschland verbreitet. Ein Drittel des Eingangs sollte dem Kardinal gehören, doch 1503 kassierte Maximilian den größten Teil für sich. Der Kaiser warb gern und flammend für kirchliche Ziele, für einen Türkenzug etwa (den er nie unternommen), um dahinter ganz andere Vorhaben zu verbergen. Auch Herzog Georg von Sachsen steckt damals, im Einvernehmen mit Maximilian, seinem Schuldner, 18 000 Gulden Ablaßgelder ein. Ungeniert greifen andere Christenfürsten bei Gelegenheit zu. Christian I., König von Dänemark, bedient sich 1455 für «Reichszwecke» aus einer mit Ablaßgeld gefüllten Kiste in einer Sakristei Roskildes. König Wladislaus von Böhmen und Ungarn tilgt mit Jubiläumsgaben von 1500 seine Schulden bei Breslauer Bürgern. Und manchmal geschieht die völlig willkürliche Verwendung solcher Sündengelder, Bußgelder, Kreuzzugsgelder sogar mit ausdrücklicher Genehmigung eines Papstes, wie jener Leos X. gegenüber König Franz I. von Frankreich (S. 354).

1495 erfolgt die Gründung einer römischen Fugger-Filiale, deren Leitung im nächsten Jahr der Florentiner Jacopo de Doffis, ein Kleriker, übernimmt. Und bald gehört der Bischof von Schleswig ebenso zu den Fuggerkunden wie der Erzbischof von Tarent.[4]

Um die Jahrhundertwende festigt Jakob Fugger «der Reiche» – 1514 in den Grafenstand erhoben, von Dürer gemalt, wie sein Nachfolger (seit 1525) Anton Fugger von Tizian – die wirtschaftliche Macht seiner Firma und erreicht schließlich ihren weltgeschicht-

lichen Höhepunkt. Mit einem Startkapital von nur 10 000 Gulden steigert er das Gesellschaftsvermögen um mehr als 1 800 000 Gulden. Das Unternehmen hatte inzwischen in Italien heimische Banken zurückgedrängt, vatikanische Großkunden aus Deutschland an sich gezogen, auch über seine Krakauer Filiale im europäischen Osten an Boden gewonnen, ebenso im polnischen, im ungarischen Handelsgebiet. Längst wickelte man alle möglichen Arten von Zahlungen ab, von Augsburger Baumeisterrechnungen, von Kreditbriefen für Romreisende über Geschäfte mit Wechslern, verzinsliche Einlagen, Darlehen für hohe Prälaten, Servitien- und Annatenobligationen bis zu politisch-militärischen Bankaufträgen, beispielsweise die Einhebung des Türkenzehnten, Vorschüsse für eine Kriegsflotte, der Aufrüstung des Kirchenstaates überhaupt.[5]

Schon Alexander VI. hatte sich in seinen letzten Regierungsjahren immer wieder der Fugger bedient, damals, 1501, gerade auch Johannes Zink, ein äußerst geschäftstüchtiger Typ, die Fugger in Rom zu vertreten begonnen. Und wie de Doffis war auch Zink Kleriker, stieg, von Mal zu Mal befördert, in der Kurie vom Magister über den Pfalzgrafen zum päpstlichen Familiaren auf, blieb aber gleichzeitig Leiter des römischen Fugger-Hauses. Einerseits weitete er den Geschäftsbereich bis England, Skandinavien, Finnland aus. Andrerseits hemmte er die Aktivität der Welser in Rom, mochte dort Christoph Welser auch päpstlicher Protonotar und Geheimkämmerer werden. Er, Zink, besaß 32 nachweisbare Pfründen und fand sogar noch Zeit, mit kirchlichen Ämtern und Würden profitreich in die eigene Tasche zu wirtschaften.

Fuggers intensives Zutun fiskalisierte das sogenannte Gnadenwesen mehr und mehr, ja die Firma versuchte es durch kaufmännische Zentralisation zu monopolisieren, wie das ähnlich auf anderen Gebieten, beim Kupfer etwa geschah, ein Monopol, das sie immens reich gemacht. «Ware blieb ihnen Ware. Und nur weitschauende Kritiker der Zeit begriffen, daß durch Zinks Tätigkeit italienischer Fiskalismus sich in das deutsche Handelsdenken ergoß und ihm seine rationale Hemmungslosigkeit, jedoch mit robusteren nordischen Formen und ohne südliche Eleganz, einzuflößen begann» (von Pölnitz).[6]

Nach dem Ableben Alexanders VI. florierte der Gnadenshop unter Julius II. fort. Hatte die schwäbische Gesellschaft doch von Anfang an, sobald sich die Chancen des della Rovere mehrten, seinen Wählern durch Zink Mittel zur Verfügung gestellt und der neue Papst noch an seinem Wahltag eine «Konklaveschuld» von 2500 Dukaten an die Fugger anerkannt. Und durch sein ganzes Pontifikat überwiesen sie ihm Geld aus Deutschland, wo zu ihren Kunden die meisten Diözesen gehörten, Toul etwa, Verdun, Aquileia, Passau, Basel, Salzburg, Augsburg, Regensburg, Speyer, Bamberg, Würzburg, Fulda, Hildesheim, die Hansestädte, Breslau, Leipzig, Meißen, Krakau u. a. Rühmte sich ja Jakob Fugger angeblich, bei Besetzung sämtlicher deutscher Bistümer, zuweilen gar zwei- und dreimal, mitgewirkt und daran verdient zu haben. Um 1511 trieben die Seinen den Jubelablaß für St. Peter auch in Schlesien, Ungarn, Polen ein. Und was Leo X. angeht, spricht es wohl für sich, daß ihm Faktor Johannes Zink zwischen 1513 und 1521 nicht weniger als 56 beurkundete «Gnadenbeweise» verdankt.

Zumindest ein Teil des hohen Klerus war auch durch private Interessen mit dem Fugger-Handel verquickt und überließ der Firma, allen biblischen und kanonischen Verboten zuwider, mehr oder minder hohe Beträge als stille Kredite. Ebenfalls spekulierten da «wahrscheinlich ziemlich ausgedehnte Vatikanische Kreise» (von Pölnitz). Kardinal Fazio Santorio, das finanzkundige Haupt der Datarie, gehörte zu diesen Kunden ebenso wie der Erzbischof von Gran oder der Breslauer Bischof Johann Thurzo und sein Bruder, der Prälat von Olmütz, bei denen die Fugger-Faktoren mit eigenen Schlüsseln die Ablaßtruhen öffnen und leeren konnten.

Ein durch das Augsburger Haus besonders profitierender Hierarch war der Fürstbischof von Brixen, Kardinal Melchior von Mekkau. Streng vertraulich investierte er 1496 eine verzinsliche Einlage von 20000 Gulden, womit das Unternehmen nach Belieben verfahren durfte. Offenbar befriedigt durch das Geschäft, steckte der Kardinal weitere Gelder in die Fuggerbank. Und im März 1509 belief sich seine Einlage ohne Abzüge auf 152931 Gulden – das eigene Handelsvermögen der Firma betrug genau ein Jahr darauf nur 198915 Gulden![7]

Die Fugger verbanden sich aber nicht nur finanziell, sondern auch familiär mit dem Klerus.

Schon der ältere Marx Fugger bekam durch den Papst eine Domherrenpfründe. Der jüngere Marx, unter Julius II. als Protonotar und Scriptor meist im Vatikan tätig, besaß ein Archidiakonat in Liegnitz, ein Kanonikat in Würzburg, zwei Pfarren im Bistum Passau, er bekam die Passauer Dompropstei, zwei Propsteien in Speyer, je eine Propstei in Bamberg, Regensburg und Augsburg. Auch Jakob Fugger der Reiche hatte ursprünglich im Stift Herrieden die geistliche Laufbahn eingeschlagen. Und später stellte die Familie einen Bischof in Konstanz, zwei Bischöfe in Regensburg, und selbstverständlich förderte sie (ausgenommen der evangelische Ulrich II. d. J.) die Gegenreformation, besonders der Jesuiten.[8]

ABLÄSSE FÜR LEBENDE UND TOTE

Kam es so auch zu den verschiedensten Transaktionen zwischen Vatikan und Fugger, wurde die breite Öffentlichkeit doch am meisten durch den Ablaßhandel mißbraucht.

Dabei wußte man auch die Ärmsten, die besitz- und beinah geldlosen Massen zu gängeln und wenigstens ihre Arbeitskraft zu kapitalisieren, etwa bei der Errichtung von Kirchen, besonders von großen, wie bei der Vollendung des Freiburger Münsters, wozu man Arbeiter zu unentgeltlicher Dienstleistung selbst aus fernen Gegenden bekam. Ebenso gab es die begehrten Gnaden für das Sand- und Steineschleppen beim Klosterbau. Oder für Mithilfe – selbst an Sonn- und Feiertagen – bei Festungsbauten. Und 1503 konnte man im Herzogtum Braunschweig einen Ablaß von 100 Tagen sogar bei ganz profanen Straßenarbeiten erwerben.

Ablässe spendierten Päpste oder Bischöfe bald mit vollen Händen und für alles mögliche.

Zum Beispiel für die Beteiligung an einer Prozession in Venedig mit öffentlicher Geißelung. Oder für das ehrfurchtsvolle Aussprechen der Namen Jesu und Mariä. 1514 gewährte die Lateransynode

einen Ablaß von zehn Jahren allen Denunzianten und Richtern von Gotteslästerern. 1287 verliehen deutsche Bischöfe einen Ablaß allen, die die Karmeliter (Träger eines neuen weißen Habits) nicht «die weißen Brüder» nannten, sondern nach wie vor «Frauenbrüder» (nichts Unzüchtiges war damit gemeint, wie man meinen könnte, hieß es doch damals, ein geflügeltes Wort, er hurt wie ein Karmeliter, sondern die heilige Jungfrau, die sie besonders verehrten).

Es gab Ablässe für solche, die Sünden vergessen hatten oder ihre Bußen, gab Ablässe für Gelübdebrecher, Meineidige, für Diebe und Räuber (retentio rei alienae). Es gab Ablässe für Mütter, die im Schlaf ihr Kind erdrückt, für Gläubige, die zu einem neuen Meßbuch beigesteuert oder es gekauft hatten. Bischof Rudolf von Würzburg gewährte dafür 1481 einen Ablaß von 40 Tagen, ein etwas kärglicher Nutzen.[9] (Allen Käufern dieser Kriminalgeschichte gewähre ich 40000 Jahre!)

Die Leipziger Schützenbrüder, die 1482 «aus hitziger Liebe und Begier bewegt, das Lob und den Dienst Gottes zu mehren», der Pfarrkirche St. Nikolai 500 rheinische Goldgulden gestiftet, erhielten ebenso einen Ablaß wie die «Schwestern» der oberelsässischen Büchsen- und Armbrustschützenbruderschaft des Städtchens Rufach, falls sie «wahrlich gereuet und gebeichtet erscheinen und ihr heiliges Almosen dazu geben, sooft und dick sie das tun».

Schön gesagt.

Am dicksten kam es vielleicht, seit man Ablässe auch für Tote anbot, die sozusagen geschäftsfähig machte. Tote waren, sind ja, nach christlichem Glauben, nicht tot, sind entweder, meistens, in der Hölle, oder, seltener, im Himmel; jedenfalls war da wie dort für sie auf ewige Zeiten gesorgt. Aber – es gab noch das Fegfeuer, wo die Armen Seelen, wer weiß wie lang, sühnten für alle Schuld aus trüben Erdentagen, und ihnen konnte, durfte, mußte man beispringen.

Schon im 13. Jahrhundert verbreitete der Klerus das Unglaublichste über Indulgenzen für Verstorbene.

Da berichtet ein englischer Franziskaner in einem Beispielbuch zum Gebrauch der Prediger vom Ablaßkauf eines Mannes für seinen jüngst verstorbenen Sohn. Er zahlt viel Geld, doch erscheint ihm der Sohn gleich in der Nacht darauf in strahlendem Glanz und ver-

kündet: «Durch die Ablässe, die du für mich gekauft, wurde ich aus dem Fegfeuer befreit und fahre nun gen Himmel.»

Viele folgten ihm. Und als wahrer Segen für die Armen Seelen erwies sich wieder einmal Rom. Der Nürnberger Ratsherr Nikolaus Muffel, der sich 1455 in der heiligen Stadt «mit allem Fleiß» um das wunderbare Phänomen gekümmert, nennt bereits mehr als 15 Kirchen und Stätten, wo man im Fegfeuer Schmachtende retten konnte. Von der Kapelle der hl. Praxedis meldet er: «so man fünf Messen für eine Seele in der Kapelle liest, die wird erledigt von allen Peinen. Des hat man Urkund und Zeichen, die da geschehen sind.» Kein Wunder, wenn nun zahlreiche Pilger die kostspielige Romfahrt gerade zum Trost der Armen Seelen unternahmen.[10]

Natürlich konnte nicht jeder nach Rom reisen und dort wie Martin Luther 1510/1511 als «ein toller Heiliger» durch alle Kirchen, alle Krypten laufen, alles glauben, «was daselbst erlogen und erstunken ist» und ernsthaft bedauern, «daß mein Vater und meine Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöst mit meinen Messen ...» Nein, nur Auserwählten waren Rombesuche vergönnt, und so gewährte Mutter Kirche in nimmermüder Sorge für das Seelenheil die großen Gnade auch anderwärts. Den Dominikanerinnen von Kirchheim in Württemberg verkaufte der 1493 für seine Verdienste zum Kardinal ernannte Ablaßkommissär Peraudi fünf Ablaßbriefe, «die kosteten mehr denn 10 Gulden; aber wir gaben es gern», bekundete eine Nonne, «daß wir den Seelen im Fegfeuer zu Hilfe kommen möchten ... Es holten sich etliche Schwestern 200 Seelen, etliche 100, etliche 50, und darnach jegliche vermöchte.»

Noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts war die längst geübte Arme-Seelen-Rettung theologisch sehr umstritten. Doch im späteren 15., im frühen 16. Jahrhundert verliehen die Päpste Calixt III., Sixtus IV., Innozenz VIII., Alexander VI., Julius II., Leo X. authentische Ablässe für Verstorbene.

Gewährt ja noch im 20. Jahrhundert die weiter sehr ablaßfreudige Catholica Ablässe für Lebende: für einen Kleriker, der seinen Chorrock anzieht, das Kreuzzeichen schlägt und ein bestimmtes Gebet spricht: 300 Tage Ablaß. Auch wer den Ring des Papstes küßt,

bekommt im Jahrhundert Einsteins 300 Tage Ablaß, wer den eines Kardinals küßt, 100 Tage, den eines Bischofs, 50 Tage Ablaß. Wer betet «O Herr, bewahre uns den Glauben»: 100 Tage Ablaß jedesmal. Wer beim Hören von Gotteslästerungen den Lobspruch spricht «Gott sei gepriesen!»: 50 Tage Ablaß jedesmal. Und sogar für die Armen Seelen im Fegfeuer gewährt der Apostolische Stuhl noch Ablässe – die Wirkung aber läßt man jetzt offen. Ist die Ablaßeffizienz für Lebende nach wie vor «unfehlbar», «kann nicht festgestellt werden», ob und wie weit «einer ganz bestimmten armen Seele ein Ablaß zugute kommt» (Jone).

Im übrigen rügt man nun den «Mangel an Kritik» im Mittelalter – ja, wer wollte ihn denn! –, tadelt die allzu häufigen Ablaßverleihungen, die manchmal unangemessene Höhe, was schon den Spott «leichtfertiger (!) Humanisten» erregt habe, bemäkelt die zu geringen Leistungen für zu große Versprechen, die vielen Fälschungen – statt doch die ganze Sache selbst absurd, den Schwindel einfach Schwindel zu nennen.[11]

FORTSCHRITTE BEIM ABLASSBETRUG UND FOLGEN

Im späteren Mittelalter stiegen die Gnadenschätze allmählich immer steiler an, die geringen Gewinne früherer Zeiten zogen nicht mehr. So steigerte man sie. Ein Gebet für den König von Frankreich, das Mitte des 13. Jahrhunderts unter Innozenz IV. 10 Tage Ablaß einbrachte, ergab hundert Jahre später unter Klemens VI. bereits 100 Tage. Ein noch relativ bescheidener Anreiz gewiß, doch bahnte sich eine inflationäre Entwicklung an.

Insbesondere waren mit der Visite vieler Kirchen Ablässe verbunden. Und hatte der päpstliche Legat Peraudi im Anfang des 16. Jahrhunderts für jede der Reliquien in der Schloßkirche zu Wittenberg – sie lagen dort bekanntlich tausendweise – 100 Tage Ablaß gespendet, machte Papst Leo X. aus den 100 Tagen für jede Partikel gleich 100 Jahre. Und für jede Reliquie in Halle verlieh er 4000 Jahre.

Mehr noch verheißt eine Berliner Handschrift: «Wer dies Gebet spricht, so man den Leichnam Christi erhebt, der verdient also viel Ablaß, als ein Mäher einen Tag Gras gehauen kann, und itzlich Gras bedeutet ein Jahr Ablaß.» War eine Indulgenz jedoch besonders hoch, wie eine von 48 000 Jahren in der Sebastianuskirche Roms, so versicherte das deutsche Rombüchlein: «Es soll niemand an dem Ablaß zweifeln, der bei der würdigen Kirche ist; wer daran zweifelt, der sündigt größlich.»

Von einer Ablaßsumme von wenigen Tagen kam man allmählich – in echten oder gefälschten Dokumenten – bis zu 1000, 12 000, 48 000, ja zu 158 790, 186 093 Jahren und mehr. Bei einem Ablaß von 600 000 Jahren (sexcenta millia annorum), einst zu gewinnen an Allerheiligen und natürlich in Rom (in der Kirche der hl. Bibiana), nimmt ein moderner katholischer Experte doch lieber «wohl einen Druckfehler an». Dabei stand in einem englischen Gebetbuch ein Ablaß von 1 000 000 Jahren, und die Heiligtumsbücher von Wittenberg oder Halle erwiesen sich als nicht minder generös.[12]

Eine Menge Ablaßbullen haben Welt- und Ordensgeistliche im späteren Mittelalter gefälscht, und die meisten dieser Fälschungen haben die Päpste im 15. und 16. Jahrhundert approbiert. Doch wurden nach manchen theologischen Experten die gefälschten Ablässe schließlich gültig – durch das Gewohnheitsrecht.

Die Menschen damals hätten freilich nicht leicht zwischen echten und unechten Ablässen zu unterscheiden gewußt, ganz beiseite, daß die einen so viel oder so wenig wert waren wie die andren. Erregt hat man sich auch eher über die Höhe der Preise. Und noch mehr über die – vom 13. Jahrhundert an – immer wiederholte Aufhebung älterer Ablässe, für die aber gezahlt war. Eben deshalb mußten sie ja ungültig, mußten sie aus dem Gnaden- und Geschäftsverkehr gezogen werden, bedurfte es stets neuer Indulgenzerweise. So «sistierte» man, wie das Kunstwort lautet, und verlieh neu und bezahlte neu und kassierte neu.

Wie viele Kreuzablässe gab es bereits! Doch vom 15. Jahrhundert an widerrief man immer häufiger (fast) alle bisherigen und schrieb neue aus. Pius II. brauchte Geld für die Restaurierung der römischen Basilika San Marco. Also ließ er den Bischof von Treviso in seiner

Diözese hundert Leute suchen, die für einen Sterbeablaß eine namhafte Summe berappten – und suspendierte dort bis zur Auftreibung des Geldes alle anderen Ablässe. Sixtus IV. wollte zum Jubeljahr 1475 Pilger massenweise in Rorg versammeln und dabei natürlich das Seine einstecken. Also hob er bereits am 29. August 1473 sämtliche vollkommenen Ablässe auf – ausgenommen die der Kirchen in Rom. Innozenz VIII. bestieg am 29. August 1484 den Heiligen Stuhl – und am 30. August 1484 annullierte er (mit Ausnahme der Sterbeablässe) alle Plenarablässe seines Vorgängers. Wer diese wieder wollte, konnte sie zwar gerne haben, doch gegen neue Bezahlung. Und wie Innozenz VIII. verfuhren im Anschluß an ihn: Alexander VI., Pius III., Julius II., Leo X., Hadrian VI.[13]

Die kirchlichen Behörden haben zum Ablaßschwindel lange geschwiegen, nur einzelne Theologen, teilweise anonym (!), protestiert. Erst als der Betrug immer offenkundiger wurde, erregte man sich über das Treiben von Quästoren, Almosenbegehrern, Ablaßpredigern, die ohne päpstliche oder bischöfliche Erlaubnis Geld sammelten, die päpstliche und bischöfliche Verordnungen fälschten, was schließlich von Spanien bis Skandinavien ständig vorkam, doch gar nicht vorgekommen wäre, hätte der niedere Klerus nicht vom höheren gelernt, gegen einen Teil der gehorteten Gelder mit den Quästoren gemeinsame Sache zu machen. Erst als der Gnadenverkauf allzu plump und oft betrieben wurde, geriet er in Mißkredit, mußte der hohe Klerus um seine Einnahmen fürchten – und eiferte in ganz Europa gegen die kleinen Gauner.

Auch gab es selbstverständlich längst die im Katholizismus bis heute beliebte Praxis, bei einfach nicht mehr zu kaschierenden Skandalen die niedere Klerisei, geringere Prälaten, zu tadeln, um ja keinen Schatten auf höhere, höchste, den Heiligen Vater selbst, fallen zu lassen, die eigentlichen Brutstätten doch der Korruptheit. So eifert Hieronymus Emser, von 1505 bis 1511 in Dresden Sekretär und Hofkaplan des Herzogs Georg von Sachsen: «Daß aber der Mißbrauch drein gekommen, ist nicht des Papstes, sondern der geizigen Kommissäre, Mönche und Pfaffen Schuld, die so unverschämt davon gepredigt und allein von ihres eigenen Nutzens wegen, damit sie des Sackes auch einen Zipfel kriegten, die Sache also grob ge-

macht und mehr aufs Geld, denn auf Beichte, Reue und Leid gesetzt, dessen sie doch von Päpstlicher Heiligkeit ungezweifelt keinen Befehl gehabt haben.»

Immerhin galt ihnen aber die strikte Order der Päpste, ihre Ablässe zu verkünden. Zwang man ja auch die Gemeinden unter Androhung von Kirchenstrafen, «bei Pein des Bannes», wie es 1517 in Hildesheim heißt, der Ablaßverkündigung beizuwohnen. Ja, häufig hatte man diesen Tag in den Pfarreien schon vom 13. Jahrhundert an zum Feiertag gemacht und mit erheblichem Gepränge, «mit großer Löblichkeit», «mit großer Reverenz» begangen.[14]

Je größer freilich der Aufwand und die Gnaden, desto geringer allmählich deren Popularität. So berichtet 1436 eine anonyme Chronik von einem Ablaß zur Griechenmission: doch «da tailtens die pfaffen under in und losten sich auß der herberg zuo Basel im consily und wurden die layen gelaicht». Und als im Frühjahr 1518 Ablaßkommissäre Breslau heimsuchten, bat das dortige Domkapitel den Bischof, sie nicht zuzulassen, seien doch so viele ähnliche Ablässe verkündet worden, «daß das Volk bereits Ekel davor habe und sein Gespött damit treibe». Erhob sich ja auch 1450 beim Verlesen des Rom-Ablasses durch den Augsburger Bischof «groß murbeln under dem volck dann vor langen zeiten bruoder Berchtold hie gepredigt hett: ‹wenn ainem Rom fur die thür kam, so solt man die peutel zuohalten› und ward sein oft gedacht»; gleichwohl glitten 20000 Gulden in die Kirchenkassen. Doch gerade in Augsburg, der Stadt der Fugger, deren F. von 1510 bis 1534 auf den römischen Münzen stand, hörte man immer wieder Schmähungen auf den Ablaß als Schröpferei «der ainfeltigen leut». Und munkelte oder wußte weithin, die bei der Firma aufgehäuften Gelder dienten ganz anderen Zwecken, als viele Spender noch glaubten.

Da gab es beispielsweise den anno 1506 mit hohen «Gnadengaben» dotierten Ablaß zum Neubau der Basilika des Apostelfürsten Petrus in Rom. Er befreite Lebende wie Tote, die in der Beichte ihre Sündenschuld getilgt, von allen zeitlichen Sündenstrafen, von Bußleistungen, vom Fegfeuer. Päpstlicher Ablaßverwalter aber wurde, und zwar auf eigenen Wunsch, in seinen Kirchenprovinzen und darüber hinaus Kurfürst Albrecht von Mainz, zugleich Erzbischof von

Mainz, von Magdeburg, Administrator von Halberstadt. Seine hohen Kirchenwürden hatte er in Rom erworben und deshalb bei den Fuggern 30000 Dukaten Schulden. Also verschrieb er der Augsburger Gesellschaft – die Hälfte des eingehenden Ablaßgeldes, der «heiligen Ware».[15]

Was seinerzeit Deutschland am Papsttum wohl am meisten skandalisierte, war die Ablaßpraxis. So überrascht es kaum, daß sich damit Luther – der dann diese ganze Ausbeutung, die römische Gier nach Geld, als «Fuggerei» brandmarkt – besonders befaßt. Er kritisierte sie seit 1516, traf so aber auch die Wittenberger Ablaßsammlung, die kursächsischen Reliquienschätze seines Landesherrn, bei dem er derart «schlechte Gnade verdienet», weshalb er seine öffentliche Kritik bemerkenswerterweise auch einstellt. Und als er sie wiederaufnahm, verstand er es, nur die Lehre der «brandenburgischen» Ablaßprediger theologisch zu disqualifizieren und jede Kollision mit der Ablaßpolitik seines Landesherren zunächst zu vermeiden, so daß bereits Zeitgenossen Friedrich den Weisen als Inspirator der Ablaßthesen vermuteten. Am 31. Oktober 1517 jedenfalls schickte Luther die 95 Thesen über die Kraft der Ablässe an seinen Ordinarius, den Bischof von Brandenburg sowie an seinen Metropoliten, den Erzbischof Albrecht von Magdeburg/Mainz. Und gegen die Fugger, die sich im ausbrechenden Religionsstreit für Kaiser und Katholizismus entschieden, trat Luther, der ein arbeitsloses Einkommen verwarf, dann in mehreren Schriften nachdrücklich auf.[16]

DIE ABLASSTHESEN
VOM «SEHR GUTEN PAPST»
ZUR «PAPSTSAU»

Zunächst hatte freilich auch Luther die Berechtigung des Ablasses öffentlich anerkannt und nur gegen seine Veräußerlichung, gegen den Mißbrauch immer entschiedener seit 1516/1517 Stellung genommen. In den 95 Thesen nun, Disputationsthesen, in denen sich eine ausgesprochen ambivalente Haltung Luthers, eine Zwitterstel-

lung gegenüber dem Papsttum abzeichnet, geht er jedoch gelegentlich über die bisherige Ablaßlehre deutlich hinaus, verneint er ihre Gültigkeit vor Gott, bestreitet, «daß durch die Ablässe des Papstes der Mensch von jeder Strafe frei und los werde» (per pape indulgentias hominem ab omni pena solui et saluari). Statt dessen erklärt er, ein Großteil des Volkes werde zwangsläufig getäuscht «durch jenes in Bausch und Bogen großsprecherisch gegebene Versprechen des Straferlasses» und lehrt seinerseits: «36. Jeder Christ, der wirklich bereut, hat Anspruch auf völligen Erlaß von Strafe und Schuld, auch ohne Ablaßbrief» (habet remissionem plenariam a pena et culpa, etiam sine literis veniarum sibi debitam).

Luther attackiert jedoch viel mehr die Ablaßverkünder, «diese freche Ablaßpredigt», als Leo X., den er einmal sogar «einen sehr guten Papst» nennt, «dessen Integrität und Gelehrsamkeit alle guten Ohren entzückt». Gewiß ereifert er sich: «Warum baut der Papst, der heute reicher ist als der reichste Crassus, nicht wenigstens die eine Kirche St. Peter lieber von seinem eigenen Geld als dem der armen Gläubigen?» Doch schreibt er auch: «Wenn der Papst die Erpressungsmethoden der Ablaßprediger wüßte, sähe er lieber die Peterskirche in Asche sinken, als daß sie mit Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe erbaut würde.» Oder: «Wenn daher der Ablaß dem Geiste und der Auffassung des Papstes gemäß gepredigt würde, lösten sich diese (Einwände) alle ohne weiteres auf, ja es gäbe sie überhaupt nicht» (facile illa omnia soluerentur, immo non essent).

Luther stand dem Papsttum in seinen Frühschriften, Vereinzeltes ausgenommen, durchaus positiv gegenüber, und er bezeugt noch 1545, vor dem Ablaßstreit «ein geradezu fanatischer Mönch und ganz unsinniger Papist» gewesen zu sein, ein Mann der, wie er 1538 gesteht, vom Namen des Papstes mächtig fasziniert war und ihn als Werkzeug des Heiligen Geistes betrachtet hatte.

Noch im Herbst 1517 scheint Luther in der 81. These bereit, «das Ansehen des Papstes vor böswilliger Kritik oder sogar vor spitzfindigen Fragen der Laien zu schützen». Und an Leo X. selbst schreibt er noch im nächsten Jahr, er könne zwar nicht widerrufen, wolle aber des Papstes Stimme hören «wie die Stimme Christi, der in ihm den Vorsitz führt und redet». Ja, er beteuert: «Belebe mich,

töte mich, rufe, rufe zurück, bestätige, verwerfe, wie es dir gefällt!»[17]

Inzwischen freilich hatte der zwielichtige Geist, der Mann ungeheurer Gegensätze und Widersprüche, mit Windeseile und, dem Feuer seines Temperaments gemäß, zunehmend gereizt einige Schriften in die Welt gesetzt, hatte er zunächst auf deutsch «Ein Sermon von dem Ablaß und Gnade» unters Volk geschleudert und fast gleichzeitig unter die gelehrte Zunft die lateinischen «Resolutiones disputationis de virtute indulgentiarum». In diesen vehementeren Angriffen auf den Ablaß aber klingt auch die neue Lehre von Glaube und Gnade schon an. Und wollte er in dem Schreiben an Leo X. dessen Stimme hören wie die Christi, erklärte er in den Resolutionen, auf ihn mache gar keinen Eindruck, was dem Papst gefalle oder nicht gefalle. Der Papst sei «ein Mensch wie die andern Menschen. Viele Päpste gab es, denen nicht bloß Irrtümer und Laster, sondern auch Ungeheuerlichkeiten (monstra) gefielen. Ich höre auf den Papst als Papst, d.h. wie er in den Kirchengesetzen spricht und gemäß denselben oder mit dem Konzil entscheidet, nicht aber, wann er nach seinem Kopfe redet.»

Immerhin beteuert er noch im September 1519 in der Widmung des Galaterbrief-Kommentars, nicht nur die Römische, sondern die ganze Kirche Christi innig zu lieben, versichert ausführlich, daß diese Liebe es verbiete, sich von Rom zu trennen, ja nennt den Papst «Statthalter Christi». Doch bereits am 24. Februar 1520 schreibt er nach der Lektüre von Huttens Edition über die Konstantinische Schenkung von Laurentius Valla, er zweifle «fast nicht mehr daran», daß der Papst der erwartete Antichrist sei. In diesem Jahr erfolgt Luthers endgültiger Bruch mit Rom[18].

Und von nun an spricht der Reformator – fraglos einer der größten Schöpfer deutscher Sprache und jeden Vertreter des «Grobianismus» seiner Zeit übertrumpfend – anders über die Heiligen Väter, wenn der Ton auch im Prinzip wahrlich nicht neu ist, vielmehr lebhaft an die Innigkeit erinnert, mit der Christen, Apostel, Kirchenväter, Bischöfe schon in der Antike, ja im Neuen Testament ihre Nächstenliebe zum Ausdruck brachten (I 3. Kap.!),

Denn für Luther ist fortan und bis an sein Lebensende der «Statt-

halter Christi» ein Mensch, der «alles Böse treibt», «besessen vom Teufel», «des Teufels Bischof und der Teufel selbst», «ein verzweifelter Gotteslästerer und abgöttischer Teufel», «ein vermummeter und leibhaftiger Teufel», gar «der Dreck, den der Teufel in die Kirche geschissen». Er schimpft den Papst, noch 1518 «die Stimme Christi» für ihn, «beschissen» und «ausgeschissen», «Räuber», «Monstrum», «Rattenkönig», «Tier», «wildes Tier», «Drachen und Höllendrachen», «Bestie der Erde», schmäht ihn «erzpestilenzialisches Ungetüm», «spitalischer, stinkender Madensack», «Papstesel», «Papstsau». Das Haustier vom Esel bis zum Schwein ist «in seiner Malediktologie fast vollzählig vertreten» (Mühlpfordt) und die «Sau» in seinem Schimpfinventar geradezu eine Lieblingsbezeichnung für Gegner – Doktor Eck figuriert als «Saueck», Herzog Georg als «Dresdener Sau», die Konstanzer Konzilsväter sind insgesamt «Säue» etc. Luther nennt nicht nur das Papsttum, sondern auch «Bißthumb, Stift, Klöster, Hohenschulen mit aller Pfafferei, Müncherei, Nonnerei, Messen, Gottesdiensten eitel verdampte Secten des Teufels», das Papsttum im besonderen «des übersten Teufels giftigster Greuel» und Rom «eine Behausung der Drachen, eine Wohnung aller unreinen Geister», «voller geizigen Götzen, Meineidigen, Apostaten, Sodomiten, Priapisten, Mörder, Simonisten und anderer unzähliger Ungeheuer».

Schon 1520 ist es gewiß für ihn, und er dürfte sich kaum sehr getäuscht haben, «daß der Papst und Cardinäl gar nichts gläuben». «Was gehet den Papst Beten und Gottes Wort an? Er muß *seinem Gott, dem Teufel*, dienen. Aber das ist noch das Geringst ... Die allerärgeste Grundsuppe aller Teufel in der Hölle ist, daß er solche Gewalt dahin strecket, daß er Macht haben will, Gesetze und Artikel des Glaubens zu stellen ... Er brüllet als besessen und voller Teufel ... Denn der *Teufel*, so das Papstthum gestiftet, der redet und wirket alles durch den Papst und römischen Stuel.»

Man meint, es gäbe da schwerlich eine Steigerung, und doch überhäuft er am Ende seines Lebens in dem Pasquill «Wider das Papsttum zu Rom, vom Teuffel gestiftet» den «Stellvertreter Christi» echt christ-evangelisch mit Schmähworten über Schmähworten als «Das Häupt der verfluchten Kirchen allerärgesten Buben auf Er-

den, ein Statthalter des Teuffels, ein Feind Gottes, ein Widersacher Christi und Verstörer der Kirchen Christi, ein Lehrer aller Lügen, Gotteslästerung und Abgöttereien, ein Erzkirchendieb und Kirchenräuber ... ein Mörder der Könige und Hetzer zu allerlei Blutvergießen; ein Hurnwirth uber alle Hurnwirthe, und aller Unzucht ... ein Widerchrist, ein Mensch der Sünden und Kind des Verderbens, ein rechter Bärwolf», und wünscht wieder mit aller evangelischen Wärme, man sollte «den Papst, Cardinal, und was seiner Abgötterei und päpstlicher Heiligkeit Gesindlin ist, nehmen und ihnen ... die Zungen hinten zum Hals heraus reißen und an den Galgen annageln ...»[19]

Wir werden das nun anhebende und immer mehr ausufernde Gezänk der Alt- und Neugläubigen, die Flut überbordender Streitschriften, Sendbriefe, Prophetien, Utopien, Pamphlete, Flugblätter allenfalls gelegentlich streifen, nicht aber das beginnende Zeitalter der Reformation – eine 1697 durch Veit Ludwig von Seckendorff geprägte, durch Rankes «Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation» (1839/1843) bekannter gewordene Charakterisierung – auch nur entfernt kontinuierlich betrachten. Und ebensowenig verfolgen wir chronologisch das Leben des Reformators selbst: das alsbald («fulmen Dei», «Gottes Stimme») abgebrochene Jurastudium, den Eintritt – nach einem Blitzeinschlag neben ihm – in das Erfurter Augustiner-Eremiten-Haus, das strengste der dortigen sechs Klöster, 1505; die Romreise, noch ohne Ärgernisnahme, 1510; die (dann zeitlebens beibehaltene) Professur für Bibelexegese 1512 in Wittenberg.

Noch immer ist Luther in den nächsten Jahren ein völlig Unbekannter in der Welt. Doch nach dem 1516 ausgebrochenen Ablaßstreit beginnt 1518 das römische Verfahren wegen Häresieverdacht, findet das (mit der Ablaßfrage eröffnete) Verhör durch den mit der causa Lutheri betrauten Legaten Kardinal Cajetan nach dem Augsburger Reichstag statt und die Verweigerung des Widerrufs. Es kommt im Sommer 1519 auf der Pleißenburg zur Leipziger Disputation mit Johannes Eck von Ingolstadt, Luthers stärkstem theologischem Widersacher. 1520 überbringt Eck persönlich aus Rom die Bannandrohungsbulle «Exsurge Domine» mit der Anführung von

41 «Errores Martini Lutheri», die «fromme Ohren beleidigen, einfache Gemüter verführen», die aber Luther (mit einem «Wildschwein aus dem Walde» verglichen, einem gar «wilden Tier») publizistisch hochwirksam als Fälschung Ecks ausgibt und sie im selben Jahr noch am 10. Dezember mit scholastischen Traktaten, mit reichsrechtlich gültigen Büchern des kanonischen Rechts sowie einem Dutzend Schriften seiner Gegner Eck und Emser auf dem Wittelsberger Schindanger öffentlich verbrennt. «Wessen erfrecht sich der räudige Mönch!» rief Luthers Kollege, freilich den Juristen zugehörend, einer von ihm bekanntlich besonders wenig geschätzten Spezies, «Schinder», «Zungendrescher», zumeist auch noch «des Papstes Diener», «böse Christen». Und am nächsten Tag erklärt Luther, die Verbrennung allein genüge nicht, es sei notwendig, den Papst, d. h. den päpstlichen Stuhl zu verbrennen.

Worauf nach langem Zögern am 3. Januar 1521 mit der Bulle «Decet Romanum Pontificem» die Exkommunikation durch Leo X. erfolgt, die Reichsacht durch den Kaiser, das Wormser Edikt, auf der Rückreise von Worms die Scheinentführung durch den Landesherrn Kurfürst Friedrich den Weisen auf die Wartburg, wo Luther als «Junker Jörg» sein «opus proprium» schafft, seine von der neueren Forschung nicht selten relativierte literarische Großtat, die ihn, wie freilich wohl mehr noch sein Streitschriftenwerk, in dem er selbst ein Kernstück seines Schaffens sieht, als Sprachgestalter neben Goethe und Nietzsche stellt, die Übersetzung des Neuen Testaments nicht aus der bisher gebräuchlichen lateinischen Vulgata, sondern aus dem Griechischen ins Deutsche – Luthers «verkorter Dolmatschung», wie 1527 der katholische Herzog Georg von Sachsen sagt.[20]

Erst recht nicht erörtert wird hier (wie überhaupt) Luthers Theologie, die bekanntlich mit seiner Angst beginnt, Gott nicht genugzutun, mit seiner qualvollen, schon pathologisch anmutenden Suche nach einem gnädigen Gott, mit dem Problem beginnt, wie er als Sünder vor Gottes Gericht gerecht erscheinen könne. Selbst wenn uns die Begriffe «Sünder», «Gott», «Gericht» (oder die Formeln «sola fide», «sola gratia», «solus Christus») in solchem Zusammenhang (und überhaupt) etwas zu sagen hätten, sie gehören nicht in unseren Themenkreis, es sei denn zu der Demonstration, daß da mit

lauter Unbekannten operiert, daß der Welt und ihm selbst, dem abgrundtief in seinen Sündenwahn Verstricktem, vom Teufel oft Besuchtem, ein X für in U vorgemacht werde, was aber nicht zu demonstrieren ist – für viele indes seine «größte und bleibende Leistung» (Tannenberg!).

Natürlich kümmert uns auch nicht Luthers «berühmte» 1523 in seiner Schrift «Von weltlicher Obrigkeit» dargelegte Zweireichelehre, ein ebenso alter wie plumper Theologenkunstgriff (fast zu plump, um ihn noch so zu nennen), sein strenges Differenzieren zwischen geistlichem und weltlichem Regiment, «Divina und Politica», aber auch zwischen andren Beziehungszusammenhängen des Christen, die jedoch alle unlösbar verbunden, aufeinander zugeordnet sind. Solche dualistische Konfrontationen gibt es mutatis mutandis bereits im Alten Testament, bei Paulus, Augustinus, die mittelalterliche Zweischwerterlehre gehört hierher. Und diese Unterscheidung, die keine Scheidung ist, besteht auch zwischen den Bereichen des «homo interior» und «exterior». Sie ist bei Augustinus ebenso wie bei Luther «scharf und unbedingt, aber zugleich unsichtbar und nie zu fixieren» (H. Bornkamm), also einfach wunderbar für Theologen, darin ganz wie's der Zweck erheischt herumzuschwimmen, ein ideales Terrain, das man, da äußerst variabel, situativ auslegen kann, stets nach dem Oppertunitätsbedarf. Unter den Faschisten, als der Begriff Zweireichetheorie nicht zufällig eine Konjunktur erfuhr, lehnten deutsche Lutheraner mit ihr den Widerstand gegen Hitler ab, norwegische und dänische Christen begründeten ihn damit. In den USA verteidigte man mit Hilfe der Zweireichelehre ebenso die Sklaverei wie den Freiheitskampf der black community.[21]

Das, was uns interessiert, ist allein der kriminelle, das heißt ohne jeden Abstrich der hervorstechende, der Haupt-Aspekt im blutigen Wust der Geschichte. Und dabei konzentrieren wir uns auf vier Kernpunkte, auf Luthers agitatorisch-demagogische Verteufelung der Bauern, der «Ketzer», der Hexen, der Juden. Jeder Vorgang ist gleich grauenhaft, gleich abscheulich, vielleicht der fatalste aber, weil historisch folgenreichste, die Niederschlagung der Ärmsten.

12. KAPITEL

MAN NENNT ES REFORMATION

Die Heiligenlegenden entlarvte Luther als Märchen. An den Bibellegenden hielt er fest; am Teufelsglauben auch; am Hexenwahn auch; an der Ketzervertilgung auch; am Antisemitismus auch, am Kriegsdienst, an der Leibeigenschaft, den Fürsten. Man nennt es: Reformation.[1]

Der Reformator lässt die Bauern schlachten oder «Anzaigung zwayer falschen Zungen des Luthers»

Die Kirche stand seit den frühen christlichen Sozialaufständen in der ausgehenden Antike stets auf Seite der Unterdrücker gegen die große Mehrheit der Menschen, die Bauern. Sie haben im christlichen Abendland, das sie erst zu Hörigen, dann zu Leibeigenen macht, eine Rechtsnatur fast wie Vieh, sie können vererbt, verschenkt, verkauft, getauscht, können jämmerlich geschunden, aufs äußerste geschröpft werden, sie müssen lebenslang *um Gottes Willen* gehorchen. Um 1300 schmeckt dem Hochmeister des Deutschritterordens Siegfried von Feuchtwangen, wie er sagt, kein Bissen, habe er zuvor nicht ein paar Bauern hängen lassen.

Durch das ganze Mittelalter kommt es so zunehmend zu den mannigfachsten Formen des Protests, des Widerstandes der Unterjochten gegen ihre weltlichen und geistlichen Grundherren, zu passiver Resistenz, zu Verweigerung von Diensten und Abgaben, zu Abwanderung, Flucht, zu Unruhen, Erhebungen, kommt es, je weiter das Mittelalter vorrückt, in Norwegen, Dänemark, England, der Normandie, in Flandern, Ungarn, der Schweiz zu Aufständen, zu Bauernrebellionen (Vgl. 3. Kap.).

Allein auf deutscher Seite – wo seinerzeit, teils persönlich frei, teils unfrei bis hin zur Leibeigenschaft, rund drei Viertel von 12 oder 13 Millionen Menschen auf dem Land lebten – zählte man im 15. Jahrhundert vierzig Erhebungen mit stetig sich verdichtender Tendenz und einer nicht selten schichten- wie ständeübergreifenden Ko-

operation. Und aus diesen Voraufständen entwickelte sich dann eine soziale Massenbewegung, die aber, letztlich ihr Verderben, nicht in sich zusammenhängend, nicht geschlossen, die regional zersplittert war; wobei nicht die unterste, die am meisten verelendete Klasse der Bauern den Ton angab, sondern der Stand mittlerer und großer Bauern, der gegenüber einer verstärkten herrschaftlichen Abhängigkeit sein Selbstverwaltungsrecht erstrebte.

Wenn auch ein ganzes Knäuel von Konflikten verschiedenster Art zum deutschen Bauernkrieg (1524–1526) führte, ist doch bemerkenswert, daß, zumindest gebietsweise, der besondere Haß der Bedrängten, der oft um ihre nackte Existenz Ringenden, dem Klerus gilt, dem größten Grundeigentümer. War ja «die Abneigung des Volkes gegen die Geistlichen» geradezu eine «Ursache des Bauernkrieges» (Gerdes), und dieser auch eine «religiöse Volkserhebung», eine «Glaubensrevolte» (Oberman).

Desiderius Erasmus von Rotterdam, bis zum Auftreten Luthers vielleicht der führende Gelehrte seiner Zeit, nennt denn auch den Bauernkrieg schlicht «Pfaffenkrieg» und «Klosterkrieg».

1460 empören sich die Kemptener Bauern gegen ihren Abt. 1476 demonstrieren 16000 Bauern bei Nacht mit Fackeln vor der Festung Marienberg ihres Würzburger Oberhirten, der mit Kanonen auf sie feuern läßt. «Und wurden der Völker etlich viel erschlagen und erstochen», heißt es in der Würzburger Ratschronik, «auch gefangen uf 104 Personen ungnadelichen gesinnt (= ohne Gnade) uf Unserfrauenberg.»

1483 bekämpft die Bundschuhbewegung in Schlettstadt besonders die geistlichen Gerichte, 1490 die Augsburger Bauernschaft ihren Bischof Friedrich von Hohenzollern. 1493 heißt die Parole des Elsässer Bundschuhs, bei dem, wie auch sonst nicht selten, bäuerliche und bürgerliche Widerständler sich zusammenfanden, vor allem Abschaffung des Straßburger Bischofsgerichts und des kaiserlichen Hofgerichts zu Rottweil verlangend: «Loset, was ist das für ein Wesen? Wir mögen nicht vor Pfaffen und Adel genesen.»

Stark ausgeprägt war der Pfaffenhass auch 1502 beim Bruchsaler Bundschuh unter dem rastlos agierenden Joss Fritz, einem Leibeigenen des Speyrer Bischofs, eines notorischen Leuteschinders, ja der

dortige Bundschuh war geradezu aus diesem Haß hervorgegangen. Etwa 100 Rebellen wurden verhaftet, zehn geköpft und gevierteilt. – Der Bundschuh, die übliche Fußbekleidung der Bauern, wurde das Symbol ihrer Freiheitsbewegung.[2]

Auch als der Bundschuh 1513 auf den Breisgau übergreift, im nächsten Jahr unter Peter Gais der «Arme Konrad» Teile Württembergs erschüttert, äußern sich starke antiklerikale Tendenzen, wollen die Bauern – dreizehn werden hingerichtet – sich nicht mehr vor geistliche Richter gestellt, vielmehr das Kirchen-, das Klostergut gerecht verteilt sehen, wollen sie die «göttliche Gerechtigkeit» übrigens nicht nur für die Bauern, sondern, wie dann in den zwölf Artikeln stand, «für sich und die andren Christen».

Die Memminger «Zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben» von Ende Februar 1525, die noch ins Elsaß und nach Thüringen wirkende, in mindestens 25 Drucken mit ca. 25 000 Exemplaren verbreitete wichtigste Programmschrift der Aufständischen, die ausdrücklich ihre Bereitschaft gegenüber der Obrigkeit «in allen gebührenden und christlichen Sachen» betonte, richtet sich gleichwohl weit mehr gegen Bischöfe und Prälaten als gegen die weltlichen Grundherren, war doch auch sie «vor allem eine religiöse Revolte gegen das kirchliche Establishment» (Oberman).

Bezeichnenderweise dehnen zu Beginn der Neuzeit, als man die Leibeigenschaft da und dort gemildert, ganz aufgehoben, anderwärts aber verschärft oder erst eingeführt hat, auch Klöster die (bei Rechtshändeln entmündingende) das Territorialregiment begünstigende Leibherrschaft, wie sie auch hieß, aus, so St. Georgen, Weingarten, Einsiedeln, Salem, Sankt Peter im Schwarzwald oder Kempten im Allgäu, die größte Grundherrin des Gebietes. Gerade diese Abtei, in deren Urkunden stand: «Die Leibeigenschaft ist nit wider göttlich oder menschlich gesatz», suchte mit einem von ihr gefälschten Stiftungsbrief Karls I. ihre Bauern in die Leibeigenschaft zu drücken. Sie schikanierte sie durch das ganze 15. Jahrhundert, ging mit geistlichen Strafen gegen sie vor, soll auch willkürlich gefoltert haben, und um 1500 machte der Fürstabt auf die perfideste Art 1200 Zinser leibeigen. (1526 enthält das sogenannte Blutbuch der Abtei 173 Namen von aufrührerischen Bauern und Rädelsführern).[3]

Bei aller Wut auf den Klerus waren die mittelalterlichen Bauern durchaus fromm, christgläubig, Wallfahrer, Heiligenverehrer, wurden jetzt auch eine religiöse, eine religiös-soziale Bewegung, und wahrscheinlich wollten Sie schon mit dem «Pfeifer von Niklashausen», dem 1476 in Würzburg als «Ketzer» verbrannten Hans Behem, sicher aber im Bundschuh von 1502 des Joss Fritz «nichts denn die Gerechtigkeit Gottes». Die Allgäuer Artikel, beginnend «In Christo Jesu liebwerte Brüder», wissen sich verbunden «bei dem heiligen Evangelium und bei dem Gottesworte und bei dem heiligen Recht» und wollen einander beistehen bis zum Tod, «denn wir sind Brüder in Christo Jesu, unserem Erlöser». Und der letzte Artikel des Memminger Manifests lautet, bezeichnenderweise in unverkennbarer Anlehnung an Luthers Verweigerung des Widerrufs auf dem Wormser Reichstag 1521: «Wenn einer oder mehr Artikel allhier aufgestellt sein sollten, die dem Worte Gottes nicht gemäß: ... dieselbigen Artikel wolle man uns auf Grund des Wortes Gottes als ungebührlich erweisen, so wollten wir davon abstehen, wenn man uns den Nachweis mit Begründung aus der Schrift führt.»

Die Bauern vereinigten sich als «christliche Versammlung», stritten als «evangelische Brüderschaft», als «christlich evangelisches Heer», auf ihren Fahnen sah man Bilder des Gekreuzigten und den Namen Jesu. Ein Fähnlein des Bundschuh zeigte nicht nur einen Crucifixus, sondern auch die Madonna, den Täufer, den Kaiser, den Papst, dazu einen vor dem Kreuz knienden Bauern und die Umschrift: «Herr, stand diner gotlichen gerechtigkeit bi!» Es gab Bauernlager, in denen Huren keinen Zutritt hatten, doch alle Tage Predigtgottesdienst befohlen war. Ja, der württembergische Bauernführer Matern Feuerbacher, freilich ein Außenseiter, der selbst Adligen und Geistlichen Schutzbriefe ausstellte, verlangte das Predigen gleich zweimal täglich.[4]

Gewiß trumpften auch radikale Kräfte auf, Männer, die alle Pfründen reduziert, das Kirchengut abgeschafft, nur noch Kaiser und, ausgerechnet, den Papst als Herren anerkannt sehen wollten oder die, wie die Odenwälder Bauern, der Stadt Tauberbischofsheim lakonisch erklärten: «wir wollen herrn sein»; kein vereinzeltes Geschehen.

Der Rebell Joss Fritz, charakterlich einwandfrei, wollte sämtliche Abgaben und Zinsen einstellen, die geistlichen Güter aufteilen, überhaupt jede Herrschaft beseitigen. So heißt es in den Satzungen dieses Bundschuhs: «Wir wollen alle Joche und Leibeigenschaften zerbrechen und mit Waffen uns freien, weil wir wie die Schweizer frei sein wollen. Niemals mehr wollen wir Obrigkeit über uns dulden und niemand Zins, Zehnt, Steuer, Zoll und noch andere Beden (Abgaben) bezahlen, sondern uns aller dieser Beschwernisse auf ewig entledigen. Wir wollen die Fürsten und Edelleute mit Gewalt brechen und vertreiben oder totschlagen samt allen Pfaffen und Mönchen; ihre Güter wollen wir teilen.» Als nicht weniger radikal erwies sich die Tiroler Landesordnung des einstigen bischöflichen Sekretärs Michael Gaismair, die den Landesfürsten gar nicht mehr erwähnte und «ain ganze Glaichait im Land» verlangte. Gaismair starb 1532 in Padua durch gedungene Mörder mit Einverständnis der Innsbrucker Regierung.[5]

Doch überraschenderweise war die Mehrzahl der Bauern und Bauernhaufen ursprünglich friedlich gestimmt, versöhnungsbereit.

Zu Beginn großen Auseinandersetzung 1525 sprechen kaum die Waffen, Ausnahmesituationen beiseite. Die aus lokal oft verschiedenen Anlässen entspringenden Unruhen hatten meist einen gewaltlosen, noch keinen kriegerischen Charakter, dienten der Demonstration der Not, bezweckten die Aufhebung erdrückender Lasten, erstrebten jedoch in der Regel keine Empörung, keinen Umsturz mit Waffengewalt. Das bringen diverse Bauerngruppen auch zum Ausdruck, der Baltringer Haufen (der dann aber, erbittert über die hinhaltenden, die Bauern nur prellenden Scheinverhandlungen des Schwäbischen Bundes, mit der Niederbrennung des Herrensitzes Schemmerberg den eigentlichen Bauernkrieg eröffnete), die Kemptener Bauern, der Schwarzwälder Artikelbrief, die Allgäuer Artikel. Man suchte den Konflikt noch auf dem Verhandlungs-, dem Rechtsweg zu bewältigen, schloß viele Verträge, u.a. mit dem Erzstift Mainz, Abkommen, die nicht immer ernst gemeint waren, zumal der Adel auch auf Zeitgewinnung spekulierte und andererseits die Bauern nicht auf jedes Angebot eingingen. Doch brachten sie ihre rechtlichen, sozialen, kirchlichen Wünsche «auf einen im ganzen

maßvollen und diskutablen Nenner. Es ging ihnen wesentlich darum, in rechtlich gesicherter politischer Freiheit unter landesherrlicher Obergewalt zu leben» (Handbuch der Europäischen Geschichte).

Zunächst sah es im übrigen auch nicht so übel für sie aus. Sie waren zwar deutlich weniger gut geführt, nicht kriegserfahren, strategisch schwach, die einzelnen Haufen aber militärisch oft ordentlich organisiert, zumindest teilweise zufriedenstellend gerüstet, und zweifellos in der Überzahl. Auch standen ländliche Arbeiter, Bergknappen, Handwerker, Teile der städtischen Unterschichten zu ihnen. Erwiesen sich ja sogar mehrere Fürsten als einsichtig, verhandlungsbereit und zögerten lange, ihre Vereinbarungen zu brechen.[6]

Auch Luther, der das Elend vieler Bauern, ihre Überlastung, den Steuerdruck, die Beamtenwillkür, nicht nur kannte, sondern das Berechtigte ihres Protests auch anzuerkennen schien, greift zunächst in seiner Schrift «Ermahnung zum Frieden auf die Zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben» alle Ausbeuter, die so «schatzen und schinden», «die leute so vntreglich beschweren» massiv an. «Erstlich mügen wyr niemand auff erden dancken solchs vnradts und auffruhrs / denn euch Fürsten vnd Herrn / sonderlich euch blinden Bisschoffen vnd tollen Pfaffen vnd München / die yhr noch heuttigs tages verstockt / nicht auffhöret zu toben vnd wüten wider das heylige Euangelion.»

Zwar meinen sie, schreibt Luther, noch fest im Sattel zu sitzen, doch könne und wolle er ihre Wüterei nicht dulden, müssen sie anders werden, müssen sie dem Wort Gottes entweder freundlich oder gewaltsam weichen, entweder durch diese oder andere Bauern. «Und ob yhr sie alle schlügt / so sind sie noch vngeschlagen / Gott wird andere erwecken.» Und überhaupt: «Es sind nicht die bawren / lieben herrn / die sich widder euch setzen / Gott ists selber / der setzt sich widder euch / heymzusuchen ewer wueterey.»

Luther findet auch «etliche» der Zwölf Artikel der Bauern «billich vnd recht». Und die anderen Artikel, gesteht er, «sind ja auch billich vnd recht». Daß freilich die Bauern, seine «lieben herren vnd brüder», seine «lieben freunde», zwar den großen Zehnt weiter ent-

richten wollen, nicht aber den kleinen, heißt er «eytel raub vnd offentliche strauch dieberey». Erst recht verwirft er den Kampf der Geknechteten wider die Leibeigenschaft, die aber gerade an der Spitze aller bäuerlichen Gravamina stand – betrafen doch von 54 ausgewerteten Beschwerdeschriften mit zusammen 550 Einzelpunkten 90 Prozent die Leibeigenschaft (83 Prozent die Grundherrschaft, 67 Prozent die Gerichtsherrschaft), wobei die Bauern eben meinten, Christus habe alle Menschen befreit. Das freilich will der Reformator schon gar nicht hören, heiße es ja «Christliche freyheyt gantz fleyschlich machen.» Und auch eine schlechte Obrigkeit, lehrt Luther, sei kein Freibrief für «rotterey noch auffruhr». Vielmehr sei es Sache der Obrigkeit, wie es nicht eben logisch, wie es theologisch heißt, «die bosheyt zu straffen», müsse jede Seele ihr «vnterthan seyn / mit furcht und ehren». Jeder Christ habe nicht zu rechten und zu fechten, «sondern vnrecht zu leyden vnd das vbel zu dulden». Ja, er schimpft die Bauern dreist viel größere Räuber als ihre Gebieter. Denn «Die oberkeyt nympt euch vnbillich ewer gut / das ist eyn stuck. Widderumb nemet yhr der selben yhre gewallt / darynne alle yhr gut / leyb vnd leben stehet / drumb seyt yhr viel grösser reuber denn sie / vnd habts erger fur / denn sie gethan haben.»[7]

Bekam Luther Angst? Drohte sein evangelisch-reformatorischer Protest in andere, rein weltliche, rein machtpolitische Bahnen zu entgleiten? Drohte die religiöse in eine soziale Empörung, die Reformation in Revolution umzuschlagen? Und war er, Luther, vielleicht selbst in den Aufruhr verstrickt? Ursächlich verstrickt? Zugespitzt formuliert Winfried Schulze in seiner Deutschen Geschichte im 16. Jahrhundert, «daß ohne die reformatorische Verkündigung des Evangeliums kein Bauernkrieg möglich gewesen wäre».

Das mag sein oder nicht – die Reformation, seit langem von England bis Böhmen, von John Wyclif und Jan Hus vorbereitet, die Reformation, eine Sache des Glaubens, der religiösen Bedürfnisse, der antirömischen Opposition, der Verwerfung scholastischer Theologie und päpstlicher Kirchentyrannei, ein von vielen Gelehrten, von Humanisten, von Melanchthon, von Hutten gefördertes epochales europäisches Ereignis, die Reformation war mit der Bauernbewegung und deren Berufung auf Bibel und «Göttliches Recht» unver-

kennbar verbunden. Luthers fundamentaler Angriff auf das Papsttum, die mitreißende Wucht seiner Kritik mußte auch eine Attacke auf andere Autoritäten nahelegen, auslösen. Sein ungestümer, berserkerhafter Elan hatte Signalwirkung, hatte gewaltige Erwartungen geweckt, nicht nur der Beseitigung von Seelenqualen, sondern auch materieller Bürden, eine Veränderung der Gesellschaft überhaupt. Der Wittenberger hatte «die ganze Summa eines christlichen Lebens» in dem Begriff Freiheit zusammengefaßt, und dieser Begriff erschien in den Flugschriften der Bauernkriegszeit wieder – nur hatte ihn Luther «geistlich» und die Bauern auch «fleischlich» verstanden wissen wollen.

Schon als der überall den Klerushaß schürende, den Waffengebrauch fordernde Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen 1522 den «Pfaffenkrieg» gegen den Trierer Erzbischof Richard von Greiffenklau führten, verloren und beide bald darauf starben, hatte Luther die Gewaltanwendung verworfen. Sah er doch «Aufruhr» darin und keine «ordentliche Gewalt». Aufruhr aber, schrieb er in seinem 1522 gedruckten Text «Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung», Aufruhr sei ohne Vernunft und treffe mehr Unschuldige als Schuldige. «Darumb ist auch kein Aufruhr recht, wie rechte Sach er immer haben mag.» Doch der Herr omnes, also der sogenannte gemeine, der kleine Mann, kapiere das nicht, «schläget in den Haufen, wie es trifft, und (das) kann nit ohn groß, greulich Unrecht zugehen».

Schlägt somit der «kleine Mann» drauf, ist's stets Unrecht, wie recht er hat. Schlägt der «große», die Obrigkeit zu, ist's stets Recht, wie unrecht auch immer: die christliche «Gesellschaftslehre» von Paulus bis Luther, bis heute. Die «Großen», mögen sie Konstantin, Chlodwig, Karl, Hitler, Stalin oder sonstwie heißen, dürfen morden und morden lassen, dürfen monströse Blutbäder anrichten, Weltkriege führen, ganze Völker vernichten, sie wurden und werden dabei, gemäß Paulus, Luther und ihresgleichen, von allen christlichen Kirchen unterstützt. Und vielleicht stimmt es nachdenklich, daß einer der ersten bekannten Militärs der Bundeswehr, der General Ulrich de Maizière gestand, «daß es lutherische Schriften waren, die mich 1951, nur knapp sechs Jahre nach dem Ende des Zweiten

Weltkrieges, haben wagen lassen, dem Ruf der Bundesrepublik zur Mitarbeit in den Streitkräften zu folgen».[8]

Anfang Mai 1525 schleudert Luther seine blutrünstige Schrift «Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern» heraus, worin er diese, die, unter Berufung auf die Genesis, frei und gleich sein möchten, brüsk abfertigt und ihren Schlächtern preisgibt. Denn: im Neuen Testament «gillt Moses nicht / Sondern da steht vnser meyster Christus». Lehrt aber selbst meyster Christus etwas gegen meyster Luther, dann gilt meyster Christus nicht, sondern meyster Luther. Falls etwa die Obrigkeit unversehens über die Bauern herfällt und sie «ohne vorhergehendes Erbieten zu Recht und Billigkeit», das heißt ohne jedes Verhandeln schlägt und straft, dann will der doch gar nicht so ungern Blut riechende Reformator durchaus «nicht weren», obgleich er natürlich sehr gut weiß, daß dies «das Euangelion nicht leydet».

Freilich, die Bauern begehen «grewliche sunden widder Gott vn menschen», sind «eyn ewiger hellebrand», ja, er vermutet gar keine Teufel mehr in der Hölle, da sie allemal in die Bauern fuhren. Denn die Bauern sind «des teuffels», treiben «eyttel teuffels werck», ehren, dienen «dem teuffel / vnter dem scheyn des Euangelij», sind «die offentlichen strassen reuber vn morder», «thun wie die rasenden hunde», weshalb man sie auch wie «eynen tollen hund todschlake·mus», sie «wurgen vnd stechen» soll, «heymlich odder offentlich / wer da kan» – also nicht nur die Obrigkeit soll totschlagen, soll abstechen, nicht nur der Soldat, der Verbrecher, nein: jeder, der's vermag. Man sieht, was in diesem christlichen, diesem gottesfürchtigen Gehirn vorgeht. Das meiste und vor allem das Schlimmste, was er den «Teufeln», den Bauern, zu recht oder nicht, an den Kopf schmeißt, das wünscht, das treibt, befiehlt er mutatis mutandis selbst.

Ja, die Bauern sind «trewlose / meyneydige / vngehorsame / auffrurissche / morder / reuber /gottslesterer», Leute, die «den todt verdienet haben / an leybe vnd seele manichfeltiglich», «vielfalltig ... den tod verdienet», «wohl zehen mal den tod ... an leib vnd seele», ein Pack, das sogar die heidnische Obrigkeit strafen darf, ja muß, denn dafür trage sie das Schwert, wie erst recht natürlich einem

Christenfürsten, einem Amtmann Gottes und Diener seines Zorns, «das schwerd vber solche buben befohlen ist».

Denn die Bauern haben «böse gewissen vnd vnrechte sachen ... Aber die oberkeyt hat eyn gut gewissen und rechte sachen»! Und stirbt der Fürst gegen «die vbelthetter», so stirbt er unter göttlichem Befehl, richtig: unter seinem. Also setzt Luther dem Fürsten, seinem Schutzherrn, Verteidiger, mit dem seine Sache, die Reformation, steht und fällt, in den Kopf, was in seinem eigenen Kopf steckt, seine «rechte sache». «Drumb will ich straffen / vnd schlahen so lange ich eyne ader regen kan». Und schärft ausdrücklich ein, es gelte hier nicht «gedult odder barmhertzickeyt. Es ist des schwerds vnd zorns zeyt hie / vnd nicht der gnaden zeyt.» Und prägt den denkwürdigen Satz, der sich wohl wieder seltsam im Mund seines Herrn Jesus Christus ausnähme: «Solch wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, besser als andere mit Beten.»

So kann Luther zum Schluß eines seiner widerlichsten Erzeugnisse – unter vielen widerlichen – noch einmal jeden (!) aufhetzen, die elenden Bauern zu massakrieren: «Darum, liebe Herren, erlöset hier, rettet hier, helft hier. Erbarmt euch der armen Leute: steche, schlage, würge hier, wer da kann. Bleibst du drüber tot, wohl dir, seligeren Tod kannst du nimmermehr finden. Denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Worts und Befehls ...»[9]

Goethe sprach einmal von jenen Christen, die im Schafspelz daherkommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. Luther kommt schon als reißender Wolf! Die Heuchelei entfällt trotzdem nicht: sie steckt in Details, in tausend Details.

Natürlich bekennt sich ein Mann wie er auch dann noch zu seiner Schrift, wenn man, wie er hört «mit den armen Leuten so greulich verfährt». Er findet es richtig, notwendig, «und Gott wills auch haben ... wo nicht, so täte der Satan viel Ärgeres, ein Unglück ist besser als das andere». Immer wieder äußert er sich so in Briefen des Jahres 1525, ironisch, zynisch, selbstherrlich. Ja, mit den Bauern «gilts hier nicht viel Erbarmens; lasse nur die Geschütze unter sie sausen, sie machens sonst tausendmal ärger». Und auch jetzt wieder: «hohe Zeit ist es, daß sie erwürgt werden wie die tollen

Hunde!» «Ich bin der Meinung: es ist besser, daß alle Bauern erschlagen werden als die Fürsten und Obrigkeiten, und zwar deshalb, weil die Bauern ohne Gewalt von Gott das Schwert nehmen.» Und all die Klüglinge, die ihn nicht verstehen wollen, die mögen unverständig bleiben, «und wers nicht wissen will, der mag unwissend bleiben. Es ist genug, daß mein Gewissen Christus gefällt».[10]

Und wie er weiß, daß sein Gewissen Christus gefällt, so weiß er in seinem «Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern», daß auch seine Schrift «Gott gefellt». Ein Aufrührer aber ist für den Reformator keiner vernünftigen Antwort wert. «Mit der faust mus man solchen meulern antworten / das der schweys zurnasen ausgehe.» Ist «des schwerds zorn vnd ernst ia so not ym volck / als essens vnd trinckens / ia als des lebens selbst». Deshalb, was die «hallstarrigen / verstockten / verblendten bauren» betrifft, so schreibe er, wie er dazumal schrieb, auch jetzt, «erbarme sich nur niemand / sondern / hawe / steche / wurge / schlahe dreyn / alls vnter die tollen hunde / wer da kan / vnd wie er kan» und, so an andrer Stelle, «wer am ersten kan / vnd soll nicht sorgen / das er eynen mord begehe / sondern er weret eym ertzmorder / der das gantze land morden will.» Ja, steche und morde er nicht, sondern läßt nur den Herrn stechen, «ist er auch eyn ertzmorder». Im übrigen, schließt er mit der hypertroph irren Selbstsicherheit, die er zur Schau trägt, vermutlich wirklich hat, «sol recht bleyben /was ich lere vnd schreibe / sollt auch alle welt druber bersten ...»[11]

Die chronikalischen Berichte über den Bauernkrieg stammen (fast) ausnahmslos von der Seite der Herren und sind entsprechend gefärbt. Gewiß brannten die Bauern von den Alpen über Franken, wo sie, von den Bischöfen besonders schikaniert, am wildesten kämpften und hausten, bis nach Thüringen und zum Harz viele Hunderte von Burgen, Schlössern, Klöstern nieder oder vernichteten sie sonstwie, allein im Bistum Bamberg nahezu 150, plünderten sie natürlich auch, das Kloster des Abts Hieronymus Herzog von Elchingen gleich dreimal, verwüsteten die Häuser von Klerikern, beraubten auch Wallfahrtsorte, wie das fränkische Vierzehnheiligen. Sie zerstörten Kunstwerke in den Kirchen, zerfetzten Urkunden, zerrissen Bücher, die sie ohnedies nicht lesen konnten, sie brüllten in

die zerschlagenen Orgelpfeifen, betranken sich sinnlos am Wein in den Klosterkellern, aber sie begingen kaum eigentliche Bluttaten, töteten nur Leute, die sich gegen sie während des Kampfes besonders grausam benommen oder sie verraten hatten.[12]

In den wenigen größeren Schlachten im Mai und Juni 1525 unterlagen sie hoffnungslos, gelegentlich fast ohne Gegenwehr, ihr Ruin war total, kaum einer ihrer Führer entkam.

Noch am 3. Mai hatte Luther dem Herzog Johann auf die Frage, ob er in die Zwölf Artikel einwilligen solle, dringend abgeraten. «Ich aber widerriet's ganz und gar, er sollte auch nicht in einen willigen.» Ein, zwei Tage darauf drängt Luther den Mansfeldischen Rat Rühel, den Grafen keinesfalls von seinem Vorgehen gegen die Bauern, nichts anderes als «Räuber und Mörder», abzuhalten, sei es doch ein gutes, von Gott verordnetes Recht, das Schwert gegen die «Bösen» zu brauchen, «solange eine Ader sich reget im Leibe». Am 9. Mai verlautet sein haßerfüllter Schrei wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern, worin er fallende Fürstensöldner als echte Märtyrer erklärt, die Bauern aber zu massakrieren heißt, da «nicht giftigers, schädlichers, teuflischers sein kann, denn ein aufruhrischer Mensch, gleich als wenn man einen tollen Hund totschlagen muß, schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganz Land mit dir ...»[13]

Am 14. Mai wird das Heer der thüringischen Bauern unter Thomas Müntzer bei Frankenhausen durch Truppen der Fürsten von Hessen, Sachsen und Braunschweig mit wenigen Geschützsalven völlig vernichtet. «Komm Heiliger Geist, Herre Gott», sangen die Bauern, 5000 von ihnen starben elend, angeblich nur sechs Gegner, und Luther diffamiert noch den toten Müntzer, für Heinrich Heine einer der «heldenmütigsten und unglücklichsten Söhne des deutschen Vaterlandes», als «den Teufel leibhaftig» und wünscht einmal mehr, «wie hoche Zeit ist's, daß sie erwürget werden wie die tollen Hunde».

Am 19. Mai werden die Bauern bei Zabern unter Herzog Anton von Lothringen durch großenteils spanische Söldner niedergemetzelt – trotz zugesagter Schonung, 18 000 Menschen, die sich freiwillig entwaffnet haben sollen, darunter Frauen und Kinder.

Am 2. Juni attackiert bei Königshofen in Franken Kavallerie des Truchseß von Waldburg einen größeren Aufrührerhaufen, 4000 Bauernleichen liegen am Abend auf dem Schlachtfeld. Nur wenige Tage später verlieren bei Sulzdorf (südlich Würzburg) 5000 Bauern das Leben.[14]

Die Zahl der insgesamt im Krieg Getöteten schätzt man zwischen 70 000 und weit über 100 000. Und nach Beendigung der Kämpfe zogen die Herren oder ihre Büttel durchs Land, brandschatzten, verhängten hohe Strafgelder und ließen die Köpfe rollen.

In Eisenach wurden schon im Frühsommer 24 Rädelsführer hingerichtet, etwas später, am 22. Juni, auf dem Markt in Jena 20 Todesurteile vollstreckt. Landgraf Philipp von Hessen meldet die Hinrichtung «100 böser männer». Der Bamberger Bischof Weigand von Redwitz hatte 13 Rebellen auf dem Markt enthaupten, den Vorort Hallstadt als Sitz der Empörung niederbrennen lassen und zog dann in seinem Bistum umher, Geld- und weitere Todesstrafen diktierend. Nicht anders der Würzburger Oberhirte, der monatelang seine Diözese durchreiste, Gelder und Köpfe nehmend. Und 220 000 Gulden Entschädigung, zahlbar in zwei Jahren. Denn selbstverständlich hat man alle «Opfer» des Konflikts jetzt reichlich getröstet; so mancher bekam für «alte zerrissene Rattennester» bald «hübsche neue Schlösser und Paläst». In Würzburg aber werden «auf ayn tag 66 man mit dem Schwert gericht».

Markgraf Kasimix von Ansbach ließ in Rothenburg ob der Tauber dem protestantischen Prediger Dr. Johann Teuschlein, dem blinden Mönch Hans Schmid und 15 Bauernführern auf dem Marktplatz den Kopf abschlagen, in Kitzingen 60 Bürgern die Augen ausstechen, «sind umgangen wie die unvernünftigen Tier, sind viel von ihnen gestorben». In Langensalza fallen 41 Köpfe. Nach der Niederlage von Pfedersheim bei Worms läßt der Pfalzgraf an 80 Aufständischen das Todesurteil vollstrecken. Bei Überlingen werden 40, bei Schlettstadt 300 geköpft. Nach der Schlacht bei Böblingen zog der Profoß Berthold Aichelin, der Lieblingshenker des Truchseß, mit seinen Spießgesellen durchs Land und soll dabei «an die 1000 Empörer enthauptet oder gehängt haben». In Stuttgart und Cannstatt wurden auch mehrere Pfarrer an den Galgen gebracht,

andere enthauptet sowie einigen Frauen die Zunge ausgeschnitten. Allein im Gebiet des Schwäbischen Bundes hat man Ende 1526 die Menge der Hingerichteten auf 10000 veranschlagt.[15]

Das Scheitern des Bauernkrieges war eines der folgenreichsten Verhängnisse der deutschen Geschichte, keineswegs nur für die Bauern, die daraufhin jahrhundertelang weiter unterdrückt, geringgeschätzt, verachtet worden sind, sondern für die Deutschen, Deutschland überhaupt. Karl Marx hat deshalb den Bauernkrieg die «radikalste Tatsache der deutschen Geschichte», Friedrich Engels den «großartigsten Revolutionsversuch des deutschen Volkes» genannt. Das treffendste Wort hinsichtlich des Konflikts und Martin Luther im besonderen aber stammt wohl von diesem selbst, das Wort nämlich, mit dem er 1533 «Prediger die größten Totschläger» nennt und hinzusetzt: «Ich habe im Aufruhr alle Bauern erschlagen. Denn ich hab sie heißen totschlagen. All ihr Blut ist auf meinem Hals.» Daß er die Schuld dann nach alter Pfaffenart noch seinem «Hergott» zuweist, der ihm «solches zu reden befohlen», können wir, mag Luther es geglaubt haben oder nicht, auf sich beruhen lassen.[16]

DER «KETZER» WIRD ZUM «KETZER»-JÄGER

Luthers Weg führt von der Toleranz des Reformators zur Intoleranz des Kirchenmannes, des Begründers der lutherischen Landeskirche. Dabei entfaltet sich seine Haltung zunächst in der Auseinandersetzung mit der Papstkirche, schien es anfangs, als träte er selbst gegenüber deren mörderischer Rabiatheit für Duldsamkeit ein. Dann identifiziert er zeitweise sein Anliegen fast mit den früheren Häretikern. Nicht sie, die man richte, seien «Ketzer», sondern die Papisten, die «heute verbrennen». Überhaupt geißelt er den Mißbrauch des weltlichen Schwertes durch den Papst, der ihn «nicht zu einem liebreichen Vater, sondern gewissermaßen zu einem furchtbaren Tyrannen» mache, «indem wir allenthalben nichts als Gewalt von ihm zu sehen bekommen».

Frei von jedem Zwang sollte das Evangelium verkündet werden, jeder nur seinem Gewissen folgen. Luther ist für unbeschränkte Lehr- und Kultusfreiheit. Leidenschaftlich wie kein anderer Reformator fordert er Toleranz gegenüber Katholiken wie neuen Häresien. Das «Ketzer»-Verbrennen verurteilt er 1518 und 1520; «Ketzer» solle man «mit Schriften, nicht mit Feuer überwinden». Auch im folgenden Jahr predigt er: «Zu dem Glauben soll man niemand zwingen, sondern Jdermann furhalten das Evangelium und vormahnen zum Glauben, doch *den freien Willen lassen* zu folgen oder nit zu folgen.» 1525 mahnt er: «Die Obrigkeit soll nicht wehren, was jedermann lehren und glauben will, es sei Evangelium oder Lüge.» Und noch im Juli 1528 beantwortet er die Frage seines alten Freundes Wenzeslaus Link, ob die Obrigkeit falsche Propheten töten solle: «Ich kann nicht zugestehen, daß falsche Lehrer zum Tode verurteilt werden.»

Insbesondere verwirft Luther die Hinrichtung, selbstverständlich auch die Inquisition – die allerdings bald, sogar unter diesem Namen, gegen Geistliche wie Laien wieder eingeführt wird und häufig Absetzung und Exil nach sich zieht. Wie der Reformator auch die Strafe des Kirchenbanns übernimmt und beispielsweise den Stadthauptmann von Wittenberg, Hans Metzsch, wegen Unsittlichkeit exkommuniziert. Doch bis zum Ende der zwanziger Jahre erklärt er die Auseinandersetzung mit der Häresie für eine Sache nicht der weltlichen Gerichtsbarkeit, sondern der Gemeinde. Diese könne «straffen, bessern, ausstossen odder ynn den Bann thun». Dann aber sieht er in der «Ketzerei» ein «crimen publicum» und verlangt für sie die Todesstrafe.[17] Gewiß, einst schien Luther ringsum tolerant, friedlich gestimmt, hatte er beteuert: «Es ist wider den Heiligen Geist, Ketzer zu verbrennen» und «Gegen die Türken Krieg führen, heißt Gott widerstehen, der unsere Ungerechtigkeiten durch sie heimsucht.» Doch beide Sätze, von der römischen Bannandrohungsbulle begreiflicherweise verdammt, gab auch Luther preis. Denn als er erkannte, Häretiker nicht überzeugen zu können, rief er gegen sie die weltliche Obrigkeit an, wurde der «Ketzer» «Ketzer»-Jäger, wenn er auch gern, je nach Bedarf, Zurückhaltung gewahrt sehen wollte und sich nicht selten in Widersprüche verwickelte.

Müntzer hatte schon recht, wenn er von ihm sagte, er trage eine «beschissen Demut» vor sich her, aber «er hetze und treibe wie ein Höllenhund». Denn wie die Papstkirche brauchte auch der Reformator den Staat, brauchte er den Krieg und die «Ketzer»bekämpfung. «Er hat die Bauern, die Türken und die Juden im wörtlichen Sinne, eindeutig belegbar, verteufelt und dazu aufgerufen, sie als Teufel – und keineswegs nur als weltliche Feinde – zu behandeln» (Müller-Streisand).

Für Luther war sein «Evangelium» das «rechte Evangelium» und alles, was dem entgegenstand, «Ketzerei». Es widerstrebte einfach seiner Geistesart, Überzeugungen anderer als gleichberechtigt zu achten. Mächtig gefördert wurde diese Haltung durch seinen Glauben an die Wahrheit, an nur eine Wahrheit, eine einzige Wahrheit, die er auch noch, seine feste Überzeugung, als einziger erkannt habe! Und natürlich für «alleinseligmachend» hielt.

Ohne Frage, vieles ist bei Luther nicht mehr als verführerische Parole, «Parteiprogramm», wie bei Paulus, noch mehr bei Augustin, der auch so leidenschaftlich jeden Zwang bei der christlichen Mission, der Bekehrung Andersgläubiger, ausschloß und dann so beredt dafür warb (I 479 ff!). «Gewaltlos durch das Wort allein», heißt es in der Confessio Augustana, «sine vi humana sed verbo».

Luther verbietet zeitweise Gewalt. Er fordert Geduld mit Andersdenkenden, Andersgläubigen, er fordert Lehrfreiheit. Aber er fordert sie von den katholischen Gegnern, und er fordert sie nur so lange, bis seine Lehre herrscht, sein alleinseligmachendes Gespinst. Dann müssen andere Lehren, da es ja nur eine Wahrheit gibt, schweigen.[18]

Die Statuten der theologischen Fakultät Wittenbergs, von Melanchthon mit Luthers Einverständnis verfaßt, geboten den Lehrern streng, «die reine Lehre» vorzutragen. Verteidigt aber jemand hartnäckig «die falschen Ansichten», dann solle er «mit solcher Strenge bestraft werden, daß er die schlechten Meinungen nicht weiter verbreiten kann». Der Vorsteher dieser Fakultät war von 1535 bis zu seinem Tod ununterbrochen Martin Luther.

Irrlehrer mußten bestraft werden, weil der Reformator sie nicht geistig «überwinden» konnte. So verlangte er seit 1524 das Vorge-

hen der Obrigkeit gegen Dissidenten, wenn sie Aufruhr verursacht oder rebellische Gedanken verbreitet hatten, und hielt Landesverweisung als Strafe für angemessen. Karlstadt verdrängte er erst aus Wittenberg, ließ ihn dann, trotz dessen inzwischen erfolgter Distanzierung von Gewaltanwendung, mit seiner Familie 1524 aus Kursachsen ausweisen und verfolgte ihn, bis er 1541 in Basel an der Pest starb. Erst recht war der große Rebell Thomas Müntzer, der das Reich Gottes mit Gewalt auf Erden verwirklichen wollte, des Teufels für Luther, für «das geistlose sanftlebende Fleisch zu Wittenberg», wie Müntzer höhnte, der dann im Bauernkrieg gefangen, gefoltert und hingerichtet wurde.

Noch 1528 sprach sich Luther gegen die Todesstrafe aus. Doch seit 1530 unterschieden die Reformatoren nicht mehr zwischen aufrührerischen und bloß falsch lehrenden «Ketzern», so daß die einen wie die andern die Todesstrafe traf. «Die zahlreichen Hinrichtungen auch solcher Wiedertäufer, die nachweisbar keine Aufrührer waren, und die gerade auf Grund jener normativen Erklärungen der Wittenberger Theologen getötet wurden, reden eine zu deutliche Sprache gegenüber allen derartigen Versuchen, noch immer die klare Tatsache ableugnen zu wollen, daß Luther selbst die Todesstrafe gegen bloße Ketzer gutgeheißen hat» (Wappler).

Im Februar 1530 erklärt sich Luther in einem Brief an Justus Menius und Friedrich Mykonius für die Todesstrafe. Als er im selben Jahr die (irrtümliche) Nachricht erhält, der Antitrinitarier Johannes Campanus sei zu Lüttich als «Ketzer» hingerichtet worden, schreibt er: «Mit Freuden habe ich dies vernommen (laetus audivi).» Etwa seinerzeit riet er auch, die «Winkelprediger» der Täufer «dem rechten meister, der Meister Hans (= Henker) heißt», zu übergeben. Keinesfalls eine nicht ganz ernst zu nehmende Hyperbel – erst am 18. Januar 1530 hatte «Meister Hans» in Reinhardsbrunn bei Gotha sechs Täufer getötet. Und 1531 setzte Luther seinen Namen unter ein von Melanchthon verfaßtes Gutachten der theologischen Fakultät Wittenberg, das für Täufer die Todesstrafe verlangte, wenn sie aufrührerische Gedanken vertraten, Verwerfung des Eigentums, des Eides, des Zinses u. a. oder das öffentliche Predigtamt ablehnten.[19]

Mit Luthers Anfängen als Reformator, mit seinem Kampf gegen

den Papismus wußten sich die sogenannten «Schwärmer», die aus mittelalterlichen «Ketzer»-Traditionen hervorgegangenen Täufer (von ihren Gegnern pejorativ Wiedertäufer, Anabaptisten genannt) eng verbunden. Luther und Zwingli, diese beiden, so steht in der hutterischen Chronik, einer Täuferschrift, «haben alle Tück und Büberei der päpstlichen heiligkeit eröffnet und an den Tag hervorgebracht gleich als wenn sies mit Donnerschlägen alles zu Boden wollten schlagen». Doch sie hatten, heißt es, nichts Besseres gebracht. Vielmehr sei es, «als ob einer einen alten Kessel flickt (aber) das Loch nur ärger wird». Stets von neuem hört man denn von den Täufern, daß eine Lehre, die den christlichen Lebenswandel nicht gebessert, wohl falsch sei, daß «wenig guts ... von der lutherischen Pfaffen Predigen komme [sondern] alle Ärgernis, Freiheit, Büberei, und sei böser und ärger dann underm Papsttum».

Das Täufertum, das eine Fülle religiöser Gruppierungen ohne einheitliche Theologie umfaßte, wollte wieder ans Urchristentum anknüpfen. Es erhoffte grundlegende gesellschaftliche Veränderungen, verwarf die Kindertaufe, praktizierte die Taufe von Erwachsenen und war häufig mit Endzeiterwartungen verbunden, die übrigens auch Luther durchaus teilte, der zeitweise den Weltuntergang auf das Jahr 1534 ansetzte, dann ihn 1540 ersehnte («komm, lieber jüngster Tag», schließt er seinerzeit ein Schreiben an die Gattin). Freilich wußte er auch: «Einige Jahre kanns noch dauern», «fünf oder sechs Jahre». Doch bis 1548 bestehe die Welt nicht mehr, «denn Ezechiel ist dawider». Der große Reformator wußte sogar, der Weltuntergang werde um Ostern stattfinden – «morgens in der Frühe, nachdem es eine Stunde oder etwas länger gedonnert haben wird ...»

Das Täufertum entstand im Gefolge der Reformation (von ihr wie von den Katholiken bald scharf bekämpft) 1525 in der Schweiz, in Zürich, wo man bereits am 5. Januar 1527 Felix Manz, den ersten Märtyrer der Täufer, in der Limmat ertränkte. Es entwickelte sich 1526 in Thüringen und Franken, 1530 in den Niederlanden und verbreitete sich, nicht zuletzt infolge seiner fortgesetzten Verfolgung, von Österreich bis in den Ostseeraum.

Die langlebigste Täufersekte ließ sich auf der Grundlage unbedingter Wehrlosigkeit und Gütergemeinschaft unter Jakob Hutter

aus Tirol (1536 in Innsbruck auf dem Scheiterhaufen verbrannt) in Mähren nieder, beschützt mancherorts vom Adel, der sie als äußerst friedliche und fleißige Arbeitskräfte schätzte, und besteht heute noch in Nordamerika in rund 350 Kolonien.

Die wohl spektakulärste, doch nur kurzlebige Kommune wurde das Täuferreich in Münster 1534/1535, angeführt von dem Prediger Bernd Rothmann, von Jan Matthys, zuvor Leiter der Amsterdamer Täufergemeinde, dann im Kampf um Münster gefallen, geführt weiter von seinem Nachfolger, dem Schneider Jan van Leiden (Bokkelson) und dem scharf antiklerialen Tuchhändler Bernd Knipperdollinck. Das «neue Jerusalem» war durchaus kein Gossenregime, sondern vielleicht gar durch «die reichen Bürger» dominiert (Kirchhoff). Jedenfalls verbrannte man alle Bücher bis auf die Bibel, praktizierte die Erwachsenentaufe, die Vielehe und eine Art Planwirtschaft, keine gänzliche Gütergemeinschaft. Bei interner Opposition ließ man rasch die Köpfe rollen, während der Bischof Graf von Waldeck die eingeschlossene Stadt berannt, ausgewiesene Prediger liquidiert hat, bis Landsknechte des Reichs Münster durch Verrat einnahmen. «Außer den Frauen gab es nur wenige Gefangene» (Kirchner). Die Anführer wurden nach monatelangen Verhören und Folterungen am 22. Januar 1536 mit ausgesuchter Grausamkeit durch glühende Zangen hingerichtet und in eisernen Käfigen am Lamberti-Kirchturm zur Schau gestellt. Auch weit darüber hinaus starben «die meisten» Täuferführer «den Märtyrertod» (Rabe).[20]

Für Luther war das Münsteraner Täuferreich ein mehr peripheres Ereignis, mit dem er sich wenig, eigentlich nur beiläufig beschäftigt hat. Doch da er überall den Teufel sah, wo man nicht dachte und glaubte wie er (und selbst dort!), sah er auch in Münster, «das der Teuffel dasselbs leibhafftig haus helt, und gewislich ein Teuffel auff dem andern, wie die kröten, sitzen» und warnte schon bald vor Verirrung in zwinglianische Gedanken und in Aufruhr.

Zunächst zwar will er die Täufer großmütig geduldet sehen, verkündet er vollmundig: «Man lasse sie nur getrost und frisch predigen!» Dann aber begehrt er für sie die Todesstrafe, nicht nur wegen revolutionärer Übergriffe – zumal Faktum ist: «Die meisten Täufer lehnten jede Gewalt ab» (Moltmann) –, sondern auch wegen ihrer

«Irrlehre», wobei er sich auf die Nachrichten des Alten Testaments über das Töten falscher Propheten stützt. Als sein Freund Johannes Bugenhagen, Theologieprofessor in Wittenberg, «Ketzer», die Schwärmer und Sakramentarier, auf Moses verweisend, zu töten verlangte, stimmte Luther zu: «Ja es stehet der Grund im Text dabei: Besser ist es einen Menschen hinwegräumen als Gott.» Und unterschrieb auch mit seinem Namen ein Gutachten Melanchthons – des schärfsten reformatorischen Verfechters der Kapitalstrafe für die Täufer –, das im Jahr 1531 für ihren hartnäckigen Anhang ebendiese Sühne prätendierte.

Seit 1529, seit dem Speyrer Reichstag, stand reichsrechtlich auf «Wiedertaufe» die Todesstrafe. Seit einem Reichstag, auf dem die «Protestanten», deren Geburtsstunde hier schlug, darauf bestanden, in Glaubensfragen allein ihrem Gewissen zu gehorchen, schlug man Andersgläubigen dies Recht ab – und ihre Köpfe dazu. Ökumenisch schönstens vereint erhoben Katholiken und «Protestanten» jetzt zum Reichsgesetz: «Nachdem auch kürzlich eine neue Sekte der Wiedertäufer entstanden ist, die durch allgemeines Recht verboten ist, ... hat Ihre Majestät ... eine rechtmäßige Konstitution, Satzung und Verordnung erlassen ..., daß alle Wiedertäufer und Wiedergetauften, Männer und Frauen, in verständigem Alter vom natürlichen Leben zum Tod mit dem Feuer, Schwert oder dergleichen nach Gelegenheit der Personen ohne vorhergehende Inquisition der geistlichen Richter gerichtet und gebracht werden ...» Als Aufrührer und «Ketzer» also sollten Täufer getötet werden.

Doch schon 1527 hatte in ganz Süd- und Mitteldeutschland die Verfolgung begonnen, hatte Herzog Wilhelm von Bayern befohlen, wer widerruft, werde geköpft, wer nicht widerruft, verbrannt. Schon 1527 hatte man zwölf Männer und eine Frau, die sich gegenseitig getauft, enthauptet. 1531 massakrierte man zehn Wiedertäufer in Den Haag. Weitere Exekutionen gab es u.a. 1530, 1532, 1538. Im nächsten Jahr schrieb das Wittenberger Hofgericht im Hinblick auf Täufer, die man in Eisenach gefangen hielt, wenn sie nicht widerrufen und gehorsam sein wollen, «werden sie von wegen solcher Gotteslästerung, und daß sie sich anderweit haben taufen lassen, mit dem Schwert vom Leben zum Tod billig hingerichtet».

Man sperrte Täufer ein, manche bis sie in der Gefangenschaft umkamen, wie den bis Livland und Stockholm missionierenden Melchior Hoffmann, einen Kürschner aus Schwäbisch-Hall, der nach zehnjährigem Kerker 1543 in Straßburg endete. Oder man folterte sie, wie jenen in Österreich inhaftierten Täufer, von dem wir lesen: «dem haben sie beide Schenkel in ein Stock so hart geklemmt, daß sie ihm gefault, also daß die Mäus seine Zehen von Füßen ihm vor seinen Augen hinweggetragen haben». Andere wurden enthauptet oder verbrannt, waren sie doch für das öffentliche Leugnen wichtiger Glaubenswahrheiten auch nach sächsischem Recht, wie der sächsische Jurist Matthias Coler (gest. 1587) in seinen «Decisiones Germaniae» schrieb, mit dem Feuertod zu bestrafen (de iure saxonico cremandi veniunt); «vor der Verbrennung müßten sie jedoch auf der-Folter über ihre Mitschuldigen befragt werden, damit das Land von diesen schlechten Menschen gesäubert werde».[21]

Die «Schwärmer», ursprünglich Anhänger, dann Gegner Luthers, wurden fast überall verfolgt, «gleich wilden Tieren gehetzt» (von Bezold), und von Ort zu Ort, von Land zu Land. «Einige hat man gereckt und gestreckt», heißt es in einer Chronik mährischer Täufer, «so daß die Sonne durch sie hindurchscheinen konnte, einige sind an der Folter zerrissen und gestorben, einige sind zu Asche und Pulver als Ketzer verbrannt worden, einige an Säulen gebraten worden, einige mit glühenden Zangen gerissen, einige in Häusern eingesperrt und alle miteinander verbrannt worden, einige an Bäumen aufgehängt, einige mit dem Schwert hingerichtet, erwürgt und zerhauen worden. Vielen sind Knebel in den Mund gesteckt und die Zunge gebunden worden, damit sie nicht reden und sich verantworten konnten. So sind sie zu Tode geführt worden ... Wie die Lämmer führte man sie oft haufenweise zur Schlachtbank und ermordete sie nach des Teufels Art und Natur.»

Bereits zwischen 1527 und 1533 hatte man als «Ketzer» oder Aufrührer an die siebenhundert Täufer beseitigt, «vielleicht sehr viel mehr» (Rabe), «sie wurden in Massen hingerichtet» (Moeller), nach neueren Schätzungen zwei- oder dreitausend Männer und Frauen, und viele Tausende wurden eingekerkert oder vertrieben. In den Territorien König Ferdinands I., gegenüber den Protestanten eher ver-

mittelnd, war die Verfolgung am schärfsten. Schon nach den ersten Jahren schätzte man die Zahl der umgebrachten Täufer in Exsisheim auf sechshundert, in Tirol und Graz auf tausend. Katholiken und Protestanten standen dabei zusammen, Fugger finanzierte. Und gerade in Kursachsen hat man die «Teuffel», im Gegensatz etwa zu Hessen, immer wieder liquidiert. Auch Zwingli ließ einige Täufer töten, während Calvin, ihr besonders scharfer Bekämpfer, nie die Todesstrafe gegen sie gefordert hat.[22]

Die Tendenz zur Verschärfung ist für Luther typisch. Und je mehr die Auseinandersetzungen sich zuspitzten, vor allem mit den «Linken» («zur Linken», so sagt er selbst), mit den «Propheten» (ob er sie nun himmlisch schimpft oder neu oder falsch oder wie immer), mit den Schwärmern, Rottengeistern, Klüglingen, kurz den Rigoristen, den Radikalen der Reformation, desto mehr anathematisiert er sie, wie die traditionalistischen «Teufel» natürlich von vornherein und erst recht. «Müntzer, wiedertäufer, papst, kardinal(e)» – lauter «Teufelsmäuler».

Denn der Wittenberger führte ja einen Zweifrontenkrieg und schaltete nicht nur im Kampf gegen seine reformatorischen Widersacher, sondern auch gegen die Altgläubigen bei Bedarf, und der Bedarf bestand meistens, die weltliche Obrigkeit ein, allerdings erst nach einer notorisch freundlichen Annäherung. Das war sein Prinzip bei allen praktischen religiösen Maßnahmen: Toleranz, Toleranz. Nur keinen Zwang.

Als es beispielsweise 1522 in Altenburg um die Einsetzung eines evangelischen Predigers, Gabriel Zwillings, ging, mahnte Luther diesen: «Du sollst ..., wie ich es dir ans Herz gelegt, mit dem Worte allein die Gewissen befreien und auf reinen Glauben und Liebe dringen ... Ich habe dem Fürsten versprochen, daß du so vorgehen würdest.» Als aber die Chorherren von Altenburg Zwillings Anstellung zu verhindern suchten, zog Luther, wie üblich, andere Saiten auf. Er gestand ihnen nun keinerlei Recht, Zins, Macht etc. zu, kein Siegel, keine Briefe, keinen Brauch, «weil sie öffentlich dem Evangelio entgegen sind». Seinem Evangelio natürlich, das er damals rühmte: «Das Wort Gottes ist ein Schwert, ist Krieg, ist Zerstörung, ist Ärgernis, ist Verderben, ist Gift und, wie Amos sagt, gleich dem Bär

am Wege und der Löwin im Walde.» Er bedeutete den Chorherren: «Sie sollen schweigen oder das reine Evangelium lehren», steckte sich hinter den Kurfürsten, dem er doch selbst ein moderates Taktieren versprochen, forderte ihn auf, «zu wehren falschen Predigern»; er müsse «als ein christlicher Fürst den Wölfen begegnen» – und so geschah's.

Ähnlich verfuhr er gegenüber Johann Heinrich von Schwarzburg, der bei seiner Einführung des neuen Glaubens auf den Widerstand der Mönche stieß. Als der skrupulöse Graf ihn konsultierte, beschied er ihn so knapp wie scharf, es sei «nicht Unrecht, ja das höchste Recht, daß man den Wolf aus dem Schafstall jage ... Es ist keinem Prediger darumb Gut und Zinse gebe, daß er Schaden, sondern Frommen schaffen solle. Schaffet er nicht Frommen, so sind *die Güter schon nimmer sein.* Das ist meine kurze Antwort.» So kam die Reformation nach Schwarzburg.

Und nicht anders siegte sie in Eilenburg, indem Luther dem Landesherrn schrieb: «*Dem Fürsten liegt es als christlichem Bruder und auch als Fürst ob*, die Wölfe abzuwehren und für das Heil seines Volkes besorgt zu sein.»[23]

Vorrangig bekämpfte der Reformator das «Meßopfer». Nicht Opfer nämlich durfte die Messe mehr sein, sondern «ein Zeichen und Testament», eine Versicherung von Gottes Gnade. Doch sollte man die Änderungen vorsichtig einführen, «ohne Versehrung der Liebe», sollte niemand vor den Kopf stoßen, wie bei liturgischen Neuerungen überhaupt: «Nichts Sonderliches anrichten und sich nicht wider den Haufen setzen.» Nein, nur keine Gewalt, allein mit dem Wort, mit Predigen, mit «pietas» und «charitas». «Aber niemand sol man mit den Haren dauon reissen, sondern man soll es Gott heim geben und sein wort allein wirken lassen ...»

Natürlich nicht unbegrenzt. Ist die Halsstarrigkeit zu groß, ist was zu ändern «oder zu brechen, es sei Bilder» (von den Wittenbergern bereits abgeschafft) «oder was es sei», so solle man die «ordentliche Gewalt» einschalten. Und spielt auch die nicht mit, wie etwa Friedrich der Weise bei der Abschaffung der Messe am Wittenberger Allerheiligenstift 1523/1524 (von Luther als «Bethaven» verhöhnt, als «Allerteufelskirche», «Stätte des Götzendienstes»), so

zählte selbst der Kurfürst nicht, möchte er auch meinen, daß die von ihm und seinen Vorfahren gestifteten Messen «nit unbillich gehalten würden».

Luther machte die leidige Affäre nun zur Gewissensfrage. «Mein Gewissen kann wegen des mir anvertrauten Amtes nicht länger schweigen.» Und die Gewissen seines Anhangs? «Ich rede itzund mit Euern Gewissen: Was geht uns der Kurfürst in solchen Sachen an?» Und muß man Gott nicht mehr gehorchen als den Menschen? Und so insistiert er weiter auf Beseitigung der antievangelischen Greuel, des papistischen Unwesens. Da der Fürst aber vorerst keine Reformen wollte, für einen Aufschub eintrat, in Wittenberg schon «Unwillen genug vor Augen» hatte, auch Luther riet, zunächst einmal selbst zu «thun, was er predigen und lehren thäte», tat dieser genau das Gegenteil. Er mobilisierte durch entsprechende Predigten Stiftsherren, Professoren, Bürgermeister, Räte, Richter etc. samt allem Volk, die Messe als Gotteslästerung abzuschaffen und des Allerhöchsten Ehre zu retten, «das nit der grewlich zorn Gottes wie ain glyeender bachoffen sich über ewer hinlessigkeit erzürne unnd euch mit sampt den Abgoettischen pfaffen auffs grewlichst straf» – und der Kurfürst fügte sich.[24]

In Sachsen wurden die Katholiken systematisch unterdrückt, Verbannung für nicht Abschwörende war die Regel. Darum hatten sich die Visitatoren bei ihrer «Inquisition» ausdrücklich zu kümmern. Luther rekurrierte in solchen Zusammenhängen gern auf Moses, für den er sonst nichts übrig hatte. Als man aber 1533 Lutheraner aus dem Herzogtum exiliert, donnert er gegen den «herzoglichen Tyrannen», während er nach dessen Tod, zur Zeit des lutherisch gesinnten Bruders und Nachfolgers Heinrich, bedauert, daß man nicht sofort fünfhundert Pfarrer, noch alle «giftige Papisten», weggejagt.

Er wettert wider «die greuliche gotteslästerliche Abgötterei», will «die Leute um der zehn Gebote willen *zur Predigt getrieben*» sehen und erreicht auch, daß in Kursachsen Predigtbesuch unter Strafandrohung amtliche Vorschrift wird. Der christliche Fürst hat «die *Wölfe* abzuwehren», «den Wolf aus dem Schafstall» zu jagen und «*bei seinem Seelenheile* … den papistischen Gottesdienst zu verbieten». David (vgl. I 85 ff.!) habe ihm, dem christlichen Fürsten zum

Vorbild «falsche Lehrer, Abgöttische, Ketzer müssen vertreiben oder je also das Maul stopfen».

Schon 1520 stieß Luther den Schrei aus, warum greifen wir nicht «diese Kardinäle, diese Päpste und das ganze Geschwärm der römischen Sodoma, welches die Kirche Gottes ohne Ende zu Grunde richtet, mit allen Waffen an und waschen unsere Hände in ihrem Blut?» Der Rhein habe nicht Wasser genug, «die Bullenkrämer, die Cardinäle», «die Buben alle zu ersäufen» – aber bei Ostia das «Wässerlin», das reicht! Und noch am Ende seines Lebens tobt er in schäumender Wut, man solle doch den Greuel der Verstörung, «ihn selbs, den Papst, Cardinäl und was seine Abgötterei und päpstlicher Heiligkeit Gesindlin ist, nehmen und ihnen, als Gotteslästerern, *die Zungen hinten am Hals heraus reißen* und an den Galgen annageln an der Riegen (Reihe) her, wie sie ihr Siegel an den Bullen in der Riege her hangen ...»

Gegen die Täufer hatte Luther 1536 das Werklein verfaßt «Daß weltliche Oberkeit den Wiedertäufern mit leiblicher Strafe zu wehre schuldig sei, Etlicher Bedenken zu Wittenberg». Eine eigene Schrift gegen die Hexen schrieb er nie. Und doch haben sie ihn wesentlich mehr und länger beschäftigt, sein ganzes Leben.[25]

LUTHER FORDERT TODESSTRAFE FÜR ZAUBERER UND HEXEN

Noch mehr als mit andren Anschauungen steckt der Reformator mit seinen Glauben an die Existenz von Zauberern und Hexen tief im Mittelalter, ja noch in früh- und vorchristlicher Zeit (vgl. S. 297 ff.). Und dieser krude magische Komplex hängt natürlich unverkennbar und untrennbar mit einem irren Teufelswahn zusammen, einer primitiven Idée fixe, die an der Schwelle der Neuzeit kaum einer mehr gefördert hat als Martin Luther.

Wie der spätmittelalterliche Mensch im allgemeinen wächst auch er in einer Welt auf, die vom Glauben an Gott und Teufel erfüllt war, zumindest haben wir keinen anderweitigen Hinweis. Die El-

tern sind fromm, doch nicht besonders kirchlich «und teilen allen Aberglauben der Zeit, vor allem einen auch bei Luther stark ausgeprägten Teufelsglauben» (A. van Dülmen). Er hatte, schreibt Jean Delumeau, «immer eine außerordentliche Angst vor dem Teufel», war er doch «in der Angst vor Teufeln und Hexen erzogen worden». Wie er denn dann – was für ein verräterischer christlicher Zungenschlag – dringend selbst empfiehlt: «Die Kinder soll man die Teufelsgefahren in frühem Alter fürchten lehren.»[26]

Der junge Luther muß nicht mehr von Gespensterangst berührt gewesen sein als andere Kinder auch; sonderbare atmosphärische Vorgänge, zwielichtige Erscheinungen am Himmel und auf Erden, eigenartige Wind- und Wassergeräusche, ein Fluidum des Ungewissen, Irritierenden, Bedrohlichen, das alles korrelierte mit Magie, mit Zauberei und Hexerei, die Welt war von Geistern durchwaltet, keinesfalls von bösen nur, doch eine besondere Rolle spielte darin fraglos der Teufel.

Nun ist Luther bald gelehrt und aufgeklärt und glaubt nicht mehr an jeden Spuk. Früher, meint er, habe man die Welt voller Rumpel- und Poltergeister gewähnt, die man für die Seelen Verstorbener hielt; heute, schreibt er 1525, wisse man durch das Evangelium, «daß es nicht Menschenseelen, sondern eitel böse Teufel sind».

Der Teufel, lehrt er 1529, bewohne die Wälder, die Büsche, Gewässer «und schleicht sich überall an uns heran, um uns zu verderben». Luther warnt besonders vor dem «Baden im kalten Wasser». Und im Wasser treiben nicht nur die männlichen Teufel ihr Unwesen, sondern auch die Nixen, «die die Kinder am Rande des Wassers ins Wasser reizen und ersäufen; das sind alles Teufel». Und natürlich huren sie da auf Teufelkommraus oder -kommrein. Denn «etliche Mägde reißet der Teufel oftmals ins Wasser, schwängert sie und behält sie bei ihm, bis sie des Kindes genesen». Danach vertauscht er die Kinder in den Wiegen mit den Teufelskindern.[27]

Teufel stecken auch «in den schwarzen dichten Wolken, die machen Wetter, Hagel, Blitz und Donner und vergiften die Luft, Weide etc.», also solle man das nicht aus natürlichen Ursachen erklären. Teufel ferner in den Affen, Meerkatzen, Papageien, weshalb sie die Menschen so gut nachahmen können. Teufel natürlich auch unter

der Erde. Und Teufel nicht zuletzt in den feuchten, schlammigen Gegenden Sachsens. Ja, hier glaubt der Reformator alle Teufel versammelt, «die Christus zu Jerusalem und Juda in die Schweine ausgetrieben hat» und vermutet gar, daß just dieser vielen Teufel wegen gerade in Sachsen auch «das Evangelium gepredigt werden mußte»!

Die ganze Erde ist ein «Teufelsreich». Der Teufel «regiert und herrscht in aller Welt», er «masset sich gottlicher maiestat an», ist «ein Fürst und Gott» hienieden und hält alles in der Hand «wovon wir leben: Essen, Trinken, Kleider, Luft etc.»

Luther hat «erfahren, daß Geister umbhergehen», «ich habe Geister gesehen!» Der Teufel erscheint in verschiedenen Verwandlungen, als Bock beispielsweise, häufiger als Hund, als Katze, Fuchs u.a. In Gestalt eines Kalbes vertreibt ihn Luther selbst von einer Kranken, wenn auch nur für eine Nacht. Und bei einer kranken Jungfrau zu Wittenberg sieht er ihn wieder mit eigenen Augen, diesmal gar in Gestalt Christi, worauf er sich allerdings in eine Schlange verwandelt, «die der Jungfrau bis aufs Blut ins Ohr biß».

Wir verweilen noch etwas bei dieser Materie, kann es doch nicht schaden zu wissen, von wem sich die Welt belehren, führen läßt, wem sie glaubt! Und wer solchen Teufelsstuß vertritt, sollte dessen Gottesglauben imponieren können?!

Vom Teufel kommt nach Luther alles irdische Unglück: Hagel und Ungewitter, Krieg, Feuer, Pest, Wahnsinn. Selbstmord, Französische Krankheit, überhaupt Krankheit (aber jüdischen Ärzten hilft er gern, besonders «bei Vornehmen und Großen»). Der Teufel verdirbt das Vieh im Stall, macht den Käse schlecht und die Milch. «Ein Christ soll das wissen, daß er mitten unter den Teufeln sitze, und daß ihm der Teufel näher sey, denn sein Rock und Hemde, ja näher denn seine eigene Haut, daß er rings um uns her sey ...»[28]

Schon als junger Mönch vernimmt Luther das nächtliche Rumoren des Teufels, und auf der Wartburg poltert dieser nicht nur «viel Nachts», sondern versucht auch zweimal, «in Gestalt eines großen Hundes», Luther umzubringen. Zu Coburg erblickt er ihn dann «inn meinem Garten als eine wilde schwartze Saw», und ein andresmal auf der Veste als feuerige Schlange. Doch er sieht ihn nicht nur: «Der Teufel hat mich wohl oftmals schon bei dem Kopf gehabt.»

Ja, Satan setzt ihm derart zu, daß er nicht mehr weiß, «ob ich todt oder lebendig sey». Er streitet, er rauft Tag für Tag mit ihm, «teglich muß ich ihm tzu Hare ligen», er steckt mit ihm sogar im Bett, ja, «er schläfet viel mehr bei mir als meine Käthe». Manchmal freilich wehrt er ihn auch leichter ab, sagt einfach «Leck mich im Arß» oder kann ihn schon «mit einem Fortz verjagen».

Überall ist der Leibhaftige hinter ihm her, auch durch seine Büttel. So hält auf dem Reichstag zu Augsburg jeder Bischof so viele Teufel gegen ihn parat, «so viel ein Hund Flöhe hat um St. Johannistag». Und als er in seinem Todesjahr 1546 nach Eisleben reist, findet er dort seinetwegen wieder solch große Scharen schikanöser Höllengeister vor, «daß die Helle und die ganze Welt ledig seyn muß von allen Teufeln», ja er glaubt auch da den Fürsten der Finsternis selbst gesehen zu haben.

Wir erfahren von Luther die sonderbarsten Teufelsberichte; zum Beispiel, daß man in Thüringen acht Hasen gefangen habe, aus denen über Nacht «eitel Pferdeköpfe wurden, so sonst auf Schindleichen liegen». Viele Geschichten hört er von anderen, selbstredend von glaubwürdigen Personen, nicht wenige satanische Vorkommnisse erlebt er selber. Natürlich blieb ihm nicht unbekannt, daß der Teufel Verträge mit Menschen macht. Einen solchen Teufelspakt, weiß er, hat sein Gegner Doktor Eck geschlossen, ebenso der ihn von Anfang an befeindende Kurfürst Joachim I. von Brandenburg.[29]

Besonders gefährliche Hilfskräfte Luzifers aber sind die Magier, die Hexen.

Luther benutzt sehr viele deutsche und lateinische Namen für das Wort Hexe (das als solches in seinem Schrifttum, den mehr als hundert Bänden der «Weimarana», nur neunmal vorkommt). Männer nennt er häufig «Zauberer», die weibliche Hexe oft «Wettermacher», «Wettermacherin» und – dies anscheinend seine eigene Wortschöpfung: «Teufelshure».

Bekanntlich hat der Reformator von der Frau – nach immerhin eineinhalb Jahrtausenden Christentum – keine sehr hohe Meinung. Schon Evas Sündenfall legt er zum Vorteil des Mannes aus, dem das «Regiment» gehöre, der «höher und besser» sei, dem auch die «Schrift» «mehrere Weiber» heimzuführen gestatte – einem Fürsten

erlaubt der Fürstendiener ja auch generös eine Doppelehe! – wohingegen die Frau, «ein halbes Kind», «ein Toll Thier», sich «bücken» müsse und verprügelt werden dürfe, tauge sie doch, den Hausputz mal beiseite, «zu nichts».[30]

So sind es für Luther, wie schon für die Welt vor ihm, und nicht nur für die katholische, vor allem Frauen, die Zauberei und Hexerei üben. Zumal den Schadenszauber schrieb er «eindeutig den Frauen zu» (B. Frank). «Gemeynlich ist das der Weyber natur, das sie ... zewberey und aberglaubens treyben.» Und daß Frauen minderwertig sind, stand für den größten aller Reformatoren so fest wie für die größten Kirchenlehrer der Catholica. Ja, er übertrifft diese noch an Diffamierungsvermögen, er wird so niederträchtig, daß man meinen könnte, er sei beim «Hexenhammer» in die Schule gegangen, den er aber nie erwähnt, vielleicht nicht einmal gekannt hat. Wie auch immer, allen Ernstes behauptet er, die Frauen, «daz wybisch geschlecht», haben ein ähnliches Verhältnis zum Teufel wie die Männer, die Priester, zu Gott – «kurtz alles das gott befohlen hat den mennern (als die heilige ding / die priesterschafft vnd gottes wort) daz befilcht der böß find den wybern / die sind syn priester / lert sy mangerley aberglauben / segen vnn ander schentliche ding», wodurch auch Luther in bester katholischer Tradition die Frauen zu den eigentlichen Brandopfern der Hexenpogrome macht.[31]

Schon in den 1516 und 1517 in der Wittenberger Stadtkirche gehaltenen Dekalogpredigten, «Decem praecepta», den Predigten über die Zehn Gebote, attackiert Luther die Zauberinnen und Hexen, besonders die «alten Weiber», auch «vetulae», «alter Balck» u. a. genannt, Synonyma für Hexen.

Diese Frauen schänden zu Ehren Satans die Sakramente, fabrizieren Zaubertränke und können Menschen töten. Bei etlichen Hexen erscheint der Teufel mehrmals am Tag. Es gibt Incubi und Succubi, die mit den Teufelsbuhlen, doch auch mit anderen Personen huren. Und was der Teufel selbst nicht tun kann, «tut er durch alte Weiber» – «der Teufel ist sehr gewaltig in den Zäuberinnen».

Bezweifler der Dämonenkünste beredet Luther, «das die bösen geist wol solchs vermögen», wenn auch nur mit Gottes Hilfe, «so es inen got nachlaßt», womit Gott der eigentliche Übeltäter wäre.

Macht Luther doch sogar deutlich, daß Gott das Teufels- und Hexenwerk nicht nur zuläßt, sondern anordnet! Und da Luther im Alter das «Übel der Zauberei wieder überhand zu nehmen» schien, fand er es «notwendig», die 1518 gedruckten Dekalogpredigten nochmals herauszugeben.

Der Reformator kennt eine Menge Hexenschäden, vom Wettermachen über Milch-, Eier-, Butterdiebstähle, über «der kuhe jns ohr blasen und sprechen auch Gottes und der heiligen namen dazu», bis hin zum körperlichen Ruin, – «die leutt schiessen, lemen und vordurren, die kind ynn der wigen marttern, die ehlich glidmaß betzaubern unnd desgleychen».[32]

Nach Luther können Hexen nicht nur geistig verblenden, sie können auch erblinden lassen, können durch Fernzauber wirken, etwa durch eine Puppenanfertigung, können schnell oder mittels langer Krankheit umbringen, Vorkommnisse, die ihm selbst bekannt geworden, «wie ich viel gesehen hab mit solchen schäden beladen». Und natürlich weiß er auch, daß Hexen die Heiligtümer der Christen mißbrauchen, daß sie die Feldfrucht verderben, das Vieh töten können; er kennt den Milchzauber, das Melken aus einer Axt, einem Handtuch am Türpfosten, einem Tisch, einem Griff und derlei mehr.

Schon Wiegenkindern kann der Teufel schaden. Er kann Kinderunterschiebungen arrangieren, ja, sich an ihrer Stelle «in die Wiege legen, wie ich denn selbst gehört habe, daß ein solches Kind in Sachsen gewesen sein soll, dem fünf Weiber nicht genug Milch haben geben können, um es zu stillen; und es sind solcher Beispiele mehr vorhanden». Nicht genug. «Müglich ists wol, wie man sagt, das der böse geist sich zu den zewberin thun kan und sie auch schwengern und alles unglück anrichten.» Luther spricht dann von «Wechselbälgen» und «Kielkröpfen» und empfiehlt, solche Kinder zu ersäufen; in Dessau riet er auch, ein solches Kind von zwölf Jahren zu ersticken.[33]

Luthers Haltung zum Hexenflug ist umstritten und das Ergebnis seiner eigenen Widersprüchlichkeit.

An der Existenz von «Teufelshuren, die sich dem Satan ergeben, und denen er fleischlich beiwohnt», hat Luther keinen Zweifel und polemisiert gegen die Juristen, die «zu viel Zeugnisse und Beweisun-

gen haben» wollen und die offenbaren Tatsachen gering schätzen. «Solche Thaten aber geben Zeugniß genug, daß man sie billig sollte hart strafen.»

Von der Teufelsbuhlschaft ist er durch «trefflich lerer» unterrichtet und weiß daher, daß die Teufel «sich den menschen mögen vnder oder ob legen in vnküschen wercken. Also in gestalt einer frowen mag er empfahen eins mans samen / vnd darnach sich verendern in eins mans gestalt vnd mit einer frowen ein kind machen wiewol er deß selbigen kinds vatter nit ist, sonder der von dem er den samen empfangen hat.»

Bei seiner Incubusvorstellung fußt der Wittenberger auf der entsprechenden scholastischen Lehre und auf Augustinus. Bereits um 1509 notiert er an den Rand seiner De-Civitate-Dei-Ausgabe: «incubi». Die Sache hat ihn also früh beschäftigt und ließ keinen Zweifel zu. Für ihn stand fest, daß ein Dämon Incubus oder Succubus sein könne – «ich habe nämlich viele ihre eigenen Beispiele erzählen hören. Und Augustinus sagt auch, daß er dasselbe gehört habe von glaubwürdigen Menschen ...» Luther bestreitet nur, «daß aus dem Teufel und einem Menschen etwas gezeugt werden kann» – behauptet aber gelegentlich das Gegenteil.[34]

Zu den Malefizien rechnet Luther natürlich auch vieles im Katholizismus Übliche wie Würzweihen, Weihwasser, Blasiuslichter, Amulette mit Bibelzitaten, mit Heiligennamen «... et omnes zeuberey», weil Hilfe für den Teufel, Werk des Teufels, Verstoß gegen die «Schöpfungsordnung». Mitunter werden von ihm sogar Mönche, Papisten, der Papst selbst dem Bereich der Magie adjungiert, mit den Zauberern gleichgesetzt, ebenso «Ketzer», Türken, Juden.

Zaubern und Gaukeln sind «teuffels gescheffte», sind nach Luther Vergehen «fürnemlich an der göttlichen Majestät», folglich ist Zauberei «ein Majestätsverbrechen ... So wird sie billig an Leib und Leben gestraft». Der Reformator stellt sie in eine Reihe mit Mord und Diebstahl, mit Pest und Krieg und Abgötterei. Wer zaubert, sollte exkommuniziert oder getötet werden.[35]

Luther verlangt zum erstenmal die Tötung von Hexen (occidantur) anno Domini 1526, und er verlangt sie bis an sein Lebensende.

Im Frühjahr 1526 fordert der Prediger über das alttestamentliche

Gebot «Die Zauberinnen sollst du nicht am Leben lassen» fünfmal für sie die Todesstrafe. Das hört sich so an: «Der Volksmund nennt sie die Weisen Frauen. Sie sollen getötet werden (Occidantur) ... Es ist ein überaus gerechtes Gesetz, daß die Zauberinnen getötet werden, denn sie richten viel Schaden an ... Wenn du solche Frauen siehst, sie haben teuflische Gestalten, ich habe einige gesehen. Deswegen sind sie zu töten ... Die Zauberinnen sollen getötet werden, weil sie Diebe sind, Ehebrecher, Räuber, Mörder ... Also ist gegen sie nicht mit Verachtung, sondern mit dem Schwert oder festem Glauben vorzugehen. Sie schaden mannigfaltig, also sollen sie getötet werden, nicht allein weil sie schaden, sondern auch, weil sie Umgang mit dem Satan haben.»

Wegen satanischen Umgangs sind schon Milchdiebinnen für Luther des Todes würdig. «Kein Erbarmen mit ihnen!» ruft er im August 1538: «*Ich wollte sie selber verprennen*, nach Weise des (mosaischen) Gesetzes, wo die Priester mit der Steinigung der Schuldigen den Anfang machten.» Vielleicht ist es auch nicht unbezeichnend, daß bereits Luthers erste Exkommunikation am 22. August 1529 einige Hexen trifft; und daß seine Heimat Kursachsen zuerst die gemeinrechtlichen Strafgesetze gegen Hexen und Zauberer 1572 verschärft.[36]

Ob nun aber Luthers Stellung zum Zauberei- und Hexenwesen mehr ein psychologisch-biographisches oder ein theologisches Problem war, ob er dabei mehr durch sein Elternhaus oder die spätere eigene Befassung oder – doch am wahrscheinlichsten – durch beides bestimmt worden ist, entscheidend bleibt sein enormer Einfluß damit auf die Reformation, ja sogar darüber hinaus.

Luther hat immer wieder gegen Zauberer und Hexen gesprochen und geschrieben, in den nicht unbeträchtlich verbreiteten Dekalogspredigten, dem Betbüchlein, in der Kirchenpostille, dem Galater-, dem Genesiskommentar, vor allem auch in seinen sehr populären Tischreden. Und diese beinah lebenslange Agitation nahm in seiner späteren Zeit an Umfang und Härte noch zu. Das aber mußte bei der ungeheueren Verbreitung seiner Schriften wie seiner Autorität um so mehr Wirkung haben, als ungezählte lutherische Prediger, religiöse Autoren, Schriftsteller, gelegentlich sogar katholische Kleri-

ker daran anknüpften. Ebenso Juristen wie der Frankfurter Johann Fischart, der zwar den «Hexenhammer» sowie andere katholische Traktate dieser Tendenz bekämpft, doch unter Berufung auf Luther die Hexenverbrennung fordert. Und zumindest indirekt gehört hierher auch der in Wittenberg geborene Benedict Carpzov, Professor der Rechtswissenschaft, der maßgeblich an der Entwicklung eines sächsisch-deutschen Strafrechts beteiligt war, als Vater des deutschen Kriminalrechts und -prozesses gilt und an 20 000 Todesurteile unterschrieben haben soll.

So vieles in der Haltung Luthers zum Zauber- und Hexenwesen aber schwankend, widersprüchlich ist, einen Aspekt desselben, betont Jörg Haustein, behandle Luther «an jeder Stelle mit erschrekkender Eindeutigkeit ...: Zauberei gehört mit dem Tode bestraft!»[37]

DER JUDENSTÜRMER

Für Luther hatten Juden und Judentum, lange verkannt, eine beträchtliche Bedeutung. Er äußert sich darüber bereits in seiner noch katholischen, seiner «frühreformatorischen» Zeit um 1515 – und das letztemal am 15. Februar 1546, drei Tage vor seinem Tod. Und wie er infolge seiner katholisch-klerikalen Erziehung gegen «Ketzer» und Hexen sowohl emotional wie geistig stark eingestimmt war, so auch gegen die Juden. Auch wenn er sie in seiner Frühzeit fast ausschließlich aus Büchern, der Bibel, der Theologie kannte, muß ihn die allgemeine judenfeindliche Stimmung geprägt haben, erst recht die antijüdische katholische Theologie. Und theologisch ist Luther im Grunde stets antijüdisch, beherrscht nämlich von dem Glauben: Die Juden sind gottlos, weil sie die «Erlösung» durch Jesus Christus verwerfen.

Der Reformator konnte ja wirklich nicht spurlos den Händen der Katholiken entkommen. Er hatte die Schule der Franziskaner in Magdeburg, die Lateinschule der Barfüßer in Eisenach, hatte zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Universität Erfurt besucht und war 1505 dort als Mönch in das Kloster der Augustiner-Eremiten einge-

treten. In dieser Zeit hat er wohl alle antijüdischen Ansichten und Argumente der mittelalterlichen Theologie kennengelernt. In dieser Zeit fanden auch, wie freilich seit langem schon, fortgesetzte Judenvertreibungen statt, 1492 aus Spanien und Mecklenburg, 1493 aus Magdeburg, 1495 aus Reutlingen, 1496 aus Portugal, Kärnten, Steiermark und Krain, 1499 aus Nürnberg, im gleichen Jahr aus Ulm, 1506 aus Nördlingen, ebenso aus Colmar.[38]

Schon in Luthers erster Psalmenvorlesung zwischen 1513 und 1515 an der Wittenberger Universität schlägt die Animosität voll durch, spielt beispielsweise die den Juden angelastete Kreuzigung Jesu – ein uraltes, wahrhaft evangelisches Motiv christlicher Judenfeindschaft! – eine zentrale Rolle. Zwar haben sie einst Jesus nicht buchstäblich gekreuzigt, aber innerlich, willentlich, wie sie ihn, recht verstanden, noch immer kreuzigen, wie sie, durch ihre Schriftauslegung, auch ihre Propheten und Schriftgelehrten weiter geißeln, steinigen, töten. «Sie bespucken, kreuzigen und töten die Heilige Schrift wie einst den irdischen Christus, mehr noch, sie verwüsten sich selber mit ihren Lehren weit schlimmer, als es die Römer physisch taten, und metzeln beständig durch ihre Christus verneinende Lehre die ihnen anvertrauten Seelen nieder» (von der Osten-Sacken).

Diese Juden sind für den vorreformatorischen Luther «Blutmänner», ein ganzer «Blutacker», «eine Synagoge Satans bis auf den heutigen Tag». Könnten sie, rissen sie «die Christen mit ihren Zähnen in Stücke». Schon in seiner ersten Psalmenvorlesung werden die Juden weidlich verunglimpft, werden sie eifrige Lügner, ihre Schriften voller Lügen, voller Verdrehungen der Bibel geschimpft und ihre Märtyrer als Heuchler hingestellt, die nur aus purem Egoismus freudig stürben.

Bei seiner Auslegung von Psalm 77,66 – von ihm selbst übersetzt «Vnd schlug seine Feinde im Hindern (in posteriora) / Vnd henget jnen eine ewige Schande an» –, verweilt er in dem bei ihm so beliebten Rektalbereich und schreibt: «ihre hinteren Teile sind der Ruf ihrer Werke, der bereits durch die Welt modert und stinkt, seit das Evangelium offenbart ist. Und ihre Rekta stecken heraus, weil das Evangelium selbst das geheimste Böse ihres Herzens bekannt macht, (nämlich) wie beschaffen sie im Innern sind ...»

Auch in den folgenden Jahren finden sich immer wieder scharfe Ausfälle gegen die Verhaßten, prahlt Luther etwa, trotz ihrer vielen Mühen und Gebete seien sie «allen Völkern auf der ganzen Welt zum Zertreten dahingegeben, wie der Kot auf der Gasse ...»[39]

Doch dann ändert er anscheinend seine Haltung. In der Römerbriefvorlesung 1515/1516 beginnt er ihre Diffamierung zu kritisieren und vorsichtig für sie einzutreten, nicht nur für die alttestamentlichen, auch für die lebenden Juden, wobei er nach seiner Überzeugung kurioserweise dem Apostel Paulus folgt, der doch als erster den christlichen Kampf gegen die Juden eröffnet und ihn zeitlebens fortsetzt, der sie im ältesten Zeugnis des Neuen Testaments verdammt sein läßt «bis ans Ende der Welt», ja für den ihr ganzer geistiger und religiöser Besitz «Dreck» ist (I 124 ff.!).

Die Juden, heißt es jetzt bei Luther, sind nicht von Gott verstoßen, nicht alle verworfen, ein Teil wird schon vor der Endzeit gläubig und gerettet, ja zuletzt «wird ganz Israel gerettet werden». Schließlich sind die Juden «von dem geblutt Christi», «sind blut freund, vettern und bruder unsers hern», und so gesehen seien «die Juden Christo mehr tzu denn wyr».[40]

Nach einer Aufforderung, seine Ansichten zum Alten Testament zu begründen, verfaßt Luther 1523 seine Schrift «Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei». Wieder liest man Judenfreundliches, gelegentlich mit scharfer antikatholischer Polemik gewürzt. So wenn er den Papisten vorhält, sie seien bisher mit den Juden verfahren, daß ein guter Christ lieber Jude, und er, wäre er Jude gewesen, lieber eine Sau geworden wäre als Christ. «Denn unsere narren die Bepste, Bischoff, Sophisten und Munche, die groben esels kopffe, haben bis her also mit den Juden gefaren, das, wer eyn gutter Christ were geweßen, hette wol mocht eyn Jude werden. Und wenn ich eyn Jude gewesen wäre und hette solche tolpell und knebel gesehen den Christen glauben regirn und leren, so were ich ehe eyn saw geworden denn eyn Christen.»

Daß er strittige Bibelfragen stets in seinem Sinn auslegt, erstaunt gewiß nicht, vertritt er doch die alleinseligmachende Wahrheit ebenso wie die Juden sie vertreten oder die Katholiken. Aber es frappiert, mit welchem Pharisäismus – die gute römische Schule – er die Inter-

pretatio Christiana handhabt, er das heilige Buch der Juden als christliches ausgibt (vgl. I 121 f.!). Sind ja auch die alttestamentlichen Frommen für ihn fraglos Christen. Immerhin verlangt er, die Juden unter den Christen leben und arbeiten zu lassen, sie brüderlich in «christlicher Liebe» anzunehmen, und geißelt die über sie kursierenden Greuelmärchen, den Kinderraub, die Ritualmorde, Brunnenvergiftung, Hostienschändung und derlei «Narrenwerk mehr» als Lug und Trug.[41]

Warum aber diese lutherische Freundlichkeit gegenüber den von der Christenheit seit je so verachteten, so gehaßten Juden? Warum diese schöne reformatorische «Toleranz»? Nun, der Menschenfänger macht aus seinem Herzen keine Mördergrube, er gibt selbst, und nicht nur einmal, die Antwort, hofft er doch, «wenn man mit den Juden freuntlich handelt und aus der heyligen schrifft sie seuberlich unterweyßet, es sollten yhr viel rechte Christen werden und widder tzu yhrer vetter, der Propheten und Patriarchen glauben tretten».

Das war es in der Tat: Luther wollte Proselyten machen. Wollte seinen Anhang, wie begreiflich, vergrößern. Die Bekehrung der Juden, bloße Konversionsobjekte, war das eigentliche Motiv seines Schreibens. Ihr Schicksal betraf den Verfasser kaum, aber der Fortschritt der Reformation. Hätte er doch den verhaßten Papismus gar nicht mehr ausstechen, die Überlegenheit seiner Lehre gar nicht mehr beweisen können als durch einen Missionserfolg in wenigen Jahren, durch einen Sieg, der dem Papsttum in Jahrhunderten verwehrt worden war.

So kümmerte er sich selbst nachdrücklich um die Verbreitung des neuen Werkleins, propagierte es sogar von der Kanzel herab. Und hatte Glück. Nicht weniger als neun Auflagen erlebte es noch 1523. Im nächsten Jahr wird eine lateinische Übersetzung in Augsburg zweimal aufgelegt, 1525 kommt eine andere lateinische Übertragung in Straßburg heraus. Vielleicht haben sogar die Juden selbst das Bekanntwerden des Traktats gefördert. Noch in Jerusalem werden Luthers Bücher gekauft. Und seine Methode der Judenbekehrung fand Anklang, fand begeisterten Beifall.[42]

Aber der Autor hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der buchhändlerische Erfolg wurde kein missionarischer. Seine ganze

Liebesmüh, nicht überwältigend, doch immerhin bemerkenswert und auch bemerkt, war umsonst. Er hatte die Juden nicht überzeugt, nicht ihr Vertrauen gewonnen. Was konnte der gute Christ nun tun, als straffere Saiten aufziehen? Die Juden statt der erhofften Kombattanten der Reformation zu deren Opfern machen? In den folgenden Jahren, in denen er unterschiedliche, teilweise vielleicht auch nur fiktive, legendäre Begegnungen mit Juden hat, ist die Zahl ihrer Taufen nicht größer als vor der Reformation, sein Bekehrungsversuch also offensichtlich gescheitert, seine Einstellung zu ihnen wechselhaft, schwankend, wieder schlechter. Bereits Anfang der dreißiger Jahre sieht er sich «und unsere Religion» durch jüdische Täuflinge so verhöhnt, daß er droht, falls er noch einen frommen Juden zu taufen finde, wolle er ihn mit den Worten «Ich taufe dich im Namen Abrahams» mit einem Stein um den Hals von der Elbbrücke stoßen.

Und als 1536 Johann Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen und Luthers Landesherr, die Juden per Edikt besonders rücksichtslos aus seinem Territorium ausweist, tut Luther nicht das Geringste für sie. Vielmehr verweigert er ihrem Anwalt, Josel von Rosheim, einem Mann von fleckenlosem Ruf, der ihn mehrfach brieflich um eine Audienz beim Fürsten anfleht, seine Hilfe. Luther nennt zwar den Bittsteller seinen guten Freund, seinen lieben Josel, wünscht auch allen Juden gern das Beste, denkt aber nicht an Fürsprache, sondern rät Josel, seine Empfehlungsschreiben durch andere vorbringen zu lassen. «Hiermit Gott befohlen!»

Überhaupt stellt er die Juden schließlich mit seinen schlimmsten Feinden auf eine Stufe, mit den Türken und dem Papst. Allerdings wußte er vom Judentum praktisch nur, was er wissen wollte, das heißt nichts Authentisches. Denn: «Ihm genügten die Informationen, die ihm die antijüdische Polemik an die Hand gegeben hatte» (St. Schreiner).[43]

1538 hatte Luther dem Grafen Wolff Schlick zu Falkenau den dreißig Druckseiten langen, alsbald auch wieder ins Lateinische übertragenen Brief «Wider die Sabbather an einen guten Freund» geschrieben. Von Schlick schon vor längerer Zeit um seinen Beistand gegen in Mähren missionierende Juden gebeten, war Luther

nun bereit, wider «die Juden mit ihrem Geschmeiß und ihrer Lehre» Rat und Meinung beizusteuern und vor allem ihre Messiashoffnung zu bekämpfen. Auf der einen Seite standen dabei er und der treue wahrhaftige Gott, auf der andern die «falschen verlogenen Juden», und im übrigen war klar, «dass uns ihre faulen, unnützen Lügen und falsches Geschwätz nicht schaden können», ja, ihre Gottverlassenheit, wie es gegen Schluß des alles in allem noch moderaten Briefes heißt, ist so groß, daß darin «nicht eine Fliege mit einem Flügel ihnen zischet zum Trost».[44]

Als aber im Frühjahr 1542 eine jüdische Gegenschrift erschien, platzte dem Reformator offensichtlich der Kragen, und er setzte zu seiner längsten und fanatischsten antijüdischen Kampagne an: «Von den Juden und ihren Lügen».

Das in der Weimarer Ausgabe 145 Folioseiten umfassende Werk gehört wohl zu den schwungvollsten und widerlichsten antijüdischen Hetzschriften aller Zeiten: ein einziges giftiges Geifern gegen die Juden und nicht zuletzt ihre verdammten Rabbiner, die die arme Jugend und den gemeinen Mann derart vergiften, daß man sie steinigen sollte! Fortgesetzt, von Anfang bis Ende, nennt er konsequent seinem Schrifttitel folgend, alles von den Juden Vertretene lügnerisch und sie selbst durchgehend Lügner, die natürlich auch für ihren Hochmut, Starrsinn, ihre Härte, Narrenwerke, Erzbubenstükke, ihre «mutwilligen, offenbaren Lügen ewige Schande zu Lohn haben werden», während er die Wahrheit, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit verficht.

«Wenn du siehest oder denkest an einen Jüden, so sprech bei dir selbs also: Siehe das Maul, das ich da sehe, hat alle Sonnabend meinen lieben Herrn Jesum Christ, der mich mit seinem theuren Blut erlöset hat, verflucht und vermaledeiet und verspeiet, dazu gebetet und geflucht für Gott, daß ich, mein Weib und Kind und alle Christen erstochen und aufs jämmerlichst untergangen wären; wollts selber gern thun, wo er künnte, daß er unser Güter besitzen möchte; hat auch vielleicht heute vielmal auf die Erden gespeiet uber dem Namen Jesu (wie sie pflegen), daß ihm der Speichel noch im Maul und Bart hänget, wo er Raum hätte, zu speien. Und ich sollte mit solchem verteufelten Maul essen, trinken oder reden, so möcht ich

aus der Schüssel oder Kanne mich voller Teufel fressen und saufen, als der mich gewiß teilhaftig machet aller Teufel, so in den Jüden wohnen und das theure Blut Christi verspeien. Da behüt mich Gott fur.»

Unentwegt unterstellt Luther den Juden Geldgier. Sie stinke ihnen aus dem Mund, sei doch kein Volk unter der Sonne geiziger als sie, als sie sind, noch sind, gewesen sind und immerfort bleiben. Wenn ein Dieb zehn Gulden stehle, müsse er hängen, hetzt Luther. «Aber ein Jude, wenn er zehn Tonnen Goldes stiehlt und raubt durch seinen Wucher, so ist er lieber denn Gott selbst.»

Von ihrem Messias erwarteten die Juden, daß er sämtliche Heiden totschlage, auf daß sie aller Welt Land, Güter und Herrschaft einheimsen. Die Juden wünschen Schwert und Kriege, Angst und jedes Unglück über die verfluchten Gojim, Leute die ihr Gold und Silber ihnen, den Juden, geben, ihre Knechte sein und sich schlachten lassen sollen wie das arme Vieh. Halten sie die Christen doch in deren eigenem Land gefangen, lassen sie sich schinden, lassen sie schuften im Nasenschweiß, während sie selbst hinterm Ofen sitzen, Birnen braten, fressen, saufen, saugen der Christen Geld und Gut aus, während sie lügen, fluchen, speien, morden, stehlen, rauben, wuchern, spotten und lauter solch lästerliche Greuel treiben. «So rauben sie und saugen uns aus, liegen uns auf dem Halse, die faulen Schelmen und müßigen Wänste, saufen, fressen, haben gute Tage in unserm Hause, fluchen zu Lohn unserm Herrn Christo, Kirchen, Fürsten und uns allen, dräuen und wünschen uns ohn Unterlaß den Tod und alles Unglück. Denke doch, wie kommen wir armen Christen dazu, daß wir solch faul, müßig Volk, solch unnütz, böse, schädlich Volk, solche lästerliche Feinde Gottes umsonst sollen nähren und reich machen, dafür nichts kriegen denn ihr Fluchen, Lästern und alles Unglück, das sie uns tun und wünschen können?»[45]

Ja, was tun, fragt Luther schließlich, mit diesem gottverdammten Volk? Rächen dürfen wir uns nicht, meint er gut christlich. «Sie haben die Rache am Halse, tausendmal ärger als wir ihnen wünschen möchten.» Was man freilich nicht mehr glauben kann, hört man jetzt seinen «treuen Rat», seine Empfehlung an die Landesfürsten, «mit Gebet und Gottesfurcht eine scharfe Barmherzigkeit» zu üben:

«Erstlich, daß man ihre Synagoge oder Schule mit Feuer anstecke und, was nicht verbrennen will, mit Erde überhäufe und beschütte, daß kein Mensch einen Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich. Und solches soll man tun unserem Herrn und der Christenheit zu Ehren, damit Gott sehe, daß wir Christen sind und solches öffentliches Lügen, Fluchen und Lästern seines Sohnes und seiner Christen wissentlich nicht geduldet noch gewilligt haben ...

Zum andern, daß man auch ihre Häuser desgleichen zerbreche und zerstöre. Denn sie treiben eben dasselbige drinnen, das sie in ihren Schulen treiben. Dafür mag man sie etwa unter ein Dach oder Stall tun wie die Zigeuner, auf daß sie wissen, sie seien nicht Herren in unserem Lande, wie sie rühmen, sondern im Elend (= Ausland) und gefangen, wie sie ohne Unterlaß vor Gott über uns Zeter schreien und klagen.

Zum dritten, daß man ihnen nehme alle ihre Betbüchlein und Talmudisten, darin solche Abgötterei, Lügen, Fluch und Lästerung gelehrt wird.

Zum vierten, daß man ihren Rabbinern bei Leib und Leben verbiete, hinfort zu lehren ...

Zum fünften, daß man den Juden das Geleit und Straße ganz und gar aufhebe, denn sie haben nichts auf dem Lande zu schaffen, weil sie nicht Herren, noch Amtleute, noch Händler oder desgleichen sind. Sie sollen daheim bleiben ...

Zum sechsten, daß man ihnen den Wucher verbiete und nehme ihnen alle Barschaft und Kleinod und lege es zur Verwahrung beiseite. Und dies ist die Ursache: Alles, was sie haben (wie droben gesagt), haben sie uns gestohlen und geraubt durch ihren Wucher, weil sie sonst keine andere Nahrung haben ...

Zum siebenten, daß man den jungen, starken Juden und Jüdinnen in die Hand gebe Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel und lasse sie ihr Brot verdienen im Schweiß der Nasen, wie Adams Kindern Gen 3 (19) auferlegt ist. Denn es taugt nicht, daß sie uns verfluchte Gojim wollten im Schweiße unseres Angesichts arbeiten lassen und sie, die heiligen Leute, wollten es hinter dem Ofen mit faulen Tagen, Festen und Pomp verzehren.»

Eine «scharfe Barmherzigkeit» nennt Luther diesen Appell an die

Obrigkeit, um später weniger pfäffisch im gleichen inhaltlichen Konnex ganz kaltschnäuzig zu schreiben: «Verbrenne ihre Synagogen, verbiete alles, was ich droben erzählt habe, zwinge sie zur Arbeit, und gehe mit ihnen um nach aller Unbarmherzigkeit (!) wie Moses tat in der Wüste und schlug dreitausend tot, dass nicht der ganze Haufen verderben musste.»[46]

Da gesteht er, was ihm wirklich notdünkte, nottäte. Und mancher könnte denken, solch scharfe Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit schon allein ließe lutherische Theologen heute, sechs Jahrzehnte nach Hitler, vor Scham versinken. Doch vor Scham ist noch kein echter Theologe untergegangen!

Betrachten wir statt vieler den evangelischen Gottesmann Walther Bienert und sein 1982 im Evangelischen Verlagswerk Frankfurt am Main erschienenes Quellenbuch nebst Einführungen und Erläuterungen «Martin Luther und die Juden».

Natürlich findet der Lutheraner da manches «schlimm», «bedauerlich», in der «Form hart und unfair» «inhuman», ja «unchristlich» etc.

Im übrigen aber ist, was eben so beiläufig wie heute unerläßlich entschuldigt, indirekt gemildert, entschärft wird, marginal und weit weg vom Kern, vom Proprium. Denn Basis des edlen Ganzen ist und bleibt «die allgemeine Wahrheit des Evangeliums und der Dogmen», «Luthers großartige reformatorische Überzeugung». Damit hat jedoch seine Judenfeindschaft nichts zu tun. Sie ist nämlich «vorlutherisch», ist ausgesprochen «altdogmatisch», «spätmittelalterlich» – ist «durchweg nicht auf dem Boden seiner eigenen Theologie gewachsen», sondern entstammt «vorreformatorischer Judenfeindlichkeit» etc.[47]

Nun ist all dies ja goldrichtig. Doch entlastet es Luther? Hätte er es denn übernehmen müssen? Aber als er es übernahm, als er die tradierte Judenfeindschaft in Theorie und Praxis propagierte, war diese Judenfeindschaft eben nicht mehr nur «vorlutherisch», sie war auch lutherisch. War sie nicht mehr nur «vorreformatorisch», sie war auch reformatorisch. War sie nicht mehr nur «spätmittelalterlich», sie war auch frühneuzeitlich. Sie gehörte eben jetzt nicht «nicht zur reformatorischen Theologie», sie gehörte jetzt dazu!

Freilich hat Lutheraner Bienert wieder recht, erkennt er das alles als «zeitgeschichtlich-bedingt».

Doch zeitgeschichtlich-bedingt war auch die ganze Reformation, zeitgeschichtlich-bedingt waren der Dreißigjährige Krieg und der Erste Weltkrieg und der Zweite und all die hundert und mehr Kriege und Interventionen der USA in der jüngsten Vergangenheit und die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki. Denn «zeitgeschichtlich-bedingt» ist nur eine dummflaue Ausflucht, ist nur die ebenso nichtssagende Erklärung wie vielsagende Exkulpation nicht zuletzt auch vieler Historiker, deren sie sich schämen sollten, könnten sie sich schämen. Scham aber ist auch ihre Sache nicht – eher versinken wohl, zeitgeschichtlich-bedingt, unsere fünf Kontinente ...

Doch Lutheraner Bienert will alles aus der «zeitgeschichtlichen Situation» heraus verstanden wissen, «in die hinein Luther sprach» und die «an noch Schlimmeres gewöhnt war». Noch Schlimmeres. Der gute Luther! Dürfen wir Bienert so verstehen? Zumindest spricht er jetzt gleich von «Luthers Rat zum Anzünden der Synagogen» und stellt fest – damit wir den Reformator ja richtig «im Gesamtzusammenhang mit der zeitgeschichtlichen Situation» sehen, daß damals ja «die meisten Synagogen in der Zeit nach 1349» (vgl. VII 437 ff.) «schon verbrannt worden waren». «Mindestens 300 Synagogen», trumpft der Theologe auf. Somit kann da der Rest wohl gar nicht mehr so groß, Luther wieder nicht so schlimm gewesen sein? Jedenfalls, beruhigt sein kundiger Gefolgsmann, war Luthers Rat, die Synagogen zu verbrennen, «damals nichts Außergewöhnliches», er war «von vielen Kirchenmännern vorher und gleichzeitig erteilt worden» und – er kam, Herz, was wünschst du mehr!, «der Volksstimmung entgegen».[48]

Nicht anders steht es mit Luthers Empfehlung der Bücherverbrennung. Die «berühmteste Universität des Abendlandes in Paris» war da längst vorangegangen, andere Universitäten waren mehr oder weniger gefolgt, und auch sonst befand sich der Reformator wieder «in Übereinstimmung mit vielen bedeutenden Männern seiner Zeit».

Und nun gar erst die Anregung zur Vertreibung der Juden!

Ja, das war doch «damals ohnehin landauf, landab üblich», der Jude übrigens deshalb, wie der Lutheraner einräumt, «kaum irgend-

wo willkommen». Gleichwohl, im christlichen Abendland ein guter alter Brauch. Bienert zählt beredt auf: England, Frankreich, Spanien, Portugal, er nennt Dutzende von Judenexilierungen in Deutschland, was solls – «Luther war auch hierin ein Kind seiner Zeit und im politischen Bereich weitgehend vom Zeitgeist irregeführt.» Ja, der Zeitgeist wieder (vgl. I 56 f.), ein ganz besonders schöner Geist, zumindest für so viele in die Retrospektive versunkene Theologen und Historiker, und so eng verwandt doch auch dem Zeitbedingten, Zeitgeschichtlichbedingten. Und selbst wenn Luther grober formulierte, man solle die Juden «wie die tollen Hunde ausjagen», hatte er auch da schon sozusagen Vorläufer, Vorformulierer.

Gab es doch überhaupt brutalere Naturen. Zumal was das Töten von Menschen betrifft, habe der Reformator noch nicht mal, man denke, «die Brutalität vieler seiner Zeitgenossen erreicht». Der gute Luther! Ja, er habe ganz den «Weg zur Tötung Andersgläubiger» vermieden. Wirklich? Und die Tötung der Täufer? Die Tötung der Hexen? Von den Bauern zu schweigen.

Aber die Juden? «Luther wies nicht den Weg nach ‹Auschwitz›», schreibt der Lutheraner und beteuert: «Nie – auch nicht in seinen wütendsten Angriffen auf die Juden bzw. deren Religion – hat er ein Töten von Juden angeregt oder auch nur gutgeheißen.» Ach, der Gute, der!

Doch was meinte er, als er nahelegte, mit Juden «nach aller Unbarmherzigkeit» umzugehen, «wie Mose tat in der Wüste und schlug dreitausend tot ...»?! Was meinte er, als er gefragt, ob er Juden ohrfeigen würde, gestand, er würde einen Juden «niederwerfen und im Zorne erstechen. Wenn man einen Räuber nach menschlichem und göttlichem Recht zu töten befugt ist, so darf man doch viel eher einen Gotteslästerer umbringen»?! Was meinte er, als er seinen vierten Ratschlag gab, «daß man ihren Rabbinern bei Leib und Leben verbiete, hinfort zu lehren ...»? Bei Leib und Leben, das heißt bei Todesstrafe.[49]

Natürlich hat Luther den Weg nach «Auschwitz» nicht gewiesen, hat aber fraglos damit zu tun – gewaltig. Wir brauchen nicht auf Julius Streicher vor dem Nürnberger Kriegsverbrechertribunal zeigen, obwohl dieser damals mit seiner Berufung auf Luther im

Recht war. Es gibt andere Gewährsmänner. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg besuchte Melvin Lasky, ein junger amerikanischer Schriftsteller, Karl Jaspers in Heidelberg, sprach etwas verlegen-verbindlich über Deutschlands große kulturelle Tradition, nannte Lessing, Goethe, wurde jedoch von Jaspers brüsk unterbrochen und sah sich nach einem kurzen Griff des Gelehrten hinter sich ins Bücherregal mit Luthers «Von den Juden und ihren Lügen» konfrontiert. «Das ist es», sagte Jaspers. «Da steht das ganze Programm der Hitler-Zeit schon!» Und schrieb auch später in «Die nichtchristlichen Religionen und das Abendland»: «Was Hitler getan, hat Luther geraten, mit Ausnahme der direkten Tötung durch Gaskammern.»[50]

Unbedachterweise bringt Walther Bienert seinen Helden mittelbar selbst mit den Gaskammern in Verbindung; mit «Auschwitz». Er meint nämlich, und hat so unrecht nicht damit, Luthers Intoleranz, zumal deren Verschärfung seit 1543, seit seinen Ratschlägen, hänge entscheidend zusammen mit dem «Kirchenmann» Luther, sei es doch die Folge seiner Landeskirchenpolitik und des damit verknüpften Staatsschutzes. Denn als Vertreter der inzwischen etablierten «lutherischen» Kirchen habe er auch deren Alleinwahrheitsanspruch bzw. Absolutheitsanspruch vertreten, schlechterdings vertreten müssen – natürlich wieder ein «verhängnisvolles mittelalterliches Erbe». Doch ebendies führte nun zu «neuer Unduldsamkeit und Feindschaft», ein reines Ergebnis der Politik, der Kirchenpolitik. Es habe nichts mit Persönlichem, mit Ausbrüchen individueller Emotionen, Altersstarrsinn zu tun. Vielmehr sei es in den «geschichtlichen Zusammenhang zu integrieren», aus dem es erwuchs, also in die landeskirchlichen Belange, die Institution und deren Alleinanspruch auf «die Wahrheit» mit der daraus resultierenden Intoleranz. Damit aber stünden Luther und das Luthertum nicht isoliert da, sondern in einer Reihe mit anderen Institutionen, anderen «Ideologieverfolgungen» von der Antike bis hin zu «‹Auschwitz› oder ‹Gulag› oder wo auch immer».

Luthers Theologie ist bei allem natürlich überhaupt nicht involviert, er selbst nur insofern, als er als verantwortlicher Kirchenmann das reformatorische Kirchenwesen gegenüber der jüdischen Reli-

gion schützen mußte, und zwar «durch staatliches Eingreifen, das die gegenteilige Lehre einfach verbietet oder unmöglich macht».

Die eigentliche Schuld trifft somit die Entwicklung der Reformation zur Staatsreligion, die Luther überhaupt nicht wollte, aber die dann, «ein historisches Faktum», entstand, nachdem «Luther die Obrigkeiten gebeten, ihre Bevölkerung nicht hilflos sich selbst zu überlassen, vielmehr aus ‹christlicher Liebe› die religiöse Versorgung und das Kirchenwesen in ihren Ländern zu ordnen ...» Doch das geschah, wie gesagt, gegen Luthers ursprüngliche Absicht und hat schon gar nichts, dies wird Bienert nie müde besonders zu betonen, mit seiner Theologie zu tun, obwohl Luthers Antijudaismus – überall mit Händen zu greifen – gerade die Folge seiner Theologie ist! Für Bienert dagegen ging die neue Judenverfolgung von der Institution, der Landeskirche aus. Denn diese hatte als Staatskirche offenbar «in sich selbst die Tendenz des Ausschlusses aller nichtlandeskirchlichen Religion. Nicht Luthers Theologie, sondern der ererbte und auf die Landeskirchen übergegangene Staatsschutz für die allein wahre Religion war der Nährboden für die Intoleranz gegenüber den Juden.»[51]

Die vier letzten Predigten Luthers – insgesamt hinterließ der «Gelegenheitsschriftsteller» weit über zweitausend – hielt er in Eisleben in seinem Todesjahr: lauter Judenpredigten. Die Juden werden darin als Vertreter des Un- und Irrglaubens beschimpft, als blinde Gotteslästerer, als Leute, die Abel, das heißt alle Nichtjuden, ermorden wollen, während die Christen ihnen ihren christlichen Glauben und ihre christliche Liebe anbieten. Bekehren sie sich nicht, lästern und schänden sie weiter den Herrn, sind sie nicht länger tragbar. Die Juden, faßt Adam Weyer zusammen, sind in weiten Teilen von Luthers Predigten «nichts anderes als die Gottlosen – von denen alle anderen Gottlosen abstammen». Sie sind «die Satanskinder ...» Und das waren sie doch schon in den Jahren 1514/1515.

Noch am 1. Februar 1546, in seinem Todesmonat, schreibt er seiner Frau, er müsse sich «dran legen, die Juden zu vertreiben». Graf Albrecht sei ihnen feind und habe sie schon preisgegeben. «Aber niemand tut ihnen noch nichts. Will's Gott, ich will auf der Kanzel Graf Albrecht helfen und sie auch preisgeben. Ich trinke Naumburgisch

Bier ...» Eine Woche später, am 7. Februar, bedauert er abermals brieflich gegenüber Katharina von Bora: «Noch will ihnen niemand nichts tun.» Und leistet am selben Tag, nur wenige Tage vor seinem Tod, noch Kanzelhilfe zur Judenvertreibung. «Bekehren sie sich nicht, so sollen wir sie auch bei uns nicht dulden noch leiden» – im wörtlichen Sinne, schreibt Peter von der Osten-Sacken, «sein letztes Wort in dieser Frage».[52]

Das nahezu bedenkenswerteste Wort aber, das ich über Luther kenne, stammt von einem (sonst nicht sonderlich von mir geschätzten) Katholiken, von Joseph Lortz, und lautet: «Luther war katholischer, als wir wußten ...» Die Fortsetzung: «... und als der große Teil der evangelischen Forschung es weiß», schlösse wohl besser: es wissen will.[53] Es noch wissen will. Denn schließlich wurden auch andere «Ketzer» schon kanonisiert. Und werden die Zeiten für beide Konfessionen schlechter – und das werden sie –, beginnen die Stühle, die Pfründen zu wackeln, so rückt man einander noch näher, kriecht da ganz und gar zu Kreuz und macht dort Luther – zum Kirchenlehrer.

Verdient hätte er's.

13. KAPITEL

VOM «SACCO DI ROMA» ZUM AUGSBURGER RELIGIONSFRIEDEN

«Wohl der unheilvollste aller Päpste, die je auf dem römischen Stuhle gesessen.»
Leopold von Ranke über Clemens VII.[1]

«Nie fiel eine reichere Beute einer gewaltsameren Truppe in die Hände; nie gab es eine längere, anhaltendere, verderblichere Plünderung.»
Leopold von Ranke über den Sacco di Roma[2]

«In vielen Dingen, vor allem in seinem Nepotismus, blieb er auch als Papst ein Kind der Renaissanceperiode, in der er groß geworden war. Auf welche Abwege ihn die Liebe zu den Seinen führte, davon hat die Geschichte seines Pontifikats nur allzu oft zu berichten. Auch das Hofleben Pauls III. behielt vielfach die weltlichen Gewohnheiten der Renaissancezeit bei. Einen peinlichen Eindruck machte es ferner, daß er ... für alle Handlungen von irgend welcher Bedeutung ... durch Astrologen die günstige Stunde bestimmen ließ.»
Ludwig von Pastor über Papst Paul III.[3]

Karl V. und Franz I.

Einer der wichtigsten Faktoren der europäischen Politik im Zeitalter der Reformation war der Gegensatz der Häuser Habsburg und Valois und ihr Kampf um die Vorherrschaft, ausgetragen zwischen Karl V., dem römisch-deutschen Kaiser (1519–1556), und dem französischen König Franz I. (1515–1547).

Karl, ein Enkel väterlicherseits Kaiser Maximilians I., mütterlicherseits Ferdinands II. des Katholischen, war der Sohn Philipps des Schönen von Burgund und Johannas der Wahnsinnigen von Spanien. In den Niederlanden mit französischer Muttersprache aufgewachsen und als Spanier erzogen, erbte er ein riesiges Imperium, Burgund und die Niederlande, Österreich, Kastilien, Aragón, Neapel, Sizilien sowie die Kolonien in Amerika. Seit 1516 (als Carlos I.) König von Spanien, setzte er sich nach Maximilians Tod 1519 bei der Kaiserwahl gegen seinen französischen Konkurrenten durch, dessen Bestechungsgelder er mittels der gewaltigen Summe von 850000 Gulden noch überbieten konnte, schon von Großvater Maximilian darauf vorbereitet, daß «viel Geld», möglichst bares, nötig sei, um den Franzosen auszubooten. Und einige Jahre später schrieb Jakob Fugger der Reiche dem Monarchen ganz unverblümt, es liege am Tage, daß «Eure Kaiserliche Majestät die Römische Krone ohne meine Mithilfe nicht hätte erlangen können». (Auch als Kaiser brauchte Karl V. unentwegt weiter «viel Geld» und gab beispielsweise 1528 dem Augsburger Bank- und Handelshaus der Welser für Kredite Venezuela bis 1546.)[4]

Zu den weltpolitischen Folgen der Wahl von 1519 gehörten u. a. vier Kriege, die Karl V. gegen Franz I. führte: 1521–1525; 1526–

1529; 1536–1538; 1542–1544, wozu noch ein fünfter Krieg (1552–1559) gegen Franz' Sohn und Nachfolger Heinrich II. kam; blutige Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich um die Hegemonie in Europa, die immer wieder ausbrachen und sich bis ins 20. Jahrhundert fortsetzten.

Nicht zuletzt diese Kriege mit dem Ziel, Italien wieder für den deutsch-spanischen Machtbereich zu gewinnen, trugen dazu bei, daß Karl V. von den 37 Jahren seines Kaisertums noch nicht einmal 8 Jahre im Reich verbrachte, daß er dort weder von 1521–1530 noch von 1532–1540 war; was wieder zur Folge hatte, daß sich die Reformation unter dem streng altgläubigen Herrscher und weltlichen Haupt der Christenheit in deutschen Landen verhältnismäßig ungestört ausbreiten konnte. Vergebens bestürmten die spanischen Prälaten und Granden Karl im April 1521, die Ausrottung Luthers und seines Anhangs zu betreiben; die Durchführung des Wormser Edikts gegen Luther unterblieb.[5]

1521 überließ Karl die habsburgischen Erbländer, fünf Herzogtümer, seinem Bruder Ferdinand I., der ihn während seiner Abwesenheit im Deutschen Reich vertrat, wo er der Ausbreitung des Protestantismus entgegenwirkte. Karl selbst eröffnete im selben Jahr den Krieg um Mailand gegen Frankreich, den er 1525 nach wochenlangen Gefechten in der Entscheidungsschlacht am 24. Februar bei Pavia mit knapper Not gewann, vor allem wohl, weil die Schweizer auf französischer Seite den Kampf verweigerten (und dann fliehend haufenweise im Ticino ertranken). Über 12000 Mann betrug das Schlachtopfer, der französische König war gefangen, die Vorherrschaft Frankreichs in Italien zugunsten Spaniens beendet, und schon am 1. April 1525 schloß der Papst mit den nun mächtigsten christlichen Fürsten Europas ein Schutz- und Trutzbündnis, das freilich nicht lang währte.

Der französische König beschwor am 14. Januar 1526 im Frieden von Madrid (worauf Mailand bis 1713 spanisch wurde) Forderungen Karls, die selbst dessen einflußreicher Kanzler Mercurino Gattinara maßlos überzogen fand. Franz I. aber beschwor, was immer der Kaiser wollte, gab Neapel, Mailand, Genua preis, auch Burgund samt Nebenländern, seine Rechte in Flandern, im Artois u.a.,

hatte indes schon zuvor insgeheim notariell niedergelegt, weder seine Schwüre noch den Frieden zu halten. Und Clemens VII. sprach den Meineidigen feierlich von seinem Eid los und wandte sich, ungeachtet ihres Trutz- und Schutzbündnisses, vom Kaiser ab, da er dessen Übermacht zu fürchten begann. Wie es denn überhaupt zu seiner Schaukelpolitik gehörte, Kaiser und König zu seinem Vorteil fortgesetzt gegeneinander auszuspielen.

Am 22. Mai 1526 brachte der Papst gegen Karl die Liga von Cognac zustande, wieder einmal eine Heilige Liga, in der er, Clemens, als «Seele der ganzen grossen Unternehmung» (Gregorovius), Frankreich, Venedig, Mailand vereint gegen den katholischen Kaiser standen, auch der Beitritt des englischen Königs in Kürze erwartet wurdet; die besonders zur Liga treibende Kraft war der Vertraute des Papstes, sein Datar Gian Matteo Giberti, der Bischof von Verona.[6]

CLEMENS VII. LAVIERT

Giulio de Medici, wie Clemens VII. (1523–1534) eigentlich hieß, war ein illegitimer Sohn jenes Giuliano Medici, der im April 1478 bei der Pazzi-Verschwörung in Florenz den Tod gefunden (S. 285 f.), Damit Giulio Kardinal werden konnte, wurde seine uneheliche Abkunft unter seinem Vetter Leo X. in eine eheliche umgefälscht durch eine Urkunde, die zwischen seinen Eltern «im geheimen eine gültige Ehe» erlog. Im übrigen war Clemens VII. durch eine Dienstmagd selbst Vater eines Sohnes Alessandro, der erblicher Herzog von Florenz werden sollte, auch wurde, freilich erst nachdem die Kaiserlichen 1530 dem Papst Florenz zurückerobert hatten; eine Stadt, für die als Festungskommandant auch Michelangelo gekämpft, eine Stadt, die sich trotz Pest, trotz Hungersnot bis zuletzt verzweifelt wehrte, die lieber untergehen als päpstlich werden wollte und an der sich dann der Heilige Vater für einige Jahre Republik durch ungezählte Exilierungen rächte, durch Güterkonfiskationen und die Enthauptung der vordem Regierenden. Aber schließlich hatte ihn der

Krieg zwei Millionen Golddukaten gekostet, die er durch Steuern gehortet, durch Verkauf von Kirchengut und Ämtern.

Der Kardinal Medici war, unter dem starken Widerstreben der zahlreichen französischen Kardinäle, aus einem fünfzig Tage dauernden Konklave am 19. November 1523 als Sieger hervorgegangen.

Natürlich hatte man wieder bestochen; der Medici beispielsweise dem Kardinal Pompeo Colonna das Vizekanzleramt und einen Palast offeriert, Kardinal Farnese je 100 000 Dukaten sowohl der französischen wie der kaiserlichen Seite, wovon der Kaiser selbst 80 000 Dukaten erhalten sollte. Dessen Kandidat aber war sein Parteigänger Giulio Medici, der jedoch als Papst den von seinem Vorgänger Hadrian VI. (1522–1523) mit Karl V. geschlossenen Verteidigungspakt nicht erneuert hat. Vielmehr näherte er sich im geheimen Frankreich. Und als dessen König nach einigen Niederlagen in Oberitalien am 26. Oktober 1524 Mailand wieder gewann, verband sich der Papst am 12. Dezember auch prompt mit dem Sieger und bekam dafür u. a. die Mediciherrschaft in Florenz garantiert. Nach dem überraschenden Fiasko des Franzosen vor Pavia aber schloß sich Clemens wieder an den Kaiser an, um diesen dann, aus Furcht vor seiner Macht in Italien, vor der spanischen Hegemonie überhaupt, in der Liga von Cognac erneut zu bekämpfen.[7]

Clemens VII., dem man auch einige gute Eigenschaften nachsagt, der als ernst und arbeitsam galt, sicher nicht so verschwendungssüchtig wie sein Vetter Leo X., wenn auch nicht so sittenstreng, nicht so bescheiden war wie sein unmittelbarer Vorgänger Hadrian VI., der einstige niederländische Professor und Erzieher Karls V., der als Papst für seinen Tisch täglich gerade einen Dukaten ausgab.

Wie üblich kreierte Clemens Prälaten, mehrere Dutzend, ausnahmslos aus finanziellen oder aus dynastischen, politischen Gründen zu Kardinälen, Männer, weder besonders christlich noch kirchlich, darunter der von Franz I. protegierte blutjunge Schüler Odet de Coligny (1571 von seinem Kammerdiener vergiftet). Häufig rekrutierte Clemens auch Truppen, und gelegentlich ließ er jeden Kardinal hundert Mann aus eigener Tasche ausrüsten.

Beim Volk war der Papst, der Rom mit Zöllen und neuen Steuern bedrückte, verhaßt. So fand er auch keinen Beistand, als ihn Kardi-

nal Pompeo Colonna, ein Kaisersympathisant, auf Veranlassung Karls (doch «wie auf eigene Faust», hieß es in der imperialen Instruktion) am 20. September 1526, mit seinen Brüdern samt Anhang aus Rom zu verjagen, vielleicht zu töten suchte. Nun, daraus wurde nichts. Doch während Clemens – betroffen noch durch die Nachricht über die Vernichtung des Ungarnheeres unter Ludwig II., dem Schwager Karls, durch die Türken bei Mohács – in die Engelsburg floh, plünderte man im Vatikan die Gemächer des Heiligen Vaters, die der Kardinäle und Kurialen ebenso aus wie die Basilika St. Peter. Reliquien, Kreuze, Kelche, Hirtenstäbe, die Tiara des Papstes, das Geld in den Kassen der geistlichen Ämter, alles, was zu haben war, wurde geraubt, schätzungsweise 300 000 Dukaten in wenigen Stunden – ein schlimmer Schimpf für den die Colonna bald mit seinen Kriegshaufen angreifenden und mehr als ein Dutzend ihrer Orte zerstörenden Hohenpriester, doch kaum ein bescheidenes Vorspiel dessen, was sich schon nächstes Jahr in Rom abspielen sollte.[8]

Clemens VII., ängstlich, wankelmütig, treulos und verschlagen, betrieb eine sich an den mediceischen Hausinteressen orientierende eher kleinstaatliche Politik, wobei er, stets nach Bedarf die Seiten wechselnd, aus dem Lavieren nie herauskam. Als er die Liga von Cognac gegen den Kaiser arrangierte, hatte er es «sehr eilig mit dem kriegerischen Vorbereitungen» (Seppelt). So blieb Karl kaum etwas anderes übrig, als neue Streitkräfte nach Italien zu werfen. Tausende von Spaniern und Deutschen segelten nach Neapel. Von Tirol aus brach Georg von Frundsberg, der berühmte, auch die Schlacht von Pavia mitentscheidende Feldhauptmann mit 12 000 «frommen Landsknechten» auf, Franken und Schwaben, Bayern und Tiroler, nach Ranke «sämtlich lutherisch gesinnt». Soll ja auch ihr Feldherr selbst, der zu ihrer Besoldung, außer den Juwelen König Ferdinands und dem Schmuck seiner Frau, die eigenen Güter und Schlösser für 38 000 Gulden versetzte, wiederholt erklärt haben, «wenn er gen Rom kom, so woll er den Papst henken». Doch schon bei Bologna zog sich Frundsberg beim Versuch, die fehlenden Solds wegen meuternden Haufen zu beruhigen, einen Schlaganfall zu, mit dem er gerade noch heimkehren konnte, um am 20. August 1528 zu sterben.

In einem abenteuerlichen Zug, knapp an Proviant und Geld, ganz ohne Pferde und Kanonen, begünstigt durch Kühnheit, Glück und einen teils untätigen Feind, durchzog man nach Überquerung des Gebirges die Lombardei, Mittelitalien, plünderte, brannte nieder, geleitet, wie die Lutheraner sagten, von der Fügung Gottes, das frevelvolle Rom zu strafen, und begann dort auch sofort damit, den Willen des Herrn zu vollziehen. Ohne Beschießung, ohne die Stadt belagert, ohne sie eingeschlossen, ohne sie durch Hunger und Krankheiten geschwächt zu haben, doch in Anbetracht vieler prekärer Umstände gezwungen, entweder im ersten Anlauf zu siegen oder unterzugehen, stürmte man mit notdürftig aus Weinbergpfählen gefertigten Leitern im nebligen Morgengrauen des 6. Mai die ewige Stadt, für alle Neugläubigen die Latrine der Welt jetzt, der grausige Sitz des Antichrist, «des Teufels Nest» mit Luther – der «Sacco di Roma» nahm seinen Lauf.[9]

Il Sacco di Roma – der katholische Kaiser und Schirmvogt der Kirche bekriegt mit Spaniern und Lutheranern den Papst

Zu den ersten Opfern auf der Seite der Kaiserlichen gehörte ihr Oberbefehlshaber, der Connétable Karl von Bourbon, der Mann, der – erst zwei Tage zuvor durch die große Exkommunikation gestraft – Rom trotz allem jetzt noch vor dem Schlimmsten hätte bewahren können. Nach zwei abgeschlagenen Sturmangriffen aber stellte er sich selbst an die Spitze und fiel, den Fuß auf eine Leitersprosse setzend, sogleich durch eine Kugel. Erbittert durch den Tod ihres populären Führers überwanden die Angreifer jetzt die Mauern und 30000 spanische Marodeure und deutsche Landsknechte metzelten, sich durch die Straßen ergießend, wie leibhaftige Teufel alles nieder, was sich ihnen verzweifelt entgegenwarf oder wehrlos zu entkommen suchte. Heldenmütig kämpfende Milizen wurden fast bis auf den letzten Mann zusammengehauen und fliehende Schweizer.

«Da muest alles sterben, was auf den Gassen gefunden wardt, es war gleich jung oder alt, Weib, Mann, Pfaff oder Münch.»

Die Berichte beider Seiten stimmen darin überein, daß niemand und nichts geschont worden ist. Man warf Feuer in die Häuser, stach im Hospital S. Spirito die Kranken ebenso ab wie die Insassen des benachbarten Waisenhauses. Die Verteidigungsbereitschaft unter diesem Papst war alles in allem gering, die Weltstadt wie gelähmt; sie sank, schreibt Gregorovius, vor den Speeren der Landsknechte und den Trompeten des Feindes wie Jericho. Und ein Hauptmann Frundsbergs, der Ritter Sebastian Schertlin, notierte: «Den 6. Tag May haben wir Rom mit dem Sturm genommen, ob 6000 Mann darin zu todt geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen was wir gefunden, einen guten Teil der Stadt abgebrannt.»[10]

Am nächsten Tag, am 7. Mai, lagen die Straßen voller Toter und Sterbender, darunter besonders viele, von den Kriegsknechten aus den Fenstern geworfene kleine Kinder. Und schon nach wenigen Tagen erfüllte der Dunst von Tausenden unbegrabener Leichen die Stadt. Bald brachen Pest und Hungersnot aus. Viele Häuser, besonders die Paläste waren vollgepfropft mit vor Todesangst bebenden Menschen und viele auch voller Schätze. Im Palast des Markgrafen von Mantua und des dem Kaiser nahestehenden portugiesischen Gesandten erbeutete man, da auch viele Bankiers ihr Geld dorthin geflüchtet, gleich in der ersten Nacht angeblich 500 000 Dukaten; aus dem Palast des Kardinals Enkevoirt holte man Beute im geschätzten Wert von 150 000 Dukaten, aus den Häusern der Kardinäle Valle und Cesarini im geschätzten Wert von 200 000 Dukaten. Als Sympathisanten des Kaisers hatten sich diese Kardinäle außer Gefahr geglaubt.

Doch verschonte man auch die Häuser kaiserlich Gesinnter, die Häuser selbst von Spaniern und Deutschen nicht und sprengte Widerstand leistende Paläste in die Luft. Man schleppte Kardinäle gebunden und mit Fußtritten traktiert durch Rom, wie den Luther 1518 auf dem Augsburger Reichstag gegenüberstehenden Thomas Cajetan oder den alten, kaiserlich eingestellten Kardinal Ponzetta, doch erst nachdem man ihn um seine verscharrten 20 000 Dukaten gebracht. Man fahndete noch in Gärten und Gräbern nach Gold, in Kanälen

und Kloaken, man erpreßte von Scharen Gefesselter, oft unter Todesdrohungen, oft unter teuflischen Martern, ungezählte hohe Lösegelder, zahlte nicht selten 60 000 Gulden, der Bischof von Potenza, ein Kaiserlicher, kaufte sich dreimal los und wurde doch ermordet. «In ganz Rom», meldet ein Bericht, «ward kein Sterblicher über drei Jahre gefunden, der sich nicht loskaufen mußte.» Wer es nicht konnte, wurde erst gefoltert, dann liquidiert. Mancher gewöhnliche Kriegsknecht kam «im Handumdrehen» zu 20 000, ja 40 000 Dukaten.

Am meisten holte man aus Kirchen und Klöstern, zumal sie auch noch Mengen dorthin geflüchteten Gutes bargen. Selbst die Nationalkirche der Deutschen wie der Spanier wurde ausgeraubt und Sancta Sanctorum, die heiligste Kapelle der heiligen Stadt. Den Sarg Julius' II. hat man geplündert, kostbare Kunstwerke, herrliche Glasmalereien, Handschriften vernichtet, Raffaels flandrische Tapeten verhökert. Die sakrosanktesten Schätze wurden entwendet, geweihte Hostien geschändet, das Schweißtuch der Veronika, die Apostelhäupter, die heilige Lanzenspitze, die ein deutscher Kriegsknecht, am eignen Spieß befestigt, herumschwenkte. Noch die lächerlichsten Reliquien verschwanden, wie (durch Ritter Schärtlin) der Strick, an dem sich Judas erhängt hatte. Und Spanier, Lutheraner, Italiener äfften, entsprechend kostümiert, in grotesken Szenen die Zeremonien der Priester nach.

Viele Mönche wurden ermordet, viele als Kriegsgefangene verkauft, Geistlichen die Nasen, die Ohren abgeschnitten. Der achtzigjährige Bischof von Potenza, der das Lösegeld nicht zahlen konnte, wurde sofort niedergemacht. Hatten doch die Landsknechte sogar Gott versprochen, alle Pfaffen umzubringen. Und mit den Nonnen wurden, vermutlich ohne solche Absprache, die ungeheuersten Greuel begangen.

Man würfelte auf den Hochaltären St. Peters, soff dort mit Nutten, mit halbnackten Hetären aus Meßkelchen, während in den Seitenschiffen, in der Sixtina und anderen Kapellen eingestallte Pferde standen, Bullen und Handschriften als Streu unter sich. Primitivste Kriegsknechte verlustierten sich mit den vornehmsten, den reichsten Damen Roms, entehrten sie vor ihren Männern, Eltern, trieben es mit Marquisen, Gräfinnen, Baronessen, noch lange danach «die Re-

liquien des Sacco von Rom» genannt. Insbesondere die geilen Spanier, denen man überhaupt das Schlimmste nachsagte, schienen mit Vorliebe Kinder vergewaltigt, die wilden Deutschen, die «frommen Landsknechte», lieber Kardinäle gefoltert zu haben. Immer wieder auch stritten Spanier und Deutsche um den Raub, und fast wäre es darüber zur Schlacht gekommen, wozu die Deutschen bereits erbeutete Kanonen in Stellung brachten. Es folgte auch, da der Papst die von den Besatzern verlangten Summen nicht zahlen konnte, eine abermalige, teilweise noch schrecklichere Plünderung Roms, wo schließlich zwei Drittel aller Häuser vernichtet, vier Fünftel unbewohnt waren und die Umgegend fünfzig Meilen weit einer Wüste glich.[11]

Auf 20 Millionen Golddukaten wurde, vielleicht übertrieben, die Beute des Sacco di Roma geschätzt – mit 250000 hätte der Papst ihn verhindern können, hätte er der Welt das unerhört blutige Schauspiel erspart, das die Soldateska des höchsten weltlichen Herrn der Christenheit in der Stadt ihres höchsten geistlichen Hauptes auf wahrhaft singuläre Weise sozusagen zum Besten gab.

Am 4. Mai hatte Clemens zum Kreuzzug gegen die nur noch drei Stunden vor Rom stehende Armee des Kaisers aufgerufen, «diese Lutheraner und Maranen», deren Führer Bourbon bloß Verpflegung und freien Durchzug nach Neapel begehrte und für eine große Geldsumme die Stadt wohl geschont haben würde. Clemens aber war in die Engelsburg geflohen, wie dreizehn Kardinäle und einige Tausend Römer, von denen viele auf der Brücke zum Kastell zertreten worden sind, und noch am 5. Mai, als schon Panik in der Stadt grassierte, hatte der Papst, dem mantuanischen Gesandten zufolge, «den allerbesten Mut».

Zwei Tage später jedoch verhandelte er mit den Kaiserlichen und wollte sich der Großmut Karls übergeben. Er kontaktierte natürlich auch mit der zum Entsatz heranrückenden Ligistenarmee, die dann freilich wieder umgekehrt ist. Inzwischen war auch ein Versuch, ihn zu befreien, mißglückt; in Rom wütete die Pest, die Hungersnot, die Kaiserlichen drohten mit dem Sturm der Engelsburg, notfalls auch den Papst samt Kardinälen in die Luft zu sprengen. So kapitulierte Clemens schließlich am 5. Juni 1527. Er schloß ei-

nen Vertrag mit seinem Kerkermeister, dem Kaiser, der wenig ergriffen über dessen Schicksal war, der Roms Katastrophe öffentlich beklagt, betrauert, insgeheim wohl genossen, im übrigen alles als Fügung, als Strafe Gottes ausgegeben hat. Kalt und umsichtig behielt er den Papst sieben Monate in harter Gefangenschaft, ehe dieser über Orvieto und Vierbo schließlich auf kaiserlichen Wunsch am 6. Oktober 1528 wieder in Rom einzog, «einen elenden, zerrissenen Leichnam vor unserem entsetzten Blick», was ja vor allem seine eigene Schuld war.

Clemens hatte sich bei Karl wie bei Franz I. für seine Befreiung bedankt. Doch erst als der inzwischen um Neapel ausgebrochene Krieg, wie der in Oberitalien, nicht, wie von ihm erhofft, zugunsten Frankreichs sondern Spaniens ausging, legte er sich endgültig auf Karl fest, der im Königreich Neapel ein Schreckensregiment begann. Aber notgedrungen sah er jetzt seinen Vorteil und den seines Hauses, den er nie aus dem Auge verlor, der bei vielen Entscheidungen alle andren Gesichtspunkte überwog, wieder im Lager des Kaisers. Er schloß mit ihm 1529, während die Türken schon nach Wien stürmten, im Juni den Frieden von Barcelona, im Dezember den Frieden von Bologna und krönte Karl V. dort am 24. Februar 1530 zum Kaiser, zu dem mächtigsten vielleicht des Reiches seit Karl «dem Großen»: die letzte Krönung eines Kaisers durch einen Papst, allerdings nicht mehr in Rom.

Doch auch danach näherte sich Clemens wieder Frankreich, und ohne Zweifel auch wieder aus dynastischen Gründen. Und als er Ende Oktober 1533 in Marseille seine junge Großnichte Katharina von Medici mit dem zweiten Sohn des französischen Königs, Heinrich von Orléans, traute, dem späteren Heinrich II. von Frankreich, führte er einmal mehr geheim bleibende Gespräche mit Franz I., die verständlicherweise wieder des Kaisers Mißtrauen erregten.[12]

Während des Clemens-Pontifikats festigte sich die Reformation in Deutschland gewaltig, wurde sie auch in Schweden eingeführt, kam die Loslösung der englischen Kirche von Rom durch Heinrich VIII. fast zum Abschluß, eroberte und zerstörte der Spanier Francisco Pizarro in Peru das Inka-Reich – doch darüber an anderer Stelle, wenn es mir noch vergönnt sein sollte.

Papst Paul III. (1534–1549) Türkenkriege, Römische Inquisition und sein Verrat des Kaisers im Schmalkaldischen Krieg

Als Clemens VII. im September 1534 einem längeren Leiden erlag, folgte ihm als Papst ein Mann, der später seinem Vorgänger nachsagte, ihm zehn Pontifikatsjahre genommen zu haben – eine Anspielung auf das Konklave 1523. Doch war ihm schon zweimal zuvor das Papsttum ziemlich knapp entgangen. Im Oktober 1534 aber schaffte er es in zwei Tagen und nach einmütiger Wahl, allerdings jetzt 67 Jahre alt, kränkelnd, doch diplomatisch befähigt, klug, berechnend und von enormer Willenskraft.

Alessandro Farnese, wie Paul III. (1534–1549) mit dem Spitznamen «Kardinal Unterrock» (S. 338) vordem hieß, entstammte einer dem Waffenhandwerk verbundenen Familie and verdankte seinen Aufstieg seiner schönen, von Tizian gemalten Schwester Giulia, verheiratete Orsini und bevorzugte Geliebte Alexanders VI. Der Borgia-Papst hatte den 23jährigen, in Rom und Florenz humanistisch erzogenen Alessandro Farnese bereits 1493 dank der Dienste seiner Schwester Giulia, La Bella, ins sogenannte Heilige Kollegium geholt und zum Schatzmeister der Kirche ernannt. Und natürlich hatte der Farnese als echter Renaissance-Prälat auch selbst eine Mätresse, die den Kardinal zum Vater von drei Söhnen und einer Tochter Costanza machte. Mehrere dieser Kinder haben Julius II. und Leo X. legitimiert; davon war Pier Luigi, der Älteste, ein hemmungsloser Lüstling und besonderer Günstling des Vaters, der ihn zum Gonfaloniere, zum Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen und zum Herzog von Parma (fast zwei Jahrhunderte dann im erblichen Besitz der Farnese) und Piacenza machte, wo er 1547 mit Einverständnis Karls V. ermordet worden ist. Immerhin herrschten dort acht Papstabkömmlinge als Herzöge in direkter Linie.

Paul III. hatte aber nicht nur vier Kinder, er leistete sich auch, freilich nichts Neues wieder, einen exzessiven Nepotismus. Schon 1534, kurz nach seiner Wahl, machte er zwei seiner Enkel zu Kardinälen, und zwar Alessandro Farnese, den Sohn Pier Luigis, im Alter

von vierzehn Jahren, Enkel Guido Ascanio Sforza di Santafiora, den Sohn seiner (mit dem gleichnamigen Grafen verheirateten) Tochter Costanza, im Alter von 16 Jahren. Beide Kardinäle, seinerzeit noch in Bologna studierend, wurden mit Bistümern, Abteien, Prioraten nur so überhäuft und bekamen die lukrativsten Schlüsselämter der Kurie.

Paul III. machte Enkel Alessandro damals zum Gouverneur von Spoleto, zum Gouverneur von Tivoli, erhob ihn schon mit fünfzehn, als er auch die Abtei Tre Fontane bei Rom und das Erzbistum Avignon erhielt, zum Vizekanzler und ließ ihn seit 1538, mit achtzehn Jahren, auch die meisten Staatsgeschäfte wahrnehmen. Und wie der Papstgroßpapa war auch Papstenkel Kardinal Alessandro Vater einer Tochter und lebte in Rom auf großem Fuß, gleich allen Farnesen freilich, die bald, erst geheim, dann öffentlich, in der Stadt erschienen und sich schnell bereicherten.

Rasch gesegnet mit Pfründen und Bistümern war auch Papstenkel Guido Ascanio. Der junge Kardinal wurde Legat von Bologna und der Romagna, wurde Camerarius, Leiter der kurialen Finanzverwaltung, Patriarch von Alexandrien. Ein dritter Papstenkel, der fünfzehnjährige Ranuccio, auch er ein Sprößling Pier Luigis, erhielt gleichfalls den roten Hut. Und Papstenkel Ottavio Farnese bekam als erbliches Lehen das Herzogtum Camerino in den Marken, bald vertauscht mit dem Herzogtum Castro in Latium.[13]

Paul III. selbst, so oft als Mann des Übergangs bezeichnet, war trotz einiger Abstriche ein typischer Renaissancepapst, der im wesentlichen den Lebensstil vieler Vorgänger und den seiner eigenen Prälatenzeit ungehemmt fortsetzte. Wie seine Kardinäle gab er rauschende Feste. Er veranstaltete Maskenbälle im Vatikan, ließ frivole Schauspiele aufführen, Musiker gastieren, Sängerinnen, Possenreißer. Er feierte gern und luxuriös mit seinen Nepoten und zog auch Frauen (seiner Sippe) zu Tisch. So hält Zeremonienmeister Blasius de Martinellis unter dem 7. Februar 1535 fest: Papa habuit 8 vel 10 mulieres secum in prandio. Der Papst liebte üppige Bankette, Karnevalsfeiern, Stier- und Pferderennen. Und zog auch zu aufwendigen Jagden aus.

Paul III., der zu Beginn seines Pontifikats drei Ziele, wie er sagte,

sich gesteckt, Herstellung des äußeren Friedens, Krieg gegen die Türken und ein allgemeines Konzil, verschwieg begreiflicherweise sein vielleicht wichtigstes Vorhaben: die völlig ungezügelte Bereicherung und Erhöhung seines Geschlechts; eine ihn unentwegt beschäftigende Familienpolitik, die seine Kräfte extrem beansprucht und immer mehr verzehrt, vor allem aber die Beziehung zum Kaiser «aufs schwerste» gestört hat. Standen doch beide Häupter der Christenheit von Anfang an «einander voll Mißtrauen und Abneigung gegenüber» (Seppelt).[14]

Der Farnese mied allerdings die katastrophale Schaukelpolitik seines Vorgängers, wollte sich weder mit dem Kaiser noch mit dem französischen König überwerfen und hielt seine neutrale Position, sehr zum Ärger der zwei Fürsten, auch eine Reihe von Jahren mehr oder weniger durch. Jeder der beiden Monarchen, die sich in den späteren dreißiger, den früheren vierziger Jahren blutig bekriegten, was Sultan Suleiman den Prächtigen nur zu neuen Vorstößen reizte, suchte den Papst mit vielen Verlockungen auf seine Seite zu ziehn, und der Papst suchte zwischen ihnen zu vermitteln, Frieden zu wahren oder herzustellen, vor allem um vereint die Hohe Pforte besser bekämpfen zu können.

Schon im Monat nach seiner Wahl, im November 1534 erklärte Paul den Krieg gegen die Türken als seine heiligste Pflicht. Und als Karl Ende Mai 1535 von Barcelona aus gegen Chaireddin Barbarossa, den unter türkischer Oberhoheit und mit Franz I. in Verbindung stehenden Beherrscher Algiers samt einigen hundert Schiffen gegen Tunis in See stach, segelte auch eine kleine Kriegsflotte des Papstes mit. Zudem war Paul dem Kaiser finanziell beigesprungen und hat das Unternehmen natürlich, wie dieser, als Kreuzzug, als Heiligen Krieg betrachtet und feierlich gesegnet. Auch den Segen der Himmelskönigin hatte sich Karl durch eine Wallfahrt nach dem Kloster Montserrat erworben und selbstverständlich wehte am Mast des Admiralsschiffes eine Flagge mit dem Bild des Gekreuzigten. Man eroberte La Goletta, dann das barbarisch geplünderte Tunis, befreite Tausende von Christensklaven, und Paul feierte den Sieg mit einem persönlich angestimmtem Te Deum durch Feuerwerke und Dankprozessionen im ganzen Kirchenstaat.

Ermutigt durch das Kriegsglück (ein schreckliches Wort), trieb der Heilige Vater auch künftig zum Kampf gegen die «Ungläubigen». Er besteuerte deshalb seine Untertanen und belastete den italienischen Klerus durch stets neue Türkenzehnten, so 1537, 1541, 1543, 1544. Doch als er am 8. Februar 1538 nach vieler Mühe ein antitürkisches Bündnis, eine neue heilige Liga mit dem Kaiser, mit Ferdinand I. und Venedig geschlossen und zwei Tage darauf in St. Peter feierlich verkündet, als er generös Kreuzzugsablässe zum neuen Heiligen Krieg bewilligt, ja man sich schon über die Teilung des türkischen Reiches geeinigt hatte, holten sich die Christen im September in der Seeschlacht vor dem Felsenschloß Prevesa im Golf von Arta eine jämmerliche Schlappe. Ebenso mißlang ihnen ein zweiter Zug gegen Algier im Spätherbst 1541. Und im folgenden Jahr nahm auch die Operation eines vor der vom Sultan besetzten Festung Ofen meuternden Reichsheeres einen kläglichen Verlauf.

Doch schließlich wurde der Türkenkrieg vom Kaiser, der bereits mit Barbarossa verhandelte und einen Friedensschluß mit der Pforte erwog, gar nicht mehr ernst genommen. Er trat allmählich in den Hintergrund, nicht nur in seiner Politik, auch in der des Papstes, der mittlerweile, während der Kaiser eine Preisgabe der kurialen Neutralität zu seinen Gunsten wünschte, immer mehr auf die Seite Frankreichs glitt, dem vermutlich von Anfang an seine Sympathien galten; und das, obwohl Franz I. ganz offen mit den Türken verbündet war und überdies enge Kontakte zu den Protestanten in Deutschland unterhielt, sie jedoch im eigenen Land hart verfolgte. Aber der König bildete auch ein natürliches Gegengewicht gegen die habsburgische Weltmacht, besonders gegen die von der französischen Diplomatie an der Kurie fortgesetzt diskreditierte Hegemonie des Kaisers in Italien.[15]

Paul III. befürchtete inzwischen, nicht anders als sein Vorgänger, die immer größere Macht Karls, die Einschnürung des Kirchenstaates im Norden und Süden.

Im Süden gebot der Kaiser über Neapel und Sizilien, in Mailand ernannte er 1546 Ferrante Gonzaga, einen erbitterten Feind der Farnesen, zum Vizekönig, an dessen Stelle der Papst lieber seinen Enkel Ottavio Farnese, Karls Schwiegersohn, gesehen hätte. Doch dem

Herrscher mißfielen die nepotistischen, seine Politik beträchtlich störenden Rücksichten und Verflechtungen des Papstes, der im Kirchenstaat vor allem wegen seiner Steuern verhaßt war. Gegen die im Jahr 1540 rebellierenden Peruginer verhängte er nicht nur das Interdikt, sondern ließ auch seinen Sohn Pier Luigi Farnese mit einem Heer von 10 000 Mann unter argen Verwüstungen ins Peruginische einrücken: der sogenannte Salzkrieg; den Paul III. dann auch gegen Ascanio Colonna führte, wobei man unter dem Oberbefehl von Pier Luigi alle Kastelle der Colonna erobert, einige dem Erdbeben gleichgemacht, rund zwanzig Colonna-Besitzungen konfisziert hat.[16]

Ein erheblicher Dissens zwischen Kaiser und Papst bestand im Verhalten gegenüber den Protestanten. Für Karl, zwar streng «altgläubig» und entschiedener Verfechter einer Reunionspolitik, waren hauptsächlich die «weltlichen» Aspekte der Religionsfrage, der Kirchen- und Glaubensspaltung entscheidend. «Maßgebend war der jeweilige Stand der großen machtpolitischen Auseinandersetzung mit Frankreich und die Frage, wieweit das Papsttum ausgespielt und für die eigene Politik nutzbringend eingesetzt werden konnte» (Handbuch der europäischen Geschichte).

Jahrelang suchten beide Habsburger kriegerische Verwicklungen in Deutschland zu verhindern und die für sie so wesentliche Einheit des Reiches durch friedliche Religionsgespräche, durch Ausgleichsverhandlungen zu erreichen. Auch der Papst hätte nichts lieber als eine religiöse Einigung gesehen, aber natürlich auf Kosten der Protestanten und ganz zugunsten der Römischen Kirche. Die Vermittlungspolitik Karls und Ferdinands erschien ihm gefährlich und verfehlt. Er war für Druck, Zwang, Verfolgung. Eben deshalb schuf er auch, angeregt durch Ignatius von Loyola, den Begründer der Jesuiten, 1542 mit der Bulle «Licet ab initio» die Römische Inquisition als Zentralbehörde für die Bekämpfung der «Ketzerei» in allen Ländern. Und stellte an die Spitze des «Sanctum Officium» eine entsprechend brutale Persönlichkeit, den Kardinal Gian Pietro Carafa, einen guten Kenner der Spanischen Inquisition, der vom Inquisitor auch noch als Paul IV. zum Papst aufstieg und durch dessen unmenschliche Strenge, so Kardinal Girolamo Seripando, diese Römische Inquisition eine solche Bedeutung gewann, «daß man dafür

hielt, nirgends auf der ganzen Erde würden schrecklichere und furchtbarere Urteile gefällt ...» In Italien konnten deshalb protestantische Haltungen und Gemeinden nicht lange bestehen; während das Luthertum in Deutschland zur Zeit Pauls III. kräftig gedieh, das Papsttum aber Stadt um Stadt und auch weitere Territorien verlor.[17]

Natürlich war auch Karl V. nicht aus purem Friedens- und Toleranzbedürfnis für Verhandlung mit den deutschen Lutheranern. Seine Kriege gegen Türken und Franz I. aber banden ihn und König Ferdinand und erzwangen geradezu die «Toleranz». So gewährte er den protestantischen Reichsständen gegen Zahlung einer Türkenhilfe am 23. Juli 1532 im Nürnberger Religionsfrieden einstweilige Freiheit in Glaubensfragen und stellte die Religionsprozesse vor dem Reichskammergericht ein. Ganz ähnlich operierten die Habsburger am 19. April 1539 beim «Frankfurter Anstand» zwischen König Ferdinand und den Schmalkaldnern. Ebenso machte Karl im Abschied des Speyerer Reichstags vom 10. Juni 1544 den Protestanten eine Reihe von Zugeständnissen – all dies stets nur unter außenpolitischem Druck und zum größten Mißvergnügen des Papstes.

Sobald aber der Kaiser seinen vierten Krieg mit Franz I. durch den Frieden von Crépy am 18. September 1544 beendet hatte, steuerte er voll auf den Krieg mit den Protestanten zu, den er wohl nur durch deren laufende «Fehler», durch verpaßte Gelegenheiten, sträfliches Ungeschick von Anfang an, nicht verlor.

Denn verbittert durch seine Mißerfolge, durch die protestantische Intransigenz änderte er seine Haltung, ja soll jetzt geäußert haben, sein Leben dranzusetzen, um zu verhindern, «daß diese Sekte noch weitere Verbreitung gewinne». Und auch wenn er es so gern bestritt, der Schmalkaldische Krieg galt von vornherein als «Glaubenskrieg», als «Krieg Gottes». Der Papst überreichte dazu seinen beiden Enkeln Alessandro und Ottavio das Kreuz nebst Fahne und verkündete in guter alter Tradition einen Ablass «für den gemeinen Frieden und die Ausrottung der Ketzereien». Karl aber billigte er sofort die beträchtliche Summe von 200 000 Dukaten zu, außerdem 400 000 Dukaten, die Hälfte der Jahreseinnahmen der spanischen Kirche, sowie 12 000 Mann Fußvolk und 500 Reiter.[18]

Doch noch bevor dieser Krieg durch den Kaiser (der daran, an Gicht und Blase leidend, in einer Sänfte teilnahm, so daß die Leute meinten, die Spanier führten nur seine einbalsamierte Leiche mit), noch bevor der Krieg durch den Kaiser gewonnen war, ja noch bevor der zum entscheidenden Schlag ausgeholt, stellte der Papst, erschreckt geradezu durch die Erfolge seines Bundesgenossen, nicht nur die ohnedies spärlich geflossene Subsidienzahlung ein, sondern zog auch seine Truppen, die, wie er Karl schrieb, «jetzt arg zusammengeschmolzen sind», aus Deutschland zurück. Sah er doch nun, mehr noch als in den Lutheranern, in Karl V. den eigentlichen Feind. Der aber, auf dessen Seite auch protestantische Reichsstände fochten, vor allem der Herzog Moritz von Sachsen, höhnte, er sei «sehr dankbar, daß Paul III. ihn von diesem italienischen Raubgesindel, das nur geschadet habe, befreie», komme er doch «immer mehr zu der Überzeugung», der Papst habe «ihn in diesen Krieg verwikkelt ... mit der Absicht, ihn zu verderben». Und offensichtlich wäre es dem Heiligen Vater, dem der Kaiser damals noch in einem besonders perfiden Wortspiel seine «Franzosenkrankheit» vorwarf, nicht unlieb gewesen, wäre Karl nach seinem Sieg über die Schmalkaldener in Süddeutschland, ihnen in Norddeutschland unterlegen. Aber in der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe – keine Schlacht, so Melanchthon, ein Davonlaufen – beendete Karl V. am 24. April 1547 den Schmalkaldischen Krieg mit etwa fünfzig eigenen Toten und mehr als 2000 Toten seiner Gegner.[19]

Zur Zerrüttung des Verhältnisses von Kaiser und Papst trug nicht zuletzt das Tridentinum bei (1545–1563), jenes große Konzil, mit dem die Gegenreformation recht eigentlich beginnt.

Vom französischen König stets und mit allen Mitteln bekämpft, von den protestantischen Fürsten schroff abgelehnt, vom Papst immerhin erst nach einem vollen Jahrzehnt zustandegebracht, bestanden zwischen diesem und Karl verschiedene, wenn auch dann überbrückte Ansichten über die Priorität der Themen (Reformberatung oder Behandlung der Glaubenslehre). Die schärfste Spannung jedoch zwischen Kaiser und Papst trat ebendamals, 1547, ein durch die Verlegung des Konzils von Trient nach Bologna, das heißt weg aus dem kaiserlichen und hin zum päpstlichen Machtbereich. Eini-

ge Fälle von Flecktyphus in der Stadt bildeten den Vorwand, und die Erklärung, man habe die (langgeplante) Verlegung ohne Wissen des Papstes vorgenommen, war sicher unwahr. Niemals werde er dies glauben, erklärte der aufs äußerste empörte Kaiser, dessen große Hoffnung auf eine Beteiligung der Protestanten am Konzil damit zerschlagen war, dem päpstlichen Nuntius Girolamo Verallo in einer Audienz am 14. April 1547 in Plauen, zehn Tage vor der Schlacht bei Mühlberg. Und erwiderte auf die Bemerkung, der Papst könne einen Konzilsbeschluß nicht widerrufen, er wisse längst, daß Seine Heiligkeit die Sache nach ihren Wünschen drehe. «Der Papst denkt nur daran, sein Leben zu verlängern, sein Haus zu vergrößern, Geld aufzuhäufen ... Wir kennen ihn: er ist ein hartnäckiger Alter, der an dem Untergang der Kirche arbeitet.»[20]

Der Augsburger Religionsfrieden – neues Recht und neues Unrecht

Gewiß hat Paul III. so wenig an diesem Untergang der Kirche gearbeitet wie sein Nachfolger Julius III. (1550–1555), Giovanni Maria Ciocchi del Monte, der dafür vielleicht noch etwas bessere (eigentlich: schlechtere) Voraussetzungen mitgebracht.

Denn auch wenn der neue Papst gleich zu Beginn seines Pontifikats in einer Rede am 10. März seinen Eifer für die Religion und das Konzil betonte – was ihn rasch populär machte, obwohl er so unsympathisch aussah, daß es Künstlern schwerfiel, ihn darzustellen, das war seine ungeheure Vergnügungssucht und die Befriedigung gewisser Freuden des Volkes, worüber er die eigene Verwandtschaft keinesfalls vergaß. Pietro del Monte ernannte er zum Präfekten der Engelsburg, seinen Neffen Ascanio della Corgna zum Gardekommandanten, seinen Bruder Baldovino zum Gouverneur von Spoleto, dessen Sohn Giovan Battista zum Regenten von Fermo und Nepi sowie zum Gonfaloniere der Kirche, die Söhne seiner beiden Schwestern erhob er zu Purpurträgern. Ja, einen Jungen, den er als Legat in Piacenza «sozusagen von der Straße aufgelesen» und

durch seinen Bruder adoptieren ließ, machte er zu seinem Affenwärter und mit siebzehn Jahren gleichfalls zum Kardinal. Er überhäufte ihn, ganz ungeachtet des Skandals, den er erregte, in abgöttischer Liebe mit Pfründen, gab ihm mehrere Abteien, machte ihn noch zum Staatssekretär, wobei wir offen lassen können, ob der Papst der Vater, der Liebhaber des Jungen oder beides war.[21]

Julius III., der auf einer Medaille die «hilaritas publica», die allgemeine Fröhlichkeit, verherrlichte, gefiel der Menge durch seine Faulheit, Freßlust, seine Mißachtung des Zeremoniells, seine derben Späße, Redensarten, die Förderung des Karnevals, seine Vorliebe für Feste, Rennen auf dem Korso, Stiergefechte. Der dritte Julius genoß Gepränge, glänzende Gelage, wozu er gern die Kardinäle, aber auch Frauen einlud. Er frönte dem Luxus, spielte um hohe Einsätze. Kurz: «Die Hauptbeschäftigungen des Papstes», schreibt der katholische Papsthistoriker Kühner von dem einstigen Präsidenten des Konzils von Trient, «waren Maskeraden, Stierkämpfe, Jagden, Kartenspiel um hohe Summen und Gastmähler, die, wie es seinem Wesen entsprach, in ordinäre Lustbarkeiten ausarteten.» Oder wie Ranke, wie so oft schonend, wenn nicht schönfärbend formuliert, «das harmlose vergnügliche Leben auf seiner Villa genügte ihm».

So ganz doch nicht. Wenn es auch bei all den Freudenbedürfnissen des Papstes fast erstaunt, daß er auch noch Zeit für etwas Kirchenpolitik fand; daß er sich beispielsweise durch Karl V. in einen Krieg gegen den Herzog Ottavio Farnese, einen, wie er sagte, elenden Wurm, den Enkel seines Vorgängers Paul, hineinreißen ließ, einen Krieg, der gefährlich, sehr kostspielig und überdies für den Papst erfolglos war.

Wie Julius III. auch sonst keine großen Erfolge vorzuweisen hat, weder politisch noch kirchlich. Macht es doch selbst auf Ludwig von Pastor, der sich so große Mühe gibt, der Vergessenheit zu entreißen, was sein verkannter Held «für Rom und den Kirchenstaat leistete» («namentlich seine Sorge für strenge Justiz»!), macht es doch sogar auf den Historiker der Päpste, der wenigstens etwas «Reformatorisches Wirken» des Papstes nachzuweisen sucht, «den peinlichsten Eindruck, daß Julius III., statt innere Einkehr zu halten, sich in geradezu naiver Weise wie die großen Herren der Re-

naissanceperiode mit Komödien, Hofnarren und Kartenspiel vergnügte.»[22]

Noch im Todesjahr des Papstes, im September 1555, schloß man den Augsburger Religionsfrieden. Er war nicht theologisch, sondern kirchenpolitisch motiviert und kam vor allem den Interessen protestantischer wie katholischen Fürsten entgegen, sicherte aber insbesondere den sich zur Augsburger Konfession bekennenden Fürsten und Reichsständen den Besitz der bis 1552 eingezogenen Kirchengüter zu – den «deutschen Kantönlipotentätchen», wie Theodor Lessing spottet, die durchaus gewillt waren, «die neue Bewegung mitzumachen bis zur äußersten Grenze ihres eigenen Vorteils».

Preisgegeben wurde durch den Augsburger Religionsfrieden das von Karl V. erstrebte Ziel, dem Reich die religiöse Einheit aufgrund des katholischen Bekenntnisses zu erhalten. Das Konfessionsbestimmungsrecht des Kaisers (der «Skrupel» hatte, in Augsburg mitzuwirken und bald danach abdankte) gemäß dem damals mehrfach ausgesprochenen Grundsatz «Ubi unus dominus, ibi una sit religio», woraus erst später die bekanntere Formel wurde Cuius regio, eius religio (Wem das Land gehört, dem gehört die Religion), war jetzt aufgehoben. Doch nun beanspruchten dieses Recht die Reichsstände. Das heißt die Fürsten, die reichsunmittelbare Aristokratie und die Reichsstädte hatten freie Religionswahl. Sie konnten fortan zwischen Katholizismus und Luthertum entscheiden, ein Recht, das ihnen zuerst durch den Speyrer Reichstag 1525, nun aber endgültig zuerkannt worden ist. Die Untertanen dagegen blieben an die Entscheidung ihrer Obrigkeit gebunden, blieben vom Recht des Bekenntniszwanges, des sogenannten ius reformandi völlig abhängig. Untertanen, die den religiösen Glauben ihrer Oberen nicht annehmen wollten, konnten nach dem Verkauf ihrer Güter verschwinden, auswandern.

Der Augsburger Religionsfrieden, ein Kompromiß, der viele Unklarheiten, viel Konfliktstoff barg, auch zunächst nur als Provisorium gedacht und vom Papst – jetzt Paul IV. – selbstverständlich verworfen, wurde ein Definitivum, wurde vom Westfälischen Frieden (1648) bestätigt und blieb bis zum Untergang des Reiches 1806 Reichsgesetz. Der sogenannte Religionsfrieden förderte besonders

das landesherrliche Kirchenregiment. Von echter Toleranz, von Gewissensfreiheit keine Spur. Die uneingeschränkte Religionsausübung, von den Lutheranern so energisch für sich beansprucht, gestanden sie auf ihren Territorien keinesfalls den Katholiken zu (und umgekehrt). Und ganz wurden Zwinglianer, Calvinisten, Täufer ausgeschlossen.[23]

Denn bei Frieden haben die Religionen immer nur an ihren eigenen gedacht.

ANHANG

ANMERKUNGEN ZUM ACHTEN BAND

Die vollständigen Titel der angeführten Sekundärliteratur stehen auf S. 483 ff., die vollständigen Titel wichtigerer Quellenschriften und Abkürzungen im Abkürzungsverzeichnis auf S. 509 f., Autoren, von denen nur ein Werk benutzt wurde, werden in den Anmerkungen meist nur mit ihrem Namen zitiert, die übrigen Werke mit Stichworten.

1. Kapitel
Die Anfänge Karls IV. von Luxemburg-Böhmen (1346–1378) und Clemens VI. (1342–1352), ein Vorläufer der Renaissance-Päpste

1 Müller-Mertens, Karl IV. 311 f.
2 Kelly 238
3 LMA V 971 ff, LThK II³ 1221 f. Taddey 614. Der Grosse Ploetz, 1986, 514. Pfeifer 18. Müller-Mertens, Karl IV. 306 ff. Kavka 9 f. 12. Stoob 52 f. 56. Seibt, Karl IV. 119, 135. – Für eine Reihe von Hinweisen in diesem 1. Kapitel danke ich einem Leser, der anonym bleiben möchte.
4 LMA V 973, HEG II 423, Hansjakob 26. Pfeifer 18 ff. Hillenbrand 49. Valentin 389, Müller-Mertens, Karl IV. 305 f. 311 f. Stoob 59 f. 240. Seibt, Karl IV. 131 ff, Diwald 671
5 Taddey 614. Gregorovius II/2, 660 f. Müller-Mertens, Karl IV., 305 f. 307 f. 310 ff. 315. Kavka 10, vgl. 7. Seibt, Karl IV. 121 ff. 128 f. 131
6 Taddey 614. Müller-Mertens, Karl IV. 311. J. Pfitzner zit. nach Stoob 56
7 LMA II 2143. LThK II³ 1221 f. HKG III/2, 399 f.
8 LMA II 2143 f. Kühner, Lexikon 125. Kelly 237. HKG III/2, 399 f. Seppelt IV 135 f.
9 Pierer VIII 965. XI 737. LMA V 524, 2190 f. 2199. LThK I³ 685 f. HKG III/2, 402, 413 f. Chamberlin 154. Stoob 58
10 Wetzer/Welte II 599. Pierer XI 738. LMA V 524 f. 985 f. 2199. Kelly 237. HEG II 660. HKG III/2, 402. Lanfrey weist darauf hin, daß der Kaufpreis für Avignon nicht bezahlt worden sei. Gregorovius II/2, 725 f. Seppelt IV 135. Gontard 306
11 Wetzer/Welte II 597. HKG III/2, 402, 423. Cawthorne 137
12 Kelly 238. HKG III/2, 402, 423. Hauck V/2, 594. Seppelt IV 134. Kühner, Das Imperium 221. Zimmermann, Ordensleben 38 ff. 45 ff.
13 M. Villani III 43. Wetzer/Welte II 597. LMA I 1303. LThK I³ 1316 f. Kelly 238. HKG III/2, 402, 414. Hergenröther II 615. Bernhart 186. Kühner, Das Imperium 222. Chamberlin 157 ff. Tuchmann 40 f. Cawthorne 135 ff.
14 Corvin 162 f. Cawthorne 137
15 Weinhold 72 f. Chamberlin 155 f. Cawthorne 137 ff. Vgl. zur Heils-

geschichte LThK IV^{3} 1336ff. bes. 1338

16 Wetzer/Welte II 597. Hergenröther II 615. Hauck V/2, 595f. Seppelt IV 159. Cawthorne 139f. Tuchmann 41

17 Gerh. v. Reichersb. De invest. Antichr. 1,19. Vgl. ders. de aedif. Dei 40. Gregorovius III 467ff. Davidsohn IV 2. T. 273. Grupp IV 379. Vgl. außer dem 5. Kapitel «Ausbeutung» in Bd. III der Kriminalgeschichte auch die Zusammenfassung der sozialen Frage bei Deschner, Abermals 410ff. 419ff.

18 LMA I 1409ff. HKG III/2, 423f. Hauck V/2, 629. Seppelt IV 171f. 184ff. Davidsohn IV 2. Teil 305. Heer, Mittelalter 549. Chamberlin 154. Tuchmann 41, 86. Kolmer 146, 149

19 Gams III 1. Abtl. 334f. Lea III 709. Chamberlin 155, 169. Deschner Opus Diaboli 52

20 LMA III 107f. Kirsch XIII. ff. Hauck V/2 586f. Seppelt IV 178f.

21 LThK VIII^{1} 122f. IV^{3} 1396. VIII^{3} 84. LMA VI 1942. Pierer XII 909. Paulus I 204, II 18f. 40, 172ff. III 450ff. 478. Kober, Die Suspension 345. Schmitz, Die Bußbücher 144ff. Levison 31. Hauck V/2 587ff. Schubert II 474, 683. Lea I 24, 39. Friedenthal 33. Gontard 272, 354. Erdmann 203

22 Can. Apost. c. 30f. Conc. Chalced. c. 2. LMA I 673f. VI 1338. VII 1795. Kirsch XXIIff. Bastgen 70. Böhmer, Kirche und Staat 246f. Niemeyer 149ff. Lea I 30. Hauck V/2 532, 590f. 599ff. Davidsohn IV 2.T. 281. Schwaiger, Stolgebühren 311. Seppelt IV 179. Gontard 272. Kolmer 147

23 Syn. Elv. (um 300) c. 48. Syn. Mer. (666) c. 9. Syn. Olm. (1342) c. 8. LMA II 1948f. (Oexle). LThK II^{3} 1183. Paulus I 141ff. 160ff. II 3,61ff. III 454ff. 481f. Kober, Die körperliche Züchtigung 59f. mit vielen Quellenbelegen. Dresdner 35, 73f. Grupp I 340, IV 125, 410ff. 421, 425. Lea I 31. J. J. Bauer, Rechtsverhältnisse 120, 158. Browe, Beiträge zur Sexualethik 117, 120f. Ders. Die Pflichtbeichte 351f. Mehnert 124. Kehr, Rom und Venedig 139. Daniel Rops 683f. Krausen 43. W. Hartmann, Die Synoden der Karolingerzeit. Zu den Finanzen der Kirche heute vgl. etwa H. Herrmann, Die Caritas-Legende. Ders. Die Kirche und unser Geld. Frerk, Finanzen und Vermögen

24 Grupp IV 360f. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter 2. Hlb. 649. Abel 45. Karl Kraus, Ausgew. Werke II 1971, 396ff.

25 Syn. Olm. (1342) c. 8. Dresdner 141. Sommerlad I 188. Hauck V/2, 605f. 610, 630ff. 660. Grupp I 340, IV 125, 360f. 410f. 421. Davidsohn I 705ff. Browe, Beiträge zur Sexualethik 117, 120f. Kehr, Papsturkunden im östlichen Toscana 169. Ders. Nachträge 282ff. 299. Hoberg, Die Servitienlasten 101f. Ders. Der Anteil Deutschlands 178ff. v. Falkenhausen 395. Pfleger 93ff. 162ff. Kolmer 149f.

26 LThK IX^{1} 736f. IX^{3} 867. HKG III/2, 421. Kirsch XXIX, XLVI. Kolmer 147

27 LMA I 662, V 888f. 1254. LThK I^{3} 696. HKG III/2, 420f. 424. dtv Atlas, Weltgeschichte I 181. Hauck V/2, 611f. 617, 630ff. 640ff. 662f.

Kirsch XXX ff. LVI ff. LXXI, dem ich hier besonders verpflichtet bin. Grisar, Päpstliche Finanzen 216. Grupp IV 414. Seppelt IV 179 ff. 185. Kolmer 148 f.

28 LMA VII 2131 f. VIII 1559 ff. LThK V³ 560. HKG III/2, 400, 421. dtv Atlas Weltgeschichte I 181. Hauck V/1, 48, 64. V/2, 617 f. 623 ff. Seppelt IV 172, 178 ff. 183. Kolmer 147 f.

29 LMA II 2144. VII 754. LThK II³ 1222. Kühner, Lexikon 125. Ders. Das Imperium 221. Kelly 238. Hauck V/2, 615. Ranke 32. Seppelt IV 134 f. 159, 171 ff. 185. Kolmer 146. Scherzer 42. Vgl. auch Deschner, Abermals 410 ff.

30 Lea II 495. Vgl. auch Patze, Politische Geschichte 108, wo Clemens einem Elfjährigen eine Domherrenstelle in Mainz verleiht, die dieser aber nie eingenommen hat. Sechzehnjährig wird er Bischof von Halberstadt.

31 LMA III 107 f. V 294. VI 1945. LThK X³ 318. dtv-Lexikon 16, 174. Gregorovius II/2, 662 f. 720 f. Hoensbroek I 93. Nohl 142 ff. 162 f. 170. Seppelt IV 136, 149. Seppelt/Schwaiger 229. Kühner, Das Imperium 229. Tuchmann 99, 109, 122. Cawthorne 140 f. Zur Pest allgemein vgl. Stoob 60 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

32 Wetzer/Welte II 599. LMA II 2144. IV 2024. Kelly 247 ff. LThK IV³ 1325. Seppelt IV 141. Seppelt/Schwaiger 229. Bernhart 189. Gontard 310, 314. Kühner, Das Imperium 223. Schimmelpfennig, Die Anfänge 285 ff. Ders. Römische Ablaßfälschungen 637 ff.

33 Wetzer/Welte II 598. LMA II 2144. VI 332. Hergenröther II 616 f. Hauck V/1 570 ff. Heiler, Altkirchliche Autonomie 289. Guillemain 141 f. Seppelt IV 136 ff. Tuchmann 34, 48. Beutin, Zur Problematik des Antiklerikalismus 85 f. Scherzer 41

34 Vgl. außer den im Text genannten Hinweisen auf Band VII Tuchmann 114 f. 118

35 Kelly 238. Kühner, Das Imperium 224

2. KAPITEL
INNOZENZ VI. (1352–1362) UND DER BEGINN DES HUNDERTJÄHRIGEN KRIEGES (1338–1453)

1 Tuchmann 191

2 Zit, nach Chamberlin 10, Vgl. Gregorovius II/2 781

3 LMA II 215 ff, LThK I³ 1316, V³ 520, Keller 74. Fichtinger 78, Kelly 238 f. HKG III/2 403 f. Hergenröther II 623, Seppelt IV 148. Kühner, Das Imperium 225

4 LMA I 509, 1798. IV 851. LThK II³ 988. V³ 520. Fichtinger 177. HKG III/2, 404. Lea III 188. Ders. (1997) II 446, Seppelt IV 147 f. Cohn 163 ff. 181 ff.

5 Hoensbroech I 26, 659. Lea (1997) I 441 f. II 436 f. 518, III 188 f. 193, Cohn 183

6 LMA II 1639, IV 225 f. V 2190, VI 192 f. Lea (1997) 230 f.

7 LMA I 310, VI 538 f. VII 1281. LThK I³ 177, Gregorovius II/2, 726, Kühner, Das Imperium 225 (hier das Gregorovius-Zitat), Seppelt IV 150. Stoob 77

8 LMA I 310, LThK V³ 438. Kelly 240, Seppelt IV 148, 150, Stoob 58 f.

9 Kelly 241, HKG III/2, 405. Hergenröther II 620

10 LMA VIII 1626. Gregorovius II/1, 300. II/2, 696, 724 f. 736

11 Dante, Inf. XXVII, 44. LMA IV 636, VI 791 f. 1429 f. Gregorovius II/2, 499, 505, 750, 754

12 LMA VIII 1717 ff. (Vaglienti). Kelly 241 f. HEG II 656 ff, Gregorovius II/2, 754

13 LMA III 26 ff. LThK II³ 1253 f. V³ 438 f. HEG II 646, 656. HKG III/2 401 f. 405. Hergenröther II 620, Seppelt IV 142 ff. 150 ff. Kühner, Das Imperium 223

14 LMA V 439. Kelly 240. Tuchmann 191

15 LMA I 831, III 1588 f. IV 762, V 215 ff. VI 2060, 2064. dtv-Lexikon 6, 293

16 LMA II 1387, III 1589, IV 763, V 216, VI 2064, VII 2010 f. Tuchmann 77 f. 85 ff. 91 ff. Stoob 44, 48. Ehlers 215 ff. 218 ff. Seibt, Karl IV. 144 ff.

17 LMA II 621 ff. V 988 f. Tuchmann 80 ff. Ehlers 216 ff.

18 LMA V 988 (Leguay). Tuchmann 81 ff. 133

19 LMA V 328 f. VIII 449. Tuchmann 126 f. 130 f. 139.

20 LMA III 1592 f. V 328 f. VII 44 f. VIII 449. Tuchmann 128 f. 134 ff. 140 ff. 144 ff. Ehlers 223 ff. 235

21 LMA V 329. Tuchmann 133 f. 146 ff.

22 Fuhrmann, Deutsche Geschichte 21. Rösener, Bauern im Mittelalter 13

3. Kapitel
Christliches Bauernelend und mönchisches Glück

1 Müller-Mertens, Karl der Große 144

2 Angenendt 197

3 Stern/Bartmuss 124

4 Dannenbauer-Zitat nach Epperlein, Herrschaft und Volk 17. Dannenbauer, Adel, Burg und Herrschaft 66 f. Neuss 156. Bosl, Frühformen 161. Rösener, Bauern im Mittelalter 14 f. Segl, 34 f.

5 Amm. Marc., Res gestae 30,5,4 ff. August. Enarr. in Ps. 51,14; vgl. Enarr. in Ps. 72,26. August, ep. 130 f. Caspar II 337, Pirenne 16 f. Schilling, Reichtum 188 ff. F.G. Maier, Die Verwandlung 197, 218, 315 f. Epperlein, Herrschaft und Volk 124, Tellenbach 400, 414. Lautemann 711 f. Ullmann, Gelasius I, 140. Ders, Individuum 17, R. Klein, Die frühe Kirche 259 ff. Dassmann 489 f. Angenendt 240 f. Deschner, Abermals 420 ff. Ders. Opus Diaboli 49 ff.

6 LMA I 1574 ff. V 125, 1846 f. VII 1977 ff. Hauck II 805, Pirenne 8 ff. 15 f. Stroheker 108 f. Dannenbauer, Grundlagen 19 ff. 122 f. 156 f. Heer, Mittelalter 47 ff. Njeussych 352 ff. 392 ff. 473 ff. bes. 516 ff. 530 ff. Tellenbach 400, 414. Claude 106 ff. Bosl, Frühformen 48, 197, Ders. Europa im Mittelalter 76, Stern/Bartmuß 5. Müller-Mertens, Karl der Große 96 f.

6a LMA I 1571 ff. 1575 ff. 1606, II 13, 946 ff. bes. 949. f. IV 989, V 1233, VII 1799 (Hägermann), LThK II³ 799, Jäck I 22, Grupp V 136, vgl. IV 166. Davidsohn I 311. Schubart, Christentum und Abendland 119. Fresacher I 56 f. Heer, Mittelalter 50 ff. 68, Bosl, Frühformen 44. Kosminski/Skaskin I 125 f. Fuhrmann, Deutsche Geschichte, 21 ff. 50. Geremek 34, 39 f. Vgl. auch 59 ff. 66 f. Rösener 19, 27 f. Fichtenau, Lebensordnung 472 ff.

7 LMA I 1565ff. IV 865, 989, V 1845ff. VI 185f. VII 1977ff. Bader 109ff. Fresacher I 52ff. 59ff. Pfaff-Giesberg 53, 56, Pirenne 8ff. 15f. Bosl, Frühformen 197, Ders. Der «Adelsheilige» 168. Heer Mittelalter 125. Slicher 189. Schulze, Grundstrukturen I 150f. Vgl. auch 113ff. 140ff. II 71. S. auch Cipolla/Borchardt 111ff. bes. 117, Claude 106ff. Dollinger, Der bayerische Bauernstand 196ff. Fichtenau, Das karolingische Imperium 154ff. Zu Friedrich II. vgl. etwa v. Hippel 11, 47

8 LMA I 32f. IV 1419f. VI 2047. IX 499ff. Bauer, Das Geschlechtsleben 51f. Grupp II 377, Stolz, Bauern und Landesfürst 191. Nylander 233f. Andreas 471. Slicher 189. Pirenne 68, Segl 33. Vgl. auch Euricins Cordus, Bauernnot (um 1520) bei Mout 235

9 LMA IV 986ff. VII 290f. Grupp II 125, V 92. Pirenne 67f. Lonhard 88ff. 108ff. bes. 153ff. Angenendt 413, Kuchenbuch 124ff. Guth 22f. Rösener, Bauern im Mittelalter 218f. Vgl. auch MIÖG 80, Bd. 1972 mit Bez. auf E. v. Guttenberg, Urbare

10 Grupp V 91

11 LMA III 2107, IV 865f. V 1931f. Grupp IV 166. Rösener, Bauern im Mittelalter, 218, Deschner, Das Kreuz 205ff. 221ff. 228ff. Dort die Belege

12 LMA IV 865f. IV 1811. Grupp II 58. Heß 6. Irsigler 488f. Deschner, Das Kreuz 228f.

13 Ann. Lauresh. 793. Ann. Mosell. 793. Ann. Fuld. 868. Ann. Xant. 869. Ann. Quedlinb. 868. LMA I 1573, V 221, VI 1201. Sommerlad II 185ff. Dümmler II 231, Dannenbauer 66f. Fichtenau, Das karolingische Imperium I 164. Epperlein, Herrschaft und Volk 253f. Maier, F. G. Die Verwandlung 356. Preidel II 65. Müller-Mertens, Karl der Große 97f. Rösener, Bauern im Mittelalter 12ff. Vgl. auch 18ff. Bentzien 9ff. Goetz 137ff. Zum Thema Kannibalismus vgl. auch Geremek 66

14 Mollat 59

15 LMA VI 1963, Mollat 101

16 Fichtenau, Das karolingische Imperium 188f. Mollat 38ff.

17 LMA VI 1792f. Kelly 114. Caspar II 324. H. v. Schubert I 192, 249. Haller II 24, 26. Finley 200f. 205

18 Julian. Pomer., De vita contempl. 1,21,3. Caesar. Arel. serm. 33f. Bonif. ep. 70. Vita Bennon. 10. Syn. Mac (585) c. 5. Syn. Pavia (850) c. 17. (876) c. 11. Syn. Val. (855) c. 10. Syn. Valladol. (1322) c. 12. Syn. Tol. (1323) c. 13. Syn. Salaman. (1335) c. 5. LMA V 954f. IX 499ff. LThK X[3] 1394ff. Kober, Deposition und Degradation 701. Schmitz, Die Bußbücher und die Bußdisciplin 338f. Sommerlad I 281ff. bes. 294ff. 317ff. II 12ff. 274f. Hofmann, Die Stellungnahme 421ff. Lea I 30 Grupp II 87, V 282. Stamer 145f. v. Schubert I 156, 260, 345, 366. Cl. Bauer, Die Epochen 463, Widera 61, 33. Mehnert 107. Hartmann, C. M. III 1. H. 12, 23, 27. Hóman I 197. Kuujo 11, 95ff. 121ff. 173f. 189f. 267f. Daniel Rops 525. Nylander 205. Stolz, Zur Entwicklung des Zollwesens I 8. Pirenne 16f. Ganshof 15, 17, 39. Maier, Die Verwandlung 303. Lütge, Geschichte der deutschen Agrarverfassung 49f. Merzbacher, Die Leprosen 43. Ders. Bischof und Stadt 32.

Kosminski/Skaskin I 77, 129 f. 139. Feine 193 f. Kießling 240. Sprandel 35 ff. 45 ff. Stern/Bartmuß 115. Hartmann, Die Synoden der Karolingerzeit 442 f.

19 Syn. Metz (888) c. 2. Syn. Köln (1266) c. 5 Thom. Summa theol. 2, II, q. 87 a. 2 ad 1 LThK II^3 292. LThK X^3 1394 ff., bes. 1397 f. Sackur 285 ff. Sommerlad II 57 f. Hoffmann, Die Stellungnahme 436. Lea I 30. Grupp II 87, V 63. Hügli 65. Widera 5, 53, 77. v. Schubert I 345, 366, II 616. Linhardt 14 f. 208 ff. mit zahlreichen Quellenbelegen. Kuujo 86 f. 103 ff. 152 f. 203, 226, 238, 249, 255 f. Nowak 255. Heidacher 79 f. Kahl 68 f. Voigt 333. Hellinger 44 ff. Epperlein, Herrschaft und Volk 20 ff. Franz 27, 47. Endres 161 ff. bes. 176 ff. Feine 194. Appelt 6 ff. Struve (1969) 44 ff. Taddey 1161 Gurjewitsch 274 ff.

20 LThK II^3 1209, III^3 309 f. X^1 1078, Grupp III 373. Lea I 284 f. Kalischer 9 f. Tüchle I 102 f. Zoepfl, Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter 43. Büttner/Werner 40. Franzen 191

21 7. Syn. Tol. (642) c. 4. LMA VI 34, IX 127. Böhmer 140. Sommerlad I 307, 329 f. II 39 ff. 274 f. Starke 32 f. Kalischer 29, 89 f. 96. Grupp IV 417. v. Schubert II 542. Schnürer II 198. Vincke, Staat und Kirche 1. Weller 55 ff. R. Herrmann, Thüringische Kirchengeschichte I 43. Pirenne 52 f. 62, 82 ff. 118 f. 219. Hauck III 9. Tüchle I 105. Behn 131 f. Ott 78 ff. Schlesinger II 198 f. Lütge, Geschichte der deutschen Agrarverfassung 46. Culican 193. Herrmann, E., Slawisch-germanische Beziehungen 111 ff. Hubatsch, Geschichte der evangelischen Kirche I 3. Slicher 42. Diederich 345 ff. Brankfack 305. Struve 60 ff. Kuhn 1, 45. Friedenthal 33

22 Gesta Alber, 24. LMA V 2117, VII 1680 (Kroeschell). Kober, Deposition 705. Lecky II 174 f. Beissel 29, 424. Sommerlad II 46 f. Kalischer 10 f. Steffen 35 ff. 40, 46 ff. 50 ff. v. Schubert II 542 ff. Lonhard 92 f., 116 ff. Reincke 54. Schmid, Personenforschung 251. Falck 41. Lassmann 241 ff. Winter 8. Epperlein, Bauernbedrückung 13

23 Schairer 24, v. Schubert II 543. Stern/Bartmuss 259. Graus 339 f.

24 Cap. 23,32; 44,15 f. 46,9; 62,12; 72,5; 73,3; 138,7; 154,1; It. 105,21; 141,1; 201,7 u. a. Sommerlad II 49 f. Grupp II 40. Fichtenau, Das karolingische Imperium 160 ff. 188 f. Epperlein, Bauernbedrückung 13 f. Njeussychin 561. Müller-Mertens, Karl der Große 71, 84, 99 ff. Stern/Bartmuss 124 ff. Prinz 95

25 Sommerlad II 49 f. 145, 215, Schnürer II 20, Müller-Mertens, Karl der Große 100 f.

26 LMA I 15, 93, VI 1351 f. Coulton 233, Bosl, Frühformen der Gesellschaft 197. Mollat 68 f. 71, 98 f.

27 Adam v. Brem. Gesta Hammab, 2,67. LMA I 1571 f. II 34. V 856 f. IX 240. Grupp V 58 f. Gerdes 52, Schöffel I 201 f.

28 LMA VIII 711 ff. LThK IX^3 1526, Grupp V 62 f. mit allen Belegen, Epperlein, Herrschaft und Volk 124 ff. Steins 202, 208 ff. 230 ff.

29 LThK V^3 618, Keller 295. Donin III 100 ff. Vgl. auch Auer 260 f.

30 LMA I 874. LThK I^3 918 f. Kober, Deposition 701. Grupp II 86, Stein-

bach 29. Pirenne 43, Njeussychin 336, Franz 28. Angenendt 413

31 LMA V 1218 ff. (Parisse). Kober, Die körperliche Züchtigung 422. Kalischer 21, 45 f. 58. Noggler 9. Davidsohn I 700 f. IV 3. Teil 15. Grupp II 251, IV 301 f. Scheuten 62 ff. Gerdes 15. Krausen 138 ff. Heer, Mittelalter 121 f. Maier, Die Verwandlung 61 f. 221, 318. Haller II 193. Kawerau 172 f. Schremmer 7. Epperlein, Herrschaft und Volk 138.

32 LMA V 1423 f. (Rüther), Sommerlad I 203, 274, 277, 295. Grupp III 371 f. Mettler 201, 219 ff. 234, 245 ff. Weller 102. Hóman I 310. Kawerau 158. G. Zimmermann, Ordensleben 152

33 LMA VI 1985 ff. LThK VIII³ 142, Grupp II 257, III 344 f. Mettler 248 f. Struve 61

34 Vita Eigil, c. 5. LMA VII 455. Scheuten 47 f. 60 ff. Grupp II 257, III 339. Werner 34 f. Büttner/Werner 40, Schlesinger II 183 f. 216, Schmid, Die Mönchsgemeinschaft 182. Zimmermann G., Ordensleben 134 ff. 211 ff.

35 Vehse, Geschichte der kleinen deutschen Höfe I 9. Schulte 3 ff. 107, 369. Grupp III 145. Fichtenau, Askese und Laster 68, Gontard 246 f.

36 S. Hildeg, ep. 116 (PL 197, 338). LMA V 13 f. LThK V³ 105 f. Grupp III 340, Weller 82 f. Vgl. auch DA 22. Jg. H. 1. 1966, 327

37 Gerhoh v. Reich, de aedific. Dei 36, LMA IV 1320 f. V 1848. LThK IV³ 513 f. Jäck I 63, Heidingsfelder 54. Schulte 94 f. Doelle 9, 22, 27 ff. Hauck IV 423 f. Davidsohn I 576 ff. Weller 105. Lekai 67, 315. Schlesinger II 275 f. 292, 324 ff. 330 f. Andreas 127. Taddey, Das Kloster Heiningen 58 ff. 72 ff. 90 f.

38 August. De doct. Christ. 2, 25, 39, Leander, Lib. de instit. virg. 12, LMA III 1802 f. Buchholz 19, 37 f. Brown 170, Angenendt 416

39 Vita Bennon. 8, Grupp III 164 f. Fresacher I 70, Zoepfl, Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter 77, 109 ff. Franz 24, 28, 41. Kallfelz 365

40 Schlesinger II 241. Lonhard 52, 57, 116 ff. 122

41 3. Syn. Tol. (589) can. 20. Grupp V 136. Gerdes 25. Fichtenau, Das karolingische Imperium 158. Njeussychin 336

42 LMA IX 632 ff. 640, 646, 649. LThK X³ 1466 ff. Hauck IV 340, Scheuten 16, Lekai 54 f.

43 Hölscher 25 f. Lekai 45 f. 54 f.

44 LMA IV 1653 f. VII 149. Hauck IV 351 f. Weller 274, Lekai 60 f. Pirenne 71 f.

45 LMA II 1410, VIII 1976, LThK I³ 499, II³ 285, III³ 279, 889, VI³ 1013, X³ 960. Kawerau 161

46 Pierer II 654. LMA I 1619 f. VIII 1414, 1780, IX 647. LThK I³ 475, II³ 1095, VI³ 259, VIII³ 345, IX³ 365. Hölscher 25 f. Weller 272 ff. Epperlein, Bauernbedrückung 30 ff. 57, 147, Engel/Epperlein 345, 353. Schlesinger II 213, 221 f. Weiß 34 mit weiteren Literaturhinweisen. Slicher 154, Novy 52, Mollat 65. Hauck IV 352 f.: «Zahlreiche Dörfer sind dadurch vernichtet worden». Vgl. auch H. Grüger, Kölner Zisterzienser, in AHVN Heft 174, S. 35. In England suchten die Zisterzienser ihre adligen Angrenzer durch Wucher förmlich auszuschlachten:

Zöckler 414. Zum Bauernlegen der Zisterzienser im Osten (südlich von Breslau) vgl. auch Kossmann 263 ff.

47 LMA VIII 1414, 1780, IX 647. Epperlein, Bauernbedrückung 30 ff. Engel/Epperlein 353

48 LMA I 1619, IX 633 f. 641 ff. Ritsert 9. Bosl, Geschichte Bayerns I 77. Rehfuß 148

49 LMA IV 901. Pfaff-Giesberg 52 f. Epperlein, Die sogenannte Freilassung 92 f.

50 Lex Alam. 1,1. Lex Baiuv, 1,1. LMA IV 901, V 1927 f. Müller-Mertens, Karl der Große 69 f.

51 LMA IV 901 f. Voigt 274 f. Epperlein, Die sogenannte Freilassung 92 f. 96 ff. 102. Ders, Herrschaft und Volk 151 f.

52 Grupp IV 164 f. Epperlein, Die sogenannte Freilassung 96 ff. mit den Quellenbelegen

53 Dopsch II 28, 33 ff. Kosminski/Skaskin 310 f. Epperlein, Die sogenannte Freilassung 92 f. 100 f. Ders. Herrschaft und Volk 29 ff. 102 ff. 252, Korsunskij 205

54 Bonifat, ep 10. LMA I 2064 ff. Sommerlad I 325 ff. Paulus I 55 f. Wrackmeyer 43 f.

55 LMA I 93 f. II 295 f. 306. IV 1566 (mit anderer Erklärung für Finanzbedarf. V 207 f. 1399, 1873. VI 1232, 1559 ff. VII 1153. LThK I^3 126. IV^3 844, VI^3 79, VII^3 1216, X^3 1052. HKG III/1, 137, 240, 287. Janner I 514 f. Dresdner 140 f. Simson II 263. Lea I 40. Davidsohn IV 3. Teil 5, 15. Grupp II 298 f. V 282. Vehse, Das Privileg Clemens' 218 ff. bes. 328 ff. Mehnert 109. Andreas 74. Anton 330 f. Thompson 308 (bezogen auf die westgotischen Bischöfe des 7. Jahrhunderts, aber auch auf die römischen). Schlemmer 170. Störmer 173 f. O. Meyer, In der Harmonie 219, 225 f. Borst 36 ff. bes. 45

56 Capit, Paderb. a. 785. Paen. Cumm. 4,2. Paen, Valic. 118. Syn. v. Tribur (895) c. 7: «Geraubtes Kirchengut ist dreifach zu ersetzen». Lex Alamann. 1,2. Lex Rib. 58,7. Vgl. auch Lex Baiuv, 1,2. LThK II^3 822 ff. Sommerlad I 266. Grupp V 282. Noethlichs 136 ff. 153

57 LMA IV 170, V 1421; VIII 1286 ff. 1621. Nylander 33. Epperlein, Bauernbedrückung 61, 94 ff.

58 Löhr 11 f.

59 LMA I 34, 1569 f. Rösener, Bauern im Mittelalter 240 ff. 246 ff.

60 LMA I 417. LThK I^3 397. Heer, Mittelalter 47 ff. Epperlein. Herrschaft und Volk. 42 ff. 46 ff. 55 ff. 253 f. Njeussychin 587. Franz 21

61 Das Zitat nach Kosminski/Skaskin I 116 f.

62 LMA II 224. III 528, IV 193 f. VI 98, VIII 345. dtv-Lexikon 2, 113. dtv-Atlas Weltgeschichte I 287, Kosminski/Skaskin I 396 f. 406 f.

63 Kosminski/ Skaskin I 424 f. 440

64 Petr. Venerab. ep. 1,28, zit. nach Kosminski/Skaskin 116. LMA I 1577 f. Kosminski/Skaskin 116. Mollat 78

65 LMA I 1567 ff. 1576 ff. 1605 f. VII 773 ff. Rösener, Grundherrschaft 373 ff. 565 f. Ders. Bauern 275 f. 254. Zu den verschiedenen Pfluggeräten im Hochmittelalter (Deutschland) vgl. Bentzien 65 ff. Deschner, Opus Diaboli 57

66 Nach Ehlers 210 f.

67 LMA IV 521, 1240 f. V 2196. VII 775, Pirenne 189. Ehlers 211 ff. Rö-

sener, Bauern in Mittelalter 253. Geremek 70

68 LMA I 1577, 1579. IV 16, 763. V 265 f. 328, 981. Ehlers 230 ff.

4. Kapitel
Die Päpste Urban V. (1362–1370), Gregor XI. (1370–1378) und das Ende des avignonesischen Exils

1 Hergenröther II 624

2 Kelly 242

3 Gregorovius II/2, 786

4 LMA VIII 1284. LThK X^3 457 f. Wetzer/Welte XI 472. Keller 74 f. Fichtinger 78. HKG III/2, 406, 408. Georges 2536, Hergenröther II 623, Hoensbroech I 28 f. (hier das Wilmans-Zitat), 167 ff. Gregorovius II/2, 757, 776. Lea (1997) I 406, II 140, 170, 321, 438 f. III 184 f. Seppelt IV 158, 185 f. Grundmann II 60. Tuchman 232. Chamberlin 159. Cohn 184 f.

5 Chron. Mogunt, 1370. LMA V 973 f. (Moraw), 1581 ff. Taddey 614 f. Kelly 238 ff. Der Kleine Ploetz 99. HEG II 424 ff. Seppelt IV 154 ff. (hier Hampe-Zitat), Stoob 74 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

6 LMA I 310, IV 2194 ff. V 534, VI 938, LTHK X^3 457. Kühner, Lexikon 128, Kelly 241 f. HEG II 658. HKG III/2, 408 f. Hergenröther II 623 f. Gregorovius II/2, 773 ff. Norden 704 f. 708 ff. Seppelt IV 158 ff. 161 ff. de Vries 56 ff. 63 f. Kühner, Gezeiten 217, Ders, Das Imperium 227 f. Schuchert/Schütte 328 f. Tuchman 232 ff.

7 LMA V 439. VIII 449, 1284. LThK X^3 457. HKG III/2, 404. Seppelt IV 162 f. Kühner, Das Imperium 227, Schuchert/Schütte 328

8 LMA VI 1932, LThK X^3 457. Kelly 241 f. HKG III/2, 407 f.

9 LMA VI 1932, Kelly 241 f. Kretschmayr II 224. Atiya 92 f. Heer, Kreuzzüge 154

10 LMA VIII 449. LThK VIII^3 141, 236, Hergenröther II 621, 624. Atiya 92 f. Heer, Kreuzzüge 155 f. Kühner, Das Imperium 227

11 LMA VI 1932. VIII 1284 f. LThK X^3 457 f. Kühner, Lexikon 88, 128. Kelly 177, 242. HKG III/2, 406 ff. Hergenröther II 622. Kretschmayr II 224. Seppelt IV 163 f. Atiya 93 f. Heer, Kreuzzüge 156

12 Chron. Mogunt. 1371. LMA IV 1673. LThK IV^3 1020. Kelly 242. HKG III/2, 409 f. Hergenröther II 625. Gregorovius II/2, 777. Hoensbroech I 28 ff. 93, 178, 659. Lea II 174. Seppelt IV 164, 155

13 John Wiclif, De Christo et suo advers. Antichr. LMA V 230 f. IX 391 ff, LThK X^3 1337 ff. HKG III/2, 540 ff. Seppelt IV 164, Guillemain 152. Wöhrer 80 ff. 86 ff. 90 ff. Lambert 64 f. Hilsch 45 ff.

14 LMA V 1072 f. HEG II 655 ff. HKG III/2, 410 f. Gregorovius II/2 778 f. 788, 792, 802. Seppelt IV 165 ff. Gontard 311. Deschner, Das Kreuz 123

15 HEG II 659. HKG III/2, 410 f. Seppelt IV 167. Besonders gefolgt bin ich hier und im nächsten Abschnitt Gregorovius II/2, 780 ff. 786

16 LMA II 1640 f. IV 225 f. Kühner, Lexikon 129. Kelly 243. HEG II 659. HKG III/2, 411. Gregorovius II/2, 787, 792. Seppelt IV 169 f. Ott 116 f. Gontard 315. Friedenthal 75

17 Chron. Mogunt. 1378. Gregorovius II/2, 788 ff. Seppelt IV 169 f.

5. Kapitel Das grosse abendländische Schisma (1378–1417 bzw. 1423) Krieg der Päpste gegeneinander

1 Tüchle in LMA I 20

2 Krebs in LThK IX^{2} 259

3 H. Müller in LThK I^{3} 28

4 LMA I 19 ff. VII 1469. Kelly 185, Kühner, Lexikon 130. Ders. Das Imperium 230 (hier spricht K. von «sechs Gegenpäpsten»), Seppelt IV 193, Segl 28

5 Chron. Mogunt. 1378 LMA VIII 1285, LThK X^{3} 458 f. Kühner 130. Kelly 244. Gregorovius II/2, 795 ff. Seppelt IV 188 ff. Guillemain 148

6 Chron. Mogunt. 1378, LMA I 20, II 2145, VIII 1285 f. LThK X^{3} 458 f. Kühner, Lexikon 130, Kelly 244 ff. Hergenröther II 630 f. Gregorovius II/2, 797 ff. Seppelt IV 191 ff. Guillemain 149

7 LMA I 19 ff. II 499, 2144 f. Kelly 246. HKG III/2, 499. Gregorovius II/2, 802 f. Seppelt IV 194 f. Guillemain 149

8 LMA I 20, VIII 1286. LThK VII^{3} 848. Kelly 245 f. Gregorovius II/2, 801, 804. Hergenröther II 631. Seppelt IV 194, 197 ff. 202, 214. Guillemain 149

9 Chron. Mogunt. 1378 ff. LMA I 20, 321 f. IV 395 ff. V 1072 ff. 1902. VII 1742. Kühner, Lexikon 146 ff. HKG III/2, 498, Hergenröther II 631 f. Gregorovius II/2, 802 f. 808. Hauck V/2, 712 f. Seppelt IV 195 ff. 201. Kühner, Das Imperium 231. Gerlich 25 ff. Kawerau 75. Segl 30, Deschner, Das Kreuz 98, 110, 123

10 Chron. Mogunt. 1379, 1380. Der Kleine Pauly II 910 f. LMA I 20, 1442, II 2144 f. III 1921 f. Gregorovius II/2 804 ff. Seppelt IV 195, 200 ff.

11 LMA V 985 f. VIII 1286. LThK X^{3} 458. HEG II 660, 662. Kelly 245. Gregorovius II/2, 806 f. 809 ff. 814. Seppelt IV 201 ff. Friedenthal 82 f. 113 ff.

12 LMA III 1037, V 986, VIII 1286. LThK III^{3} 224, X^{3} 458 f. Kelly 245. HKG III/2, 500. Hergenröther II 634 f. Gregorovius II/2, 812 ff. Vgl. auch ders. VI 520 f. bes. Anm. 1. Schnürer III 147. Seppelt IV 204 ff. Gontard 317. Friedenthal 113 ff.

13 LMA II 416 f. LThK II^{3} 581. Kelly 247 f. Gregorovius II/2, 816. Hauck V/2, 749 f. Seppelt IV 206 f. Kühner, Das Imperium 232

14 LMA II 417, VII 1217, 2055. Kelly, 249. Gregorovius II/2, 816, 822. Seppelt IV 209. Friedenthal 120 f. Esch 341. Ausführlich zum Nepotismus ebd. Anhang I 575 ff.

15 Hergenröther II 636. Kühner, Das Imperium 232. Esch 7 f.

16 Kelly 249. Gregorovius II/2, 816 f. Seppelt IV 209 ff. Kühner, Das Imperium 232 f. Esch 138, 190

17 Kelly 248. Seppelt IV 206. Esch 338 ff.

18 LMA II 416, V 1609 f. 2192, VI 1075 ff. Hergenröther II 626, 630, 634, Gregorovius II/2, 816, 822, Lea II 322, 457. Esch 9 f. 42, 73 f. 209. Zu den kriegerischen Aktionen von Bonifaz IX. vgl. auch Goldbrunner 411 ff. 423 ff.

19 Vgl. Esch 62, 80 ff. 138, 226 f. 290 f. 353, 363 f. 398 ff.

20 LMA II 1369, Hergenröther II 636. Gregorovius II/2, 817 ff. 822. Seppelt IV 208 f. Esch 267, 289 ff.

21 Gregorovius II/2 823, 825 f.

22 LMA I 1862 f. LThK II^{3} 208. Kelly 249 f. HKG III/2, 500 ff. Hergenröther II 643 f. Seppelt IV 220 ff. Guillemain 150. Kühner, Das Imperium 233

23 LMA IV 1674 f. V 439, 2197 f. LThK V^{3} 521, VIII^{3} 315. HKG III/2, 559. Kelly 250 ff. 259, Hergenröther 649. Gregorovius II/2, 826 ff. 830 ff. Seppelt IV 223 ff. 231 f. Kühner, Das Imperium 235

24 LMA I 21, IV 1675, VI 1897, 2182 f. LThK VIII^{3} 315. HKG III/2, 548. Kelly 250, 253 f. Hergenröther II 659 ff. Gregorovius II/2, 842 f. Seppelt IV 236 ff. 240. Jedin, Kleine Konzilsgeschichte 64. Kühner, Das Imperium 236. Segl 31. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 6 f. Elze/Repgen 592

25 LMA I 373 f. VIII 1723 f. LThK I^{3} 370. Kelly 253 ff. HKG III/2, 513, Gregorovius II/2, 843 ff. Seppelt IV 240 ff. Brandmüller, Papst und Konzil 71 ff. 181 ff., 218 ff.

26 LMA V 546. LThK V^{3} 951 f. Kelly 255. Gregorovius II/2, 846. Mehnert 134. Kawerau 75

27 Kelly 255. Hergenröther II 667. Gregorovius II/2, 846 ff. Hauck V/2, 958 f. Brandmüller, Papst und Konzil 71 ff. hier das Zitat von Souchon. Vgl. auch den (eher apologetischen) Versuch Brandmüllers, Infeliciter electus fuit in Papam 309 ff.

28 LMA VI 166. Kelly 255. Gregorovius II/2, 850 ff. 856 f. Seppelt IV 243 f. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 79 f.

29 LMA III 852 f. VII 1868 ff. VIII 2190 f. LThK IX^{3} 578 f. X^{3} 1090 f. Taddey 1042, 1125 f. 1279. HEG II 437. HKG III/2, 550. Seppelt IV 244 f. Hoyer, Sigmund 342. Koller, Sigismund 288 f. Dotzauer, Quellenkunde 85 ff. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 83

30 LMA IV 1675. V 546 f. 1402. Kelly 255. HEG II 441 f. HKG III/2, 548 ff. Gregorovius II/2, 858. Hauck V/2, 961 ff. 967 ff. 975. Seppelt IV 244. Rieder 61

31 LMA V 546 f. 1402. HEG II 441. HKG III/2, 550 f. Seppelt IV 247. Grigulevič I 254 f. Riemeck 88 f. Koller, Sigismund 290. Deschner, Opus Diaboli 93

32 Dietr. v. Niehm, Vita Joh. 2, 2. LMA III 853. V 547, 1402 f. LThK V^{3} 952. Kelly 256. HEG II 442. HKG III/2, 551. Gregorovius II/2, 860. Hauck V/2, 985 ff. Seppelt IV 246 ff. Hoyer, Sigmund 342. Brandmüller. Das Konzil von Konstanz I 10.

33 Dietr. v. Niehm, Vit. Joh. 2,3, LMA IV 954, V 547. 1403 f. 1431 f. HEG II 442. HKG III/2, 551 f. Gregorovius II/2, 860. Hauck V/2, 986 ff. 1026 f. Seppelt IV 249 ff. Falco 316. Friedenthal 240, 320 ff. Zimmermann, Papstabsetzungen 282 ff. Riemeck 97 f. 100. Hilsch 159 f.

34 LMA I 1862 ff. IV 396 f. 1675. LThK V^{3} 952. Kelly 250 f. 253, 256. HKG III/2, 553. Gregorovius II/2, 861. Hauck V/2, 997 ff. Seppelt IV 252 ff. Zimmermann, Papstabsetzungen 282 ff. Kühner, Das Imperium 237. Friedenthal 327. Hilsch 257

35 LMA I 1863, II 2145 f. V 1404. HKG III/2, 551, 561 ff. bestreitet das geringe reformatorische Engagement des Konzils.

6. Kapitel
Jan Hus und die Hussitenkriege

1 Zit. bei Lochman 122

2 Lochman 125

3 Zit. bei Hilsch 286

4 Rieder 210

5 LMA V 1366. LThK VI³ 286, HEG II 526. Hilsch 22 f. 29

6 LMA VI 625 f. LThK V³ 936 f. VI³ 1487 f. HEG II 526. Seibt, Jan Hus – zwischen Zeiten 17 f. Herold 46. Nechutová 75. Gerwing 55. Hilsch 23 ff.

7 HEG II 526 f. Schrupp 277, Seibt, Jan Hus – zwischen Zeiten 18

8 LMA V 230, VIII 2190 f. LThK V³ 340, Hauck V/2, 907 ff. 911 ff. 920. Wass 85. Riemeck 11, 14, 23, 27, 31 f. 53. Schrupp 277 f. Seibt, Jan Hus – zwischen Zeiten 15 f. 19 f. Maly 227 ff. bes. 233. Töpfer 157 ff. bes. 162 ff. Kejr 216 f. Molnar 173 ff. Smahel 204, Polivka 415 ff. Rieder 36 f. 40 ff. Hilsch 9, 16, 28 f. 39, 42, 45 ff. 58, 61, 64 f. 67 ff. 101 ff. 125 f. 178 ff. Deschner, Opus Diaboli 42. Lochman, Vom Versuch 98 ff.

9 Kupisch II 112. Brandmüller, Hus vor dem Konzil 242, Rieder 40 f.

10 LMA V 230 f. LThK V³ 340 f. Hauck V/2, 913 ff. 916 ff. 923 ff. Riemeck 48 ff. Töpfer 164 f. Polivka 85 f. Hledíková 96, 99. Hilsch 83 f. 92 f. 111 f. 114 f. 118, 120, 126. Lochman, Vom Versuch 98 ff.

11 Hauck V/2, 932 f. Riemeck 15, 54 ff. Liguš 137. Rieder 39. Hilsch 160, 162 ff. 167 ff. Zu Hieronymus von Prag vgl. Svatoš, 69 f. Vgl. ferner Holeček 187 ff.

12 LMA I 302, V 231. VII 160. LThK V³ 341, X³ 912 f. Hauck V/2, 934 ff. 938 ff. Riemeck 60 f. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 348. Hilsch, 32, 164 ff. 171 ff. 184, 191, 194, 201. Vgl. auch die Zeittafel von M. Polivka in: Seibt (Hg.), Jan Hus 416

13 Riemeck 62 f. Hilsch 185

14 LThK V³ 341. Riemeck 68 ff. Polivka 87 f. Hilsch 194 f. 207 ff. 235 ff.

15 HEG II 447. Riemeck 80, 87. Rieder 58 f. 61 f. 65. Hilsch 238 ff. 247, 249, 252, 263, 267. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 328. Zur Reise von Hus durch Deutschland vgl. auch Machilek 167 ff.

16 Grigulevič I 256. Riemeck 43, 91 ff. 97. Rieder 62 ff. 70. Hilsch 251 f. 258, 260

17 LMA VI 1635. Riemeck 82, 90, 98, 113 f. Rieder 62, 81. Hilsch 199, 244, 249 ff. 255 ff. Vgl. dazu auch Hrdlička 103 ff.

18 Riemeck 79 ff. 93, 96, 100, 107, 110 f. Rieder 60 f. 63 ff. 66, 70 f. 80. Hilsch 249 ff. 253 f. 262 f. 270 ff. 276. Smolik 253

19 Grigulevič I 258 f. Riemeck 94 ff. 103 ff. 112, 115. Rieder 72, 74 ff. 78 ff. 83. Hilsch 251 f. 257 ff. 264, 270, 273, 277

20 Šmahel 203. Hilsch 255 f. 262, 271, 275, 279

21 Grigulevič I 260 ff. Riemeck 117 ff., der ich hier, wie schon vordem, besonders verpflichtet bin. Molnar 182. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 362. Hilsch 277 ff.

22 HEG II 527. Hauck V/2, 1017 ff. Grigulevič I 264 ff. Riemeck 83 ff. 101, 121 ff. «Die drei Reden, die Hus in Konstanz nicht halten durfte», sind ganz abgedruckt im An-

hang 125 ff. Hilsch 260, 280 f. Rieder 88. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 362, II 119 ff. 129 ff. Misiurck 251. Lochman, Vom Versuch 102. Vor allem zur literarischen Nachwirkung von Hus im 19. u. 20. Jahrhundert ausführlich P. Hörner, bes. 33 f. u. 111 ff.

23 LMA VIII 1348 f. IX 520, LThK X³ 501. HEG II 527 f. Hauck V/2, 1050 f. 1053 f. Knöpfler 522. Kupisch II 114. Rieder 88 ff. 96 ff. 127 f. 134 f. 326. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz II 117. Zu Hussens Eucharistiebegriff vgl. den gleichlautend betitelten Vortrag von A. Kolesnyk 193 ff.

24 LMA I 117, V 232, VI 2144, VIII 1907, 2190 ff. IX 659 f. LThK X³ 1479. HEG II 528. Hauck V/2, 1066 ff. 1101. Rieder 92 ff. 98 f. 102 ff. 107 f. 120 ff. 127 f. 209

25 Spruyt 285. Rieder 101 ff. 106, 110 ff. 115 ff. 124 ff. 189

26 HEG II 448. Seppelt IV 259. Rieder 113, 131 ff. 143 ff. 150 ff.

27 LMA I 313 f. HEG II 454. Rieder 145, 153, 157 ff. 202

28 LMA V 234. Rieder 128, 131, 138 f. 159 ff. 171, 174, 176 f. 182 f. 185 ff. 207, 220 f. Wendehorst 2, 144 ff. Deschner, Opus Diaboli 30 f. Zu Schlesien, wo der Breslauer Bischof Konrad IV., Fürst von Oels, eine führende Rolle spielte, vgl. Drabina 163 ff.

29 LMA IV 947 f. Hoyer, Sigmund 350. Rieder 161 f. 166 ff. 327. Vgl. 178

30 LMA I 1517. II 1639 f. LThK II³ 53. HEG II 448 f. (Koller), Hauck V/2, 1067, 1070. Seppelt IV 264, 267 ff. Rieder 94, 113 ff. 130, 188 ff. 192 ff. 199 ff. 326

31 LMA V 234, 2004. VII 948, 1868. HEG II 455 f. Eibl 358 f. Rieder 227 ff. 328

32 LMA I 1542 f. IV 1275 f. HEG II 529. Ausführlich Hauck V/2, 1112 ff. 1124 ff. Knöpfler 522 f.

7. Kapitel
Das christliche Europa gegen Mitte des 15. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung Papst Eugens IV., weiterer Judenpogrome und des Deutschen Ritterordens

1 Neuss 268

2 Zit. bei Gregorovius III/1, 29. Vgl. LMA VII 38

3 Gregorovius III/1, 29; 41 f.

4 Thom. de Aquin. Opera omnia, Ed. Pasis. 1880 tabula 1 a-o, Bd. 33, 543. Zit. nach Pinay 717

5 Zit. bei Schopen 54 f.

6 Heer, Kreuzzüge 148 f.

7 LMA V 1404. VT 1683, 2183. LThK II³ 53. Seppelt IV 235 f. 250 f. 256 ff.

8 LMA I 1517 ff. IV 1094 f. V 1431 f. VI 1683. LThK II³ 53 ff. VI³ 349 ff. X³ 346. HKG III/2, 514 ff. Pastor I 299 ff. Schnürer III 290 f.

9 LMA I 1518, IV 80 f. VII 166 f. LThK II³ 53 f. III³ 981 f. VIII³ 498 f. Kelly 259 ff. Der kleine Ploetz 101. Gregorovius III/1, 12 f. 19 f. Schnürer III 288 ff. Seppelt IV 276, 280, 283, 294. Kühner, Das Imperium 243. Ehlers 330 ff. Cawthorne 168

10 LMA I 1518 f. IV 341. LThK III³ 1219 f. Knöpfler 501. Pastor I 335 f. Seppelt IV 312. Schuchert/Schütte 335

11 LMA III 122 f. IV 81. HEG II 675.

Gregorovius III/1, 13 ff. 17 ff. Kelly 259 f. Kretschmayr II 340 ff. Kühner, Das Imperium 240 ff. Pastor I 305 f. Seppelt IV 275, 286, Schuchert/Schütte 335

12 LMA IV 81, VII 1411. VIII 1009, 1627, 1768 f. LThK X^{1} 655. Vgl. LThK X^{3} 828. Kelly 260, HEG II 675 ff. Gregorovius III/1, 14 f. 24 ff. 28, 35 ff. Pastor I 306 ff. Seppelt IV 286, Kühner, Das Imperium 242

13 LThK III^{1} 841. III^{3} 981 f. Kelly 259., Gregorovius III/1, 26, 40. Neuss 268, Pastor I 311 f. Schnitzer 278. Schnürer 288. Seppelt IV 275. Kühner, Das Imperium 242. Schuchert/Schütte 334

14 LMA IV 390 f. V 535 f. LThK II^{3} 54. V^{3} 922. HKG III/2, 593, 598

15 LMA IV 391 f. LThK III^{3} 1279 f. V^{3} 922. HKG III/2, 598 f. Gregorovius III/1, 31 ff. Norden 712 ff. Knöpfler 501 f. Seppelt IV 290 berichtet von 43 griechischen Unterzeichnern. Vgl. auch 292. Schuchert/Schütte 335 f.

16 LMA IV 392 f. V 1378 f. LThK V^{3} 922. HEG II 1164. HKG III/2, 599 f. Norden 718 ff. Seppelt IV 292 f.

17 Norden 730 ff. Seppelt IV 292. Schuchert/Schütte 336

18 LMA IV 80, 1534. V 300, 1461, 1534. VI 153, 592 f. 1191. VII 1780 f. 1869, VIII 1106, 1645. HKG III/2, 592 f. 596 (Runciman). HEG II 1162 f. Heer, Kreuzzüge 151. Ativa 132f. Deschner/Petrović 42 ff.

19 Paulus III 195 ff. 372

20 LMA V 226, 1514. VIII 1106, 1413. Pastor I 334. Zöllner Geschichte der Kreuzzüge 216 f.

21 LMA I 1842, V 226, 561, 1378, 1461, 1514. VIII 1106 f. 1413. Wetzer/Welte II 324. Donin V 548 f. Schnürer III 305. Kretschmayr II 360 f. Seppelt IV 318 f. Heer, Kreuzzüge 152. Atiya 131, 136 ff. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 216 f.

22 LMA I 209, 895 f. 963. IV 1937. V 216 f. VII 811 f. VIII 1562 f. HEG II 847. Ehlers 303. Elze/Repgen 598

23 LMA V 215 ff. Schnürer III 217

24 LMA I 1382 f. III 732, 1953. VIII 281. 1991 f. LThK IX^{3} 1538. HEG II 841 f. mit vielen Literaturhinweisen Anm. 15. Grupp V 66. Kosminski I 312. Büttner, Die sozialen Kämpfe 138 f. Slicher 190. Gerlach 15 ff. 56 ff. 91 ff. 98, 112, 141. Friedenthal 85 ff. Rösener, Bauern 252 f.

25 Pierer V 722 f. LMA III 1972 f. V 2091 ff. VI 1389. LThK VI^{3} 1042. HEG II 434 f. 841

26 Pierer I 789, V 723, VIII 184. LMA III 1952 ff. IV 2052 f. V 284 f. VII 811 f. 1655 f. HEG II 841 f. 846, 868

27 LMA IV 2053 f. VII 1035 f. VIII 290, 595. HEG II 849, Elze/Repgen 598

28 LMA I 962 f. II 1070 f. 1084 f. V 334 f. 510, 977 f. VI 795, 1943 (Autrand). HEG II 848. Ehlers 300 ff. 296 ff.

29 dtv Lex. 9, 253. LMA II 1578 f. V 342 ff. 979. LThK V^{3} 763 f. Lea III 386 ff. 406, 412. Schirmer-Imhoff 28 ff. 39, 41, 49, 95 u.a. Grigulevič I 272 ff. 279 ff. Beuys, Johanna von Orléans 93 ff.

30 Pinay 712 f. Vgl. Hirsch/Schuder 196 f.

31 Browe, Die Judenmission 35 ff. Baer II 263. Roth 278. A. Müller 42 ff. Schopen 54

32 Ann. v. Melk, MGH Script. IX 517. LMA VI 499, 1523. A. Müller, Geschichte der Juden 69. Hruby 298 f. Hirsch/Schuder 198 f. Zum Vorwurf

des Hostienfrevels vgl. Graus, Judenpogrome im 14. Jahrhundert 69 f.

33 Liebe 259. Stein 37. Looshorn IV 179. Browe, Die Judenbekämpfung 208. Ders. Die Hostienschändung 172, 174 f. A. Müller, Geschichte der Juden. 37, 73. Patze, Politische Geschichte 140

34 LThK VI^3 1413 f. Roth 282 ff. Schulin 91 ff.

35 LMA IV 395 ff. LThK X^1 630 f. Baer II 271 f. Schopen 35 f. Roth 284

36 Wetzer/Welte II 322 ff. LMA V 560 f. Donin V 546. Theiner III 81. Lea II 623 ff. Schnürer III 304 f. Pastor I 482 ff. Boockmann, Das Mittelalter 257

37 Wetzer/Welte II 322 ff. LThK V^1 485 f. V^3 887 f. HKG III/2, 727. Lea II 623 ff. III 199. Schnürer III 304 f. Pastor I 484 Anm. 2. Heer, Kreuzzüge 36, Lambert, Ketzerei im Mittelalter 297. Breuer/Graetz 55 f.

38 LThK V^1 485. Pastor I 482 f. Roth 278. Boockmann, Das Mittelalter 268

39 LMA V 560. HEG II 158, Heer, Kreuzzüge 36, Pinay 716 f.

40 LMA VII 197 (Paravicini), Taddey 1209. Kühner Lexikon 106. Heer, Kreuzzüge 147 ff. Boockmann, Das Mittelalter 332, 343 f.

41 Helm. Chron. Slav. 1, 21; 1, 68. LMA V 2013, VI 1101 f. VII 56. VIII 1197. LThK III^3 132 f. Taddey 666, 1185, 1225. Heer, Kreuzzüge 148. Zimmerling 238 ff.

42 LMA V 274 f. 2013, VIII 458 f. 733, 1197. LThK V^3 710. Taddey 1185, 1225. HEG II 1092 f. 1096 f. Zimmerling 247 ff. Deschner, Das Kreuz mit der Kirche 130

43 LMA III 774, IV 2081, V 275, VII 1449, VIII 459, 733 f. LThK III^3 132. Taddey 514, HEG II 1098. Zimmerling 254 ff. 260 f.

44 LMA III 567 f. IV 2081, VI 502. LThK III^3 133. HEG II 1099 Zimmerling 261 ff.

45 LMA IV 2081, VII 197 f. Taddey 98, 514, 682, 963. Menzel II 183. Zimmerling 263 ff. 267 ff. 279 ff. 282 ff. 288 ff.

8. KAPITEL
DAS RENAISSANCE-PAPSTTUM BEGINNT. NIKOLAUS V., KALIXT III., PIUS II., PAUL II., SIXTUS IV., INNOZENZ VIII.

1 Battista Spagnoli v. Mantua zit. bei Seppelt IV 366

2 HKG III/2, 639. Vgl. bes. auch Pastor I 677 ff.

3 Zit. bei Gregorovius III/1, 79

4 Cawthorne 171

5 Kühner, Das Imperium 255 f.

6 Cawthorne 176 f.

7 LMA VII 710 ff. LThK VIII^3 1099 ff. 1104 ff. Burckhardt 465. Münkler 7 ff. Burke 7, 13. Mout 9 ff. Reinhardt, Die Renaissance 10 ff. 13. Muhlack 27 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

8 Seppelt IV 307 f. Deschner, Abermals 292 f.

9 LMA I 292 f. 403, 618, VI 1171 f. VII 38, 710 ff. VIII 1392 f. LThK VII^3 865 f. VIII^3 1099 ff. 1103 ff. Kelly 261 ff. Kühner, Lexikon 140, 143 f. Münkler 7 ff. 11 ff. 21, 343 ff. 348. HEG II 678. Gregorovius III/1, 49 ff. Kühner, Das Imperium 247. Mout 245, 286 f. Vgl. 136 ff. 292 ff. Deschner, Abermals 292 ff.

10 LMA IV 940 ff. VI 1171 f. VII 103, IX 88 f. Kelly 262 f. Kühner, Lexikon 140. HEG II 459 f. Gregorovius III/1 54, 58 f. Pastor I 650; Seppelt IV 309 ff. 324, 326. A. Meyer, Das Wiener Konkordat 108 ff. Ders. Bischofswahl 124 ff. R. Schmidt, Friedrich III 304, 311 f. 314, 316 ff.

11 LMA VII 102 f. Kühner. Lexikon 141 f. Münkler 144. Gregorovius III/1 61 ff. Pastor I 574 ff. ausführlich über den «Verbrecher». Vgl. auch 832 ff. Kühner, Das Imperium 247

12 Gregorovius III/1 61 ff.

13 LMA I 405 f. V 979. VI 1172. LThK VIII[3] 323. Kelly 262 f. Kühner, Lexikon 142. Münkler 320. Neuss 276, Seppelt IV 319 f. 326, Kühner, Das Imperium 246 f.

14 LMA II, 1398. V 2069. LThK VIII[3] 827 f. Kelly 263 f. Kühner, Lexikon 144 ff. Gregorovius III/1, 69 ff. Knöpfler 484. Pastor I 677 ff. 686 ff. II 3. Seppelt IV 326 ff. Seidlmayer 288. Kühner, Das Imperium 248

15 LMA VII 1425 f. Kelly 263 f. Kühner 145 f. Gregorovius III/1 70 f. Knöpfler 484. Kretschmayr II 363, 369. Pastor I 691 f. 695 ff. 702 ff. Seppelt IV 326 ff.

16 Kelly 264. Kühner 146. Gregorovius III/1, 71 ff. Pastor I 757 ff. 766 ff. 771 ff. 782 ff. II 3. Seppelt IV 330 f. Cawthorne 183, 186

17 v. Wilpert III 1049. Kühner, Lexikon 150 f. LThK VIII[3] 323. Gregorovius III/1 74 ff. vgl. auch 101 f. Seppelt IV 333 f. Cawthorne 168. Burke 196. S. ferner Muhlack 202 ff.

18 LMA II 1488, VI 2190. VII 1489 f. LThK VIII[3] 322 f. Kelly 260 f. 264 f. Kühner, Lexikon 146 ff. Münkler 174 f. Gregorovius III/1 75 ff. 81 f. Knöpfler 484, Pastor I 348 ff. Seppelt IV 332 ff. Kühner, Das Imperium 250. Cawthorne 163, 167. Burke 200. Tönnesmann 15 ff. 21 ff. 25 ff.

19 Kelly 264. Gregorovius III/1, 74 f. Seppelt IV 333. Cawthorne 162 ff.

20 LMA VI 2190 f. Kelly 265. Gregorovius III/1, 76, 78 f. 82, 85 f. Knöpfler 485. Seppelt IV 346, 361. Kühner, Das Imperium 249 f.

21 Theiner III 85. Vgl. auch Mehnert 141. Marcuse 18

22 Kühner, Lexikon 150 f. Gregorovius III/1 80, 90 f. 101

23 LMA IV 365. Kelly 266. HEG III 854. Münkler 57, 59. Gregorovius III/1, 80 ff. 92 f. Pastor II 92 ff. 99. Seppelt IV 347 f. Kühner, Das Imperium 250 ff. Tönnesmann 16

24 LThK VIII[3] 323. Kelly 265 f. Kühner, Lexikon 148 f. Münkler 253. HEG III 1173 f. Gregorovius III/1, 79 ff. 88 ff. 94. Seidlmayer 288. Seppelt IV 331, 335 ff. 339 f. Pastor II 85 ff.

25 LMA I 2070 f. VI 1182, 2191. LThK VIII[3] 323. Gregorovius III/1, 84 f. Seppelt IV 340 f.

26 Kelly 266. Gregorovius III/1 95 ff. IV/1, 103 f. Knöpfler 485. Pastor II 241 ff. 273 ff. Seppelt IV 339 f. Burke 218. Vgl. die vielen Kopfreliquien bei H. Herrmann, Lexikon der kuriosesten Reliquien 114 ff.

27 Kelly 266, Gregorovius IV/1 103 f. Knöpfler 485. Pastor II 306 ff. Cawthorne 171. Seppelt IV 349

28 Kelly 266 f. Theiner III 85. Gregorovius III/1, 104 f. 231, 275 f., 291, 302. Knöpfler 486, Pastor II 300 ff. 309, 314 f. 320 ff. 385. Seppelt IV 349 ff. Kühner, Das Imperium 252 f. Cawthorne 171. Burke 71. Münkler 345 f.

29 LMA VII 89. Kelly 267, Gregorovius III/1, 273 ff. Knöpfler 486. Pastor II 322 ff. 327. Seppelt IV 350 f.

30 LMA I 640 f. IV 66 ff. 1275 f. VI 402, VII 1944. Kelly 267, LThK X^{3} 501. HEG III 222 ff. 861, 1076, 1122. Gregorovius III/1, 108 f. 111. Pastor II 411 ff. Seppelt IV 341 ff. 352. Kühner, Das Imperium 254. Heymann 320 ff. Cawthorne 171

31 LMA VII 802, 1944. LThK IX^{3} 644 f. Kelly 266. Kühner, Lexikon 153. Gregorovius III/1, 112 f. IV 281 f. Pastor II 462. Seppelt IV 353. Cawthorne 176

32 LMA VII 1944. LThK IX^{3} 645. HKG III/2. 653, 657. Kühner, Lexikon 155 f. Theiner III 123. Gregorovius III/l, 113. Lea III 717. Pastor II 614 ff. 689 ff. Seppelt IV 354, 368. Hertling 224. Gontard 329. Cawthorne 171 f. Deschner, Opus Diaboli 55, 93

33 Wetzer/Welte X 206. LMA VII 1944. LThK IX^{3} 645. Kühner, Lexikon 155, Kelly 268. HKG III/2, 559. Ranke 245, Grisar, Päpstliche Finanzen 236. Kühner, Das Imperium 257. Seppelt IV 354, 365 ff. Seppelt/Schwaiger 262

34 LThK IX^{3} 465. Kühner, Lexikon 153. Kelly 268. HKG III/2, 653, Kühner, Das Imperium 255. Cawthorne 171

35 LThK IX^{3} 645. Kelly 268. HEG III 862. HKG III/2, 656. Gregorovius III/1, 113, 123 f. Paulus III 192 ff. Pastor II 471 ff. 558 ff. 563 ff. Seppelt IV 354 f.

36 Wetzer/Welte X 205. LMA VII 802, 1944. LThK VIII^{3} 1334, IX^{3} 645. Kühner, Lexikon 153 f. Kelly 268. HKG III/2, 653. Gregorovius III/1, 114 ff. 121, 124 f. Knöpfler 486 Anm. 2. Pastor II 477 ff. 482 ff. 494. Seppelt IV 355 f. 359. Bernhart 208 f. Kühner, Das Imperium 255. Cawthorne 172. Reinhardt, Die Medici 85. Ders. Die Renaissance 30

37 LMA VII 802, 1822 f. LThK VIII^{3} 1334 (Jaitner), Kelly 268. Kühner, Lexikon 154. HEG III 861. Gregorovius III/1, 113 f. 118 ff. 125, 140. Seppelt IV 356, 360. Kühner, Das Imperium 255 f. Reinhardt, Die Medici 85

38 LMA VI 1840 f. LThK IX^{3} 645. Kühner, Lexikon 154 f. Kelly 268. Münkler 120. HEG III 862. HKG III/2, 654. Gregorovius III/1, 119 ff. 123 f. Young 148 ff. Pastor II 532 ff. 542. Seidlmayer I 287, Bernhart 209. Seppelt IV 357 ff. Kühner, Das Imperium 255 f. Reinhardt, Die Medici 78 ff. 82 ff. Ders., Die Renaissance 31. Vgl. auch Schunicht-Rawe/Lüpkes 21

39 dtv Lexikon 14, 222. LMA I 403. Kelly 268. HEG III 862 f. HKG III/2, 654 f. Gregorovius III/1, 119, 125 ff. Kretschmayr II 384 ff. Pastor II 572 ff. 579, 586 ff. Seppelt IV 360 f. Burke 264

40 LThK IX^{3} 645. Kelly 269. HEG III 863. Gregorovius III/1, 129 ff. Pastor II 599 ff. 603 ff.

41 LMA VII 1944. VIII 877. Duden, Das Große Fremdwörterbuch 503. Grigulevič II 341 ff. 346 f. 350, 356 f. Matz 57

42 LMA V 609. VIII 877. Pastor II 624. Grigulevič II 349, 352

43 LMA VIII 877. LThK X^{1} 211. IX^{3} 1537. Grigulevič II 352 ff. Matz 57. Deschner, Opus Diaboli 42, – Das Lexikon für Theologie und Kirche er-

wähnt den Starverbrecher auffallend kurz; in der ersten Auflage 1938 (acht Halbzeilen) im wesentlichen bloß mitteilend, daß er als Generalinquisitor «der spanischen Inquisition ihre endgültige Organisation» gab; in der dritten Auflage im Jahr 2000, daß er «die rechtlichen Grundlagen der Inquisition» schuf. Dabei rang man sich hier, ein halbes Jahrhundert nach Hitler, noch den Zusatz ab, Torquemada habe «zu der königlichen Entscheidung beigetragen, die Juden 1492 aus Spanien zu vertreiben», worauf, nach verschiedenen Überlieferungen, 150000 bis 800000 Juden von Haus und Hof verjagt worden sind, etwa 50000 das Christentum annahmen. Über Tausende veraschter Menschen schweigt das Lexikon für Theologie und Kirche ganz.

44 Kelly 268. HKG III/2, 655 f. Seppelt IV 362 ff. Grigulevič II 367 f.

45 LMA II 954 f. V 439. LThK V 521. Kelly 269. Kühner, Lexikon 158. HKG III/2, 658. Gregorovius III/1, 134. Pastor III 212 ff. Seppelt IV 369. Fuhrmann, Die Päpste 157. Chamberlin 200

46 LMA V 439. LThK V³ 521. Kühner, Lexikon 158. Kelly 269. HKG III/2. 659. Seppelt IV 371 f. Chamberlin 200. Cawthorne 176 f.

47 LMA V 440. LThK V³ 521. Kelly 269. Kühner, Lexikon 158 f. Gregorovius III/1, 148. Ranke 245 f. Lea III 722. Seidlmayer 290. Gontard 347. Seppelt IV 370 ff. Pastor III 319 f. Kühner, Das Imperium 159. Chamberlin 201. Cawthorne 178

48 LMA I 1187, V 440. LThK V³ 521. Kelly 269 f. HKG III/2, 659. Gregorovius III/1, 141 ff. 147. Pastor III 278 f. Seppelt IV 372 f. Kühner, Das Imperium 260

49 LMA I 1485. V 439 f. Kelly 269. Kühner, Lexikon 158, HEG III 863 f. Pastor III 221 ff. 228 ff. 235, 251. Seppelt IV 370 f. Kühner, Das Imperium 258 f.

50 Pierer IX 310. LMA II 1069 ff. 1073 ff. V 980 (Labande-Mailfert), VII 1759. Matz 59

51 So schreibt von Pastor und nennt diesen Tod auch «erbaulich» und «ein würdiges» Ende: III 281 f.

9. Kapitel
Die Anfänge des langen christlichen Hexenwahns

1 Russell 102

2 Daxelmüller in LMA IV 2203

3 Behringer, Hexen, Glaube, Verfolgung 43

4 S. Anm. 23

5 Der Kleine Pauly V 1460 ff. LThK X³ 1387. Rietzler 11

6 5. Mos. 18,10. 1. Sam. 15,23. LMA IV 2201, VIII 2199 ff. IX 483 f. LThK III³ 1 ff. X³ 1387. Russell 144

7 Tert. de coron. mil. 3; ad uxor 2,5. Athan. c. gent. 1 (PG 25,5 A). Theodor. h.e. 3,3,4. in ps. 22,4; 109, 2. Kyrill, Jerus. Myst. Cat. 13,3,36. Joh. Chrysost. in Matth. hom. 54,4. RAC IX 782 f. 786 f. 789. LMA III 476 f. IV 2201. VIII 578 ff. IX 483. LThK III³ 1 ff. Hoensbroech I 212 ff. Heiler, Erscheinungsformen 476 ff. mit weiteren Literaturhinweisen. Vgl. auch ebd. 316 f. Dannenbauer I 55 ff. Reikke/Rost 1003 f. Dölger, Beiträge (1963) 10 ff. 30 ff. ebd. (1964) 8 f. Ahlheim 18 f. Schweizer 698. van der

Natt 718, 750f. Russell 45 ff. Vgl. auch 104 ff. 108 ff. Kallis 710, 713. Behringer, Hexen und Hexenprozesse 27. Vgl. auch Zacharias 15 ff. 19 ff.

8 Vgl. August. civ. dei 2, 4; 2, 24; 2, 29; 4, 1; 4, 19; 7, 33; 8, 14 ff. 9, 2 f. 9, 7 ff. 11, 11 ff. 12, 1 f. 15, 23. Gen ad litt. 2, 17, 37; 3, 10, 14 f. 11, 2, 4 f. 11, 16, 21; 11, 19, 26; 11, 26, 33; en. in ps. 103; 113; 135, 3. div. daem. 3, 7; 4, 8; c. Jul. 3, 26, 63. Hexenhammer I 35. LMA IV 2201. Riezler 42. Heiler, Erscheinungsformen 294, 479. Funke 802. van der Natt 718, 730ff. Russell 56f. 65, 109 f. 134, 143. Behringer, Hexen 9, 24. Vgl. auch Patschovsky 318 f.

9 LMA I 780. IX 483. Russell 65

10 Alle Quellenhinweise bei Hoensbroech I 275 ff. Vgl. Behringer, Hexon 25

11 LMA IV 2203. Riezler 27. Baschwitz 55. Behringer, Hexen und Hexen-Prozesse 59 ff. Die zwei Versionen des «Canon episcopi» bei Russell 291 ff. S. ferner ebd. 64 ff. 76 f. und Register

12 Caes. v. Heisterb. Wunderbare und denkwürdige Geschichten 7, 11 f. 15 f. 46; 50 f. 58 f. 67; 78; 93; 95 ff. 115, 120, 193 f. 199. LMA II 1363 ff. (Wagner) IV 2203, LThK II³ 879 f. Riezler 9. Behringer, Hexen 9

13 LMA VIII 710. Riezler 36, 41 f. Hoensbroech I 215 f. 221 f. Dort der Quellenhinweis, Grigulevič I 207 f. 316. Russell 146 f. Behringer, Hexen. Glaube. Verfolgung 33. Decker 41 ff. Patschovsky 325 f. Deschner Abermals 486

14 Wetzer/Welte V 155. LMA IV 2203. Riezler 84 f. Hoensbroech I 217 ff. Schillebeeckx 61 f.

15 Grigulevič I 213 f. Russell 71 f. 94 f. 99 f. R. van Dühren, Kultur 78 ff. bes. 88 ff. Patschovsky 328 ff. Zur Grausamkeit vgl. etwa Sebald, Der Hexenjunge 10 ff. Mynarek, Die Neue Inquisition 45 ff.

16 LMA IV 2201, Behringer, Hexen. Glaube. Verfolgung 23 f.

17 LMA VII 1240 ff. 1603 f. Behringer, Hexen. Glaube. Verfolgung 32 ff. Hexen und Hexenprozesse 64, 66 ff.

18 LMA IV 2201 ff. (Trusen). Behringer, Hexe. Glaube. Verfolgung 32, 37 ff. 44

19 Hexenhammer XX f. LThK V³ 543 f.

20 Hexenhammer XXI ff. LThK V³ 47. Riezler 82 ff. Neuss 290. Hertling 226

21 Hexenhammer XIII. Riezler 90 ff. Baschwitz 91, Behringer, Hexen. Glaube. Verfolgung 42.

22 Vgl. Hexenhammer passim, bes. XII ff. XXIV. II. Teil 44 s. auch Dekker 47 ff.

23 Hexenhammer I 29 ff. 42 ff. 101. II 46 ff. 52 ff.

24 Ebd. I 68 ff. 76 ff. 93 u. a.

25 Ebd. 70 ff.

26 Ebd. I 73

27 Ebd. I 68, 116 f. II 25, 87 ff.

28 Heinsohn/Steiger passim, bes. 11 ff. 101 ff. 225 ff. 369 ff. Vgl. auch Kammeier-Nebel 65 ff., K. Arnold, Die Einstellung 53 ff., Heinsohn, Lexikon der Völkermorde 166

10. Kapitel
Von Alexander VI. (1492–1503) bis zu Leo X. (1515–1521)

1 Francesco Guicciardini zit. bei Chamberlin 207

2 Gregorovius zit. bei Pastor III/2, 671
3 Ebd. III/2, 773
4 Ebd. IV/1, 353
5 Kühner, Lexikon 163. Gregorovius III/1, 309 f. Zander 117 ff. 125 ff.
6 LMA VII 1444 f. Kelly 270. HKG III/2, 660 f. Gregorovius III/1, 149 ff. 154, 158. Pastor III 340 ff. 347 ff. 354 ff. 361, 409. Vgl. auch III/2, 1053 Nr. 13, Hertling 227. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 370 f. Chamberlin 198, 203 ff. Kühner, Das Imperium 261. de Rosa 129 f. Cawthorne 183 ff. 191
7 HKG III/2, 661. Chamberlin 208 f. Cawthorne 188 f. Vgl. Gregorovius III/1, 152
8 Münkler 44. HKG III/2, 661. Gregorovius III/1, 155, 161 f. Pastor III 360 f. 524. s. auch das Personenregister bei Pastor III/2, 1148
9 Pastor III 328, 442 f. 448. Chamberlin 222 f.
10 LMA V 2164. Kelly 271. Kühner, Lexikon 161 f. Münkler 43 f. Gregorovius III/1, 213, 222, 228, 233. Ranke 42. Pastor abweichend III 537 ff. Ferner: 542, 583, 585, 588. Hertling 227. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 373. Gontard 340. Andreas 606. Kühner, Das Imperium 262. Chamberlin 237 f.
11 Ranke 42. Gregorovius III/1, 212. de Rosa 135
12 LMA V 2164 (Batllori). LThK II^3 597 f. Münkler 43, 45. Gregorovius III/1, 155, 158, 188, 200, 217 f. Vgl. auch 213. Pastor III 361 ff. 364 f. 372, 464 f. 522, 565 ff. v. Boehn 237, Chamberlin 211. de Rosa 135. Zander 125. Cawthorne 191 ff. 210 f. 224 f.
13 LMA I 403. Gregorovius III/1, 155 ff. 160 ff. Knöpfler 488. Pastor III 361, 371 f. 383 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 374 f.
14 Kelly 271. Kühner, Lexikon 161. Hergenröther II 748, Gregorovius III/1, 158, 167 ff. 174 ff. 178 ff. 184 Pastor III 367, 385 ff. 391 f. 394 ff. 400, 402 ff. 407, 412 ff. 417, 422, 426. III/2, 1062 Nr. 34. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 376 f. Chamberlin 218 ff. Kühner, Das Imperium 262 ff. Cawthorne 205, Burke 276 f.
15 Pastor III 429, 546 ff. 556 ff.
16 HEG III 279. Gregorovius III/1, 212. Pastor III 540, 546, 555 ff. 561
17 LMA VII 1414 f. LThK IX^3 92 ff. Münkler 43 f. 47. Pastor III 158 ff. 164 f. 185, Durant 152 ff. 169. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 379 f. Cawthorne 207
18 LThK IX^3 94. Münkler 46 f. Gregorovius III/1, 196. Pastor III 159 ff. 168 ff. 179, 182 ff. Durant 173 f. Burke, 145, 277.
19 LMA VII 1414. LThK IX^3 94 f. HKG III/2, 664. Pastor III 167 ff. 186 ff. 192, 472, 498. Durant 157 ff. 161 ff. 168 f. Seppelt, Papsttum in Spätmittelalter 380 f. Gontard 336. Kühner, Das Imperium 262. Chamberlin 286. Cawthorne 207. Burke 193 f. 277. Reinhardt, Die Medici 101 f. 104
20 LMA I 656. V 521, 2188 f. LThK V^3 860. Kelly 271. Gregorovius III/1, 200 ff. Pastor III 521 ff. 528 f. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 377 f. Chamberlin 232
21 Gregorovius III/1, 203 ff. 231. Pastor III 528 ff. 532 ff. Kühner, Das Imperium 263. Chamberlin 230 f. 235
22 Gregorovius III/1, 206 ff. Pastor III

534 f. 610. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 378. Chamberlin 237

23 Kelly 271. Gregorovius III/1, 213 ff. Knöpfler 489. Pastor III 541 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 378 f. Chamberlin 238 f. Kühner, Das Imperium 263

24 Gregorovius III/1, 162, 217 ff. Pastor III 378 f. 562 ff. 578. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 378, Chamberlin 209, 235, Cawthorne 196 f. Zapperi 76 ff.

25 LMA II 1639. Münkler 44. Gregorovius III/1 195, 213, 222 ff. Pastor III 365, 577 ff. Seidlmayer 291.

26 Gregorovius III/1, 222 f. 228. Pastor III 579 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 379, 389

27 Gregorovius III/1, 227 ff. Knöpfler 489, Pastor III 344 f. 582 ff. Chamberlin 242, Cawthorne 228

28 Pastor III 566, 587 ff. 597 u. a.

29 Ranke 43. Gregorovius III/1, 234 f. Pastor III 588 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 379, 386. Seppelt/Schwaiger 267. Bernhart 212. Kühner, Das Imperium 263

30 Kelly 772. Kühner, Lexikon 165. Gregorovius III/2, 360 f. Pastor III/2, 668 ff. 671 ff. 677. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 386 f. Gelmi, Das Renaissance-Papsttum 112

31 LMA III 676. LThK V[3] 1083 f. Kelly 273. Kühner, Lexikon 166. Gregorovius III/2, 362. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 387. Gontard 342

32 LMA III 675. LThK VIII[3] 1335. Kelly 272. Kühner, Lexikon 167. Ranke 44. Theiner III 126, Gregorovius III/1 206. III/2, 363, 372 ff. 388. Pastor III/2, 688 ff. 723, 798 f. Hertling 225. Pölnitz 211. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 388. Gontard 342, Cawthorne 233 ff.

33 LMA II 1639. Kelly 273. Gregorovius III/2, 363 ff. 368. Pastor III/2, 678 f. 685 f. 702 ff. 705 ff. 710 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 389

34 LMA III 676. Kelly 272 f. HKG III/2, 668, 671. Münkler 308. Kühner, Lexikon 166 ff. v. Wilpert I 76. Gregorovius II/2, 403 f. Eppelsheimer I 204, Pastor III/2, 684, 713, 808, 860, 875. Hertling 233. Gontard 340 ff. 348. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 388, 398. Cawthorne 234. – Vgl. zur Haltung Jesu und den Ausflüchten der Kirche: Deschner, Abermals 493 ff.

35 LMA I 1347 f. Kelly 273. Kühner, Lexikon 169. Gregorovius III/2, 374 ff. 387. Pastor III/2, 687, 696, 725 ff. 730 ff. 738 ff. 743 f. 774. Gontard 345 f.

36 Kelly 273. Kühner, Lexikon 167 f. HKG III/2, 669. Gregorovius III/2, 378 ff. Pastor III/2, 713 f. 717 ff. 746 ff. 761, 764 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 390

37 Kelly 273. Gregorovius III/2, 381 ff. 386 ff. Pastor III/2, 758 f., 770, 777, 783, 786 f. 798 f. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 391 f.

38 Kelly 273. HKG III/2, 669. Gregorovius III/2, 395 ff. schildert ausführlich die Schlacht. 400 ff. 406. Pastor III/2, 818 f. 840 ff. 846 ff. 853 f. 860 ff. 874. Pölnitz I 272. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 392 ff. 401

39 LMA V 1881. LThK VI[3] 825 f. Kelly 274. Kühner, Lexikon 172 f. HEG III 185. Gregorovius III/1, 145 f. III/2, 434 ff. Pastor IV/1, 353 f. 356 f. 406. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 400 f. 410. Chamberlin 248 ff. 276

40 Kühner, Lexikon 177. Ranke 53. Gregorovius III/2, 435. Pastor IV/1, 350 ff. 403, 407 ff. 411 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 411. Chamberlin 258 ff. Nach der Kirchenordnung des römischen Bischofs Hippolyt im 3. Jahrhundert mußten allerdings auch die Jäger das Jagen aufgeben oder sie konnten nicht Bischof werden. Vgl. Deschner, Abermals 506

41 Gregorovius III/2, 436 f. Pastor IV/1, 363, 415 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 410, Chamberlin 258, 260 f.

42 Kühner, Lexikon 173 f. Gregorovius III/2, 443 f. 446 f. 452, 454, 461, 465. Pastor IV/1, 55, 61 ff. 73 ff. 77, 91, 101, 103, 352, 357, 360 f., 363, 368 f. IV/1 375 f. Chamberlin 256, 269 f.

43 Kühner, Lexikon 177. Pastor IV/1, 356, 366 ff. 370 f.

44 HEG III 185. Gregorovius III/2, 441 f.

45 LMA III 1698. VI 291 f. VII 1467. Gregorovius III/2, 441 ff. 445 ff. 452, 454 f. Pastor IV/l, 31 ff. 78 ff. 82 ff. 91 ff. 98, 101 ff. Chamberlin 269

46 Gregorovius III/2, 454 ff. Pastor IV/1, 101 ff. 113 ff. Chamberlin 271 ff.

47 LThK VI^3 1129. Gregorovius III/2, 458 ff. Pastor IV/1, 117 ff. Luther, Vorbereitung 3 ff. Zusammenfassung 40 f. Iserloh 303 ff. Honselmann 71 ff. Bornkamm, Thesen und Thesenanschlag 1 ff. 40, 41 ff. Oberman, Werden und Wertung 189 ff. Bäumer, Die Diskussion 53 ff. Ders. Die Fortsetzung der Diskussion 96 ff. H. Herrmann, Martin Luther 151. Hubatsch, Luther und die Reformation 7 f.

11. KAPITEL
DER ABLASS
VOM KATHOLISCHEN ZUM PROTESTANTISCHEN LUTHER

1 H. Herrmann, Martin Luther 139

2 LMA I 43 ff. LThK I^3 51 ff. Beringer I 2, 27 f. Jone 636. Schlesinger II 452. Bornkamm, Thesen und Thesenanschlag 60. Leist 221 f. H. Herrmann, Martin Luther 139 ff. 145

3 Paulus III 448 f. 457. Schlesinger II 452

4 Pierer III 648. LMA IV 1011, 1203. LThK IV^3 214 f. VIII 25 f. Paulus III 464 f. Andreas 249. Pölnitz II 61 ff. 80, 93 f. 120, 211. Dauphin 38 ff. Plöse/Vogler 77 f.

5 LMA IV 1011. HEG III 433. Geiss II 225. Pölnitz I 251, 650. II 62 ff. 80 f. 91 ff. 94 f. 122, 129. H. Herrmann, Martin Luther 142 ff. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 71 ff. Zorn 203 ff. Vgl. Köpf, Deutsche Geschichte 46 ff. North 25, 39 f. Schunicht-Rawe/Lüpke 48 ff.

6 Pölnitz I 121 ff. II 91 f. 94 f. 121 f. 129. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 71. Zorn 203 ff. Zum Begriff des «Monopols» (das damals «meistgebrauchte wirtschaftliche Schlagwort») vgl. Prien 43 f. s. auch 58 ff.

7 Pölnitz I 79 f. 146, 251, 264, 331. II 57, 65, 80, 92 ff. 120, 129, 131, 178, 203 ff.

8 LMA IV 1011. LThK IV^3 215. Pölnitz II 63, 130 f.

9 LThK V^3 1252 ff. Paulus I 146. II 73, 82, 233 ff. 238. III 434, 436, 439, 443, 446, 448. Arnold, Bemerkungen zu den Quellen der Baugeschichte in HVB 1970, hier besonders be-

zogen auf Ablässe für den Bamberger und Würzburger Dom 1235 und 1237

10 Little 98f. Paulus III 378ff. 445, 447. Grupp III 180. Vgl. zum «Fegfeuer» Holböcks kurioses, mit kirchlicher Druckerlaubnis 1992 in der 5. A. erschienenes Buch passim; zu Thomas v. A. 57ff.

11 WA 31/1, 226. Paulus III 278, 374ff. 389, 470ff. Beringer I 163. Jone 637. Leist 218ff. 228f. Bäumer, Martin Luther und der Papst 10

12 Paulus II 22f. III 234ff. 276ff. 296, 301, 431, 470ff.

13 Ebd. III 233, 272f. 474ff.

14 LThK I³ 59. III³ 637. Paulus III 276, 301f. 472, 479f. 481ff. 489

15 Paulus III 471. Pölnitz I 151. Dauphin 38ff. Zoepfl, Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Reformationsjahrhundert 16. Kießling 308. Plöse/Vogler 150ff.

16 LThK VI³ 1129. Dauphin 38ff. Borth 19ff. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 73

17 WA 1,573. 39,1,6f.; 50, 379: 54, 179ff. LW I 3ff. Grisar, Luther I 272. Schott 70ff. Bäumer, Martin Luther und der Papst 7f. 10f. 14, 19. Borth 19ff. (mit den Quellenbelegen). Plöse/Vogler 154f. Eine Gegenüberstellung der Urfassung der Thesen und ihrer Dezemberfassung gibt Honselmann 135ff.

18 WA 1,582. WA Br 2,48.f. Grisar, Luther I 269ff. Bäumer, Martin Luther und der Papst mit Bezug auf K. Bornkamm, Luthers Auslegung des Galaterbriefs von 1519 und 1531, 1963. Vgl. auch Bäuner ebd. 55, 98ff.

19 Grisar, Luther I 339. II 104, 613. III 361, 785, 815, 818. Mühlpfordt 341f. Vgl. auch Plöse/Vogler 17f. u. Edwards, 265ff. Schildt, Zum deutschen Sprachschaffen 103f. Deschner, Oben ohne 274

20 WA 7, 186. HEG III 496f. 502ff. 507. Taddey 752f. LThK VI³ 1129f. H. Bornkamm, Luthers geistige Welt 299ff. H. Herrmann, Martin Luther 267ff. Mühlpfordt, 325. Arndt 221ff. Bäumer, Martin Luther und der Papst 9ff. 27ff. 62, 64ff. Schildt, Zum deutschen Sprachschaffen 101ff. Ders. Die Sprache Luthers 307ff. 324. Erben 33ff. 45ff. Besch 51ff. Schlaich 77f. Brecht 118ff. Plöse/Vogler 14ff. 205ff. 221ff. 234ff. 285ff. Stupperich 19. Vgl. auch Schunicht-Rawe/Lüpkes 176ff.

21 LThK X³ 1515ff. bes. 1519. Steck 35ff. Bornkamm, Luthers Lehre von den zwei Reichen, passim bes. 9ff. 14ff. Görnitz 27f. H. Herrmann, Martin Luther 318f. Vgl. auch: Martin Luther Kolloquium, G. Brendler, Luthers theologische Leistung 20ff. Sehr ausführlich: Gänssler, vgl. bes. 52ff. 99, 105ff. Tödt 101f. Brecht, Luther und die Wittenberger Reformation 74f. Pannenberg 154

12. Kapitel
Man nennt es Reformation

1 Deschner, Ärgernisse 74

2 LThK III³ 735f. HEG III 1084. Gerdes 67. Lütge, Luthers Eingreifen 370f. Andreas 487. Franz 135. Rapp 29ff. Boockmann, Die geistigen und religiösen Voraussetzungen 9. Oberman, Die Reformation 144ff. 154ff. 160f. Waas 81ff. 116f. 210. Schul-

ze, Deutsche Geschichte 89 ff. 92 ff. Schilling, H., Aufbruch und Krise 140 ff. 145 ff. Rabe, Reich 130, 192 f. 195. Plöse/Vogler 53, 55 f. 100 f. 108 f. 115 ff. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 90 f. Mout 235. Deschner, Opus Diaboli 57 ff. Vgl. vor allem das 3. Kapitel dieses Bandes

3 LMA V 1845 ff. Andreas 465, 489, 496. Gerlach 30. Waas 14, 16, 60, 116 ff. 170, 242, 258, 268. Oberman, Die Kirche 127 ff. Ders. Die Reformation 157. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert. H. Schilling, Aufbruch und Krise 140. Rabe, Reich und Glaubensspaltung 192, 194. Plöse/Vogler 127. H. Mayer «Stich, schlag, würg hier» 13 ff. Zum Zusammenhang von Reformation und Bauernkrieg vgl. etwa auch G. Zimmermann, Die Antwort der Reformatoren 7 ff., 147 ff. u. Burkhardt 68 ff. Vgl. ferner die vorherg. Anm.

4 LMA I 1570. II 335. HEG III 516 f. Waas 62, 73, 113, 122, 176, 212, 232. Schilling, Aufbruch und Krise 146 f. Plöse/Vogler 100 f. 356 ff. Kolb/Krenig II 115, 129 f. Köpf, Reformationszeit 254 ff. Deschner, Opus Diaboli 59

5 Franz 135, Waas 93, 103, 123. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 103. Rabe, Reich 198 ff. bes. 202 HEG III 516 ff.

6 Bücking/Rublack 54 f. Waas 39 f. 43, 111, 122, 152 ff. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 101. Schilling, Aufbruch und Krise 149 f. Deschner, Opus Diaboli 59

7 LW III 48 ff. 53 f. LMA V 1847. Grisar, Luther I 489. Herrmann, H. Martin Luther 326 ff. Lütge, Luthers Eingreifen in den Bauernkrieg 371. A. van Dülmen 120 f. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 96. Oberman, Die Reformation 156 ff. H. Mayer, «Stich, schlag, würg hier» 13 ff. 23 ff.

8 LMA II 335. Beutin, Luther und der zeitgenössische Humanismus 31 ff. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 98. Schilling, Aufbruch und Krise 146 ff. Plöse/Vogler 16, 58 ff. 147 ff. 255 ff. 300. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 92 f. Tödt 94. Vgl. auch Köpf, Deutsche Geschichte 60 ff. Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert 64 ff. 74 ff.

9 LW III 69 ff. Nach dem einstigen Evangelischen Militärbischof Kunst, Evangelischer Glaube 108, geht das (gesonderte) Erscheinen der widerlichsten Lutherschrift «auf die buchhändlerische Gewinnsucht und nicht auf Luther zurück».

10 WABr III 874 S. 507; 877 S. 515 f.; 878 S. 517 f. 896 S. 536 f.

11 LW III 75 ff.

12 Jäck I 127. Looshorn IV 622, Gerdes 71 ff. Franz, Aus der Kanzlei 83. Ritter 111 f. Bosl, Geschichte Bayerns II 18. Lekai 98, Kist 81 f. Zoepfl, Das Bistum Augsburg im Reformationsjahrhundert 60, 68. H. Gerlach 198. Waas 72 ff.

13 WA 18, 358 ff. WA T 2 2505 b. WA B 3 480 f. Franz, Geschichte 144. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 101. Zu Luthers Obrigkeitsauffassung vgl. Looß 105 ff. u. Hübner 41 ff. Hoyer, Luther und die Obrigkeit 126 ff.

14 WA B 3, 516. Bezold 509. Gerdes

74 f. Ludwig 29. Bosl, Geschichte Bayerns II 18. Petter, Zur deutsch-spanischen Begegnung 143 f. Heine zit. bei Beutin, Der radikale Doktor Martin Luther 83. Waas 246. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 98 ff.

15 v. Bezold 508 ff. Looshorn IV 576 ff. 640 f. 654 ff. Krieg, Die Landkapitel 1923, 42. Klein, Politik und Verfassung 211 f. Heimpel 361. H. Gerlach, Der englische Bauernaufstand 187 f. Franz, Geschichte 144. Waas 236 ff. 243

16 WA TR 2911 a/b. Die übrigen Zitate nach Schulze, Deutsche Geschichte 89. Ferner: Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 101. Vgl. auch Deschner, Opus Diaboli 58 ff.

17 Vgl. WA 1, 624. Grisar, Luther I 389, II 548, 578. III 503, 720 f. Hoyer, Luther und die Häresien 89 ff. 95 ff. 101. Bornkamm, Das Jahrhundert der Reformation 349 ff. Beuys, Und wenn die Welt voll Teufel wär 248

18 EA 53, 272. Grisar, Luther I 434 f. III 746. Görnitz 42 f. Oberman, Die Reformation 209 f. Müller-Streisand 149. Zu Müntzer vgl. auch H. Herrmann Thomas Müntzer 121 ff.

19 LThK V³ 1249 f. Geiss II 229 f. Grisar, Luther III 729 ff. 733, 744, 746. Wappler zit. ebd. Zeeden, Martin Luther und die Reformation II 244, 274 f. 417. Trüdinger 123 ff. Reinhard, Reichsreform 296

20 LThK IX³ 1298 ff. Geiss IV 469. v. Bezold 707 ff. Grisar, Luther III 201 ff. ausführlich über Luthers Erwartung des nahen Weltendes (mit den Belegen). Zu den Hutterern vgl. LThK V³ 347. R. Ludwig, Jakob Hutter 140 ff. – Knox 119 ff. Klaassen 396 ff. mit allen Quellenhinweisen. Schilling, Aufbruch und Krise 107 f. Beuys, Und wenn die Welt 246. Kirchner 65 ff. 70 ff. (hier Kirchhoff zitiert). Oberman, Die Reformation 167 ff. Rabe, Reich 231 ff. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 102 ff. Reinhardt, Reichsreform 321 ff. Ausführlich über die Täuferherrschaft in Münster: Laubach 145 ff. bes. 174 ff. 188 ff. 202 ff.

21 WA 38, 347. Pierer VIII 441. LThK II³ 771. Geiss IV 469 v. Bezold 701 ff. Grisar, Luther I 627 f. 632, II 340, III 735 f. Bornkamm, Das Jahrhundert der Reformation 349, 354. Moltmann, 218. Vogler, Martin Luther und das Täuferreich 235 ff. Kirchner 65 ff. Beuys, Und wenn die Welt 237 ff. 253. Goertz 290. Reinhard, Reichsreform 321 ff.

22 Geiss II 227. Bezold 702. Steck 8 ff. Bornkamm, Das Jahrhundert der Reformation 346 ff. Rabe, Reich 233 f. Goertz, 289 f. Kirchner 71. Reinhardt, Reichsreform 321 ff.

23 WA 30/2, 637. Alle Belege bei Grisar, Luther I 585 ff. 590 ff. 721. Mühlpfordt 325 ff. 329 ff. 344

24 Grisar, Luther I 121 ff. 592 ff. 598 ff. II 802 ff. III 722. Trüdinger 41 ff. bes. 45 ff. mit allen Quellenhinweisen. Kirchner 52 f. Brecht, Luther und die Wittenberger Reformation 75, 86

25 WA 50,6 ff. (Schrift gegen die «Wiedertäufer»). Alle weiteren Quellenbelege bei Grisar, Luther III 726 ff. 324. S. auch Kirchner 51

26 WA 32, 120. EA 18,76. Grisar, Luther III 234. Oberman, Luther 87 ff. Rogge, Anfänge 57 f. A. van Dülmen 8. Haustein 130. Zur sozialen Umgebung von Luthers Elternhaus vgl.

Held 13 ff. R. van Dülmen 78 ff. Delumeau zit. bei Minois 310

27 WA 18, 547. 29, 401. EA 11, 136, 53, 342. 60, 22. Erikson 64 f.

28 WA 40, 1, 314 ff. 47, 612. EA 58, 129. 59, 138; 287; 324; 340. 60, 64 ff. Grisar, Luther III 231, 233 ff. 240 ff. 619. Obendiek 53 ff. Zur Fortwirkung des Teufelsglaubens in der Zeit der sogenannten lutherischen Orthodoxie vgl. S. Holtz «Der Fürst dieser Welt» 29 ff.

29 EA 57, 65. 58, 301. 59, 321. LThK V^{3} 852. Grisar, Luther III 232 ff. 250 ff. 616 ff. 623

30 WA 15, 420. Haustein 32 ff. 52. Vgl. auch Deschner, Das Kreuz 214 f. 226. 253

31 WA 1,403. Baschwitz 57 f. Frank 295 mit den Beleghinweisen. Türcke 72

32 WA 1, 398 ff.; 406 ff. EA 60, 57; 79. Grisar, Luther III 244 ff. Frank 294 ff. mit Beleghinweisen. Haustein 34 ff. 39, 50 ff. 65 ff.

33 WA 1,406. 16,551. 29,520. 37,261. 40,1, 314. 41, 683. 47, 654. 53, 594. Dazu Haustein 51 f. 82 f.

34 WA 1, 410. 42, 269. WA TR 4, 44. Grisar, Luther III 247. Haustein 55 ff. 78 ff.

35 WA 16, 500. 29, 682, 51, 609. EA 60, 79. Frank 295 f. mit Belegstellen

36 WA 16, 551. 29, 539. Grisar, Luther III 247, 249. Haustein 132

37 LThK II^{1} 767. II^{3} 959. Grisar, Luther III 248 f. Haustein 35 ff. 116, 123

38 Bienert 26, 155, 176 f. Degani 37. Ehrlich 72 ff. Stöhr 90

39 WA 3, 19 f. 50, 513, 583, 589. 5, 535. Luther, Die gantze Heilige Schrifft Bd. 2, 1035. Lewin 2 ff. 14, 20. Bienert 22 ff. Osten-Sacken 47 ff. 63 ff. 88 ff.

40 WA 11, 315. Bienert 30 ff. 33 ff. 39 ff.

41 WA 11, 314 f. 336. Lewin 26 ff. Brosseder, Luther und der Leidensweg der Juden 123. Osten-Sacken 90 ff. Tilly 397 f.

42 WA 11, 315. 15, 447. EA 65, 125 f. Lewin 31 ff. Ehrlich 75, 85. Osten-Sacken 92, Tilly 397 f. 402

43 Pauls II 25 ff. Zu Pauls vgl. Brosseder, Luthers Stellung zu den Juden 135 ff. Lewin 37 ff. 44 f. Schreiner 65, 71. Oberman, Die Juden in Luthers Sicht 153 ff. Vgl. auch Osten Sacken 96 ff. 103 ff. 115 ff.

44 WA 50, 312 ff. EA 31, 416 ff. Pauls II 53 ff. Grisar, Luther III 340. Lewin 62 ff. Osten-Sacken 121 ff.

45 WA 53, 529. EA 32, 141. Pauls III 65. Lewin 73 f. Bienert 141. Osten-Sacken 128.

46 WA 53, 522 ff. 53, 541. LThK IX^{3} 612. Bienert 149 ff. Osten-Sacken 129

47 Bienert 132, 136, 139, 141, 145 f. 153 f. 189 f. u. a.

48 Ebd. 149, 151

49 Grisar, Luther II 596. Pauls III 61. Bienert 151 ff.

50 Nach Friedlander 289

51 Bienert 145 ff. Späth 110 ff.

52 Weyer 163 ff. 168 ff. Osten-Sacken 154 ff.

53 Lortz 12. Dazu etwa die kurze Bemerkung Pannenbergs 143

13. Kapitel
Vom «Sacco di Roma» zum Augsburger Religionsfrieden

1 Ranke 85

2 Ebd. 76

3 Pastor V 29

4 LThK V³ 1243 f. Der Kleine Ploetz 118. Geiss II 223 f. Stein, Kulturfahrplan 724, Bosl, Geschichte Bayerns I 142. Rabe, Reich 147 ff. Zorn 223 ff. Brandi 32 ff. 79 ff. North 39 f. Schorn-Schütte 10 ff. 32, 49

5 LThK IV³ 1384. V³ 1244. HEG III 266 f. Gregorovius III/2 565. Seidlmayer 305. Petter, Probleme der deutsch-spanischen Begegnung 137

6 Kelly 277. Taddey 341, 415. Geiss I 186, 188. HKG IV 248. Gregorovius III/2, 562 ff. 575. Bezold 529 ff. Pastor IV/2, 192 f. 197, 207 ff. Stein, Kulturfahrplan 722. Seppelt IV 440 erklärt die formelle Entbindung des Königs vom Eid «nicht sicher». Kühner, Das Imperium 278. Schorn-Schütte 33 ff.

7 Kelly 277. Kühner, Lexikon 186. HKG IV 247 f. Ranke 69 f. 76. Gregorovius III/2, 554 ff. Pastor IV/2, 163 ff. bes. 170. 359 ff. 368 ff. bes. 389 ff. Kühner, Das Imperium 277 ff. Gontard 389

8 Pierer IV 255. Kühner, Lexikon 181 ff. HKG IV 247. Ranke 68 f. Gregorovius III/2, 544, 579 ff. 587. Pastor IV/2 173 f. 214 f. 227 ff. 231, 235. Seppelt IV 441. Kühner Tabus 106. Das Imperium 280. Gontard 387

9 Taddey 404. Kelly 277. Bezold 542, 544 f. Pastor IV/2, 248 ff. 258 f. 268 ff. Gregorovius III/2, 583 ff., auf dem ich im folgenden vor allem fuße. Ritter 101. Seppelt IV 438 ff. 441

10 Kühner, Lexikon 183. Bezold 545 f. Gregorovius III/2, 606 ff. Pastor IV/2 265, 268 ff. 285, 288. Seppelt IV 442. Gontard 387

11 Kühner, Lexikon 183 f. v. Bezold 545 f. Gregorovius III/2, 608, 611 ff. 617, 639. Pastor IV/2, 275 f. 279 ff., 283, 287, 315 ff. bes. 317, 331. Gontard 387. Seppelt IV 442 f. Brandi 266 ff. übergeht den Sacco di Roma so gut wie ganz

12 Kühner, Lexikon 183 ff. HKG IV 250. Bezold 544, 547 f. Ranke 81. Gregorovius III/2, 603 f. 607 ff. 619 ff. 628 ff. 631 ff. 636 ff. 644 ff. 650 ff. Pastor IV/2, 266 f. 307 f. 323 ff. Seppelt IV 443 f.

13 LMA II 1416. V 888. LThK VII³ 1520 f. Kühner, Lexikon 187 ff. Kelly 278 f. HKG IV 496. Pastor V 7 ff. 13 ff. 22 f. 25, 99 ff. 214, 221 ff. 251 f. 513, 527, 727. Kühner, Das Imperium 283 f. Seppelt V 12 ff.

14 Kelly 278. Pastor V 27 ff. 176 ff. 184 ff. 247 ff. bes. 252. Seppelt V 13 ff. 25, 35, 38 f. Kühner, Das Imperium 283

15 Pastor V 154 ff. 160 ff. 166 ff. 194 ff. 207 f. 244. Seppelt V 39, 52 ff. Brandes 128 ff. Brandi 304 f.

16 Pastor V 164 ff. 231 ff. 238 ff. 587 ff.

17 HEG III 269 f. Pastor V 95, 253 ff. 267 ff. Seppelt V 35 ff. Hroch/Skýbová, Die Inquisition 55 f.

18 Bezold 639, 773, 776, 784. Pastor V 327. Seppelt V 39, 41, 43 f. A. van Dülmen, Luther-Chronik 187, 198 f. 250 f. 290. Schorn-Schütte 64 f.

19 Sehr ausführlich schildert den schmalkaldischen Krieg v. Bezold 772–797. Vgl. hier bes. 787, 796. Taddey 826. Pastor V 589 ff. bes. 594 ff. 612 f. Seppelt V 44 ff. Schorn-Schütte 66

20 Pastor V 67, 598, 611 f. Seppelt V 25, 27, 30 f. 33 f. 46

21 Kühner, Lexikon 195. Ranke 171. Pastor VI 53 ff.

22 Ranke 169 ff. Pastor VI 97 ff. 116 f. Kühner, Das Imperium 288

23 LThk I³ 1230 f. II³ 1357. V³ 700. HEG III 544 ff. HKG IV 308 ff. Geiss IV 483 f. Pastor VI 566 ff. Seppelt V 74. Sehr übersichtlich: Heckel 45 ff. – Deschner, Opus Diaboli 60 f.

BENUTZTE SEKUNDÄRLITERATUR

Abel, W., Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, 1962

Ahlheim, K., Celsus, in: Deschner, K. (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969

Althaus, P., Luthers Haltung im Bauernkrieg o. J.

Althaus, P., Luther und die politische Welt, 1937

Althaus, P., Die Ethik Martin Luthers, 1965

Andreas, W., Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende, 5. A. 1948

Angenendt, A., Das Frühmittelalter. Die abendländische Christenheit von 400 bis 900, 1990

Anton, H. H., Fürstenspiegel und Herrscherethos in der Karolingerzeit, 1968

Appelt, H., Die mittelalterliche deutsche Siedlung in Schlesien, in: Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit, 1971

Arndt, E., Um die rechte deutsche Bibel, in: Stern/Steinmetz (Hg.) 450 Jahre Reformation, 1967

Arnold, K., Die Einstellung zum Kind im Mittelalter, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996

Arnold, U., Bemerkungen zu den Quellen der Baugeschichte des Bamberger Domes im 13. Jahrhundert, in: HVB 1970

Atiya, Aziz S., Kreuzfahrer und Kaufleute. Die Begegnung von Christentum und Islam, 1964

Auer, W., Heiligen-Legende für Schule und Haus. Mit Bild, Leben eines Heiligen, Lehre und Gebet für jeden Tag des Jahres, 5. A., 1907

Bader, K. S., Staat und Bauerntum im deutschen Mittelalter, in: Mayer T., Adel und Bauern, 1943

Baer, F., Die Juden im christlichen Spanien. Urkunden und Regesten aus Aragon, Navarra und Kastilien, 2 Bde. 1929 und 1936

Bartel, H./Brendler, G./Hübner, H./Laube, A. (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986

Baschwitz, K., Hexen und Hexenprozesse. Die Geschichte eines Massenwahns und seiner Bekämpfung, 1963

Bastgen, H., Die Geschichte des Tourer Domkapitels im Mittelalter, in: Görres Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, 7. H., 1910

Bauer, Cl., Die Epochen der Papstfinanz, in: HZ, 1928

Bauer, J. J., Rechtsverhältnisse der katalanischen Klöster von der Mitte des 10. Jahrhunderts bis zur Einführung der Kirchenreform, in: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, ed. von J. Vincke, 22. Bd., 1965

Bauer, M., Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit, 5. A. o. J.
Bäumer, R., Martin Luther und der Papst, 1970
Bäumer, R., Die Diskussion um Luthers Thesenanschlag. Forschungsergebnisse und Forschungsaufgaben, in: Franzen/Lortz/Jedin u. a., Um Reform und Reformation, 2. A., 1983
Bäumer, R., Die Fortsetzung der Diskussion von 1968 bis 1983, in: Franzen/Lortz/Jedin u. a. in: Um Reform und Reformation, 2. A., 1983
Becker, W./Christ, G./Gestrich, A./Kolmer, L., Die Kirchen in der deutschen Geschichte. Von der Christianisierung der Germanen bis zur Gegenwart, 1996
Behn, F., Aus europäischer Vorzeit. Grabungsergebnisse, 1957
Behringer, W. (Hg.), Hexen und Hexenprozesse in Deutschland, 2. überarb. A., 1993
Behringer, W., Hexen. Glaube, Verfolgung, Vermarktung. 3. durchges. A., 2002
Beissel, S., Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters. Ein Beitrag zur Religionswissenschaft und Kunstgeschichte, 1909
Bentzien, U., Bauernarbeit im Feudalismus. Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte und -verfahren in Deutschland von der Mitte des ersten Jahrtausends u. Z. bis um 1800. 2., verbesserte Auflage, 1990
Berg, D./Goetz, H.-W. (Hg.), Ecclesia et regnum. Beiträge zur Geschichte von Kirche, Recht und Staat im Mittelalter. Festschrift für Franz-Josef Schmale zu seinem 65. Geburtstag, 1989
Beringer, F., Die Ablässe, Ihr Wesen und Gebrauch. Vierzehnte, vom hl. Offizium gutgeheißene Auflage, nach den neuesten Entscheidungen und Bewilligungen bearbeitet von J. Hilgers S.J., 2 Bde. 1915 und 1916
Bernhart, J., Der Vatikan als Weltmacht. Geschichte und Gestalt des Papsttums, 1951
Besch, W., Die Bibel in der Geschichte der deutschen Sprache, in: Schäferdiek (Hg.), Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985
Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A., 1991
Beutin, W., Der radikale Doktor Martin Luther. Ein Streit- und Lesebuch, 1982
Beutin, W., Luther und der zeitgenössische Humanismus, Gemeinsamkeiten und Menschenbild, in: Warkert/ Stahl, Die Reformation geht weiter. Ertrag eines Jahres, 1984
Beutin, W., Zur Problematik des Antiklerikalismus in der europäischen Erzählliteratur um 1400, in: Jahrbuch der Oswald Wolkenstein Gesellschaft, hrg. von H.-D. Mück und U. Müller, Bd. 4, 1986/1987
Beuys, B., Und wenn die Welt voll Teufel wär. Luthers Glaube und seine Erben, 1982
Beuys, B., Johanna von Orléans, in: Holl, A. (Hg.), Die Ketzer, 1994
Beyer, H. W., Glaube und Recht im Denken Luthers, 1935
Bezold, F. v., Geschichte der deutschen Reformation, 1890
Bienert, W., Martin Luther und die Juden. Ein Quellenbuch mit zeitgenössischen Illustrationen, mit Einführungen und Erläuterungen, 1982
Bochmer, H., Luther und der 10. Dezember 1520, in: Flugschriften der Luthergesellschaft, 3, 1921

Boehn, M. v., Die Mode. Menschen und Moden im Mittelalter. Vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance, 1925

Böhmer, H., Kirche und Staat in England und in der Normandie, 1899

Boockmann, H., Zu den geistigen und religiösen Voraussetzungen des Bauernkrieges, in: Moeller, B. (Hg.) Bauernkriegsstudien, 1975

Boockmann, H., Heinrich VII. 1308–1313, in: Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A. 1991

Boockmann, H., Das Mittelalter. Ein Lesebuch aus Texten und Zeugnissen des 6. bis 16. Jahrhunderts: 3. A., 1997

Bornkamm, H., Luthers geistige Welt, 2. A., 1953

Bornkamm, H., Luthers Lehre von den zwei Reichen im Zusammenhang seiner Theologie, 1958

Bornkamm, H., Thesen und Thesenanschlag Luthers. Geschehen und Bedeutung, 1967

Bornkamm, H., Das Jahrhundert der Reformation. Gestalten und Kräfte, 1983

Borst, A., Mönche am Bodensee 610–1525, 1997

Borth, W., Die Luthersache (Causa Lutheri) 1517–1524. Die Anfänge der Reformation als Frage von Politik und Recht, 1970

Bosl, K., Geschichte Bayerns, I Vorzeit und Mittelalter, 1952

Bosl, K., Frühformen der Gesellschaft im mittelalterlichen Europa. Ausgewählte Beiträge zu einer Strukturanalyse der mittelalterlichen Welt, 1964

Bosl, K., Der «Adelsheilige». Idealtypus und Wirklichkeit, Gesellschaft und Kultur im merowingerzeitlichen Bayern des 7. und 8. Jahrhunderts, in: Spec, 1965

Bosl, K., Europa im Mittelalter. Weltgeschichte eines Jahrtausends, 1970

Bourde, A., Frankreich vom Ende des Hundertjährigen Krieges bis zum Beginn der Selbstherrschaft Ludwigs XIV. (1453–1661). in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994

Brandes, J.-D., Korsaren Christi. Johanniter & Malteser. Die Herren des Mittelmeers, 1997

Brandi, K., Kaiser Karl V. Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches, 6. A., 1976

Brandmüller, W., Infeliciter electus fuit in Papam. Zur Wahl Johannes XXIII., in: Berg, D./Goetz, H.-W. (Hg.) Ecclesia et regnum. Beiträge zur Geschichte von Kirche, Recht und Staat im Mittelalter. Festschrift für Franz-Josef Schmale zu seinem 65. Geburtstag, 1989

Brandmüller, W., Papst und Konzil im Großen Schisma (1378–1431). Studien und Quellen, 1990

Brandmüller, W., Hus vor dem Konzil, in: Seibt (Hg.), Jan Hus, 1997

Brandmüller, W., Das Konzil von Konstanz 1414–1418. Bd. I Bis zur Abreise Sigismunds nach Narbonne; Bd. II Bis zum Konzilsende. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage 1999

Brandt, A. v., Die nordischen Länder von 1448 bis 1664, in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994

Brankack, J., Die slawische Bevölkerung zwischen Saale und Neiße unter deutscher

Feudalherrschaft (11. bis 13. Jahrhundert), in: Herrmann, J., (Hg.), Die Slawen in Deutschland, 1970

Brecht, M., Luther und die Wittenberger Reformation während der Wartburgzeit, in: Vogler, G., Martin Luther. Leben Werk Wirkung, 1986

Brecht, M., Luthers Bibelübersetzung, in: Bartel/Brendler u. a. (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986

Breuer, M./Graetz, M. (Hg.) Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit, Tradition und Aufklärung 1600–1780 Bd. I, 1996

Brieger, T., Der Speierer Reichstag von 1526 und die religiöse Frage der Zeit. Ein geschichtlicher Umriß, 1909

Brosseder, J., Luthers Stellung zu den Juden im Spiegel seiner Interpreten. Interpretation und Rezeption von Luthers Schriften und Äußerungen zum Judentum im 19. und 20. Jahrhundert, vor allem im deutschsprachigen Raum, 1972

Brosseder, J., Luther und der Leidensweg der Juden, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther ..., 1985

Browe, P., Die Hostienschändungen der Juden im Mittelalter, in: RGAK, 1926

Browe, P., Beiträge zur Sexualethik des Mittelalters, 1932

Browe, P., Die Pflichtbeichte im Mittelalter, in: ZKTh 1933

Browe, P., Die Judenbekämpfung im Mittelalter, in: ZKTh, 2 und 3, 1938

Browe, P., Die Judenmission im Mittelalter und die Päpste, 1942

Brown, P., Augustinus von Hippo. Eine Biographie, 1973

Buchholz, K., Zur Geschichte des Mönchtums, 1926

Bücking, J./Rublack, H.-C., Der Bauernkrieg in den vorder- und oberösterreichischen Ländern und in der Stadt Würzburg, in: Moeller, B. (Hg.), Bauernkriegsstudien, 1975

Burckhardt, J., Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. 28.–32. Tausend Okt. 1947

Burke, P., Die Renaissance in Italien. Sozialgeschichte einer Kultur zwischen Tradition und Erfindung. 12.–15. Tausend, 1996

Burkhardt, J., Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517–1617, 2002

Büttner, Th., Werner, E., Circumcellionen und Adamiten. Zwei Formen mittelalterlicher Häresie, 1959

Büttner, Th., Die sozialen Kämpfe des Jahres 1381 in London, 1960

Caesarius von Heisterbach, Wunderbare und denkwürdige Geschichten, ausgewählt, bearbeitet und herausgegeben von L. Hoevel, 1968

Caspar, E., Geschichte des Papsttums von den Anfängen bis zur Höhe der Weltherrschaft, I. Römische Kirche und Imperium Romanum, 1930. II. Das Papsttum unter byzantinischer Herrschaft, 1933

Cawthorne, N., Das Sexleben der Päpste, die Skandalchronik des Vatikans, 1999

Chamberlin, E. R., Unheilige Päpste, 1982

Christ, G., Das konfessionelle Zeitalter, 1996

Cipolla, C. M./Borchardt, K. (Hg.), Europäische Wirtschaftsgeschichte, I 1978

Claude, D., Geschichte der Westgoten, 1970
Cohn, N., Das neue irdische Paradies. Revolutionärer Millenarismus und mystischer Anarchismus im mittelalterlichen Europa, 1988
Corvin, Otto von, Pfaffenspiegel (ungekürzte Wiedergabe der 43. rev. Original-Ausgabe), 1927
Coulton, G. C., The medieval village, 1925
Culican, W., Am Ende der Welt. Spanien unter den Westgoten und Mauren, in: Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Daniel-Rops, H., Die Kirche im Frühmittelalter, 1953
Dannenbauer, H., Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen, in: Kümpf, H. (Hg.), Herrschaft und Staat im Mittelalter, 1956
Dannenbauer, H., Die Entwicklung Europas. Von der Spätantike zum Mittelalter. I Der Niedergang der alten Welt im Westen, 1959. II Die Anfänge der abendländischen Welt, 1962
Dassmann, E., «Ohne Ansehen der Person». Zur Frage der Gleichung aller Menschen in frühchristlicher Theologie und Praxis, in: Schwab, D./Giesen, D./ Listl, J./Strätz, H.-W. (Hg.), Staat, Kirche, Wissenschaft in einer pluralistischen Gesellschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Mikat, 1989
Dauphin-Meunier, A., Kirche und Kapitalismus, 1958
Davidsohn, R., Die Geschichte von Florenz, 4 Bde., 1896–1927
Decker, R., Die Päpste und die Hexen. Aus den geheimen Akten der Inquisition, 2003
Degani, B.-Z., Die Formulierung und Propagierung des jüdischen Stereotyps in der Zeit vor der Reformation und sein Einfluß auf den jungen Luther, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther ..., 1985
Deschner, K., (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Deschner, K., Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn, 1987
Deschner, K., Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums. 12. erweiterte und aktualisierte Neuausgabe, 1989
Deschner, K., Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte, 1962, jüngste Neuauflage 1996
Deschner, K./Petrović, M., Krieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan, 1999
Diederich, A., Das Stift St. Florian zu Koblenz, 1967
Dinzelbacher, P. (Schriftleitung), Die Kirchen in der deutschen Geschichte. Von der Christianisierung der Germanen bis zur Gegenwart, 1996
Diwald, H., Die Geschichte der Deutschen. Fortgeschrieben von Karlheinz Weißmann, 1999
Doelle, F., Reformtätigkeit des Provinzilas Ludwig Henning in der sächsischen Franziskanerprovinz (1507–1515), 1915
Dölger, F. J., Beiträge zur Geschichte des Kreuzzeichens, in: JbAC VI, 1963, JbAC VII, 1964
Dollinger, Ph., Der bayerische Bauernstand vom 9. bis zum 13. Jahrhundert, 1982

Donin, L. (Hg.), Leben und Thaten der Heiligen Gottes oder: Der Triumph des wahren Glaubens in allen Jahrhunderten. Mit Angabe der vorzüglichsten Geschichtsquellen und praktischer Anwendung nach den bewährtesten Geistesmännern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, 7 Bde., 1861/62

Dopsch, A., Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit vornehmlich in Deutschland, 2 Bde., 1912/13

Dotzauer, W. (Hg.), Quellenkunde zur deutschen Geschichte im Spätmittelalter (1350–1500), 1996

Drabina, J., Das Echo des Hussitismus in Schlesien, in: Seibt (Hg.), Jan Hus, 1997

Dresdner, A., Kultur und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert, 1890

dtv Atlas Weltgeschichte. Bd. I Von den Anfängen bis zur Französischen Revolution, 33 A. 1999

Duden, Das Große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion, 1994

Dülmen, A. van (Hg.), Luther-Chronik. Daten zu Leben und Werk, 1983

Dülmen, R van, Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Religion, Magie, Aufklärung 16.–18. Jahrhundert III. Bd., 2. A. 1999

Dümmler, E., Geschichte des Ostfränkischen Reiches. I: Ludwig der Deutsche bis zum Frieden von Koblenz 860, II: Ludwig der Deutsche vom Koblenzer Frieden bis zu seinem Tode (860–876) 2. A. 1887. III: Die letzten Karolinger. Konrad I. 2. A. 1888, Neudruck 1960

Durant, W., Die Renaissance. Eine Kulturgeschichte Italiens von 1304 bis 1576, 1955

Eckert, W. P./Ehrlich, E. L., Judenhaß – Schuld der Christen? Versuche eines Gesprächs, 1964

Edwards Jr., M. V., Die Polemik des alten Luther, in: Vogler, G. (Hg.), Martin Luther, 2. A., 1986

Ehlers, J., Geschichte Frankreichs im Mittelalter, 1987

Ehrlich, E. L., Luther und die Juden, in: Kremers, H. (Hg.) Die Juden und Martin Luther, 1985

Eibl, E.-M., Albrecht II. 1438–1439. in: Engel/Holtz, Deutsche Könige und Kaiser, 1989

Elze, R./Repgen, K. (Hg.), Studienbuch Geschichte. Eine europäische Weltgeschichte, 5. A., 1999

Endres, R., Das Slawenmotiv bei der Gründung des Bistums Bamberg, in: HVB 1973

Engel, J., Von der spätmittelalterlichen respublica christiana zum Mächte-Europa der Neuzeit, in: HEG Bd. III, 4. A. 1994

Engel, J. (Hg.), Die Entstehung des neuzeitlichen Europa, in: Schieder, Th. (Hg.), Handbuch der europäischen Geschichte III, 4. A., 1994

Engel, E./Epperlein S., Die feudale deutsche Ostexpansion im 12. und 13. Jahrhundert und die Herausbildung der vollentwickelten Feudalgesellschaft zwischen Elbe und Oder, in: Herrman, J. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, 1970

Engel, E./Holtz, E. (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Eppelsheimer, H. W., Handbuch der Weltliteratur, 2 Bde., 2. A., 1947
Epperlein, S., Bauernbedrückung und Bauernwiderstand im hohen Mittelalter, 1960
Epperlein, S., Die sogenannte Freilassung in merowingischer und karolingischer Zeit, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte IV, 1963
Epperlein, S., Herrschaft und Volk im karolingischen Imperium. Studien über soziale Konflikte und dogmatisch-politische Kontroversen im fränkischen Reich, 1969
Erben, J., Luthers Bibelübersetzung, in: Schäferdiek, K. (Hg.), Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985
Erdmann, C. Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, 1965
Erikson, E. H., Der junge Mann Luther. Eine psychoanalytische und historische Studie, 1958
Esch, A., Bonifaz IX. und der Kirchenstaat, in: Bibliothek des deutschen historischen Instituts in Rom, 1969
Falck, L., Mainz im frühen und hohen Mittelalter (Mitte 5. Jahrhundert bis 1244), 1972
Falco, G., Geist des Mittelalters. Kirche, Kultur, Staat, 1958
Falkenhausen, V. von, Zur byzantinischen Verwaltung Luceras am Ende des 10. Jahrhunderts, in: GFIAB 1973
Feine, H. E., Kirchliche Rechtsgeschichte. Die katholische Kirche, 5. A. 1972
Fichtenau, H., Askese und Laster in der Anschauung des Mittelalters, 1948
Fichtenau, H., Das karolingische Imperium. Soziale und geistige Problematik eines Großreichs, 1949
Fichtenau, H., Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts, Studien über Denkart und Existenz im einstigen Karolingerreich, 2. A. 1994
Fichtinger, C., Lexikon der Heiligen und Päpste, 1980
Finley, M. I., Das antike Sizilien. Von der Vorgeschichte bis zur arabischen Eroberung, 1979
Fleckenstein, J./Schmid, K., Adel und Kirche. Gerd Tellenbach zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern, 1968
Frank, B., Zauberei und Hexenwerk. Eciam loqui volo vom zaubern. Da sehet ir, quod ein rechter zeuberer, in: Hammer/zur Mühlen (Hg.), Lutheriana, 1984
Franz, G., Aus der Kanzlei der württembergischen Bauern im Bauernkrieg, in Württ. Vierteljahrheft für Landesgeschichte XL Jg. 1. u. 2. H. 1935
Franz, G., Geschichte des deutschen Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, 1970
Franzen, A., Kleine Kirchengeschichte, 1965
Franzen, A./Lortz J./Jedin, H. u.a., Um Reform und Reformation. Zur Frage nach dem Wesen des «Reformatorischen» bei Martin Luther, 2. A., 1983
Frerk, C., Finanzen und Vermögen der Kirchen in Deutschland, 2002
Fresacher, W., Der Bauer in Kärnten. I Die persönliche Stellung des Bauers in Kärnten, II Das Freistiftrecht, III Das Kaufrecht, 1950–1955

Friedenthal, R., Ketzer und Rebell. Jan Hus und das Jahrhundert der Revolutionskriege, 1972
Friedlander, A. H., Martin Luther und wir Juden, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther ..., 1985
Fuhrmann, H., Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter von der Mitte des 11. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. 3. durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage, 1993
Fuhrmann, H., Die Päpste. Von Petrus zu Johannes Paul II., 1998
Funke, F., Art. Götterbild, in: RAC XI, 1981
Gams, P., Kirchengeschichte von Spanien, 2 Bde., 1. Abtlg. 1864
Ganshof, F. L., Was ist das Lehenswesen?, 1961
Gänssler, H.-Z., Evangelium und weltliches Schwert, Hintergrund, Entstehungsgeschichte und Anlaß von Luthers Scheidung zweier Reiche oder Regimente, 1983
Geiss, I., Geschichte griffbereit, 6 Bde. 2002
Gelmi, J., Die Finanzen des Papstes, in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum 1983
Gelmi, J., Das Papsttum der katholischen Reform und Gegenreformation, in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum, 1983
Gelmi, J., Das Renaissance-Papsttum, in: Moser B. (Hg.), Das Papsttum, 1983
Georges, K. E., Kleines Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch, Vierte verbesserte und vermehrte A., 1880
Gerdes, H., Geschichte des deutschen Bauernstandes, 3. A., 1928
Geremek, B., Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa, 1991
Gerlach, H. Der englische Bauernaufstand von 1381 und der deutsche Bauernkrieg: Ein Vergleich, 1969
Gerlich, A., Die Anfänge des großen abendländischen Schismas und der Mainzer Bistumsstreit, in HJL, 6, 1956
Gerwing, M., Die sogenannte Devotio Moderna, in: Seibt (Hg.) Jan Hus. Zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen, 1997
Goertz, H.-J., Täufer, in: Holl (Hg.), Die Ketzer, 1994
Goetz, H. W., Leben im Mittelalter; vom 7. bis zum 13. Jahrhundert, 5. unveränd. A., 1994
Goldbrunner, H. M., Die mailändische Herrschaft in Perugia (1400–1403), in: QFIAB 1972
Gontard, F., Die Päpste. Regenten zwischen Himmel und Hölle, 1959
Görnitz, V., Die Begründung des Staates bei Luther und den Berliner Aufklärungstheologen, 1968
Graus, F., Volk, Herrscher und Heiliger im Reich der Merowinger. Studien zur Hagiographie der Merowingerzeit, 1965
Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Hrg. W. Kampf, 1978
Greyerz, H. v., Die Schweiz von 1499 bis 1648, in: HEG, Bd. III 4. A., 1994
Grigulevič, J. R., Ketzer – Hexen – Inquisitoren. Geschichte der Inquisition (13.–20. Jahrhundert). Mit einem Vorwort von Hubert Mohr, Bd. I u. II, 1976

Grisar, H., Luther. Drei Bände. Zweite unveränderte Auflage, 1911
Grisar, J., Päpstliche Finanzen, Nepotismus und Kirchenrecht unter Urban VIII., in: Miscell. Hist. Pontif. 1943
Grundmann, H., Ketzergeschichte des Mittelalters II, 1963
Grupp, G., Kulturgeschichte des Mittelalters, 6 Bde., 1907–1925
Guillemain, B., Die abendländische Kirche des Mittelalters, 1960
Gurjewitsch, A. J., Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen, 1989
Guth, K., Zum Zusammenhang zwischen Wirtschaftsform und Lebensstil im Hochmittelalter. Kulturgeschichtliche Überlegungen zu den Speiseordnungen am Alten Domstift zu Bamberg vor der Auflösung der ‹vita communis› um 1200, in: JFK 1973
Guttenberg, E. v., Urbare und Wirtschaftsordnungen des Domstifts zu Bamberg, 1969
Hammer, G./zur Mühlen, K. H. (Hg.), Lutheriana. Zum 500. Geburtstag Martin Luthers von den Mitarbeitern der Weimarer Ausgabe, 1984
Hansjakob, H., In Belgien: Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1879, 1915
Häring, H./Kuschel, K.-J. (Hg.), Gegenentwürfe. 24 Lebensläufe für eine andere Theologie, 1988
Hartmann, C. M., Geschichte Italiens im Mittelalter, 4 Bde. 1897, Neudruck 1969
Hartmann, P. C., Geschichte Frankreichs, 2. A., 2001
Hartmann, W., Die Synoden der Karolingerzeit im Frankenreich und in Italien, 1989
Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands V/1 und V/2, 9. unveränd. Aufl., 1958
Haustein, J., Martin Luthers Stellung zum Zauber- und Hexenwesen, 1990
Haverkamp, A., Italien im hohen und späten Mittelalter, in: HEG 11, 1987
Heckel, M., Deutschland im konfessionellen Zeitalter, in: Leuschner, J. (Hg.), Deutsche Geschichte, 1983
Heer, F., Mittelalter, 1961
Heer, F., Kreuzzüge – gestern, heute, morgen? 1969
Heidacher, A., Die Entstehungs- und Wirtschafsgeschichte des Klosters Heilsbronn, 1955
Heidingsfelder, F., Die rechtlichen Zustände im Hochstift Eichstätt am Ausgang des Mittelalters, 1910
Heiler, F., Altkirchliche Autonomie und päpstlicher Zentralismus, 1941
Heiler, F., Erscheinungsformen und Wesen der Religion, 1961
Heimpel, H., Fischerei und Bauernkrieg, in: Festschrift für Schramm I
Heinsohn, G., Lexikon der Völkermorde. 1998
Heinsohn, G./Steiger, O., Die Vernichtung der weisen Frauen. Beiträge zur Theorie und Geschichte von Bevölkerung und Kindheit. Mit einem ausführlichen, aktualisierten und nochmals erweiterten Nachwort sowie einem Register zur Neuausgabe, 1994
Held, W., Die soziale Umgebung von Martin Luthers Elternhaus, in: Vogler, G. (Hg.), Martin Luther, 2. A. 1986
Hellinger, W., Die Pfarrvisitation nach Regino von Prüm, in: ZRG 1962

Hergenröther, J., Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte Bd. II, Dritte, verbesserte Aufl., 1885
Herold, V., Wyklif als Reformer. Die philosophische Dimension, in: Seibt (Hg.) Jan Hus. Zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen, 1997
Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Herrmann, E., Slawisch-germanische Beziehungen im südostdeutschen Raum von der Spätantike bis zum Ungarnsturm. Ein Quellenbuch mit Erläuterungen, 1965
Herrmann, H., Martin Luther. Ketzer wider Willen, 1983
Herrmann, H., Die Kirche und unser Geld, 1990
Herrmann, H., Die Caritas-Legende, Wie die Kirchen die Nächstenliebe vermarkten, 1993
Herrmann, H., Thomas Müntzer, in: Holl (Hg.), Die Ketzer, 1994
Herrmann, H., Martin Luther, Ketzer und Reformer, Mönch und Ehemann, 1999
Herrmann, H., Lexikon der kuriosesten Reliquien. Vom Atem Jesu bis zum Zahn Mohammeds, 2003
Herrmann, J. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, 1970
Herrmann, R., Thüringische Kirchengeschichte I., 1937
Herrmann/Sellnow, Die Rolle der Volksmassen, 1975
Hertling, L., Geschichte der katholischen Kirche, 1949
Heß, L., Die deutschen Frauenberufe des Mittelalters, 1940
Heymann, F. G., Kirche und «Ketzerkönig», in: Seibt, F., Bohemia Sacra, 1974
Hillenbrand, E., Vita Caroli Quarti, die Autobiographie Karls IV.: herrscherliche Selbstdarstellung und politische Kampfschrift. Einführung, Übersetzung und Kommentar, 1979
Hilsch, P., Johannes Hus (um 1370–1415). Prediger Gottes und Ketzer, 1999
Hippel, W. v., Armut, Unterschichten, Randgruppen in der frühen Neuzeit, 1995
Hirsch, R./Schuder, R., Der gelbe Fleck. Wurzeln und Wirkungen des Judenhasses in der deutschen Geschichte. Essays, 2. A., 1989
Hlaváček, I., Hussens Bücher. Einige Überlegungen zu Hussens Bibliothek und Bücherbenutzung, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997
Hledíková, Z., Hussens Gegner und Feinde, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997
Hoberg, H., Die Servitienlasten der Bistümer im 14. Jahrhundert, QFIAB, 1944
Hoberg, H., Der Anteil Deutschlands an den Servitienzahlungen am Vorabend der Glaubensspaltung RQ 74, 1979
Hoensbroech, P., Graf von, Das Papstthum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit. I. Bd.: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn, 5. A. 1905, II. Bd.: Die ultramontane Moral, 1. bis 3. A., 1902
Hoffmann, E., Die Stellungnahme der Cisterzienser zum kirchl. Zehntrecht im 12. Jahrhundert, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Bd. 33, Salzburg 1912
Holböck, F., Fegfeuer. Leiden, Freuden und Freunde der armen Seelen, 5. A., 1992

Holeček, F. J., O. M.: Hussens Kirchenverständnis, in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus, 1997
Holl, A. (Hg,), Die Ketzer, 1994
Hölscher, U., Die mittelalterlichen Klöster Niedersachsens, 6./7. Bd., in: Niedersächsische Kunst, 1924
Holtz, S., Der Fürst dieser Welt. in: ZfK 107. Bd. Heft 1 1996
Hóman, B., Geschichte des ungarischen Mittelalters. I. Bd. Von den ältesten Zeiten bis zum Ende der XII. Jahrhunderts, 1940. II. Bd. Vom Ende des XII. Jahrhunderts bis zu den Anfängen des Hauses Anjou, 1943
Honselmann, K., Verfassung und Drucke der Ablaßthesen Martin Luthers und ihre Veröffentlichung, 1966
Hörner, P., Hus. Hussiten. Dokumentation literarischer Facetten im 19. und 20. Jahrhundert, 2002
Hoyer, S., Luther und die Häresien des Mittelalters, in: Stern/Steinmetz (Hg.), 450 Jahre Reformation, 1967
Hoyer, S., Luther und die Obrigkeit, in: Bartel/Brendler/Hübner/Laube (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986
Hoyer, S., Bemerkungen zu Luthers Auffassung über das Widerstandsrecht der Stände gegen den Kaiser (1539), in: Vogler (Hg.), Martin Luther. Leben. Werk. Wirkung, 2. A., 1986
Hoyer, S., Sigmund 1410–1437; in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Hrdlička, J., Hus und Páleč, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997
Hroch, M./Skýbová, A., Die Inquisition im Zeitalter der Gegenreformation, 1985
Hruby, K., Verhängnisvolle Legenden und ihre Bekämpfung, in: Eckert/Ehrlich, Judenhaß – Schuld der Christen? 1964
Hubatsch, W., Geschichte der evangelischen Kirche Ostpreußens, 1968
Hubatsch, W., Luther und die Reformation in Deutschland, in: Schäferdiek (Hg.), Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985
Hübner, H., Martin Luther in der Ideologie und Politik der herrschenden Klassen, in: Bartel/Brendler/Hübner/Laube (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986
Hügli, H., Der deutsche Bauer im Mittelalter dargestellt nach den deutschen literarischen Quellen vom 11.–15. Jahrhundert, 1929
Ingram, J. K., Geschichte der Sklaverei und Hörigkeit, 1895
Irsigler, F., Divites und pauperes in der Vita Meinwerci. Untersuchungen zur wirtschaftlichen und sozialen Differenzierung der Bevölkerung Westfalens im Hochmittelalter, in: VSW, 1970
Iserloh, E., Luthers Thesenanschlag. Tatsache oder Legende?, in: Trierer Theologische Zeitschrift 70, 1961
Jäck, H. J., Geschichte der Provinz Bamberg, 3 Bde., 1809
Jakobi, F.-J. (Hg.), Geschichte der Stadt Münster; 3. A., 1994
Janner, F., Geschichte der Bischöfe von Regensburg, 2 Bde., 1883/1884
Jedin, H., Kleine Konziliengeschichte. Die zwanzig ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte, 1959

Jedin, H. (Hg.), Handbuch der Kirchengeschichte. Die mittelalterliche Kirche, Bd. III, Zweiter Halbband. Vom kirchlichem Hochmittelalter bis zum Vorabend der Reformation, Bd. IV Reformation 1985

Jone, H., Katholische Moraltheologie. Unter besonderer Berücksichtigung des Codex Iuris Canonici sowie des deutschen, österreichischen und schweizerischen Rechtes, 15. verm. u. verb. A., 1953

Kahl, H.-D., Die Entwicklung des Bistums Brandenburg bis 1165, in: HJ., 1966

Kalischer, E., Beiträge zur Handelsgeschichte der Klöster zur Zeit der Großgrundherrschaft, 1911

Kallfelz, H. (Hg.), Lebensbeschreibungen einiger Bischöfe des 10.–12. Jahrhunderts, 2. A., 1973

Kallis, A., Art. Geister (Dämonen) C II Griech. Väter, in: RAC IX, 1976

Kammeier-Nebel, A., Wenn eine Frau Kräutergetränke zu sich genommen hat, um nicht zu empfangen ... Geburtenbeschränkung im frühen Mittelalter, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996

Kämpf, H. (Hg.), Herrschaft und Staat im Mittelalter, 1956

Kavka, F., Am Hofe Karls IV., 1990

Kawerau, P., Geschichte der mittelalterlichen Kirche, 1967

Kehr, P., Papsturkunden im östlichen Toscana, in: Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse, 1904

Kehr, P., Nachträge zu den Papsturkunden Italiens, 1911

Kehr, P., Rom und Venedig bis ins XII. Jahrhundert, in: QFIAB, 1927

Kejř, J., Johannes Hus als Rechtsdenker, in: Seibt (Hg.), Jan Hus, 1997

Keller, H. L., Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst, 1968

Kelly, J. N. D., Reclams Lexikon der Päpste, 1988

Kießling, R., Bürgerliche Gesellschaft und Kirche in Augsburg im Spätmittelalter. Ein Beitrag zur Strukturanalyse der oberdeutschen Reichsstadt, 1971

Kirchner, H., Reformationsgeschichte von 1532–1555/1566. Festigung der Reformation. Calvin. Katholische Reform und Konzil von Triest, 1987

Kirsch, J. P. (Hg.), Die päpstlichen Kollektorien in Deutschland während des XIV. Jahrhunderts, 1894

Kist, J., Fürst- und Erzbistum Bamberg. Leitfaden durch ihre Geschichte von 1007–1960, 3. A. 1962

Klaassen, W., Das Lutherbild im Täufertum, in: Bartel/Brendler u. a. (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986

Klein, R., Die frühe Kirche und die Sklaverei, in: RQ 80, 1985

Klein, Th., Politik und Verfassung von der Leipziger Teilung bis zur Teilung des ernestinischen Staates (1485–1572), in: Patze/Schlesinger (Hg.) Geschichte Thüringens, III, 1967

Knöpfler, A., Lehrbuch der Kirchengeschichte, 6. A., 1924

Knox, R. A., Christliches Schwärmertum. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte, 1957

Kober F., Die Suspension der Kirchendiener nach den Grundsätzen des canonischen Rechts dargestellt, 1862

Kober, F., Die Deposition und Degradation, nach den Grundsätzen des kirchlichen Rechts historisch dogmatisch dargestellt, 1867

Kober, F., Die körperliche Züchtigung als kirchliches Strafmittel gegen Cleriker und Mönche, 1875

Köhler, O., Das Papsttum im Urteil der modernen Gesellschaft, in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum, 1983

Kolb, P./Krenig, E.-G. (Hg.), Unterfränkische Geschichte. Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter, Bd. I. 3. A., 1991. Bd. II. Vom hohen Mittelalter bis zum Beginn des konfessionellen Zeitalters. 2. A. 1993

Kolesnyk, A., Hussens Eucharistiebegriff, in: Seibt (Hg.), Jan Hus, 1997

Koller, H., Das Reich von den staufischen Kaisern bis zu Friedrich III. 1250–1450, in: HEG II, 1987

Koller, H., Sigismund. 1410–1437, in: Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A. 1991

Kolmer, L., Mittelalter, in: Dinzelbacher, P. (Schriftleitung) Die Kirchen in der deutschen Geschichte. Von der Christianisierung der Germanen bis zur Gegenwart, 1996

Köpf, U. (Hg.), Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung. Band 3 Reformationszeit 1495–1555, 2001

Korsunskij, A. R., Über einige charakteristische Züge des sozialen Kampfes der Volksmassen in der Periode des Übergangs von der Urgesellschaft zur Feudalgesellschaft in Europa. Zur Entstehung des Klassenkampfes der Bauernschaft, in: Herrmann/Sellnow, Die Rolle der Volksmassen, 1975

Kosminski, J. A./Skaskin, S. D., Geschichte des Mittelalters, 1958

Kossmann, O., Bauern und Freie im Heinrichauer Grundungsbuch und in der «Elbinger Handschrift», in: ZO, 1970

Krämer-Badoni, R., Judenmord Frauenmord Heilige Kirche, 1988

Krausen, E., Die Wirtschaftsgeschichte der ehemaligen Cistercienserabtei Raitenhaslach bis zum Ausgang des Mittelalters, 1937

Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther – Martin Luther und die Juden. Geschichte. Wirkungsgeschichte. Herausforderung. Mit einem Geleitwort von Johannes Rau, 1985

Kretschmayr, H., Geschichte von Venedig. In drei Bänden, 2. Neudruck der Ausgabe Gotha 1920, 1986

Krieg, J., Die Landkapitel im Bistum Würzburg bis zum Ende des 14. Jahrhunderts unter Benutzung ungedruckter Urkunden und Akten dargestellt, 1916

Krieg, J., Die Landkapitel im Bistum Würzburg von der zweiten Hälfte des 14. bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, 1923

Kuchenbuch, L., Bäuerliche Gesellschaft und Klosterherrschaft im 9. Jahrhundert, 1978

Kuhn, W., Deutsche Stadtgründungen im westlichen Pommern, ZOF, 1974

Kühner, H., Lexikon der Päpste von Petrus bis Paul VI., o. J.

Kühner, H., Tabus der Kirchengeschichte. Notwendige Wandlungen des Urteils. 3. verbesserte u. ergänzte A., 1971

Kühner, H., Das Imperium der Päpste. Kirchengeschichte – Weltgeschichte – Zeitgeschichte. Von Petrus bis heute, 1977

Kümpf, H. (Hg.), Herrschaft und Staat im Mittelalter, 1956

Kunst, H., Evangelischer Glaube und politische Verantwortung. Martin Luther als politischer Berater seiner Landesherrn und seine Teilnahme an den Fragen des öffentlichen Lebens, 1976

Kupisch, K., Kirchengeschichte Band II. Das christliche Europa. Größe und Verfall des Sacrum Imperium, 2. A., 1984

Kurzel-Runtscheiner, M., Töchter der Venus. Die Kurtisanen Roms im 16. Jahrhundert, 1995

Kuujo, E. O., Das Zehntwesen in der Erzdiözese Hamburg-Bremen bis zu seiner Privatisierung. Akademische Abhandlung 1949

Lajos, I., Das Volk Mariens im Mittelalter. Charakterbilder und Lebensskizzen gläubig großer Ungarn, 1961

Lambert, M., Ketzerei im Mittelalter. Häresien von Bogumil bis Hus, 1981

Lambert, M., Die Häresie der Zeit, in: Seibt (Hg.), Jan Hus ..., 1997

Lämmel, K., Luthers Verhältnis zu Astronomie und Astrologie (nach Äußerungen in Tischreden und Briefen), in: Hammer/zur Mühlen (Hg.), Lutheriana, 1984

Lanfrey, P., Politische Geschichte der Päpste, 1872

Lapide, P. E., Stimmen jüdischer Zeitgenossen zu Martin Luther, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther, 1985

Lassmann, H., Die Testamente der Bamberger Fürstbischöfe von Albrecht Graf von Wertheim bis Johann Gottfried von Aschhausen (1398–1622), in: HVB 1972

Laubach, E., Reformation und Täuferherrschaft, in: Jakobi, F.-J., Die Geschichte der Stadt Münster, 3. A. 1994

Lautermann, W., Mittelalter, 1970

Lea, H. C., Geschichte der Inquisition im Mittelalter. I. Ursprung und Organisation der Inquisition, 1905. II. Die Inquisition in den verschiedenen christlichen Ländern, 1909. III. Die Tätigkeit der Inquisition auf besonderen Gebieten, 1913

Lea, H. C., Geschichte der Inquisition im Mittelalter. Autor. übers., bearbeitet von H. Wieck und M. Rachel; rev. u. hg. von J. Hansen, 3 Bde., 1997

Lecky, W. E. H., Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. Zweite rechtmäßige Auflage, mit den Zusätzen der dritten englischen vermehrt, und durchgesehen v. F. Löwe, 2 Bde., 1879

Leist, F., Der Gefangene des Vatikans. Strukturen päpstlicher Herrschaft, 1971

Lekai, L. J. Geschichte und Wirken der weißen Mönche. Der Orden der Cistercienser, 1958

Lenk, W., Luthers Kampf um die Öffentlichkeit, in Vogler, G. (Hg.), Martin Luther, 2. A., 1986

Leuschner, J. (Hg.), Deutsche Geschichte, 1983

Levison, W., England and the Continent in the eighth century. The Ford Lectures delivered in the University of Oxford in the Hilary Term, 1943, 1949

Lewin, R., Luthers Stellung zu den Juden. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Deutschland während des Reformationszeitalters. Neudruck der Ausgabe Berlin 1911, 1973

Liebe, G., Die rechtlichen und wirtschaftlichen Zustände der Juden im Erzstift Trier, in: WZGK 12, 1893

Liguš, J., Hussens Schriftbegriff in seinen Predigten, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997

Linhardt, R., Die Sozialprinzipien des heiligen Thomas von Aquin, Versuch einer Grundlegung der speziellen Soziallehren des Aquinaten, 1932

Little, A. G., Liber exemplorum ad usum praedicantium, saeculo XIII compositus a quodam fratre minore anglico de provincia Hiberniae, 1908

Lochman, J. M., Vom Versuch in der Wahrheit zu leben: Der Fall des *Jan Hus*, in: Häring,H./Kuschel K.-J. (Hg.), Gegenentwürfe, 1988

Lochman, J. M., Zum Wahrheitsverständnis von Hus, in: Seibt (Hg,), Jan Hus ..., 1997

Löhr, J., Methodisch-kritische Beiträge zur Geschichte der Sittlichkeit des Klerus besonders der Erzdiözese Köln am Ausgang des Mittelalters, 1910

Lonhard, C. G., Das Kloster Blaubeuren im Mittelalter. Rechts- und Wirtschaftsgeschichte einer schwäbischen Benediktinerabtei, 1963

Looshorn; J., Das Bistum Bamberg IV von 1400–1556, 1900

Looshorn, J., Weigand von Redwitz, Fürstbischof von Bamberg 1522–1556, 1900

Looß, S., Eine Sicht der lutherischen Obrigkeitsauffassung – «Der Schlüssel Davids» vom Januar 1523, in: Vogler, G. (Hg.), Martin Luther, 2. A., 1986

Lortz, J., Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung. Eine Sinndeutung der christlichen Vergangenheit in Grundzügen, 4. A., 1936

Ludwig, G., Massenmord im Weltgeschehen. Bilanz zweier Jahrtausende, 1951

Ludwig, R., Jakob Hutter, in: Holl (Hg.), Die Ketzer, 1994

Lütge, F., Luthers Eingreifen in den Bauernkrieg in seinen sozialgeschichtlichen Voraussetzungen und Auswirkungen, in: Jahrbücher für Nationalökonomie u. Stat. Bd. 158, 1943

Lütge, F., Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, 1963

Luther, J., Vorbereitung und Verbreitung von Martin Luthers 95 Thesen, 1933

Luthers Werke in Auswahl. Unter Mitwirkung von Albert Leitzmann, herausgegeben von Otto Clemen. Fünfte verb. A., 1959

Luther, M., Kolloquium anläßlich der 500. Wiederkehr seines Geburtstages (10. November 1483), 1983

Lutz, H., Italien vom Frieden von Lodi bis zum Spanischen Erbfolgekrieg (1454–1700), in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994

Machilek, F., Deutsche Hussiten, in Seibt (Hg.), Jan Hus ..., 1997

Maier, F. G., Die Verwandlung der Mittelmeerwelt, 1968

Malý, K., Die Bibel und das hussitische Rechtsdenken in den vier Prager Artikeln, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997
Marcuse, L., Obszön. Geschichte einer Entrüstung. 1962
Markert, L./Stahl, K. H. (Hg.), Die Reformation geht weiter. Ertrag eines Jahres, 1984
Martin, B./Schulin, E. (Hg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, 1981
Matz, K.-J., Die 1000 wichtigsten Daten der Weltgeschichte, 2. durchgesehene A. 2002
Mayer, H., «Stich, schlag, würg hier, wer da kann», Luthers Antwort auf den Bauernaufstand von 1525, 2. A., 1999
Mayer T., Adel und Bauern, 1943
Mehlhausen, J., Die reformatorische Wende in Luthers Theologie, in: Schäferdiek, K. (Hg.); Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985
Mehnert, W. (Hg.), Cölibat und Sittlichkeit. «Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen.» Im Auszug mit bibliographischen Einführungen und Ergänzungen, neu herausgegeben, 1932
Merzbacher, F., Bischof und Stadt in der Mainzer Geschichte, in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte, 1962
Merzbacher, F., Die Leprosen im alten kanonischen Recht, in: ZRG Kan. Abt., 1967
Mettler, A., Laienmönche, Laienbrüder, Conversen, besonders bei den Hirsauern, in: WVL, 1. und 2. Heft, 1935
Meyer, A., Das Wiener Konkordat von 1448, in: QFIAB, 66, 1986
Meyer, A., Bischofswahl und päpstliche Provision nach dem Wiener Konkordat, in: RQ 87, 1992
Meyer, O., In der Harmonie von Kirche und Reich, in: Kolb/ Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, 1991
Minois, G., Die Hölle. Zur Geschichte einer Fiktion, 1996
Misiurek, J., Zur «Rechtssache Hus», in: Seibt (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Moeller, B. (Hg.), Bauernkriegs-Studien, 1975
Moeller, B., Deutschland im Zeitalter der Reformation, 1977 und 4. durchgesehene A., 1999
Mollat, M., Die Armen im Mittelalter, 1984
Molnar, E. S., Wyclif, Hus and the problem of authority, in: Seibt (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, in: Festschrift für Horst Fuhrmann, 1991
Moser, B. (Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983
Mout, N. (Hg.), Die Kultur des Humanismus. Reden, Briefe, Traktate, Gespräche von Petrarca bis Kepler, 1998
Mück H.-D./Müller U. (Hg.), Jahrbuch der Oswald Wolkenstein Gesellschaft, Bd. 4, 1986/1987
Muhlack, U., Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus, 1991

Mühlmann, S., Luther und das Corpus Iuris Canonici bis zum Jahre 1530. Ein forschungsgeschichtlicher Überblick, in: ZSSR, Kan. Abt. 1972

Mühlpfordt, G., Luther und die «Linken» – Eine Untersuchung seiner Schwärmerterminologie, in: Vogler, (Hg.), Martin Luther. Leben. Werk. Wirkung. 2. A., 1986

Müller, A., Geschichte der Juden in Nürnberg 1146–1945, 1968

Müller-Mertens, E., Karl der Große, Ludwig der Fromme und die Freien. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte und Sozialpolitik des Frankenreiches, 1963

Müller-Mertens, E., Karl IV. 1346–1378, in: Engel/Holtz (Hg.) –, Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989

Müller-Streisand, R., Die Grenzen Luthers in der Begegnung mit dem linken Flügel der frühbürgerlichen Revolution, in: Bartel/Brendler u. a. (Hg.), Martin Luther. Leistung und Erbe, 1986

Münkler, H./Münkler, M. (Hg.), Lexikon der Renaissance, 2000

Mynarek, H., Religion zwischen Emanzipation und Repression. Das Beispiel Martin Luther, in: Wirklichkeit und Wahrheit, Vierteljahreszeitschrift für Forschung, Kultur und Bildung, Heft 2/1976

Mynarek, H., Die neue Inquisition. Sektenjagd in Deutschland, 1999

Nat, P. G., van der, Art. Geister (Dämonen): C III. Apologeten und lateinische Väter, in: RAC IX, 1976

Nechutová, J., Frauen um Hus, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997

Neuss, W., Die Kirche des Mittelalters, 1946

Niemeyer, G., Die Miracula S. Mariae Laundunensis des Abtes Hermann von Tournai. Verfasser und Entstehungszeit, in: DAEM, 1971

Njeussychin, A. I:, Die Entstehung der abhängigen Bauernschaft, als Klasse der frühfeudalen Gesellschaft in Westeuropa vom 6. bis 8. Jahrhundert, 1961

Noethlichs, K. L., Zur Einflußnahme des Staates auf die Entwicklung eines christlichen Klerikerstandes, in: JbAC, 1972

Noggler, M., Zum dermaligen Stande des Benediktinerordens, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Bd. 33, 1912

Nohl, J., Der schwarze Tod. Eine Chronik der Pest: 1348–1720, 1924

Norden, W., Das Papsttum und Byzanz. Die Trennung der beiden Mächte und das Problem ihrer Wiedervereinigung bis zum Untergange des byzantinischen Reichs (1453), 1903

North, M., Kommunikation, Handel, Geld und Banken in der frühen Neuzeit, 2000

Nový, R. Der Kirchenbesitz und seine Verwaltung, in: Seibt, F., Bohemia Sacra, 1974

Nowak, W., Soziale Wandlungen und niedere Volksschichten im Zeitalter des Investiturstreites, 1954

Nylander, I., Das kirchliche Benefizialwesen Schwedens während des Mittelalters. Die Periode der Landschaftsrechte, 1953

Obendiek, H., Der Teufel bei Martin Luther. Eine theologische Untersuchung, 1931

Oberman, H. A., Werden und Wertung der Reformation, 1977

Oberman, H. A., Luther. Mensch zwischen Gott und Teufel, 1982

Oberman, H. A. (Hg,), Die Kirche im Zeitalter der Reformation, 2. A., 1985
Oberman, H. A., Die Juden in Luthers Sicht, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther, 1985
Oberman, H. A., Die Reformation. Von Wittenberg nach Genf, 1986
Osten-Sacken, P, von der, Martin Luther und die Juden. Neu untersucht anhand von Anton Margarithas «Der gantz Jüdisch glaub» (1530/31), 2002
Ott, H., Studien zur Geschichte des Klosters St. Blasien im hohen und späten Mittelalter, 1963
Pannenberg, W., «Vater des Glaubens»: Über katholische und protestantische Probleme mit *Martin Luther*, in: Häring, H./Kuschel, K-J. (Hg.), Gegenentwürfe, 1988
Pastor, L. v., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters B. I ff., 1955
Patschovsky, A., Der Ketzer als Teufelsdiener, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, in: Festschrift für Horst Fuhrmann, 1991
Patze, H., Politische Geschichte im hohen und späten Mittelalter, in: Patze/Schlesinger (Hg.), Geschichte Thüringens II 1. Teil, 1974
Patze, H./Schlesinger, W. (Hg.), Geschichte Thüringens, 5 Bde., 1967 ff.
Pauls, Th., Luther und die Juden. I. In der Frühzeit der Reformation (1513–1524). II. Der Kampf (1524–1546), 1939
Paulus, N., Geschichte des Ablasses im Mittelalter vom Ursprunge bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, 3 Bde., 1922/23
Pauly, Der kleine Pauly, Lexikon der Antike. Ziegler, K./Sontheimer, W. (Hg.) 5 Bde., 1975/1979
Petter, W., Zur deutsch-spanischen Begegnung in den Anfängen Karls V., in: Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, 26. Bd., 1971
Petter, W., Probleme der deutsch-spanischen Begegnung in den Anfängen Karls V., in: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, 26. Bd. 1971
Pfaff-Giesberg, R., Geschichte der Sklaverei, 1955
Pfeifer, W., Das Prager Emaus-Kloster – Schicksal einer Idee, in: Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Bd. II, 1971
Pfleger, L., Kirchengeschichte der Stadt Straßburg im Mittelalter. Nach den Quellen dargestellt, 1941
Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe., Vierte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 19 Bde., 1857 ff.
Pinay, M., Verschwörung gegen die Kirche, 1963
Pirenne, H., Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter, 1946
Der kleine Ploetz. Hauptdaten der Weltgeschichte, 33. Aufl., 1980
Der Grosse Ploetz, Die Daten-Enzyklopädie der Weltgeschichte Daten, Fakten, Zusammenhänge, 33. A., 1998
Plöse, D./Vogler, G. (Hg.), Buch der Reformation. Eine Auswahl zeitgenössischer Zeugnisse (1476–1555),1989
Pohl, F. W./Türcke, C., Heilige Hure Vernunft. Luthers nachhaltiger Zauber, 2. A., 1991

Polivka, M., Hussens Adel-Hussens König, in: Seibt (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Pölnitz, G. v., Jakob Fugger. Kaiser, Kirche und Kapital in der oberdeutschen Renaissance I, 1949, II Quellen und Erläuterungen, 1951
Pontal, O., Die Synoden im Merowingerreich, 1986
Preidel, H., Slawische Altertumskunde des östlichen Mitteleuropas im 9. und 10. Jahrhundert. I 1961, II 1964, III 1966
Prien, H. J., Luthers Wirtschaftsethik, 1992
Prinz, F., Klerus und Krieg im frühen Mittelalter. Untersuchungen zur Rolle der Kirche beim Aufbau der Königsherrschaft, 1971
Prutz, H., Die Geistlichen Ritterorden. Ihre Stellung zur kirchlichen, politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung des Mittelalters, Nachdruck 1977
Rabe, H., Reich und Glaubensspaltung. Deutschland 1500–1600, 1989
Rabe, H., Die iberischen Staaten im 16. und 17. Jahrhundert, in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Ranke, L. v., Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. Vollständige Ausgabe, 2. A. o. J.
Rapp, F. Die soziale und wirtschaftliche Vorgeschichte des Bauernkrieges im Unterelsaß, in: Moeller (Hg.), Bauernkriegs-Studien, 1975
Rehfus, M., Das Zisterzienserinnenkloster Wald. Grundherrschaft, Gerichtsherrschaft und Verwaltung, 1971
Reicke, B./Rost, L. (Hg.), Biblisch-Historisches Handwörterbuch. Landeskunde. Geschichte. Religion. Kultur. Literatur, 1962
Reincke, H., Hamburg am Vorabend der Reformation. Aus dem Nachlaß herausgegeben, eingeleitet und ergänzt von Erich von Lehe, 1966
Reinhard, W., Reichsreform und Reformation 1495–1555, Zehnte völlig neu bearbeitete A., 2001
Reinhardt, V., Die Medici. Florenz im Zeitalter der Renaissance, 2. A. 2001
Reinhardt, V., Die Renaissance in Italien, Geschichte und Kultur, 2002
Reinhardt, V., Geschichte Italiens, 2. A., 2002
Rhode, G., Polen – Litauen vom Ende der Verbindung mit Ungarn bis zum Ende der Vasas (1444–1669), in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Rhode, G., Ungarn vom Ende der Verbindung mit Polen bis zum Ende der Türkenherrschaft (1444–1699), in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Rhode, G., Böhmen von Georg von Podiebrad bis zur Wahl und «Annahme» Ferdinands als König (1458–1526), in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Rice, D. T. (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Rieder, H., Die Hussiten. Streiter für Glauben und Nation, 1998
Riemeck, R., Jan Hus. Reformation 100 Jahre vor Luther – Anhang: Die drei Reden, die Hus in Konstanz nicht halten durfte, 2. A. 1982
Riezler, S. von, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Im Lichte der allgemeinen Entwicklung dargestellt, o. J.
Ritsert, E., Der Orden der Trappisten, 1833

Ritter, G., Die Neugestaltung Europas im 16. Jahrhundert. Die kirchlichen und staatlichen Wandlungen im Zeitalter der Reformation und der Glaubenskämpfe, 1950

Rogge, J. (Hg.), Luther in Worms. Ein Quellenbuch 1521–1971, 1971

Rogge, J., Anfänge der Reformation. Der junge Luther 1483–1521. Der junge Zwingli 1484–1523, 2. A., 1985

Rosa, P., de, Gottes erste Diener. Die dunkle Seite des Papsttums, 1989

Rösener, W., Bauern im Mittelalter, 4. unveränd. Aufl., 1991

Rösener, W., Grundherrschaft im Wandel – Untersuchungen zur Entwicklung geistlicher Grundherrschaften im südwestdeutschen Raum vom 9. bis zum 14. Jahrhundert, 1991

Roth, C., Geschichte der Juden. Von den Anfängen bis zum neuen Staate Israel, 1964

Russell, J. B., Witchcraft in the Middle Ages, 1984

Sackur, E., Die Kluniazenser in ihrer kirchlichen und allgemeingeschichtlichen Wirksamkeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, 1892

Schäferdiek, K. (Hg.), Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985

Schairer, I., Das religiöse Volksleben am Ausgang des Mittelalters. Nach Augsburger Quellen, 1914

Scherzer, W., Das Hochstift Würzburg, in: Kolb, P./Krenig E. G. (Hg.), Unterfränkische Geschichte II. 2, A., 1993

Scheuten, P., Das Mönchtum in der altfranzösischen Profandichtung (12.–14. Jahrhundert), 1919

Schieder, T., Italien vom ersten zum zweiten Weltkrieg, 1962

Schildt, J., Die Sprache Luthers – Ihre Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Schriftsprache, in: Vogler (Hg.), Martin Luther. Leben Werk Wirkung, 2. A., 1986

Schildt, J., Zum deutschen Sprachschaffen Martin Luthers. Schwerpunkte und Entwicklungstendenzen der Forschung, in: Bartel/Brendler/Hübner/Laube (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986

Schillebeeckx, E., Der Kampf an verschiedenen Fronten; *Thomas von Aquin*, in: Häring, H./Kuschel, K.-J. (Hg.) Gegenentwürfe, 1988

Schilling, H., Aufbruch und Krise. Deutschland 1517–1648, 4. A., 1994

Schilling, O., Reichtum und Eigentum in der altkirchlichen Literatur. Ein Beitrag zur sozialen Frage, 1908

Schimmelpfennig, B., Die Anfänge des Heiligen Jahres von Santiago de Compostela im Mittelalter, in: Journal of Med. Hist. 4, 1978

Schimmelpfennig, B., Römische Ablaßfälschungen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (MGH Schr. 33, V), 1988

Schirmer-Imhoff, R., Der Prozeß Jeanne d'Arc. Akten und Protokolle, 1431. 1456, 1961

Schlaich, K., Martin Luther und das Recht, in: Schäferdiek, K. (Hg.), Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985

Schlemmer, K., Die Benediktineradelsabtei Weißenohe (bis 1556), in: ZBK, 1973

Schlesinger, W., Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter, 2 Bde., 1962

Schmid, K., Die Mönchsgemeinschaft von Fulda als sozialgeschichtliches Problem, in: FMASt, 1970
Schmid, K., Personenforschung und Namenforschung am Beispiel der Klostergemeinschaft von Fulda, in: FMASt, 1971
Schmidt, R., Friedrich III. 1440–1493 in: Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A. 1991
Schmitz, H. J., Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Nach handschriftlichen Quellen dargestellt, 1883
Schmölzer, H., Hexenverfolgung, in: Holl (Hg.), Die Ketzer, 1994
Schnitzer, J., Peter Delfin, General des Camaldulenserordens (1444–1525), 1926
Schnürer, G., Kirche und Kultur im Mittelalter, 3 Bde., 2. A. 1927/1929
Schöffel, J. B., Kirchengeschichte Hamburgs, Erster Band: Die Hamburgische Kirche im Zeichen der Mission und im Glanze der erzbischöflichen Würde, 1929
Schopen, E., Geschichte des Judentums im Abendland, 1961
Schormann, G., Hexenprozesse in Deutschland, 3. durchgesehene A., 1996
Schorn-Schütte, L., Karl V. Kaiser zwischen Mittelalter und Neuzeit, 2. A., 2000
Schott, E., Die theologische Bedeutung der 95 Thesen, in: Stern/Steinmetz (Hg.), 450 Jahre Reformation, 1967
Schreiner, S., Was Luther vom Judentum wissen konnte, in: Kremers (Hg.), Die Juden und Martin Luther – Martin Luther und die Juden, 1985
Schremmer, E., Die Wirtschaft Bayerns, 1970
Schrupp, A., Hussiten, in: Holl, A., (Hg.), Die Ketzer, 1994
Schubart, W., Christentum und Abendland, 1947
Schubert, H. v., Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, I 1917, II 1921
Schuchert, A./Schütte, H., Die Kirche in Geschichte und Gegenwart, 1970
Schulin, E., Die spanischen und portugiesischen Juden im 15. und 16. Jahrhundert. Eine Minderheit zwischen Integrationszwang und Verdrängung, in: Martin, B./ Schulin, E. (Hg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, 1981
Schulin, E., England und Schottland vom Ende des Hundertjährigen Krieges bis zum Protektorat Cromwells (1455–1660) in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Schulte, A., Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter. Studien zur Sozial-, Rechts- und Kirchengeschichte, 1910
Schulze, W., Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 1500–1648, 1987
Schunicht-Rawe, A./Lüpkes, V. (Hg.), Handbuch der Renaissance: Deutschland, Niederlande, Belgien, Österreich, 2002
Schwab/Giesen/Listl/Strätz (Hg.), Staat, Kirche, Wissenschaft in einer pluralistischen Gesellschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Mikat, 1989
Schwaiger, G., Stolgebühren und religiöses Brauchtum Bayerns im Zeitalter der Aufklärung, in: HJ, 1966
Schweizer, E., Art. Geister (Dämonen) in: RAC IX, 1976
Sebald, H., Hexen, damals – und heute? 1990
Sebald, H., Der Hexenjunge. Fallstudie eines Inquisitionsprozesses, 1992

Segl, P., Schisma, Krise, Häresie und Schwarzer Tod, in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus ..., 1997

Seibt, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, in: Schieder, Th. (Hg.), HEG II, 1987

Seibt, F., Karl IV. Ein Kaiser in Europa. 1346 bis 1378, 1994

Seibt, F, (Hg,), Jan Hus. Zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen. Vorträge des internationalen Symposions in Bayreuth vom 22. bis 26. September 1993, 1997

Seibt, F., (Hg.) Jan Hus. Zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen, (Einführung), in: Jan Hus, 1997

Seidlmayer, M., Geschichte Italiens. Vom Zusammenbruch des Römischen Reiches bis zum Ersten Weltkrieg. Mit einem Beitrag «Italien vom ersten zum zweiten Weltkrieg» von T. Schieder, 1962

Seppelt, F. X., Das Papsttum im Spätmittelalter und in der Zeit der Renaissance. Geschichte der Päpste vom Regierungsantritt Bonifaz VIII. bis zum Tode Klemens VII. (1294–1534), 1941

Seppelt, F. X., Geschichte der Päpste von den Anfängen bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts IV. Das Papsttum im Spätmittelalter und in der Renaissance von Bonifaz VIII. bis zu Klemens VII. Neu bearbeitet von Georg Schwaiger, 2. A. 1957

Seppelt, F. X./Schwaiger, G., Geschichte der Päpste. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1964

Simson, B., Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen, Bd. II 831–840, Neudruck 1969

Slicher van Bath, B. H., The Agrarian History of Western Europe, A. O. 500–1850, 1966

Smahel, F., Das Ideal einer gerechten Ordnung und sozialen Harmonie im Werk des Magisters Johannes Hus, in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus ..., 1997

Smolik, J., Hus in Mähren, in: Seibt F. (Hg.), Jan Hus ..., 1997

Sommerlad, Th., Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland. I. Bd. 1890, II. Bd. 1905

Späth, A., Luther und die Juden, 2001

Sprandel, R., Grundbesitz- und Verfassungsverhältnisse in einer merowingischen Landschaft: die Civitas Cenomannorum, in: Fleckenstein/Schmid (Hg.), Adel und Kirche, 1968

Sprenger, J./Institoris, H., Der Hexenhammer. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt, 8. Reprintauflage der Originalausgabe von 1937/38 (Zit.: Hexenhammer)

Spruyt, B. J., Das Echo von Hus und der hussitischen Bewegung in den burgundischen Niederlanden (c. 1420–ca. 1520), in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus ..., 1997

Staeck, F./Welsch, C., Ketzer, Täufer, Utopisten, 1991

Stamer, L., Kirchengeschichte der Pfalz bis zur Vollendung des Kaiserdomes in Speyer, 1936

Starke, R., Die Einkünfte der Bischöfe von Meißen im Mittelalter, T I, 1911

Steck, K. G., Luther und die Schwärmer, 1955

Steffen, S., Das Kloster Kapellendorf in Thüringen und die Burggrafen von Kirchberg, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige; Bd. 33, 1912

Stein, S., Geschichte der Juden in Schweinfurt, 1899

Stein, W., Kulturfahrplan. Die wichtigsten Daten der Kulturgeschichte von Anbeginn bis 1963, 1968

Steinbach, F., Das Frankenreich (Brandt/Meyer/Just, Handbuch der deutschen Geschichte 1,2), 1957

Steinmetz, M., Luther, Müntzer und die Bibel - Erwägungen zum Verhältnis der frühen Reformation zur Apokalyptik, in: Vogler (Hg.), Martin Luther, 2. A., 1986

Steins, A., Der ordentliche Zivilprozeß nach den Offizialstatuten. Ein Beitrag zur Geschichte des gelehrten Prozesses in Deutschland im Spätmittelalter, in: ZSSR 1973

Stern, L./Bartmuss, H. J., Deutschland in der Feudalepoche von der Wende des 5./6. Jh. bis zur Mitte des 11. Jh., 1963

Stern, L./Steinmetz, M. (Hg.), 450 Jahre Reformation, 1967

Stöhr, M., Martin Luther und die Juden, in: Kremers, (Hg.), Die Juden und Martin Luther - Martin Luther und die Juden, 1985

Stolz, O., Bauern und Landesfürst in Tirol und Vorarlberg, in: Adel und Bauern im deutschen Staat des Mittelalters, 1943

Stolz, O., Zur Entwicklungsgeschichte des Zollwesens innerhalb des alten Deutschen Reiches, in: VSWG I, 1954

Stoob, H., Kaiser Karl IV. und seine Zeit, 1990

Störmer, W., Im Karolingerreich, in: Kolb, P./Krenig, E. G. (Hg.), Unterfränkische Geschichte. Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter. Bd. I, 3. A. 1991

Stroheker, K. F., Germanentum und Spätantike, 1965

Struve, T., Lampert von Hersfeld, Persönlichkeit und Weltbild eines Geschichtsschreibers am Beginn des Investiturstreits, in: HJL 1969 u. 1970

Stupperich, R., Luthers itio spiritualis, in: ZfK 107. Bd., Heft 1, 1996

Süssmuth, H. (Hg.), Das Luther-Erbe in Deutschland – Vermittlung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, 1985

Svatoš, M., Hussens Freunde, in: Seibt, F. (Hg.): Jan Hus ..., 1997

Taddey, G., Das Kloster Heiningen von der Gründung bis zur Aufhebung, 1966

Tellenbach, G., Europa im Zeitalter der Karolinger, in: Valjavec, F. (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956

Theiner, J. A. und Theiner, A., Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Bevorwortet von Fr. Nippold, 3 Bde.,

Thompson, E. A., The Goths in Spain, 1969

Tilly, M., Martin Luther und die Juden, in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 69/2002

Tödt, H. E., Aufruhr, Krieg und Frieden, Rückfragen an Martin Luther ..., in: Süssmuth, H. (Hg.), Das Luther-Erbe in Deutschland, 1985

Tönnesmann, A., Pienza. Städtebau und Humanismus, 2. durchgesehene A., 1996
Töpfer, B., Lex Christi; Dominium und kirchliche Hierarchie bei Johannes Hus im Vergleich mit John Wyklif, in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Trüdinger, K., Luthers Briefe und Gutachten an weltliche Obrigkeiten. Zur Durchführung der Reformation, 1975
Tüchle, H., Kirchengeschichte Schwabens. I. Bd. Die Kirche Gottes im Lebensraum des schwäbisch-alamannischen Stammes, 1955
Tuchman, B., Der ferne Spiegel. Das dramatische 14. Jahrhundert, 4. A. dtv 1984
Türcke, C. (Christoph) Luthers Geniestreich: Die Rationalisierung der Magie, in: Pohl/Türcke, Heilige Hure Vernunft. Luthers nachhaltiger Zauber, 2. A. 1991
Ullmann, W., Individuum und Gesellschaft im Mittelalter, 1974
Ullmann, W., Kurze Geschichte des Papsttums im Mittelalter, 1978
Ullmann, W., Gelasius I (492—496). Das Papsttum an der Wende der Spätantike zum Mittelalter, 1981
Valentin, V., Illustrierte Weltgeschichte in zwei Bänden, 1959
Valjavec, F. (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Vehse, E., Geschichte der kleinen deutschen Höfe. Die geistlichen Höfe, 4 Bde., 1859
Vehse, O., Das Privileg Clemens' III. für San Niccolò am Tordino, in: QFIAB, 1928/29
Vincke, J., Staat und Kirche in Katalonien und Aragon während des Mittelalters, 1. Teil, 1931
Vincke, J., (Hg.), Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, 22. Bd., 1965
VITA CAROLI QUARTI, Die Autobiographie Karls IV.: herrscherliche Selbstdarstellung und politische Kampfschrift. Einführung, Übersetzung und Kommentar von Eugen Hillenbrand, 1979
Vogler, G. (Hg.), Martin Luther. Leben Werk Wirkung, 2. A., 1986
Vogler, G., Martin Luther und das Täuferreich in Münster, in: Vogler (Hg.), Martin Luther. Leben Werk Wirkung 2. A., 1986
Voigt, K., Staat und Kirche von Konstantin dem Grossen bis zum Ende der Karolingerzeit, 1965 (Neudruck der Ausgabe von 1936)
Vries, W. de, Rom und die Patriarchate des Ostens, 1963
Waas, A., Der Bauernkrieg. Die Bauern im Kampf um Gerechtigkeit 1300–1525, o. J.
Wahrmund, L., Bilder aus dem Leben der christlichen Kirche des Abendlandes, Doppelheft 3 und 4, 1923
Warkert/Stahl, Die Reformation geht weiter. Ertrag eines Jahres, 1984
Weinhold, K., Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, II, 1882
Weiss, H., Die Zisterzienserabtei Ebrach. Eine Untersuchung zur Grundherrschaft, Gerichtsherrschaft und Dorfgemeinde im fränkischen Raum, 1962
Weller, K., Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit, 1936
Wendehorst, A., Das Bistum Würzburg, Teil 2. Die Bischofsweihe von 1254 bis 1455, 1969

Werner, E., Die gesellschaftlichen Grundlagen der Klosterreform im 11. Jahrhundert, 1953
Wernisch, M., Ratio voluntatis M. Johannis Hus. Zur Rolle von Vernunft und Willen in der Lehre Hussens, in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus, 1997
Wetzer, H. J./Welte, B. (Hg.), Kirchen-Lexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften, 11 Bde. 1847–1854
Weyer, A., Die Juden in den Predigten Martin Luthers, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther, 1985
Widera, E., Der Kirchenzehnt in Deutschland zur Zeit der sächsischen Herrscher, in: Archiv für katholisches Kirchenrecht, 1930
Winter, H., Entstehung und Entwicklung des Rentenkaufs, in: MJGK, 1970
Wöhrer, F., John Wyclif, in: Holl, A. (Hg.), Die Ketzer, 1994
Woltjer, J. J., Der niederländische Bürgerkrieg und die Gründung der Republik der Vereinigten Niederlande (1555–1648), in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Wrackmeyer, A., Studien zu den Beinamen der abendländischen Könige und Fürsten bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, 1936
Young, G. F., Die Medici, 1946
Zacharias, G., Satanskult und Schwarze Messe. Ein Beitrag zur Phänomenologie der Religion, 2. A., 1970
Zander, H. C., Der Heilige und der Sünder. in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum, 1983
Zapperi, R., Die vier Frauen des Papstes. Das Leben Pauls III. zwischen Legende und Zensur, 1997
Zeeden, E. W., Martin Luther und die Reformation im Urteil des deutschen Luthertums, Bd. I: Darstellung 1950, Bd. II: Dokumente 1952
Zeeden, E. W., Die Entstehung der Konfessionen. Grundlagen und Formen der Konfessionsbildung im Zeitalter der Glaubenskämpfe, 1965
Zeeden, E. W., Deutschland von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Westfälischen Frieden (1648), in: HEG Bd. III 4. A., 1994
Zimmerling, D., Der deutsche Ritterorden, 4. A., 1994
Zimmermann, G., Ordensleben und Lebensstandard, 1973
Zimmermann, G., Die Antwort der Reformatoren auf die Zehntenfrage. Eine Analyse des Zusammenhangs von Reformation und Bauernkrieg, 1982
Zimmermann, H., Papstabsetzungen des Mittelalters, 1968
Zöckler, O., Askese und Mönchtum. 2. und gänzlich neubearbeitete und stark vermehrte Auflage der «Kritischen Geschichte der Askese», 1. und 2. Band, 1897
Zöllner, W., Luther als Hochschullehrer an der Universität Wittenberg, in: Vogler (Hg.), Martin Luther, 2. A., 1986
Zöllner, W., Geschichte der Kreuzzüge, 1990
Zoepfl, F., Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter, 1955
Zoepfl, F., Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Reformationsjahrhundert, 1969
Zorn, W., Augsburg. Geschichte einer europäischen Stadt. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 4. A., 2001

ABKÜRZUNGEN

von Quellen, wissenschaftlichen Zeitschriften und Nachschlagewerken

Adam v. Brem. Gesta Hamm.: Adam von Bremen, Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum

Ammian.: Ammianus Marcellinus, Res gestae

Ann. Fuld.: Annales Fuldenses

Ann. Lauresh.: Annales Laureshamenses

Ann. Mosell.: Annales Mosellani

Ann. Quedlinb.: Annales Quedlinburgenses

Ann. Xant.: Annales Xantenses

Athan. c. gent.: Athanasius, oratio contra gentes

August. civ. dei.: Augustinus, de civitate Dei

August. c. Faust.: contra Faustum Manichaeum libri triginta tres

August. c. Jul.: contra Julianum haeresis Pelagianae defensorem libri sex

August. de div. daem.: de divinatione daemonum

August. de doctr. christ.: de doctrina christiana

August. ep.: Briefe (PL 33)

August. en. in ps.: Enarrationes in psalmos

Bonif. ep.: Bonifatius, Briefe

Caesar. Arel. serm.: Caesarius von Arles, sermones

Canon. Apost.: Canones Apostolorum

Chron. Mogunt.: Chronik von Mainz

Chrysost.: Johannes Chrysostomos

Chrysost. hom.: Homilien

Cyrill. Hieros. catech.: Cyrill von Jerusalem, 24 Katechesen

DAEM: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters

EA: Erlanger Ausgabe der Luther-Werke

FMASt: Frühmittelalterliche Studien, Berlin 1967 ff.

Gerh. v. Reichersb., de investig. Antichr.: Gerho(c)h von Reichersberg, de investigatione Antichristi

Gerh. v. Reichersberg, de aedif. Dei: Opusculum de aedificio Dei

Gesta Alb.: Gesta Alberonis

Helm. Chron. Slav.: Helmold von Bosau, Chronica Slavorum

HEG: Handbuch der europäischen Geschichte, hg. v. Th. Schieder

HJL: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Marburg 1951 ff.

HJ: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Münster, München, Freiburg 1880 ff.

HKG: Handbuch der Kirchengeschichte, hg. v. H. Jedin, 6 Bde.

HVB: Historischer Verein Bamberg

HZ: Historische Zeitschrift, München 1859 ff.

JbAC:. Jahrbuch für Antike und Christentum, Münster 1958 ff.

Kyrill Jerus. s. Cyrill. Hieros.

Leander, lib. de instit. virg.: Leander, Liber de institutione virginum et contemptu mundi

Lex Alam.: Lex Alamannorum

Lex Baiuv.: Lex Baiuvariorum

Lex Rib.: Lex Ribuaria

LMA: Lexikon des Mittelalters, 9 Bde., München, Zürich 1980/1998

LThK: Lexikon für Theologie und Kirche, 11 Bde. Freiburg, Basel, Rom, Wien. 3. völlig neu bearbeitete Auflage 1993/2001

LW: Luthers Werke in Auswahl, 8 Bde. Unter Mitwirkung von Albert Leitzmann, hg. von O. Clemen. Fünfte verb. Aufl. Berlin 1959/1962

MGH: Monumenta Germaniae historica 1826 ff.

Mos.: 5 Bücher Mosis (Pentateuch)

PL: J.-P. Migne, Patrologiae cursus completus ... series latina

Paenit. Cumm.: Paenitentiale Cummeani

Paen. Valic.: Paenitentiale Vallicellianum

QFIAB: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken. Rom 1897 ff.

RAC: Reallexikon für Antike und Christentum. Sachwörterbuch zur Auseinandersetzung des Christentums mit der antiken Welt, hg. v. Th. Klausner, Stuttg. 1950 ff.

RGAK: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, hg. v. J. Hoops, 4 Bde. Straßburg 1911/1918

RQ: Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Freiburg 1887 ff.

1., 2. Sam.: Die Samuelbücher

Spec.: Speculum. A Journal of Medieval Studies, Cambridge, Mass, 1926 ff.

Syn.: Synode

Syn. Elv.: Elvira

Syn. Mac.: Macon

Syn. Mer.: Merida

Syn. Olm.: Olmütz

Syn. Pav.: Pavia

Syn. Salam.: Salamanca

Syn. Tol.: Toledo

Syn. Val.: Valence

Syn Vallad.: Valladolid

Tert. ad uxor.: Tertullian, ad uxorem

Tert. cor.: de corona militis

Theodor. h. e.: Theodoret von Cyrus (Kyrrhos), Kirchengeschichte

Thom. S. theol.: Thomas von Aquin, Summa theologiae

TQ.: Theologische Quartalschrift, Tübingen 1849 ff.

VSWG.:Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Wiesbaden u.a. 1903 ff.

Vita Ben.: Vita Bennonis

Vita Eig.: Vita Eigilis

WA: Weimarer Ausgabe. Kritische Gesamtausgabe der Werke Martin Luthers, Weimar, 1883 ff.

ZBK: Zeitschrift für Bayerische Kirchengeschichte, München u.a. 1926 ff.

ZKG: Zeitschrift für Kirchengeschichte 1876 ff.

ZKTh: Zeitschrift für Katholische Theologie, Wien u.a., 1876/1943, 1947 ff.

ZOF: Zeitschrift für Ostforschung. Länder und Völker im östlichen Mitteleuropa, Marburg 1952 ff.

ZRG: Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Weimar 1861/1878, fortges. als Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte mit einer Germanischen, einer Romanischen und einer Kanonistischen Abteilung

REGISTER

Das folgende Register umfaßt alle im vorliegenden Band 8 enthaltenen Namen von Personen, auch von fiktiven, legendären oder gefälschten, sowie die Namen aller mehr oder minder fingierten oder mythischen Gestalten aus alten Literaturen oder anderen Traditionen. Da sämtliche Zitate buchstabengetreu aus den Quellen übernommen wurden, kommen etliche Namen in verschiedenen Schreibweisen vor. Zur Erleichterung der Suche wurde in bestimmten Fällen ein und dieselbe Person mit mehreren Namensvarianten in das Register aufgenommen. Auf Querverweise wird weitgehend verzichtet, um dem Benutzer Unbequemlichkeiten zu ersparen. Vornamen, Titel, Ränge, Verwandtschaftsverhältnisse, Zeitangaben ergänzen pragmatisch, nicht systematisch, das Stichwort, damit der Leser nicht unnötig nachschlägt. In der Regel werden Nebenfiguren genauer charakterisiert als die bekannteren Personen.

Erstellt wurde das Register von Hubert Mania, Braunschweig.

ÜBER DEN AUTOR

Karl Heinrich Leopold Deschner wurde am 23. Mai 1924 in Bamberg geboren. Sein Vater Karl, Förster und Fischzüchter, katholisch, entstammte ärmsten Verhältnissen. Seine Mutter Margareta Karoline, geb. Reischböck, protestantisch, wuchs in den Schlössern ihres Vaters in Franken und Niederbayern auf. Sie konvertierte später zum Katholizismus.

Karlheinz Deschner, das älteste von drei Kindern, ging zur Grundschule in Trossenfurt (Steigerwald) von 1929 bis 1933, danach in das Franziskanerseminar Dettelbach am Main, wo er zunächst extern bei der Familie seines Tauf- und Firmpaten, des Geistlichen Rats Leopold Baumann, wohnte, dann im Franziskanerkloster. Von 1934 bis 1942 besuchte er in Bamberg das Alte, Neue und Deutsche Gymnasium als Internatsschüler bei Karmelitern und Englischen Fräulein. Im März 1942 bestand er die Reifeprüfung. Wie seine ganze Klasse meldete er sich sofort als Kriegsfreiwilliger und war – mehrmals verwundet – bis zur Kapitulation Soldat, zuletzt Fallschirmjäger.

Zunächst fernimmatrikuliert als Student der Forstwissenschaften an der Universität München, hörte Deschner 1946/47 an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Bamberg juristische, theologische, philosophische und psychologische Vorlesungen. Von 1947 bis 1951 studierte er an der Universität Würzburg Neue deutsche Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte und promovierte 1951 mit einer Arbeit über «Lenaus Lyrik als Ausdruck metaphysischer Verzweiflung» zum Dr. phil. Einer im selben Jahr geschlossenen Ehe mit Elfi Tuch entstammen drei Kinder, Katja (1951), Bärbel (1958) und Thomas (1959 bis 1984).

Von 1924 bis 1964 lebte Deschner auf einem früheren Jagdsitz der Würzburger Fürstbischöfe in Tretzendorf (Steigerwald), dann zwei Jahre im Landhaus eines Freundes in Fischbrunn (Hersbrucker Schweiz). Seitdem wohnt er in Haßfurt am Main.

Karlheinz Deschner hat Romane, Literaturkritik, Essays, Aphorismen, vor allem aber religions- und kirchenkritische Geschichtswerke veröffentlicht. Auf über zweitausend Vortragsveranstaltungen hat Deschner im Laufe der Jahre sein Publikum fasziniert und provoziert.

1971 stand er in Nürnberg «wegen Kirchenbeschimpfung» vor Gericht.

Seit 1970 arbeitet Deschner an seiner großangelegten «Kriminalgeschichte des Christentums». Da es für so unruhige und beunruhigende Geister wie ihn keine Posten, Beamtenstellen, Forschungsstipendien, Ehrensolde, Stiftungsgelder gibt, war ihm die ungeheure Forschungsarbeit und Darstellungsleistung nur möglich dank der selbstlosen Hilfe einiger Freunde und Leser, vor allem dank der Förderung durch seinen großherzigen Freund und Mäzen Alfred Schwarz, der das Erscheinen des ersten Bandes im September 1986 noch mitgefeiert, den zweiten Band aber nicht mehr miterlebt hat, seither des deutschen Unternehmers Herbert Steffen.

Im Sommersemester 1987 nahm Deschner an der Universität Münster einen Lehrauftrag wahr zum Thema «Kriminalgeschichte des Christentums».

Für sein aufklärerisches Engagement und für sein literarisches Werk wurde Karlheinz Deschner 1988 – nach Koeppen, Wollschläger, Rühmkorf – mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet, im Juni 1993 – nach Walter Jens, Dieter Hildebrandt, Gerhard Zwerenz, Robert Jungk – mit dem Alternativen Büchnerpreis und im Juli 1993 – nach Sacharow und Dubček – als erster Deutscher mit dem International Humanist Award. Im September 2001 erhielt Deschner den Erwin-Fischer-Preis des Internationalen Bundes der Konfessionslosen und Atheisten, im November 2001 den Ludwig-Feuerbach-Preis des Bundes für Geistesfreiheit, Augsburg.

Um die «Kriminalgeschichte des Christenums» geht es – pro und contra – in dem 70minütigen Videofilm von Ricarda Hinz und Jacques Tilly mit dem Titel «Die haßerfüllten Augen des Herrn Deschner». Zu beziehen über: Humanistischer Verband Deutschlands, Wallstraße 61–65, 10179 Berlin.

DAS LITERARISCHE WERK KARLHEINZ DESCHNERS

Die Buchveröffentlichungen in zeitlicher Reihenfolge:

1956 Die Nacht steht um mein Haus. Roman
1957 *Was halten Sie vom Christentum?* 18 Antworten auf eine Umfrage
1957 Kitsch, Konvention und Kunst. Eine literarische Streitschrift
1958 Florenz ohne Sonne. Roman
1962 Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII.
1964 Talente, Dichter, Dilettanten. Überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart
1965 Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić
1966 *Jesusbilder in theologischer Sicht*
1966 *Das Jahrhundert der Barbarei*
1968 *Wer lehrt an deutschen Universitäten?*
1968 Kirche und Faschismus
1969 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 1*
1970 *Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin*
1970 *Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben*
1971 Der manipulierte Glaube. Eine Kritik der christlichen Dogmen
1971 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 2*
1974 Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums
1974 Kirche des Un-Heils. Argumente um Konsequenzen zu ziehen
1977 *Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin*
1981 Ein Papst reist zum Tatort. Flugschrift
1982 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 1
1983 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 2
1985 Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen
1986 Die beleidigte Kirche oder Wer stört den öffentlichen Frieden? Gutachten im Bochumer § 166-Prozeß
1986 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 1: Die Frühzeit – Von den Ursprüngen im Alten Testament bis zum Tod des heiligen Augustinus
1987 Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn
1988 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 2: Die Spätantike – Von den katholischen «Kinderkaisern» bis zur Ausrottung der arianischen Wandalen und Ostgoten unter Justinian I.

1989 Dornröschenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens
1990 Woran ich glaube
1990 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 3: Die Alte Kirche – Fälschung, Verdummung, Ausbeutung, Vernichtung
1991 Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert
1991 Der Anti-Katechismus. 200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt (mit Horst Herrmann)
1992 Der Moloch. Zur Amerikanisierung der Welt
1994 Die Vertreter Gottes. Eine Geschichte der Päpste im 20. Jahrhundert
1994 Ärgernisse. Aphorismen
1994 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 4: Frühmittelalter – Von König Chlodwig I. (um 500) bis zum Tode Karls «des Großen» (814)
1994 Was ich denke
1995 Weltkrieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan (mit Milan Petrović)
1997 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 5: 9. und 10. Jahrhundert – Von Ludwig dem Frommen (814) bis zum Tode Ottos III. (1002)
1997 Oben ohne. Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt. Zweiundzwanzig Attacken, Repliken und andere starke Stücke
1998 Die Rhön. Heidnisches und Heiliges einer einsamen Landschaft
1998 Für einen Bissen Fleisch. Das schwärzeste aller Verbrechen
1999 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 6: 11. und 12. Jahrhundert – Von Kaiser Heinrich II., dem «Heiligen» (1002) bis zum Ende des Dritten Kreuzzugs (1192)
1999 Zwischen Kniefall und Verdammung. Robert Mächler – Ein gläubiger Atheist
1999 Memento! Kleiner Denkzettel zum «Großen Bußakt» des Papstes im Heiligen Jahr 2000
2002 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 7: Das 13. und 14. Jahrhundert – Von Kaiser Heinrich VI. (1190) zu Kaiser Ludwig IV. dem Bayern († 1347)
2003 Mörder machen Geschichte. Aphorismen
2003 Musik des Vergessens. Über Landschaft, Leben und Tod im Hauptwerk Hans Henny Jahnns
2004 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 8: Das 15. und 16. Jahrhundert – Vom Exil der Päpste in Avignon bis zum Augsburger Religionsfrieden

Bücher Karlheinz Deschners wurden und werden übersetzt ins Arabische, Chinesische, Englische, Französische, Griechische, Italienische, Niederländische, Norwegische, Polnische, Russische, Serbokroatische, Spanische.

ro
ro
ro

«Der kenntnisreichste unter den Advocati Diaboli.» (FAZ)

Karlheinz Deschners Ermittlungen beginnen im 14. Jahrhundert mit Clemens IV. in Avignon, einem Vorläufer der berüchtigten Renaissancepäpste. Diese Stellvertreter Gottes, korrupt und geil, verschwenderisch und genußgierig, agierten als allerhöchste Schmarotzer an der Spitze einer moralisch verkommenen Hierarchie geweihter Männer ihresgleichen. Im Großen Abendländischen Schisma (1378 bis 1453) bekämpfen einander gleich drei (Gegen-)Päpste dieser Sorte mit Waffengewalt. In allerchristlichster Nächstenliebe zerfleischen sich die Großmächte Frankreich und England im Hundertjährigen Krieg (1338 bis 1453), während im östlichen Mitteleuropa die Deutschordensritter unter den bereits christianisierten Slawen wüten. Das schamlose Treiben der römischen Kamarilla schrie förmlich nach einem Regimewechsel. Mit Männern wie John Wycliff, Jan Hus und Martin Luther kommt die innerchristliche Opposition zu Wort. Doch die Reformation führt nirgendwo zur Revolution, vielmehr verhindert sie den Kollaps des Papsttums. Jetzt wird die Verfolgung von «Ketzern», Hexen und Juden nur noch fanatischer. Das längste Kapitel widmet Deschner dem Leiden der Landbevölkerung, die seit Anfang des Mittelalters bis weit in die Neuzeit gleichermaßen von Adel und Klerus ausgesaugt und gequält wird.

www.rororo.de

ISBN-13: 978-3-499-61670-9
ISBN-10: 3-499-61670-X
€ 12.90 (D)

9 783499 616709